Historische Darstellungen und Charakteristiken,

für Schule und Haus

gesammelt und bearbeitet

von

Prof. Wilhelm Pütz.

Zweite, umgearbeitete Auflage.

Erster Band.

Die Geschichte des Alterthums.

Köln, 1873.

Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Druck von M. DuMont-Schauberg in Köln.

Die

Geschichte des Alterthums

in abgerundeten Gemälden,

für Schule und Haus gesammelt und bearbeitet

von

Prof. Wilhelm Pütz.

Zweite, umgearbeitete Auflage.

Köln, 1873.
Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Druck von M. DuMont-Schauberg in Köln.

Vorwort.

Die vorliegende Sammlung von historischen Gemälden, welche um so eher ausschließlich deutschen Werken entnommen werden konnte, als in unserm Jahrhundert die deutsche Nation in fruchtbarer Bearbeitung der eigenen wie der fremden Geschichte von keiner andern übertroffen wird, hat zunächst die Bestimmung eines Commentars zu dem vom Herausgeber verfaßten „Grundriß der Geographie und Geschichte" (für obere Klassen, 14. Auflage 1873, für mittlere Klassen, 15. Auflage 1873), an welchen sie sich durch Plan und Anordnung enge anschließt. Um diesem Zwecke zu entsprechen, besteht das Ganze keineswegs, wie vielleicht aus dem Haupttitel und aus der Beschaffenheit ähnlicher Sammlungen vermuthet werden könnte, aus einer Reihe einzelner, abgerissener Aufsätze ohne innern Zusammenhang, sondern enthält eine organisch gegliederte Darstellung aller Hauptbegebenheiten der allgemeinen Weltgeschichte, mit besonderer Rücksicht auf die Religions- und Staatsverfassung, zum Theil auch auf Kunst, Wissenschaft und Handel (die bald in besonderen Abschnitten, bald gelegentlich an passenden Stellen behandelt sind) und in Verbindung mit Charakterzeichnungen der hervorragendsten Persönlichkeiten. Um aber einen solchen Zusammenhang herzustellen und innerhalb enger Grenzen einen gewissen Grad der Vollständigkeit zu erzielen, bestand die Aufgabe des Herausgebers nicht bloß in der Auswahl solcher Abschnitte, die wissenschaftlichen Werth mit klarer und zugleich anziehender Darstellung möglichst vereinigen, sondern zum größern Theile in der Redaction derselben und besonders in der Reduction auf einen einheitlichen Maßstab des Umfangs durch Ausscheidung alles Entbehrlichen, durch Zusammenziehung größerer Ausführungen in eine abkürzende, anknüpfende oder abrundende Fassung. Damit der Inhalt dem heutigen Standpunkte der historischen Forschungen, in so weit diese allgemeinere

Anerkennung gefunden haben, entspreche, durfte sich die Auswahl nicht auf die Hauptwerke beschränken, die ohnehin gerade bei der Geschichte des Alterthums leider mehrfach unvollendet geblieben sind (wie Niebuhr's und Schwegler's römische Geschichte, Heeren's Ideen, Fr. v. Raumer's Vorlesungen, Loebell's Umrisse, M. Duncker's Geschichte des Alterthums) oder doch erst der Vollendung entgegensehen (wie Curtius' griechische Geschichte, Mommsen's römische Geschichte, Ihne's römische Geschichte), sondern es wurde vielmehr von dem großen Reichthum unserer Litteratur an Specialwerken über die Geschichte einzelner Völker und an trefflichen Monographieen über einzelne Personen und Ereignisse ein um so ausgedehnterer Gebrauch gemacht, je weniger vorausgesetzt werden kann, daß diese beiden Gattungen historischer Arbeiten in den Händen vieler Lehrer dieses Faches sein werden.

Doch nicht bloß für den Vortrag des Lehrers, dem die meisten Abschnitte nach Umfang und Fassung ohne Weiteres zu Grunde gelegt werden können, soll die gegenwärtige Sammlung bestimmt sein, sondern sie bezweckt, auch dem Schüler ein geeignetes Hülfsmittel zur Ergänzung, Belebung und Wiederholung des Unterrichts darzubieten, und namentlich auch den Schülerbibliotheken höherer Lehranstalten einen Ersatz zu leisten für den schon aus pädagogischen Rücksichten vorhandenen Mangel an Hauptwerken; deßhalb ist hier, wie in des Herausgebers, gleichzeitig in zweiter Auflage erscheinenden, „Charakteristiken zur vergleichenden Erd- und Völkerkunde", alles dasjenige ferngehalten, was in religiöser, sittlicher und politischer Beziehung irgend Bedenken erregen könnte und was die frühzeitige Lectüre mancher größeren Werke, abgesehen von ihrer zu wissenschaftlichen Fassung, nicht rathsam macht.

Möge das freundliche Wohlwollen, welches den historisch-geographischen Lehrbüchern des Herausgebers im In- und Auslande in so ungewöhnlichem Maße zu Theil geworden ist, sich auch auf die den bezeichneten doppelten Zweck verfolgenden Commentare zu denselben ausdehnen!

Ueberſicht des Inhalts.*)

Erſtes Buch.

Der Orient.

A. Die ſemitiſchen Culturvölker im weſtlichen Aſien.

*) Die mit * bezeichneten Aufſätze ſind vom Herausgeber nach den angegebenen Autoren bearbeitet.

B. Die arischen Culturvölker Asiens.

Seite

IV. Die Inder.

V. Die Baktrer und Meder.

VI. Die Perser.

C. Die Culturvölker Africa's.

VII. Die Aegyptier.

VIII. Die Carthager.

Zweites Buch.

Die Culturvölker Europa's.

IX. Die Griechen.

X. Die macedonischen Reiche.

XI. Die Römer.

Erstes Buch: Der Orient.

A. Die semitischen Culturvölker im westlichen Asien.

1. Die Semiten im Vergleich zu den Indogermanen.

(Nach Christian Lassen, indische Alterthumskunde mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Die Semiten und die Indogermanen sind von allen Völkerstämmen ohne Zweifel die am höchsten begabten; beide haben außer sich selbst den meisten übrigen Völkern ihre Bildung zugeführt; sie übertreffen alle anderen in der Entdeckung der nützlichen Künste, der Einrichtung des gesetzlichen Staates, der Vervollkommnung der gesellschaftlichen Zustände, in der Schöpfung und Ausbildung der Wissenschaften, in der Hervorbringung der herrlichsten Werke in jeder schönen Kunst. Sie stehen sich bei diesen Leistungen nicht gleich, sondern wir müssen unter den kaukasischen Völkern den Indogermanen entschieden die Palme zuerkennen. Die Semiten besitzen nicht das harmonische Gleichmaß aller Seelenkräfte, durch welche die Indogermanen hervorragen. Das Gemüth und mit ihm die Leidenschaft, die besondere Persönlichkeit mit energischem Willen und scharfem Verstande waltet bei dem Semiten vor; er kann die Beziehung der Welt zum Menschen überhaupt von der zu dem eigenen Ich nicht trennen; er kann den Gedanken nicht in reiner Objectivität dem Geiste vorstellen; seine Anschauungsweise ist subjectiv und egoistisch; seine Poesie ist lyrisch, daher subjectiv; es spricht das Gemüth seine Freude und seinen Schmerz, seine Liebe und seinen Haß, seine Bewunderung und Verachtung aus; so in den großen Sammlungen arabischer Gedichte. Das Epos, bei dem das Ich des Dichters vor dem Gegenstand zurücktritt, gelingt ihm nicht, noch weniger das Drama, welches eine noch vollständigere Abstreifung der eigenen Persönlichkeit bei dem Dichter erfordert. Die indogermanischen Völker besitzen neben der lyrischen auch die anderen Gattungen der Poesie; bei ihnen allein kommt ein nationales Drama vor, sie haben allein die großen Heldengedichte hervorgebracht, welche die von der Sage überlieferten großen Thaten des Alterthums in verherrlichter Gestalt wiederspiegeln, die ganze Weltanschauung eines Volksgeistes uns vorführen und als das Ergebniß der dichterischen Arbeit des gesammten Volkes dastehen. Von den übrigen schönen Künsten liebt der Semite am meisten die Musik, die der unmittelbarste Ausdruck des Gemüthes ist und die leidenschaftliche Stimmung am heftigsten aufregt. Die großen Schöpfungen der Sculptur

und Malerei gehören nur den indogermanischen Völkern und unter diesen nur einzelnen an, eben so die Forschungen der Philosophie, mit der sich zwar auch die Araber beschäftigt haben, aber in gänzlicher Abhängigkeit von den Griechen.

Die culturhistorische Bedeutung der Semiten beruht auf der Religion; denn die monotheistischen Religionen, das Judenthum, das Christenthum und der Islam, sind alle drei semitischen Ursprungs. Bei den unvermischten Semiten (Israeliten, Arabern) findet sich vorzugsweise der Begriff der unmittelbaren göttlichen Offenbarung und der Vermittlung der göttlichen Befehle durch irdische Diener. Ihre Religion ist ausschließend; Jehovah ist nur der Gott der Hebräer, die ihn allein erkennen, alle anderen Götter sind absolut falsch, und wenn auch Allah nicht allein der Araber Gott sein will, sondern sich die ganze Welt unterwerfen soll, so bestreitet er doch allen anderen Göttern jedes Moment der Wahrheit, man kann ihm nur wahrhaft dienen in der ausschließlichen Form, daß Muhammed sein Prophet ist. Ihrer Lehre nach mußten die Semiten intolerant und zum Fanatismus wie zur starren Anhänglichkeit an ihr religiöses Gesetz geneigt sein, und in der That tritt der religiöse Enthusiasmus bei ihnen am stärksten auf. Gewaltsame Bekehrungssucht ist vor dem Auftreten des Islam unbekannt; die alten Völker sind überhaupt tolerant, sie lassen fremde Götter als solche neben den ihrigen gelten und erkennen gern den übereinstimmenden Inhalt in der verschiedenen Form an. Dieses tritt am deutlichsten bei den indogermanischen Völkern hervor, bei den Römern und Griechen ist es bekannt genug, aber auch die Perser — nur Cambyses macht in Aegypten eine Ausnahme — ließen alle Religionen in ihrem Reiche ungestört, und die Brahmanen traten erst gewaltsam gegen die Buddhisten auf, als ihr eigenes Bestehen gefährdet ward. Diese Toleranz entspringt aus einer größern Freiheit des Gedankens, der sich nicht an die Form ausschließlich bindet.

Ohne diese Betrachtung hier erschöpfen zu wollen, berühren wir noch die äußere Thätigkeit der zwei großen Völkerfamilien. Die Eigenschaften des semitischen Geistes, das leidenschaftliche Gemüth, der hartnäckige Wille, der feste Glaube an ausschließliche Berechtigung, das ganze egoistische Wesen mußte seine Besitzer für große und kühne Thaten im höchsten Grade tüchtig machen. Ein kühner Unternehmungsgeist, ein energischer, ausdauernder Muth, große Gewandtheit und ein feiner Verstand, günstige Umstände um bei Fremden vorgefundene Hülfsmittel zu benutzen, zeichnen zuerst die Phönizier, später die Araber aus, und sie können sich als Krieger, Seefahrer und unternehmende Handelsleute den indogermanischen Völkern nicht nur gleichstellen, sondern sind zum Theil ihren Zeitgenossen unter diesen überlegen und Vorgänger gewesen. In ihrem Ringen mit den Indogermanen um die Herrschaft der Welt sind sie unterlegen. Diese sind noch im gewaltigen Fortschritte begriffen; sie umfassen mit ihrer rastlosen Thätigkeit Beides: die

äußere Welt und das Reich des Geistes; ihr Streben ist auf die Beherrschung der ganzen Erde gerichtet. Es waltet unter ihren einzelnen Gliedern die größte Mannigfaltigkeit, je nachdem ihre Wohnsitze und ihre historischen Schicksale verschieden sind.

I. Die Israeliten.

2. Uebersicht der Geschichte der Israeliten von Abraham bis zu Moses' Tode.

(Nach J. M. Augustin Scholz, Handbuch der biblischen Archäologie.)

Die Geschichte bezeichnet uns die Familie Abraham's, eines Nachkommen Sem's im zehnten Geschlecht, als diejenige, in welcher sich bei der fast allgemeinen Ausartung der Noachiden die Erkenntniß und Verehrung des einzig wahren Gottes durch dessen besondere Fügung erhalten hat, und die meisten erzählten Begebenheiten sind eben so viele Beweise des Wohlwollens, womit Gott diese Familie vor allen übrigen Stämmen ausgezeichnet zu haben scheint. Die Auswanderung Abraham's aus Ur in Chaldäa ins Land Kanaan geschah auf göttlichen Befehl, und wenn dieses der Mittelpunct seiner ferneren Wanderungen im südwestlichen Asien und in das nordöstliche Africa (Aegypten) wird, so hat dies seinen Grund in der wiederholten Weissagung: es sei dieses Land zum Besitzthum seiner Nachkommenschaft bestimmt. Da aber zu einer solchen, wegen der Unfruchtbarkeit der Sara, keine Aussicht vorhanden war, so zeugte er, auf ihre Veranlassung, mit ihrer Sclavin Hagar den Ismael. Indeß wurde er bei einer neuen göttlichen Erscheinung belehrt, daß die gegebene Verheißung nicht durch Ismael, sondern durch einen ihm von der Sara zu gebärenden Sohn in Erfüllung gehen solle. Abraham ward nun um die Zeit, als das Thal Siddim ins todte Meer verwandelt ward und der gerettete Lot durch seine beiden Töchter der Stammvater zweier Völker, der Moabiter und Ammoniter, wurde, auch Vater eines Sohnes von seiner Frau Sara, ein Jahr nach erhaltener Verheißung, und dieser erhielt den Namen Isaak. Den Knaben sollte er auf Befehl Gottes, der sein Vertrauen und seinen Gehorsam prüfen wollte, zum Opfer darbringen; aber als er eben im Begriffe war, bereitwillig den Befehl zu vollziehen, wurde er von Gott daran verhindert. Nach einiger Zeit verheirathete er den Isaak mit Rebekka und ernannte ihn zum alleinigen rechtmäßigen Erben seines ganzen Besitzthums, wogegen er seinen Sohn Ismael mit dessen Mutter ganz verstoßen hatte. Auch die Ehe Isaak's war Anfangs unfruchtbar, indem erst nach zwanzig Jahren ihm die Zwillinge Esau und Jakob geboren wurden. Der die Jagd liebende Esau tritt seinem Bruder Jakob, welcher die Viehzucht und das Familienleben vorzog, sein Erstgeburtsrecht ab und verliert es mit

1*

dem väterlichen Segen an diesen Liebling der Rebekka, durch deren Mitwirkung, obgleich es von Isaak seinem ältern Sohne zugedacht war. Nachdem Jakob, welcher den Namen Israel von Gott erhielt und dadurch die Veranlassung wurde zur Bezeichnung seiner Nachkommen mit dem Namen Israeliten, sich in Mesopotamien bei seinem Vetter Laban mit dessen zwei Töchtern Lea und Rahel verheirathet hatte, und mit einer zahlreichen Familie gesegnet worden war, kehrte er ins Land Kanaan zurück und setzte daselbst mit seinen zwölf Söhnen das Nomadenleben fort. Einer seiner Söhne, sein Liebling, Joseph, wurde von dessen Brüdern aus Neid an ismaelitische Kaufleute verkauft und von diesen nach Aegypten gebracht, wo er nach verschiedenen, zum Theil traurigen Schicksalen zu den höchsten Ehrenstellen des Reichs durch göttliche Fügung gelangte. Bei einer großen Hungersnoth kam auch Jakob mit seiner ganzen Familie nach Aegypten, welches zwar dieselbe Plage drückte, wo aber durch Joseph's Vorsichtsmaßregeln in den früheren fruchtbaren Jahren Getreidemagazine angelegt worden waren; er erhielt daselbst das an der östlichen Grenze von Unterägypten gelegene Land Gosen zur Wohnung, ohne jedoch auf das gelobte Land zu verzichten. Im Gegentheil vertheilte Jakob dasselbe unter seine zwölf Söhne, jedoch so, daß die beiden Söhne Joseph's, Ephraim und Manasse, jenen gleichgestellt wurden, und daß es nach der Gesammtzahl der Stämme, aus denen das Volk Israel von nun an bestand, getheilt ward.

Anfangs ging es den Israeliten in Aegypten sehr gut; man behandelte sie aus Dankbarkeit und Achtung gegen Joseph auch nach dessen Tode noch gut und sie vermehrten sich außerordentlich in ihrem fruchtbaren Weidelande. Aber als das Andenken an die Wohlthaten Joseph's erloschen war und der zu einem großen Volke herangewachsene Hirtenstamm, der als solcher durch seine Religion und durch seine Gebräuche den Aegyptiern immer entfremdet blieb, Besorgnisse einflößte, wurde er sehr bedrückt, zur Aufführung riesenhafter Bauwerke benutzt, als wäre er in der Sclaverei, und sie hätten ihn ganz ausgerottet, wenn nicht göttliche Hülfe eingetreten wäre. Gott erweckte demselben in Moses einen Erretter und zugleich einen Gesetzgeber. Dessen Geburt fiel in die Zeit, da der Pharao die große Vermehrung des hebräischen Volkes in seinem Lande durch die Ersäufung aller neugeborenen Knaben zu hemmen befahl. Um diesem harten Schicksale ihren Säugling zu entreißen, verbargen ihn seine Eltern drei Monate in ihrem Hause. Da er aber doch unmöglich der Aufmerksamkeit der wachsamen Aegyptier entgehen konnte, so legte seine Mutter ihn in ein Schiffchen von Papyrus, das gegen das Eindringen des Wassers durch Asphalt verwahrt war, und setzte es an einen Ort am Nil, wohin die ägyptische Prinzessin ins Bad zu gehen pflegte. Die Hoffnung der Eltern ward erfüllt, das Kind gerettet, einer hebräischen Amme, seiner Mutter, übergeben und von der Prinzessin an Kindes Statt angenommen. Am ägyptischen Hofe erhielt Moses eine gelehrte Erziehung. Als er die Frohnarbeiten

seines Volkes sah und wie ein strenger Aufseher einen Israeliten schlug, tödtete er den Aegyptier und floh nach Arabien. Hier ward er vom Stamme der Midianiter gut aufgenommen, bis er auf eine außerordentliche Weise den Ruf erhielt, sein Volk, das bereits an 600,000 Männer außer den Frauen und Kindern zählte, aus der ägyptischen Sclaverei und vom Verderben zu befreien und in das Land seiner Väter zu führen. Er kehrte nach Aegypten zurück und schickte sich mit seinem Bruder Aaron dazu an, das große Werk zu vollziehen.

Beide eröffneten ihren Befreiungsplan den Stamm- und Familienhäuptern, erschienen am ägyptischen Hofe und forderten im Auftrage Jehovah's mit Nachdruck die Erlaubniß für ihr Volk, zur Feier eines ihrem Gotte zu veranstaltenden Festes in die Wüste ziehen zu dürfen. Aber statt der Genehmigung fanden sie Verhöhnung, und zur Unterdrückung ähnlicher Gesuche vermehrte und erschwerte man auf Befehl des Königs die Bauarbeiten, was auch deren israelitische Aufseher gegen die Möglichkeit, das Verlangte zu leisten, erinnern mochten. Aber eben dies beschleunigte die Befreiung der Israeliten, indem nun Moses seine höhere Sendung durch eine Reihe von Wundern bekräftigte, welche sich an eigenthümliche Naturerscheinungen Aegyptens anschlossen, eben so viele Strafgerichte für die Aegyptier waren, dem Pharao von Moses vorher verkündigt und durch die Kraft seines Gebetes wieder beseitigt wurden. Die Verwandlung eines Stabes in eine Schlange, des Flußwassers in Blut und die Bedeckung des Landes mit Fröschen, die Umwandlung des Staubes in Mücken, die Ueberfüllung des Landes mit Fliegen, die Tödtung des Viehes durch eine Seuche, das Hervorbrechen von Geschwüren an Menschen und am Vieh, der Hagel, der Alles zerstörte, die Verwüstung des Landes durch Heuschrecken und die dreitägige Finsterniß, welche das Land bedeckte, und die, wie die vorhergehenden Plagen, bloß Aegypten, nicht die benachbarte Gegend Gosen traf, blieben wegen der Verstocktheit des Pharao erfolglos. Erst die Ermordung aller ägyptischen Erstgeburt, wobei auch der Erstgeborene des Pharao nicht verschont wurde, erwirkte den Israeliten den freien Abzug und selbst Geschenke in Gold, Silber und Kleidern, welche sie von den überall sie drängenden Aegyptiern erhielten, damit sie fortzögen. Doch bereute Pharao seine Nachgiebigkeit, setzte ihnen mit vielen Wagen, Reitern und ansehnlicher Mannschaft nach und würde die Erschrockenen ereilt haben, wenn ihnen nicht die Fügung Gottes, dessen Gegenwart und besondere Fürsorge ihnen von nun an auf allen Zügen in Arabien in den Symbolen einer Wolken- und Feuersäule veranschaulicht ward, mittels eines Sturmes von Osten her, plötzlich einen Weg durch den Heroopolitanischen Meerbusen gebahnt und in dessen Wasser ihre Verfolger vernichtet hätte. Hierauf führte Moses sein Volk in die Gegend des Gebirges Sinai, wo er den Stamm- und Familienhäuptern, als Vertretern des Volkes, in einer kurzen Anrede die großen Absichten Gottes mit demselben darlegte.

Am dritten Morgen bestieg er in Begleitung seines Bruders Aaron eine Anhöhe und verkündete von da unter einer den unsichtbaren Gott aufs feierlichste offenbarenden, Schrecken und Ehrfurcht einflößenden Erscheinung das aus zehn Puncten bestehende Grundgesetz oder die zehn Gebote, die, auf zwei steinernen Tafeln eingegraben, im Heiligthum als ewiges Zeugniß aufbewahrt werden sollten. Als zwölf in das zu erobernde Land ausgesendete Kundschafter zwar die günstigsten Nachrichten und Beweise von dessen Fruchtbarkeit, aber auch übertriebene Berichte von der Zahl und Stärke seiner Bewohner brachten, als deßhalb ein lebhaftes Murren gegen Moses' Vorhaben und eine allgemeine Empörung ausbrach, änderte Moses seinen Beschluß, jetzt schon und von dieser Seite den Eroberungsplan auszuführen. Das Volk zog nun noch 38 (?) Jahre in dem nördlichen Arabien umher; die Alten starben unterdeß aus, ein neues Geschlecht trat an ihre Stelle, welches, ohne Sehnsucht nach Aegyptens Ueberfluß, mehr Gelehrigkeit für das Gesetz zeigte und leichter für die Ausführung des erwähnten Vorhabens heranzubilden war.

---

3. Die mosaische Gesetzgebung.

(Nach Heinrich Ewald, die Alterthümer des Volkes Israel, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der Zweck des großen Gesetzgebers war keineswegs, alles Hergebrachte plötzlich und gewaltsam zu beseitigen, also vorzugsweise neue Gesetze zu geben, sondern viele Sitten und Gewohnheiten, welche bis zu seiner Zeit im Volke bestanden hatten, wurden beibehalten, und von den neuen Einrichtungen und Gesetzen gab es nicht wenige, welche entweder aus einem nähern Zusammenhange des Volkes Israel mit einem bestimmten Völkerkreise entsprangen oder unter allen alten Völkern von gleicher Bildungsstufe wiederkehren. Die Gesetzgebung umfaßte sowohl die religiösen als die bürgerlichen Einrichtungen.

An der Spitze derselben steht die Verehrung eines einzigen Gottes, Jehovah, im Gegensatze zu den polytheistischen Gottesdiensten der heidnischen Völker. Er allein galt als der König seines auserwählten Volkes (Israel), weßhalb auch Lästerung seines Namens und Abfall von seiner Religion als Majestätsverbrechen angesehen und mit dem Tode bestraft wurde. Nicht minder zeigt sich der entschiedene Gegensatz zum Heidenthum in der Ausschließung jeder Abbildung Gottes, deren Strenge sich im Laufe der Zeiten um so höher steigerte, je mehr theils die schon vor Moses' Gesetzgebung unter den Israeliten zur Geltung gelangten fremden Gottesdienste sich neben dem Jehovahthum zu erhalten oder mit ihm zu verschmelzen suchten, theils neue aus den Nachbarländern, namentlich seit Salomo's Regierung, sich in feindlicher Absicht eindrängten.

Dasjenige Volk, welches sich Jehovah auserwählt hat, mit welchem er im „Bunde" steht, erhält dadurch selbst eine gewisse Heiligkeit und nennt sich deßhalb das „Volk Jehovah's", „das Volk Gottes", der es selbst wieder im Munde der Propheten sein Volk nennt. Die Gliederung des Volkes war eine dreifache: in Stämme, Geschlechter und Familien, welche letztere wieder aus mehreren Häusern (Haushaltungen) bestanden. Jede dieser Abstufungen hatte von je her ein „Haupt" oder einen „Vater", wofür am häufigsten die Benennung „Aeltester" vorkommt. Diese waren sowohl Anführer im Kriege, als Richter und Vertreter des Volkes bei der Berathung allgemeiner Angelegenheiten. Aus ihnen bildete sich schon sehr früh ein Ausschuß von (70) Aeltesten, welcher Jahrhunderte lang die berathende und beschließende Gemeinde repräsentirte. Wenn auch in Kriegszeiten aus den 12 Stammesfürsten ein allgemeiner Anführer genommen wurde, so scheint seine Macht mit der Vollendung seines Auftrages geendet zu haben, und keinem einzelnen Menschen war eine regierende Gewalt über das Ganze auf die Dauer anvertraut, einen menschlichen König ertrug das Jehovahthum in seiner ursprünglichen Strenge nicht einmal dem Namen nach.

Einem der zwölf Stämme, und zwar dem Stamme Levi, dem er selbst angehörte, übertrug Moses das erbliche Priesterthum für das gesammte Volk, während früher die einzelnen Familien ihre besonderen Priester aus ihrer eigenen Mitte hatten. Die Priester aber, deren Aufgabe es ist, die wahre Religion in dem Volke stets lebendig zu erhalten und somit zu schützen, müssen vor Allem selbst heilig und rein (mit Ausschließung aller körperlichen Fehler) sein, sie sollen Jehovah zunächst stehen, sich ihm allein weihen, seine Gebote am genauesten kennen und ausüben. Wie also das Volk Israel von den Heiden, so soll sich die Priesterschaft wieder von dem Volke als engerer Kreis durch einen höhern Grad der Heiligkeit unterscheiden. Dieser Priesterstamm theilte sich, wie das Priesteramt, in drei Stufen: Leviten (Unterpriester), Priester, Hohepriester. Alle Leviten, die nicht zum Hause Aaron's gehörten, waren zu den niederen Diensten beim Heiligthum verpflichtet: sie hatten das heilige Zelt zu bewachen und nöthigenfalls zu vertheidigen, auf Reisen dasselbe mit den einzelnen heiligen Geräthen fortzuschaffen (auf Stangen), beim Opfer Hülfe zu leisten u. s. w. Die niedrigsten Dienste, als welche beispielsweise Holzhauen und Wasserschöpfen angeführt werden, ließen sie durch Sclaven besorgen, namentlich durch die aus der Kriegsbeute ihnen zugewiesenen gefangenen Feinde. Seit David's und Salomo's Zeiten waren sie nicht bloß Wächter des Tempels zu Jerusalem und seiner Schätze, sondern hatten mit der fortschreitenden Bildung und Macht des ganzen Volkes allmählich auch eine höhere Stellung eingenommen und standen theils als Musiker, Künstler, im Dienste des Tempels, theils waren sie als Lehrer und Richter im ganzen Lande zerstreut. Das eigentliche Priesteramt blieb in der Familie des Moses, die in seines Bruders

Aaron Nachkommen fortbestand. Außer der Besorgung des Gottesdienstes, der Bewahrung und Auslegung der Gesetze, hatten sie auch manche Geschäfte polizeilicher Natur zu versehen, die aber mehr oder weniger mit dem religiösen Leben in Zusammenhang standen: wegen der heiligen Feste mußten sie die Zeitrechnung, wegen der Opfer und der sonstigen Gaben an das Heiligthum, die periodisch wiederkehren, die Maße und Gewichte ordnen, die Schätzung des Volkes hielten sie ab wegen der damit verbundenen Reinigungen, sie führten die Geschlechtsregister u. s. w. Das jedesmalige Haupt der Familie Aaron's war Hohepriester, der zugleich Haupt des Stammes Levi und geistliches Haupt der ganzen Nation war. Er muß nicht allein die höchste Reinheit ununterbrochen bewahren, noch mehr als die übrigen Priester (so z. B. darf er nicht einmal wegen des Todes seiner Aeltern Trauer anlegen), sondern auch jede Störung der ursprünglichen Heiligkeit und Reinheit der ganzen Gemeinde auszugleichen und den Zustand der Reinheit stets wiederherzustellen suchen, namentlich an dem jährlichen Versöhnungsfeste (s. S. 9). Ehe das menschliche Königthum aufkam, war er die höchste Instanz in allen wichtigen Entscheidungen, denn er galt als der unmittelbare Stellvertreter Jehovah's, welchen er allein um seinen Willen befragen durfte. Er war der beständige Vertreter des Volkes in allen seinen allgemeinen Angelegenheiten. Wegen ihres Unterhaltes sollten die Priester nicht, wie das übrige Volk, auf Bebauung des Bodens oder überhaupt auf materiellen Erwerb angewiesen sein, sondern die Quellen ihrer regelmäßigen Einkünfte bestanden in dem Zehnten von allen nützlichen Erzeugnissen des Bodens (Getreide, Wein, Baumfrüchten) und dem zehnten Stück alles neugeborenen Hausviehs. Diesen Zehnten hatten die im ganzen Lande zerstreuten Leviten zu sammeln und davon wieder den Zehnten an die Priester abzugeben. Die Opferpriester, nicht aber die gemeinen Leviten, erhielten die Erstlinge von allen üppigen Erzeugnissen des Bodens (Oel, Most), ohne daß ein bestimmtes Maß dafür festgesetzt ist, ferner das männliche Erste vom Hausvieh und einen gewissen Antheil an den Opfern (Fleischstücke, Thierhäute, Brode). Die Priester und Leviten hatten auch ihren Antheil an der Kriegsbeute, doch nur an lebenden Gegenständen, denn edle und unedle Metalle wurden zur unmittelbaren Ausstattung des Heiligthums bestimmt. Endlich hatte der Stamm Levi seit der Eroberung Kanaans den fortdauernden Besitz 48 kleiner Städte mit Weideplätzen erhalten, der freilich in der Folge bedeutend geschmälert werden mußte, als die Leviten sämmtlich auf das kleine Reich Juda beschränkt wurden.

Der Mittelpunct des Gottesdienstes war vor der Erbauung des Tempels das heilige Zelt, bestehend aus zwei durch einen Vorhang getrennten Abtheilungen: dem Heiligen und dem Allerheiligsten, umgeben von einem abgeschlossenen Vorhofe. Wie sich also das Priesterthum in drei scharf geschiedene Stufen trennte, so auch das Nationalheiligthum: die gemeinen Leviten durf-

ten nur den Vorhof betreten, der auch Männern aus dem Volke offen stand, wenn sie zu opfern hatten, das Heilige war nur für die Priester (aus dem Hause Aaron's), das Allerheiligste nur für den Hohenpriester zugänglich. Der Vorhof diente zu den Thier- und Getreide-Opfern, welche auf dem mit Erz überzogenen Brandopfer-Altar dargebracht wurden. In dem Heiligen, welches durch einen siebenarmigen goldenen Leuchter erhellt wurde, brachten die Priester die edlern Opfer dar, ohne daß das übrige Volk, einschließlich der Leviten, sie erblickte; hier stand der mit Goldblech überzogene heilige Tisch mit den jeden Sabbath wechselnden 12 Broden und der goldene Weihrauch-Altar. In dem Allerheiligsten, in einem schauerlichen Dunkel, stand die Bundeslade.

Wie bei so vielen anderen Einrichtungen, knüpfte Moses auch bei der Bestimmung der Festtage seine Anordnungen wenigstens theilweise an Bestehendes an. Die vormosaischen Feste scheinen, wie die heidnischen, reine Naturfeste gewesen zu sein, begründet auf den Wechsel der Himmelserscheinungen (Voll- und Neumond) und der Jahreszeiten (Herbst- und Frühlingsfest). Moses behielt nicht nur das Frühlings- und Herbstfest bei, sondern bestimmte auch die Zeit des Vollmondes dazu, nämlich den Vollmond im ersten Monat nach dem Frühlings-Aequinoctium und des siebenten darauf folgenden Monats. Auch der Neumond wurde in diesem siebenten Monate feierlicher begangen als in jedem andern. Das Frühlingsfest ward durch das siebentägige Pascha eingeleitet und nach 7 Wochen, am 50. Tage (Pfingsten), mit dem „Feste der (7) Wochen" oder dem Feste der Getreideärnte beschlossen, und die Abgabe der Erstlinge vorzüglich an diesen Schluß geknüpft. Eben so ward das Herbstfest durch einen allgemeinen Buß- und Versöhnungstag eingeleitet, indem die Gemeinde durch ein strenges eintägiges Fasten und ein vom Hohenpriester in ihrem Namen dargebrachtes großes Sühnopfer (bei welchem er selbst die Bundeslade mit dem Blute des Opfers besprengte) sich von aller Schuld reinigte, um dem 4 Tage später folgenden größten Freudenfeste freudigen Herzens beiwohnen zu können. Dieses Hauptfest im Herbste, welches unter allgemeiner Theilnahme des ganzen Volkes ebenfalls eine ganze Woche dauerte, hieß das „Laubhüttenfest"; es war ein Dankfest für die nun beendigte Obst- und Weinlese, wie Pfingsten ein Dankfest für die vollendete Getreide-Aernte. An den drei Hauptfesten, Pascha, Pfingsten und dem Laubhüttenfeste, sollten alle Männer Israels zu dem Nationalheiligthum wallfahrten, um sich durch dessen unmittelbares Anschauen und die Theilnahme an dem gemeinsamen Opfer von Neuem zum Dienste Jehovah's zu stärken und das Bewußtsein zu erneuern, dessen auserwähltem Volke anzugehören. Mit der weitern Ausbreitung und Zerstreuung des Volkes wurde die Beobachtung dieses Gebrauches immer schwieriger, besonders in kriegerischen Zeiten, wo die Feinde die Entblößung der Landesgränzen von streitbaren Männern zu Einfällen benutzten. Am allgemeinsten

scheint die Herbst-Wallfahrt sich im Gebrauch erhalten zu haben. Neben ihrer ursprünglichen natürlichen Bedeutung ward diesen drei Hauptfesten auch eine geschichtliche beigelegt und so die Offenbarung Gottes in der Natur mit der in der Geschichte aufs engste verknüpft. So galt das Paschafest als Andenken an die Befreiung aus der aegyptischen Sclaverei, und die damit verbundene Darbringung der Erstlinge bezog man auf die Verschonung der israelitischen Erstgeburt durch den Todesengel; so setzte man das Laubhüttenfest in Verbindung mit dem Leben unter Zelten und Laubhütten während des Zuges durch die Wüste, und zuletzt erhielt auch das Pfingstfest eine sehr lose Verbindung mit der Gesetzgebung am Sinai, weil diese in den dritten Monat gefallen sei.

Wie in jeder Woche der Sabbath, so sollte auch das siebente Jahr jedesmal eine Zeit der Ruhe für den Boden des ganzen Landes und somit auch für die ackerbauende Bevölkerung sein. Ein solches Brachjahr oder Sabbath-Jahr war für den Acker vortheilhaft und um so eher ausführbar, als bei der großen Fruchtbarkeit des Landes der Ertrag in den gewöhnlichen Jahren das Bedürfniß seiner Bewohner überstieg. Dürftigen aber, die sich bis dahin nichts hatten ersparen können, stand es frei, die von selbst wachsenden Früchte aller Art von den Brachfeldern zu sammeln. Alle anderen Beschäftigungen außer Pflügen, Säen und Aernten waren in diesem Jahre erlaubt.

War der Kreislauf von 7 Sabbath-Jahren vollendet, so sollte das darauf folgende 50. Jahr dazu dienen, die ursprüngliche Gleichmäßigkeit des Besitzes herzustellen, und dadurch den unverhältnißmäßigen Reichthum Weniger neben der Armuth der großen Menge zu verhüten, eine Einrichtung, die auch andere Gesetzgeber, wie z. B. Lykurg, für das ruhige Fortbestehen des Staates als nothwendig erachtet haben. Dieses Jahr hieß das Jubeljahr, denn der Anfang desselben (im Herbste, nach Vollendung aller Arten von Aernte), dem gewiß Viele mit Sehnsucht entgegen harrten, verbreitete allgemeine, laute Freude über das ganze Land und wurde durch die Posaunen der Priester verkündet. Mit diesem Jahre sollten alle menschlichen Verträge über Leib und Gut erloschen sein, daher alle einheimischen Sclaven freigelassen, alle verkauften oder verpfändeten Aecker nebst den zur Ackerwirthschaft gehörigen Häusern an den ursprünglichen Besitzer zurückgegeben werden. Daraus folgte, daß man durch Kauf nicht den Boden, sondern nur die Nutznießung bis zum nächsten Jubeljahr erwarb; der Preis und also auch die Einlösungssumme eines Ackers oder Sclaven war daher um so geringer, je näher das nächste Jubeljahr bevorstand.

Die religiösen Handlungen bestanden: 1) in Gebet, wofür es ursprünglich keine feststehenden Formeln gab, 2) dem Eid mit Anrufung des Namens Gottes und mit zum Himmel emporgehobener Rechten, 3) dem Gelübde, einem unter feierlicher Anrufung Gottes gegebenen Versprechen einer Leistung, 4) dem Opfer oder der Hingabe eines irdischen Besitzes; der Mensch verzichtete auf den eigenen Genuß, um ihn einem Höhern zu bereiten

und dadurch dessen Segen auf die Erde herabzulocken; empfing er nun den gewünschten Segen, so brachte er wieder einen Theil desselben als Dank dem göttlichen Geber dar. So zerfallen die Opfer in Bitt= und Dank=opfer; zu ersteren gehören auch die Sühn= und Schuldopfer, welche so unterschieden werden, daß Sühnopfer die ganze Gemeinde, Schuld= oder Bußopfer den Einzelnen betreffen. Eines der frühesten Opfer nicht nur bei den Israeliten, sondern auch bei anderen Völkern des Alterthums war die Darbringung von Speisen auf einem prachtvollen, am heiligen Orte aufgestellten Tische. So hatte sich in Israel aus uralter Zeit die Sitte erhalten, jeden Sabbath 12 ungesäuerte Brode auf einem mit Gold überzogenen Tische beim Heiligthum darzubringen. Wie beim menschlichen Mahle der Genuß von Brod, Wein und Fleisch verbunden war, so kannte man seit alten Zeiten neben dem Getreide=Opfer (entweder als feines Mehl oder als Speise — Brod, Kuchen — zubereitet) auch Schlachtopfer und Trankopfer. Das Schlachtopfer war verbunden mit dem Verbrennen der Thierstücke, weil man in dem Auflodern der Opferflamme erst recht zu erkennen glaubte, daß das Dargebrachte zum Himmel aufgegangen und von der Gottheit aufgenommen worden sei. Nur zahme Hausthiere galten als besonderes Eigenthum des Menschen und von diesen waren wieder die unreinen ausgeschlossen; ursprünglich galt das Rind als das zum Opfer geeignetste Thier, Schafe, Ziegen und Tauben als geringere Gaben. Die Hingabe eines fehlerhaften oder schon durch Arbeit geschwächten und gleichsam entweihten Thieres konnte nicht als ein Opfer angesehen werden. Die Erstgeburt und das männliche Thier wurden als vorzüglicher betrachtet, ohne jedoch die übrigen vom Opfer auszuschließen. Das Trankopfer wurde nicht auf den Altar selbst, sondern auf den Boden ausgegossen. Zum feierlichen Opfer gehörte auch das Anzünden von Weihrauch oder anderem kostbaren Räucherwerk, theils weil dies überhaupt zum reichlichen Mahle gehörte, theils um den übeln Geruch beim Verbrennen der Thierstücke zu beseitigen. Ohne Zweifel wurde das feierliche Opfer auch von Reden, Gebeten und Gesängen (Psalmen) begleitet.

Verwandt mit den Opfern ist die Darbringung von Weihgeschenken, die schon das Bestehen einer ausgebildeten Priesterschaft voraussetzen, die solche Gaben in Empfang nehmen und im Sinne des Stifters verwenden kann. Einige Arten dieser Weihgeschenke (z. B. die Erstlinge aller Art, die Zehnten) kehrten so häufig wieder, daß sie allmählich zu feststehenden Abgaben wurden. — Ferner gab es Opfer, welche der Mensch seinem eigenen Leibe und seiner physischen Lust auferlegte. Dahin gehört zunächst das Fasten, zu dem sich ein Einzelner für eine bestimmte Zeit verpflichtete oder welches allgemein von der ganzen Gemeinde beobachtet wurde, wie bei dem großen Versöhnungsfeste im 7. Monat; aber auch außerordentlicher Weise wurde das Fasten öffentlich angeordnet, namentlich bei großen Unfällen, welche die gesammte Nation trafen. Dasjenige Opfer, welches von allen

am meisten einen rein geistigen Charakter trägt, ist die Feier des Sabbaths als des Tages der Ruhe von allen Gewinn erzielenden Bestrebungen des Menschen, gewidmet dem Gebet und der religiösen Belehrung. Die hohe Wichtigkeit dieses geistigen Entsagungsopfers gibt der Gesetzgeber schon dadurch zu erkennen, daß er es unter die Zehn Gebote aufnimmt, was bei keinem andern Opfer oder heiligen Gebrauche der Fall ist; ja, Jehovah selbst wurde hier als Vorbild aufgestellt, der nach den sechs Schöpfungstagen am siebenten ruhte.

Zu den religiösen Handlungen gehören auch die heiligen Reinigungen, theils um die vom Gesetz näher bezeichneten Verunreinigungen oder Vergehen aufzuheben, theils um sich auf Opfer und andere Feierlichkeiten würdig vorzubereiten.

4. Die Eroberung Palästina's und die Zeit der Richter.

(Nach Joh. Wilh. Loebell, die Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen.)

Moses wollte zur Ausführung seiner Gesetze den Boden Kanaans von allen seinen bisherigen Bewohnern völlig gereinigt, diese also vertrieben oder ausgerottet wissen, damit zwischen Israel und ihnen keine Berührung, welche Verlockung zu ihrem Götzendienst herbeiführen würde, Statt haben könne. Aber die Aufgabe der Eroberung war keine leichte, man hatte es mit civilisirten, kriegsgeübten, zum Theil in sehr festen Städten wohnenden Völkerschaften zu thun. Freilich handelten sie nicht in der rechten Gemeinschaft. Erst nachdem Jericho auf eine mit wunderbaren Umständen verbundene Art in die Hände der Israeliten gefallen war, traten Fürsten einzelner Gebiete verbündet auf, wurden aber von Josua besiegt. Doch hatte dieser nach siebenjährigen Anstrengungen erst Süd- und Mittelpalästina zum größten Theile so wie einige Striche von Nordpalästina erobert. Damit glaubte er sich vorläufig begnügen zu dürfen und nahm die Vertheilung des Ganzen unter die zwölf Stämme durch das Loos vor, indem er es jedem einzelnen Stamme überließ, sich allein oder mit Hülfe anderer den noch unbezwungenen Antheil seines Looses zu erkämpfen. Er mochte meinen, daß es nicht länger möglich sein würde, das ganze Volk für gemeinschaftliche Kriegsunternehmungen zusammen zu halten, und daß es nöthig sei, mit der festen Ansiedelung einen Anfang zu machen. Doch wollte er durch die Aufstellung der Stiftshütte zu Silo einen Centralpunct und allgemeinen Versammlungsort schaffen. Silo lag im Gebiete des mächtigen und zahlreichen Stammes Ephraim; diesem dadurch einen überwiegenden politischen Einfluß zu sichern, scheint in der Absicht des Josua, der selbst dazu gehörte, gelegen zu haben.

Aber das Gefühl der Nothwendigkeit des lebendigsten Zusammenhangs mit dem Gotte ihrer Väter und eben dadurch der Stämme unter einander erlosch nach dem Tode Josua's, die Einheit der Leitung fehlte, die Stämme

versanken in Schlaffheit, ergaben sich dem Götzendienst und geriethen von Zeit zu Zeit in die Dienstbarkeit Fremder. Alles dieses stand in engem Zusammenhang. Da nämlich der Krieg gegen die Kanaanäer zersplittert und mit geringem Erfolge geführt ward, kam ein großer Theil des Landes, namentlich die phönicischen Küstenstädte im Norden und die philistäischen im Süden, nicht in den Besitz der Israeliten, und diese blieben dadurch in steter naher Berührung mit den Landeseinwohnern, gewöhnten sich an ihre Sitten und fingen an, ihren Göttern zu dienen, da ihr den Sinnen schmeichelnder Cultus einen an sich größeren Reiz für das Volk hatte als die Anbetung des Sittenstrenge fordernden Jehovah, den kein Bild versinnlichte.

Gegen die fremden Dränger standen nun von Zeit zu Zeit im Volke Israel Helden auf, welche die Schlaffen aufregten, bewaffnete Schaaren um sich versammelten, an deren Spitze sie mit großer Kühnheit und Entschlossenheit Angriffe auf die Feinde machten, sie besiegten, und ihren gedrückten Volksgenossen die Freiheit verschafften. Da ihnen ihr Erfolg großes Ansehen verschaffte, so blieben sie auch nach dem Siege meistens an der Spitze des ganzen Volks oder einzelner Stämme. Sie werden hebräisch Schophetim genannt, welches Wort Richter bedeutet, aber sie waren dies nicht allein, sondern besaßen auch eine allgemeine bürgerliche und kriegerische Obergewalt. Die berühmtesten sind Gideon, Jephtha und Simson. Nach diesen Heroen hat man den ganzen von Josua bis auf die Einführung des Königthums verfließenden, etwas über drei Jahrhunderte umfassenden Zeitraum die Periode der Richter genannt. So gute Folgen ihre Thaten auch hatten, so wurde doch dadurch die nöthige Einheit weder allgemein noch dauernd hergestellt; nicht nur Mangel an Zusammenhang war unter den Stämmen, sondern es brachen, zur Rache für erlittene Unbill und Kränkungen, zuweilen Kriege unter ihnen aus. So hatte Jephtha gleich nach seinem Siege über die auswärtigen Feinde einen Kampf gegen die Ephraimiten zu bestehen, die er an der Spitze seiner ostjordanischen Stämme besiegte. „Zu selbiger Zeit war kein König in Israel; ein Jeglicher that, was ihm recht däuchte.“ Das ist die Klage, in welche das Buch der Richter mehrmals ausbricht und mit welcher es schließt.

---

5. Die Gründung des Königthums.

(Nach Georg Weber, allgemeine Weltgeschichte.)

1. Eli und Samuel.

Die Zerrissenheit des Reiches und die Auflösung des Stammes- und Gemeinde-Verbandes in der Richterzeit hatte die Schwächung Israels und die Ueberwindung einzelner Stämme durch die kriegerischen Nachbarvölker zur Folge. Die Philister, die schon zu Simson's Zeiten die südlichen Stämme

Juda und Simeon unter ihre Botmäßigkeit gebracht, richteten ihre Angriffe nunmehr auch gegen die mittleren Stämme Ephraim mit Benjamin und Manasse. Das bedrängte Volk suchte einen Halt in der Verbindung des weltlichen Richteramtes mit der hohenpriesterlichen Würde, indem es Eli, den Vorsteher des Heiligthums in Silo, zum Richter und Heerführer wider die Feinde erkor. Und Eli scheint in seinen jüngeren Jahren die Erwartungen Israels nicht getäuscht zu haben; in den vierzig Jahren, die seiner Herrschaft zugeschrieben werden, stand er als Held und Retter seines Volkes den Feinden kräftig gegenüber und wehrte die fremde Botmäßigkeit von Ephraim ab. Aber als er alt und blind wurde und die Zügellosigkeit und Gewaltthaten seiner Söhne das Vertrauen und die Hingebung des Volkes an Eli's Haus schwächten, da gewannen die streitbaren Feinde mehr und mehr die Oberhand. Als in einem Kampfe mit den Philistern bei 4000 Mann von Israel auf dem Wahlplatze vor dem Lager fielen, ließen die Aeltesten die Bundeslade von Silo ins Lager kommen, damit der Herr der Heerschaaren sie errette aus der Hand der Feinde. Die Philister erschraken, aber die Führer sprachen: „Seid fest und seid Männer, daß ihr nicht den Hebräern dienen müsset, wie sie euch gedienet!" Und die Philister stritten, Israel ward geschlagen, es fielen an 30,000 Mann, die Bundeslade ward genommen und die beiden Söhne Eli's, Hophni und Pinehas, kamen um. Da lief ein Mann von Benjamin von dem Wahlplatze gen Silo, seine Kleider zerrissen und Erde auf seinem Haupte. Und Eli saß auf dem Stuhle, nach der Straße ausschauend, denn sein Herz war bange wegen der Lade Gottes. Und der Mann sprach zu Eli: „Israel ist geflohen, deine beiden Söhne sind todt und die Lade Gottes ist genommen!" Bei dieser Trauerbotschaft fiel Eli rücklings vom Stuhle, brach das Genick und starb.

Die Philister führten die Bundeslade nach Asdod und stellten sie als Siegeszeichen im Tempel ihres Gottes Dagon auf. Als sie am andern Morgen hinkamen, lag Dagon auf seinem Angesichte zur Erde vor der Lade Jehovah's, sein Haupt und seine beiden Hände abgebrochen, auf der Schwelle. Bald darauf wurde Asdod von schweren Plagen heimgesucht; an den Körpern der Leute brachen Beulen aus und die Saaten wurden von Mäusen verwüstet. Dies schien von der heiligen Lade herzurühren, daher die Philister, nach dem Rath der Priester und Wahrsager, beschlossen, die Lade mit goldenen Weihegeschenken versehen auf einen Wagen zu legen, vor denselben zwei junge Kühe, die noch kein Joch getragen, zu spannen, und sie frei ziehen zu lassen. So kam der Zug nach Juda.

Diese Unfälle brachten das Volk allmählich zu der Ueberzeugung, daß die lose Staatsordnung nicht länger haltbar sei; die Richtergewalt, mochte sie in die Hände streitbarer Heerführer gelegt oder mit der Priesterwürde vereinigt sein, hatte sich als unzulänglich erwiesen; sollte nicht die ganze Nation unrettbar der Fremdherrschaft erliegen, so mußte eine einheitliche

Macht geschaffen werden, welche die Gesammtkraft aller Stämme zusammenfassen und wider den Feind kehren konnte. Denn gerade diese nationale Einigung unter waffenkundigen Heerkönigen verlieh den Philistern und anderen Kanaanäern das Uebergewicht im Felde. Immer mehr fand daher die Ansicht Eingang, daß man eines Königs bedürfe, der das Volk zu Kampf und Sieg wider die drohenden Feinde führe. Samuel, der Nachfolger Eli's im Richteramte, widerstand diesem Vorhaben aus allen Kräften. Er, der Stellvertreter und erste Diener des unsichtbaren Königs im Himmel, mußte die Einsetzung eines irdischen Königs, durch den der mosaische Gottesstaat eine wesentliche Aenderuug erfuhr, unbedingt mißbilligen. Er versuchte Anfangs durch Schilderung der Leiden und Drangsale, der Bedrückung und Knechtschaft, die ihrer unter der Königsherrschaft warteten, die Aeltesten von ihrer thörichten Forderung abzubringen. Aber der Zwang der Umstände war zuletzt mächtiger als sein Widerstand.

Diese zwingenden Umstände waren zunächst die Kriegsleiden der Stämme jenseit des Jordans. Jene Hirtenvölker, die einst Jephtha's starke Hand vor den drohenden Einfällen der Ammoniter geschützt hatte, waren seitdem von diesen räuberischen Schwärmen der Wüste wiederholt angegriffen und in ähnliche Noth gebracht worden, wie die diesseitigen Bewohner durch die Philister. Eben jetzt drohte dem Lande Gilead ein neuer Sturm durch die Ammoniter, die bereits Jabes umlagerten. Da schickten die Aeltesten von Jabes Boten zu den Bruderstämmen auf dem rechten Jordanufer und flehten um Hülfe. Saul kam gerade hinter den Rindern her vom Felde; als er die Trauerbotschaft vernahm, entbrannte sein Zorn. Und er nahm ein Joch Ochsen und zerstückte sie und sandte die Stücke in das Gebiet Israels und ließ sagen: „Wer nicht auszieht hinter Saul her, dessen Rindern wird man so thun.“ Da fiel der Schrecken Jehovah's auf das Volk und sie zogen aus wie Ein Mann und schlugen die Ammoniter. Dieser Sieg gab den Ausschlag. Das Volk brachte Dankopfer vor Jehovah und machte Saul zum Könige. Nun widerstrebte auch Samuel nicht länger. Vielleicht, daß auch er im Stillen Saul als den erkannt, der das Vaterland zu retten fähig und berufen sei, und ihn bereits zum König bestimmt hatte. Jetzt, da das Volk unter dem überwältigenden Eindruck der rettenden That den entscheidenden Schritt gethan, erklärte der Prophet seine Zustimmung und setzte Saul als König ein.

2. König Saul.

Die ersten zwei Jahre seiner Regierung benutzte Saul zur Bildung einer auserwählten Kriegsmacht. Das Land aber seufzte immer noch unter dem Druck der Philister. In einem neuen Kriege mit denselben wartete Saul sieben Tage auf Samuel, daß er das Opfer verrichte und Jehovah's Beistand anflehe. Als jener aber zögerte und das Volk anfing sich zu zerstreuen, da

opferte der König selbst, ohne Samuel's Ankunft abzuwarten. Aber noch an demselben Tage kam dieser ins Lager, und als er von Saul, der ihm entgegen ging und ihn ehrerbietig grüßte, das Geschehene vernahm, sprach er: „Du hast thöricht gehandelt, daß du das Gebot Jehovah's nicht beobachtet. Jetzt hätte Gott dein Königthum über Israel bestätigt in Ewigkeit, so aber wird es nicht bestehen, und Jehovah hat sich einen andern Mann nach seinem Sinne gesucht und ihn geordnet zum Fürsten über sein Volk." Hierauf verließ Samuel das Lager und trug seitdem Groll gegen Saul, in dessen Verfahren er einen vermessenen Eingriff in die heiligen Rechte des Priesterthums erblickte.

Saul und sein tapferer Sohn Jonathan siegten bei Gibea über die Philister und befreiten Israel von dem schmählichen Joche. Dieser erfolgreiche Kampf befestigte Saul's Herrschaft. Samuel aber konnte das eigenmächtige Verfahren und den unfolgsamen Sinn des Königs nicht vergessen, und sein Groll steigerte sich, als sich Saul in einem Kriege gegen die Amalekiter einer zweiten Uebertretung des im Auftrage Jehovah's ergangenen priesterlichen Gebotes schuldig machte. Statt nämlich alles Lebendige, sowohl Menschen als Vieh, „dem Jehovah zu bannen", verschonte Saul den gefangenen König Agag und einen Theil der erbeuteten Herden.

Von der Zeit an trat die Entzweiung zwischen der weltlichen und geistlichen Macht immer mehr hervor. Die Gränzen der beiden höchsten Reichsgewalten waren noch nicht so fest gezogen, daß nicht hie und da Uebergriffe der einen in die andere Statt gefunden hätten. Besonders scheint es Samuel schwer gefallen zu sein, die Machtbefugnisse, die er in seinen jüngeren Jahren geübt, in seinem Alter mit einem Heerführer zu theilen, dem er nur nach langem Widerstreben eine höhere Weihe verliehen. Samuel tritt überall mit gebieterischer Autorität auf; selbst im Kriege ertheilt er dem Könige Vorschriften und Befehle; er tödtet mit eigener Hand den Amalekiterfürsten Agag, den Saul aus Rücksicht auf seine hohe Stellung verschont hatte. Samuel und Saul sahen sich selten mehr. Jener widmete den Prophetenschulen, die ihm ihre Entstehung oder ihre belebende Umgestaltung und Erweiterung verdankten, seine Sorge und Thätigkeit, während Saul sowohl auf die Beschützung des Landes gegen äußere Feinde, als auf die Hebung der innern Wohlfahrt bedacht war. Er zerbrach das Joch der Philister im Westen und der Ammoniter im Osten und füllte das Land mit reicher Siegesbeute. Dabei beseelte ihn ein edler Eifer für die Aufrechterhaltung der alten Religion. Er begünstigte Samuel's Prophetenverein, wo Jünglinge zusammenlebend sich in der Musik und anderen edlen Künsten übten und zum Prophetenamte wissenschaftlich ausbildeten.

6. David.

(Nach Joh. Wilh. Loebell, die Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen, nebst Zusätzen nach H. Ewald, Geschichte des Volkes Israel, und Ferd. Hitzig, Geschichte des Volkes Israel.)

An Saul's Stelle zu treten bestimmt war David, der Sohn Isai's, eines angesehenen Mannes von Bethlehem im Stamme Juda. Samuel, obwohl trauernd über die Nothwendigkeit, sich von Saul abwenden zu müssen, salbte heimlich den jungen, schönen, liebenswürdigen und verständigen David, der damals noch die Herden seines Vaters weidete, zum künftigen König. Saul verfiel in tiefen Trübsinn. Die Diener erwarteten gegen dieses Leiden ihres Herrn Hülfe von der Tonkunst, deren seelenbesänftigende Wirkung das ganze Alterthum fühlte und kannte; einer derselben rieth ihm daher, David, von dessen Kunstfertigkeit im Saitenspiel er gehört hatte, zu sich kommen zu lassen. Wirklich erleichterte und erheiterte David's Laute das beschwerte Gemüth des Königs, und des Jünglings Gewandtheit und Rüstigkeit gefielen ihm so wohl, daß er ihn zu seinem Waffenträger machte. Bald hatte David Gelegenheit, seine Unerschrockenheit im glänzendsten Lichte zu zeigen, indem er im erneuten Philisterkriege den riesenmäßigen Goliath, vor dem Alle gezagt hatten, im Zweikampfe bestand und erschlug, worüber die Feinde so bestürzt wurden, daß sie sämmtlich die Flucht ergriffen. Saul hatte, um zu dem gefährlichen Kampfe mit Goliath zu ermuntern, dem Sieger eine seiner Töchter zum Weibe versprochen, dies gegebene Wort mußte er dem David halten; da aber dessen Ruhm durch ganz Israel ging, und Lieder von ihm sangen, Saul habe tausend Feinde, er aber zehntausend geschlagen, erwachte in dem mißmuthigen Könige eine solche Eifersucht, und die frühere Neigung zu dem jungen Helden verwandelte sich in einen so grimmigen Haß, daß er ihm nach dem Leben trachtete. David mußte fliehen und sich bald da bald dort verbergen; in den mannichfachen Gefahren, die er jetzt zu bestehen hatte, erprobte sich die Treue seines Weibes und die zärtliche Freundschaft, welche deren Bruder, der edle Jonathan, zu ihm gefaßt hatte, da beide den Zorn des Vaters nicht scheuten und ihn retten halfen. Nicht minder zeigt sich der edle Sinn des Verfolgten; er traf auf diesen Zügen mit dem König so zusammen, daß der unbewacht Ruhende in seine Hand gegeben war, aber er widerstand der Versuchung, durch einen Lanzenstoß seine unverschuldete Noth zu enden. Endlich, da indeß auch Samuel gestorben war, mußte David mit einer Schaar von Sechshundert, die sich um ihn gesammelt hatte, sogar bei den Philistern Zuflucht suchen, und er weilte noch im Lande dieser Feinde, als sie einen neuen Zug wider die Israeliten unternahmen. Es geschah eine große Feldschlacht, in welcher die Philister siegten; Jonathan und zwei seiner Brüder wurden erschlagen. Saul, um nicht in die Hände der Sieger zu gerathen, längst auch mit sich selbst zerfallen und der Regierung überdrüssig, stürzte sich in sein Schwert.

Auf diese Kunde verließ David das Land der Feinde und zog nach Hebron im Gebiete seines Stammes, welcher den durch Thaten und Leiden vielgeprüften Helden als König anerkannte. Im Norden, wo Feinde weniger drängten, vielmehr friedliches Zusammenleben mit den phönicischen Handelsstädten die dortigen Stämme den väterlichen Einrichtungen und Sitten mehr entfremdet hatte, konnte Saul's Verwandter und Feldherr Abner die übrigen eilf Stämme für Isboseth, einen noch übrigen Sohn des gefallenen Königs, gewinnen, daß sie ihn zum Herrscher annahmen. Die Folge dieser Trennung war ein Bürgerkrieg, den die Philister glücklicher Weise nicht benutzten, in dessen Verlaufe David aber auch unter den Gegnern immer mehr Anhänger gewann. Entschieden wurde der Streit dadurch, daß Abner, von Isboseth durch einen Vorwurf beleidigt, zu ihm überging. Abner wurde zwar von Joab, dem Feldhauptmann David's, dessen Bruder er erschlagen, getödtet, so daß David der Hülfe dieses einflußreichen Mannes beraubt war, aber auch die Saul'sche Partei hatte in ihm ihre beste Stütze verloren; endlich wurde der schwache und unthätige Isboseth von zweien seiner Hauptleute, die sich damit Dank bei David zu verdienen glaubten, ermordet. Dieser ließ die Mörder hinrichten, ärntete aber doch die Frucht ihrer That; er wurde jetzt, achthalb Jahre nach Saul's Tode, von den Aeltesten aller Stämme feierlich zum König über das ganze Volk eingesetzt.

Das Vertrauen, welches ihn auf diesen Platz hob, rechtfertigte er im vollsten Maße. David gehört zu den Königen, welchen schon durch die Eigenschaften, die sie in den Kämpfen um den Thron entwickelt haben, die Herzen der Völker entgegenkommen. Drei Dinge waren es, durch welche David sich vom Hirten zum Volksführer emporgehoben hatte, Vertrauen zum Gott Israels, Schwert und Saitenspiel; und mit diesen drei Kräften wirkte er auch als König und brachte die in seinem Volke liegenden Fähigkeiten schnell auf eine große Höhe. Bei aller großartig schaffenden Geistesthätigkeit und allem Adel der Seele war David doch nichts weniger als frei von Fehlern und Sünden, welche die israelitische Geschichtschreibung ohne alle Rücksicht aufdeckt, und wohl durch nichts so sehr den ihr oft gemachten Vorwurf der Parteilichkeit entkräftet, als durch diese Offenheit über einen ihrer ersten Heroen. Der schwärzeste Flecken in seiner Geschichte ist die Art, wie er die schöne Bathseba gewann. Er verführte sie nicht nur zum Ehebruch, sondern gab auch ihren Mann, den Uria, verrätherisch dem Tode preis und nahm sie dann zum Weibe. Daß eine solche Missethat nicht ungeahndet bleibe, trat unerschrocken der Prophet Nathan vor den König und verkündete ihm, Jehovah werde ihm zur Strafe Unheil erwecken in seinem Hause und ihn Schmach erleben lassen an seinen Weibern. Da bekannte David in reuevoller Gemüthsstimmung, die uns der damals gedichtete 50. Psalm auf das anschaulichste kennen lehrt, daß er schwer gesündigt habe; und beide, der Prophet und der König, bewiesen, daß, so lange diese Gesinnung herrsche,

Israels Volk nicht verfallen sein werde der furchtbaren Willkür jenes orientalischen Despotismus, der stets Leben und Ehre der Unterthanen seiner Lust und Laune ungestraft opfern zu dürfen glaubte.

Als kriegerischer Held erhob David die Macht und den Glanz des Reiches ungemein. Er besiegte die Jebusiter, Moabiter, Ammoniter, Idumäer, Amalekiter, den König von Damaskus, und machte sie zinsbar, so daß er seine Gränzen bis zum Euphrat und bis zum rothen Meere erweiterte. Diese Kriege konnten nicht mehr auf die alte Weise, durch das Aufgebot einzelner Stämme oder auch der ganzen Nation in Masse, geführt werden, sie erforderten ein stehendes Heer. Saul hatte den ersten Grund dazu gelegt, der eigentliche Schöpfer desselben wurde David. Auch erhielt das Reich jetzt erst eine Hauptstadt. Zur solchen erkor David Jerusalem, welches er mit der Burg Zion den Jebusitern abgenommen hatte. Er wollte damit nicht bloß einen Mittelpunkt für die Herrschaft bilden, sondern auch für den Gottesdienst, da bis jetzt die in den mosaischen Gesetzen so sehr eingeschärfte Einheit desselben noch wenig oder gar nicht vorhanden gewesen war. Darum führte er die heilige Bundeslade mit großer Feierlichkeit nach der neuen Hauptstadt, und gab zugleich den Verhältnissen und Geschäften der Priester und Leviten eine festere Einrichtung. Einen Theil der Leviten bestimmte er zur Verherrlichung des Gottesdienstes mit Gesang und Tonspiel. In dieser Doppelkunst ging er selbst mit seinem Beispiel voran, sie bildet das dritte Element seiner Wirksamkeit.

Die größte Trübsal erwuchs dem alternden Könige aus seinem eigenen Hause, in dem die schlimmen Folgen nicht ausblieben, welche die Vielweiberei bis auf den heutigen Tag über den Orient bringt, Zwietracht der Söhne verschiedener Frauen unter einander und ihre Entfremdung vom Vater. Absalon, ein Sohn David's von ausgezeichneter Körperschönheit, pflanzte offen die Fahne der Empörung auf und fand so zahlreichen Anhang, daß David Jerusalem gegen ihn nicht behaupten zu können glaubte, sondern mit seiner Leibwache und einer andern Schaar von Getreuen die Stadt verließ, mehr über die Entartung des noch immer geliebten Sohnes trauernd, als über den drohenden Verlust der Herrschaft bekümmert. Als Absalon mit dem Heere seines Vaters zusammenstieß, erlitt er eine gänzliche Niederlage, und da er selbst das Mißgeschick hatte, fliehend mit seinen schönen langen Haaren in den Zweigen einer Terebinthe hängen zu bleiben, wurde er von dem herbeieilenden Joab erstochen. Bei dieser Nachricht brach der Vater in lautes Wehklagen aus; so groß war noch immer die Liebe zu dem aufrührerischen Sohne in seinem Herzen, daß er sich der wiedererlangten Herrschaft kaum freuen konnte.

David ist ohne Zweifel der geistigste Mensch, welchen das alte Israel hervorgebracht hat. Durch das Leben in der Einsamkeit der Steppe, bei der Herde, war er frühzeitig auf sich und seinen Gott angewiesen; und so bildeten

sich die Grundzüge seines Charakters aus: tiefe Frömmigkeit und im Vertrauen auf Gott ein waghalsiger Muth, der vor keiner Gefahr zurückbebte. Hauptsächlich den Eindruck eines großen Kriegsmannes hinterließ er dem Gedächtniß der Nachkommen. Wie diesen seinen Ruf seine Thaten rechtfertigen, so zeugt sein ganzes Leben, zeugen seine noch erhaltenen Gedichte für seine Gottesfurcht. Einige seiner Psalmen, die Elegie auf Saul's und Jonathan's Tod und die Todtenklage über Abner beweisen wahre dichterische Begeisterung.

Fassen wir das Bild seines ganzen Lebens zusammen, so müssen wir sagen, daß er die Spitze der ganzen Erhebung bildet, zu welcher das Volk Israel seit länger als einem Jahrhunderte immer mächtiger emporstrebte, und deren Ziel es mit solchem Erfolge erreichte, als jene Jahrhunderte es überhaupt erreichen konnten. Dieses Ziel war kein anderes als der wahre Besitz eines irdischen Vaterlandes und in diesem die feste Einheit aller Glieder des Volkes, das nun in voller Selbständigkeit und Ruhe seine Volksthümlichkeit wie seine Religion aufs freieste entwickeln konnte. Jetzt erst ist Israel ein wahres Volk den anderen gegenüber und hat erreicht, was es seit Moses' letzten Tagen noch nicht vollkommen erreichen konnte.

7. Salomo.

(Nach Max Duncker, Geschichte des Alterthums.)

Nach David's öffentlich ausgesprochenem Willen folgte ihm auf dem Throne der Bathseba Sohn, Salomo. Dieser ließ seinen Bruder Adonia, welcher, wie schon früher, so auch jetzt den Versuch machte, sich des Thrones zu bemächtigen, hinrichten, und sicherte sich dadurch, freilich in der gewaltthätigen Art des Orients, den ruhigen Besitz des Thrones. Auf die Kunde vom Tode des alten Königs regten sich die Völker, welche David dem Reiche Israel unterworfen hatte. Wenn aber auch Salomo sein ererbtes Reich mit geringer Einbuße behauptete, so fehlten doch der Nachdruck und die glänzenden Erfolge, welche David's Waffen begleitet hatten. Um so eifriger war er bemüht, seine Streitkräfte zu vermehren und die Gränzen des Landes durch feste Plätze zu sichern. Hatte David schon einige Streitwagen gehalten, so verstärkte Salomo diese im alten Orient so gefürchtete als beliebte Waffengattung bis auf 1400 Wagen, für welche 4000 Pferde gehalten wurden. Außerdem bildete Salomo eine Reiterei und brachte diese auf 12,000 Pferde, so daß mit Einschluß der Leibwache das stehende Heer, welches er hielt, wohl 20,000 Mann betragen haben muß.

Doch lagen dem König Salomo die Werke des Friedens mehr am Herzen. Die Verbindung, in welche er mit Aegypten durch seine Vermählung mit der Tochter des Pharao getreten war, das nahe Verhältniß zu König

Hiram von Tyrus, welches bereits zu David's Zeit begründet, von Salomo erhalten und noch enger geknüpft wurde, hatte zur Folge, daß Israel aus verhältnißmäßig einfachen und patriarchalischen Zuständen, in welchen es vor David's Herrschaft gelebt, rasch in den großen Handelsverkehr der damaligen Welt hineingezogen wurde. Waren bisher nur die nördlichen Gebiete Israels durch den Handel der phönicischen Städte berührt worden, hatten die Israeliten den Phöniciern die Wolle ihrer Schafherden, den Ertrag ihrer Aecker verkauft, so fanden jetzt auch die Fabricate der Phönicier, ihre Handelswaaren einen Markt in Israel, so wurden jetzt die Erzeugnisse Aegyptens auf dem Landwege durch die ganze Ausdehnung des israelitischen Landes nach Syrien geführt. In Ezíongeber durften die Phönicier Schiffe für den Handel nach dem glücklichen Arabien und Indien zimmern, welche von Knechten Salomo's auf ihren Fahrten begleitet wurden, in der syrischen Wüste, so weit deren Stämme Salomo gehorchten, wurden Stationsorte für die Karawanen erbaut, welche nach dem Euphrat zogen, in der Oase der Palmen erhob sich zu demselben Zweck die Stadt Thadmor. In allen Städten, welche von den nunmehr in den Gauen Israels sich kreuzenden Handelsstraßen berührt wurden, ließ Salomo Vorrathshäuser und Waarenhallen erbauen. Daß der Krone ein erheblicher Antheil von dem Gewinn des ägyptischen wie des phönicischen Handels zufiel, dafür wußte Salomo zu sorgen; die erste Ophirfahrt soll auf seinen Antheil 420 Talente Goldes eingetragen haben. Aber auch im Lande mehrte sich, mit dem wachsenden Verkehr und der steigenden Neigung zum Erwerb, Wohlstand und Reichthum.

Wurde Israel durch sein Königthum auf diese neuen Bahnen geleitet, wurde es hiedurch der Vortheile eines cultivirten Lebens theilhaftig, so hatte es dagegen auch die Lasten einer Herrschaft zu tragen, welche sich unter Salomo den in Aegypten und Phönicien, in Babylon und Assyrien bereits ausgeprägten Formen des Hoflebens und der Regierung vollkommen gleichstellte. David hatte, wie es scheint, den Israeliten keine Steuern auferlegt, sondern die Kosten seines Hofhaltes aus dem Ertrag seiner Güter und den Tributen der Damascener, Ammoniter, Moabiter und Edomiter bestritten. Salomo legte den Stämmen nicht bloß die Erhaltung seiner stehenden Truppen, der Reiterei und der Streitwagen auf, er forderte auch den Unterhalt des Hofes mittels Natural-Lieferungen von den Stämmen ein. Diese Bedürfnisse waren nicht unbedeutend; es wird wenigstens berichtet, daß außer dem, was von den Kaufleuten und vom Handel und von den unterworfenen Völkern eingegangen sei, die Einkünfte des Königs jährlich über 600 Talente Goldes betragen hätten. Ferner mußten zu den Bauten des Königs starke Frohndienste geleistet werden. In den Jahren, da diese Bauten am stärksten betrieben wurden, waren 80,000 Arbeiter mit dem Holzfällen im Libanon, dem Brechen und Zuhauen der Steine unter der Leitung tyrischer Werkmeister beschäftigt, während 70,000 andere den Transport dieses Materials bewerkstelligten.

Nach bestimmten Zeiträumen wurden die ausgehobenen Frohnarbeiter durch andere abgelöst, welche die Bezirke stellten.

Diese Bauten, welche Salomo nach dem Vorbilde der Herrscher von Aegypten und Assyrien, von Babylon und Phönicien errichtete, umgaben die neue Königsherrschaft bei den Israeliten mit ungewohntem Glanze und machen den besten Theil von Salomo's Ruhm aus. Die stärkere Befestigung von Jerusalem, welche David begonnen hatte, wurde unter Salomo vollendet. Das Haus, welches sich David auf Zion hatte erbauen lassen, genügte den Ansprüchen Salomo's und seinem größeren Hofstaate nicht mehr. Er unternahm den Bau eines großen Palastes, der in einem solchen Maßstabe angelegt war, daß dessen Vollendung dreizehn Jahre erforderte.

Schon David hatte in seinen letzten Jahren den Plan gefaßt, statt des Zeltes, unter welchem die heilige Lade nach altem Brauch stand, einen Tempel zu erbauen und Vorkehrungen dazu getroffen. Salomo führte diesen Gedanken in glänzender Weise aus. Auf jener Höhe, der Burg Zion gegenüber, welche nach Osten steil zum Bache Kidron hinabfällt, nachmals der Berg Moriah genannt, sollte sich das Gotteshaus erheben. Die Dimensionen des Gebäudes waren von sehr mäßiger Größe; um so reicher und kostbarer wurde es im Innern ausgeschmückt. Der Fußboden war von Cypressen mit Gold ausgelegt, eben so waren die Wände wie die Decke des Hauptgebäudes ganz mit Cedernholz getäfelt, welches in reichen Schnitzwerken Cherubs und Palmenzweige darstellte, so daß man im Innern keinen Stein sah. Vor dem hintern Raum des Hauptgebäudes, dem eigentlichen Heiligthum, stand ein Leuchter mit sieben Lampen. Dieser hintere Raum, in welchem die heilige Lade stehen sollte, war durch eine goldene Kette und einen Vorhang von blauem und rothem Purpur von dem vorderen Theil abgesperrt: hier waren die Wände mit Goldblech überzogen und unmittelbar neben der Lade standen zwei Cherubs, von Oelbaumholz geschnitzt und mit Gold überzogen, zehn Ellen hoch mit ausgebreiteten Flügeln, so daß von einer Flügelspitze zur anderen ebenfalls zehn Ellen gemessen wurden. Die Thiere, welche man Jehovah darbrachte, wurden im Freien geopfert. Zu diesem Behufe wurde in der Mitte des Vorhofes vor dem Gebäude ein großer Opferaltar von Erz errichtet. Südwärts von diesem Altare war ein großes Becken aufgestellt, in welchem die Priester ihre Waschungen und Reinigungen zu verrichten hatten; es war ein vielbewundertes Kunstwerk, das eherne Meer genannt. Von zwölf ehernen Rindern, die je zu dreien nach den vier Weltgegenden gerichtet waren, getragen, hatte die runde Schale, in der Form einer aufgebrochenen Lilie, eine Tiefe von fünf und einen Umfang von dreißig Ellen. Außer diesem großen Becken waren zu jeder Seite des Altars noch fünf kleinere eherne Schalen aufgestellt, welche auf Rädern ruhten und mit Cherubs und Löwen, Palmen und Blumen sehr kunstreich verziert waren. Sie sollten zum Abwaschen und Reinigen der Opferthiere und Opferstücke dienen.

Im vierten Jahre der Herrschaft Salomo's war der Bau des Tempels begonnen worden, nach sieben Jahren, im eilften derselben, war er vollendet (um das Jahr 1000). Alles Volk „von Hamath bis an den Bach Aegyptens" strömte zur Einweihung nach Jerusalem; in feierlichem Zuge wurde die heilige Lade von Zion herab durch Priester an ihre neue Stelle getragen, unzählige Rinder und Schafe wurden sieben Tage hindurch geopfert.

Wenn David das Reich mit den Waffen gewonnen, in langen und schweren Kämpfen die Nachbarvölker niedergeschlagen, das Königthum befestigt hatte, so war Salomo ohne große Mühe in den Genuß dieser Herrschaft eingetreten. Er gebrauchte die ererbte Macht zu seinen Prachtbauten, er benutzte sie, den Reichthum des Landes um den Thron zu versammeln und zum Schmuck des Hofes zu verwenden. Die Pracht seines Hofes wird überschwänglich beschrieben. Alle Trinkgefäße und viele andere Geräthe der Paläste in Jerusalem wie in seinem Waldhause auf dem Libanon sollen von reinem Golde gewesen sein; mit seinen Vertrauten und Räthen verzehrte Salomo, von reichgekleideten Dienern und Schenken umgeben, kostbare Speisen. In einer kostbaren Sänfte von Cedernholz, deren Säulen von Silber, deren Lehne von Gold und deren Sitz von Purpur war, ließ sich Salomo nach seinen Weinbergen und Lustschlössern im Libanon tragen, umgeben von sechszig ausgesuchten Trabanten der Leibwache. Bei feierlichen Aufzügen trug die Leibwache zweihundert Schilde von reinem Gold.

Wie Salomo's Reichthum war auch seine Weisheit gepriesen, und der Orient bewahrt bis auf diesen Tag das Andenken des weisen Königs Suleiman. Es war die Weisheit, welche der Orient liebt, der kluge Richterspruch, das Vermögen, eine praktische Erfahrung als Lebensregel in einen Sinnspruch zu fassen, der Scharfsinn, welcher Räthsel zu lösen weiß. Zum Beweise der Richterweisheit Salomo's erzählte sich das Volk die Geschichte von den beiden Weibern, welche einst vor Salomo in die Halle des Gerichts kamen. Die eine sprach: Ich und jenes Weib wohnten zusammen in einem Hause und wir gebaren jede einen Knaben. Da starb in einer Nacht der Sohn jenes Weibes. Sie stand auf, legte ihren todten Knaben an meine Brust und nahm mein lebendes Kind an ihren Busen. Als ich erwachte, hatte ich ein todtes Kind im Arme; aber beim Morgenlichte erkannte ich, daß dies Kind nicht der Knabe war, den ich geboren hatte. Das andere Weib entgegnete: Nein, mein Sohn ist der lebendige Knabe, und dein der todte. Der König wendete sich zu den Trabanten und sprach: Hauet das lebendige Kind in zwei Theile und gebet die Hälfte der einen, die Hälfte der andern. Da entbrannte in der Mutter des lebenden Kindes die Zärtlichkeit über ihren Sohn. Bitte, mein Herr, sagte sie, gebt jener das lebendige Kind, aber tödtet es nicht. Und der König entschied: diese ist die Mutter, gebt ihr das Kind!

Salomo's gnomische Weisheit sollte auch der Nachwelt daraus erhellen,

daß der ganze Schatz der Lebensregeln, Sittensprüche und Maximen der Hebräer, welche späterhin gesammelt und zusammengestellt wurden, mit dem Namen Salomo's geschmückt wurde.

Der Ruf von Salomo's Weisheit drang, wie die Ueberlieferung erzählt, bis in die fernsten Lande, viele Könige kamen, sie zu hören, und aus dem glücklichen Arabien machte sich die Königin der Sabäer mit einem großen Zuge von Kameelen, welche Specereien, Gold und köstliche Steine trugen, auf, Salomo mit Räthseln zu versuchen. Und Salomo sagte ihr alles, was sie fragte, und löste alle ihre Räthsel. Als die Königin nun solche Weisheit erkannte, da schenkte sie ihm 120 Talente Goldes und so viel Specereien, wie niemals wieder nach Jerusalem gekommen sind.

So glänzend Israel unter Salomo's Herrschaft emporblühte, so wenig fehlten diesen Fortschritten die Schattenseiten. Salomo's Einkünfte waren doch seiner Verschwendung nicht gewachsen. Mit dem Luxus des Herrschers, mit dem steigenden Reichthum des Landes wurde die alte Einfachheit der Sitten verlassen. Wie die Sitten des Volkes sich änderten, so blieb auch die enge Verbindung mit dem Auslande nicht ohne Einfluß auf die Religion. Es war derselbe König Salomo, welcher dem Stammgotte Israels ein so kostbar geschmücktes, ein so reiches Gotteshaus erbaut hatte, welcher die Verehrung der Götter der Nachbarvölker neben dem Jehovahcultus einführte. Der Göttin von Sidon, der Astarte, erbaute Salomo Altäre. Neben dem Tempel des nationalen Gottes errichtete er auf einer Höhe bei Jerusalem den Göttern der Ammoniter und Moabiter Altäre und Heiligthümer und diente ihnen mit seinen Weibern, und das Volk folgte dem Beispiel seines Herrschers.

---

8. Die Reiche Juda und Israel.

(Nach J. W. Loebell, Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen.)

Der Tod Salomo's wurde für das ganze Volk ein großer Wendepunkt in seiner Geschichte. Die Nation war zwar geneigt, seinen Sohn Rehabeam als König anzuerkennen, aber so, daß ihre freie Wahl ihn bestätigte, wie Saul und David bestätigt worden waren. Es sollten, wie dies auch in späteren Zeiten bei ganz anderen Völkern vorkommt, Erbrecht und Wahl mit einander verbunden und durch die letztere dem Königthum gegenüber die Volksfreiheit behauptet werden. Auch nicht unbedingt wollte man Rehabeam's Einsetzung aussprechen, er sollte Erleichterung der schweren Lasten, welche Salomo der Nation aufgelegt, verheißen, zu welchem Ende eine allgemeine Versammlung des Volkes nach Sichem berufen worden war. Die

Wahl dieses Ortes ist gleichfalls bedeutsam, es ist nicht die Königsstadt, sondern die in den alten republicanischen Zeiten Josua's zu National-Zusammenkünften bestimmt gewesene Stadt, und zwar im Gebiete von Ephraim, dem entschiedensten und hochfahrendsten Gegner Juda's. Diese Dinge hätten den Rehabeam belehren müssen, wie nöthig Vorsicht und Nachgiebigkeit seien; statt dessen sehen wir ihn, dem Rathe leichtsinniger und übermüthiger Jünglinge gemäß, mit gränzenlosem Uebermuth die Befestigung seiner Herrschaft über ganz Israel verscherzen. Denn als nun jenes Verlangen, daß er das Joch seines Vaters erleichtern möge, vorgebracht wurde, ohne Zweifel von den Gemäßigten wider den Willen der Heftigen, welche von vorn herein die Trennung wollten, erwiederte Rehabeam: „Mein Vater hat euch mit Geißeln gezüchtigt, ich will euch mit Skorpionen züchtigen." Worauf die Entrüsteten in den Ruf ausbrachen: „Was haben wir für Theil an David, und welches Eigenthum am Sohne Isai's? Zu deinen Zelten, Israel!" So war der Abfall ausgesprochen. Vergebens sandte der König jetzt einen Boten, die Erzürnten zu begütigen. Er wurde gesteinigt, Rehabeam selbst mußte in Eile nach Jerusalem fliehen. Ephraim aber riß von den zehn übrigen Stämmen neun mit sich fort, sie huldigten dem Jerobeam, der der Versammlung in Sichem beigewohnt hatte. Dieser war nun König über ein den nördlichen Theil von Palästina in sich begreifendes Reich, welches, als die große Mehrheit der Nation, den allgemeinen Volksnamen Israel in Anspruch nahm, wie es schon unter Isboseth geschehen war; das kleinere südliche Reich erhielt von dem Hauptstamm, der es bildete, den Namen Juda. Außer diesem Stamme blieb nur das kleine, aber besonders fruchtbare Benjamin dem Rehabeam und der Davidischen Dynastie treu.*)

Der unheilvolle Riß, der zu David's Zeiten schon zwei Mal hervorgetreten, aber wieder geheilt worden war, bestand nun für alle Folgezeit, und die schönen Kräfte, die unter David und Salomo so Herrliches hervorgebracht hatten, wirkten nie wieder, von Einem Mittelpunkte aus mit einträchtigem Willen geleitet. Vielmehr wurde die Kluft durch die Könige des nördlichen Reiches absichtlich so viel als möglich erweitert und befestigt (s. S. 26). Zwischen den beiden Regierungen herrschte heftige Eifersucht, ja, besonders im Anfang, offene Feindschaft und Krieg; man rief fremde Hülfe gegen den Bruderstaat an oder machte mit Fremden, die ihn bekämpften, gemeinschaftliche Sache und leistete ihnen bei ihren Unterdrückungsversuchen Vorschub, während das vereingte Israel Mühe genug gehabt hätte, den Er-

---

*) So fassen die Bücher der Könige das Verhältniß. De Wette, Lehrb. der Archäolog. 3. Aufl. S. 175, nimmt an, daß auch der Stamm Simeon und ein Theil von Dan zum südlichen Reiche gehört haben, was Winer, Bibl. Realwörterb. Bd. I. S. 738, auf einige Städte aus diesen beiden Stämmen beschränkt wissen will.

oberungsplanen mächtiger Nachbarreiche mit Erfolg zu widerstehen. Rehabeam schon mußte einem Könige von Aegypten, den die hebräische Quelle Sisak nennt, der mit Heeresmacht wider Jerusalem zog, alle Schätze des Tempels und des Königspalastes ausliefern. So groß war die Demüthigung Juda's schon fünf Jahre nach dem Tode des mächtigen Salomo.

Das Reich Israel war entstanden, weil man die Wahlfreiheit gegen das Erb-Königthum geltend machen wollte, und es gerieth in die Hände des schlimmsten Despotismus, des militärischen. Wie aber eine despotische Herrschaft, die nur auf Waffen ruht, immer zugleich eine höchst unsichere ist, weil jeder tüchtige Feldherr so viel zu sein glaubt als der König, jeder Ehrgeizige es zu sein strebt, so war es in Israel. Jerobeam's Sohn und Nachfolger wurde nach einer sehr kurzen Regierung von einem Heerführer gestürzt und sein ganzes Haus ausgerottet, und so ging es fort. Die neunzehn Könige, welche über das Reich Israel während der dritthalbhundertjährigen Dauer desselben herrschten, waren aus neun verschiedenen Häusern, welche sämmtlich auf gewaltsame Weise die Herrschaft an sich rissen. Und bei allem Uebergewicht des Soldatenwesens war der Staat schwach gegen feindliche Nachbarn, besonders gegen die Syrer von Damaskus.

Die Vortheile, welche Juda der größern Ausdehnung und Menschenzahl Israels gegenüber besaß, bestanden in der Festigkeit des im Davidischen Geschlecht erblichen Thrones, indem der älteste Sohn fast immer dem Vater folgte, von Verschwörungen und Meutereien gegen die Könige nur wenige Beispiele vorkamen, und ferner in dem Besitze der heiligen Stätte des Jehovahdienstes, auf welche alle Fromme auch in Israel wie auf den religiös-nationalen Mittelpunkt blickten. Diese Beziehung seiner Unterthanen zur Hauptstadt Juda's zu zerstören, verbot Jerobeam die Festfahrten nach Jerusalem, durch welche, wie er fürchtete, die Gemüther sich ganz wieder zur Davidischen Dynastie hinneigen würden, und zum Ersatz stellte er in zwei Gränzstädten, zu Dan und zu Bethel, goldene Kälber oder Stiere, als Sinnbilder Jehovah's, auf, und verführte dadurch das der sinnlichen Auffassung göttlicher Dinge ohnehin nur zu geneigte Volk zwar nicht zum Götzendienste, aber doch zu dem in dem mosaischen Gesetze auf's strengste verpönten Bilderdienste. Für diesen von ihm geschaffenen Cultus stellte Jerobeam nicht-levitische Priester an, viele Leviten aber und andere den göttlichen Geboten treue Israeliten verließen darüber das Reich und wanderten nach Juda aus, dessen Kraft durch diese Einzöglinge verstärkt ward. Unter den folgenden Königen bestand dieser Bilderdienst fort, aber dabei blieb es nicht. Ahab, der Sohn Omri's, der vierzig Jahre nach dem Tode Jerobeam's den Thron bestieg, führte auf den Antrieb seiner Gemahlin, der berüchtigten Isebel, einer sidonischen Königstochter, deren Leitung er sich ganz hingab, den Dienst phönicischer Götter ein; er errichtete zu Samaria, welches Omri gebaut und zum Königssitze gemacht hatte, dem Baal und der Astarte Altäre. Im gan-

zen Lande wurde der Baalsdienst mit seinen schmählichen Gebräuchen herrschend, ein tiefer Sittenverfall war die Folge. *)

9. Das babylonische Exil.

(Nach Joh. Jos. Döllinger, Heidenthum und Judenthum.)

Zwischen die übermächtigen Reiche Babylon und Aegypten gestellt, abwechselnd von beiden abhängig oder besiegt, war endlich auch das Reich Juda, 134 Jahre nach dem Falle Israels, im Jahre 588 v. Chr., gestürzt worden. Nebukadnezar, König von Babel, zerstörte Jerusalem mit dem Tempel, ließ alle heiligen Geräthe in den Tempel zu Babylon bringen und den Kern der Nation nach Chaldäa führen.

So schien der Kreislauf des jüdischen Volkes vollendet, seine Rolle in der Geschichte ausgespielt; aus der Knechtschaft in Aegypten ausziehend, hatte es sein nationales und staatliches Dasein begonnen; jetzt befand es sich wieder, äußerlich zertrümmert und wie in Stücke zerrissen, in der Knechtschaft unter fremden Völkern. Es schien jedoch nur so. Israel war zwar als Staat und Nation völlig und für immer vernichtet. Die zehn Stämme hatten ihre Nationalität eigentlich schon vor ihrer Wegführung innerlich aufgegeben; ohne Gesetz und Opfer und ohne Levitisches Priesterthum, waren sie durchsäuert von heidnischer Sitte, und im Exil mangelten ihnen die Einrichtungen, welche ihre Religion und Nationalität hätten tragen und stützen können, sie löf'ten sich daher auf und verloren sich fast ganz unter den heidnischen Bewohnern von Assyrien, Medien, Mesopotamien. Von dem Reiche Juda dagegen war nur ein Theil der Bevölkerung, waren nur die bedeutendsten Familien mit dem königlichen Hause nach Babylon und an die Ufer des Chaboras geführt worden; Andere hatten sich mit dem Propheten Jeremias nach Aegypten geflüchtet. Die Landbewohner, deren religiösen Mittelpunkt noch fortwährend das wenn auch in Trümmern liegende Jerusalem bildete, blieben in ihren Wohnsitzen. Jene Söhne der Gefangenschaft aber hatten das Priesterthum und das Gesetzbuch als Regel ihres Lebens unter sich, sie blieben im Ganzen ihrem Glauben treu, durch dieses religiöse Band wurden sie zusammengehalten, und Propheten (s. S. 29) traten unter ihnen auf, welche ihnen die Wiederherstellung ihres Reiches verhießen.

Der Perserkönig Cyrus gewährte im Jahre 536 v. Chr. nach dem Sturz des babylonischen Reiches den Verbannten die Erlaubniß zur Rückkehr; 43,360 Seelen, darunter 4280 Priester, nebst 7000 Sclaven traten die Rückreise an; sie waren fast alle von den Stämmen Juda und Benjamin, daher die

*) Den Untergang des Reiches Juda s. in der Geschichte des neubabylonischen Reiches Nr. 18, den des Reiches Israel in der Geschichte des assyrischen Reiches Nr. 17.

Benennung Israeliten allmählich erlosch, und das wiedergeborene Volk nach dem Hauptstamme Juden genannt ward. Der größte Theil blieb zurück, zerstreut in den Provinzen des großen persischen Reiches. Die Führer der Heimkehrenden waren Serubabel, ein Sprößling des Hauses David, und Josua, der Hohepriester; auf ihren Antrieb wurde die Wiedererbauung des Tempels an der alten Stätte begonnen und bis 516 vollendet. Die Herrschaft der Perser, die in der jüdischen Religion eine der ihrigen verwandte, in dem jüdischen Gott ihren Ormuzd erblickten, war eine für die Juden sehr milde und setzte ihrer religiösen und nationalen Entwicklung keine Hindernisse entgegen.

Im Norden des Landes wohnte das Mischvolk der Samaritaner, erwachsen aus den bei der Wegführung der zehn Stämme im Lande zurückgelassenen Resten und aus den heidnischen in die Städte verpflanzten Colonisten. Ihre Religion war gemischt wie sie selber; sie beteten Jehovah, aber neben ihm auch heidnische, phönicische und aus ihrer Heimat mitgebrachte Götter an. Von Serubabel und Josua wurden sie deßhalb, als sie am Tempelbau Theil zu nehmen begehrten, zurückgewiesen. Seitdem herrschte Feindschaft zwischen ihnen und den Juden, die in ihnen keine Stammesverwandtschaft mehr anerkennen und sie nur als Heiden gelten lassen wollten.

Ernüchtert und gebessert durch ihre Leiden im Exil, gründlich geheilt von dem früheren leidenschaftlichen Hange zum Polytheismus, waren die Juden nach der Heimat zurückgekehrt; ohne alle politische Selbständigkeit, von einem Statthalter regiert, vertieften sie sich um so mehr in die einzige Quelle und Stütze ihres Nationalbewußtseins, ihre Religion, und wurden Eiferer für das Gesetz, für die hingebende Durchführung alles dessen, was vom Inhalte des Gesetzbuches noch anwendbar war. Freilich konnte nicht Alles wieder hergestellt werden: das Allerheiligste des neuen Tempels war leer, denn es fehlte die verlorene und unersetzbare Bundeslade; auch der Orakelschmuck des Hohenpriesters war verschwunden. Wenn Jerusalem jetzt weit mehr als früher Kopf und Herz der Nation wurde, so war das Hohepriesterthum, das im Hause jenes Josua erblich blieb, die Würde, welcher die Nation freiwillig sich unterwarf, die als Träger und Repräsentant ihrer Einheit diente; die Söhne David's sanken in Vergessenheit. Zu den bleibenden Folgen des Exils gehörte übrigens auch die veränderte Lebensrichtung in der Nation: früher ausschließlich dem Ackerbau zugewendet, hatten die Juden in der Fremde gelernt, sich mit Handelsgeschäften zu befassen, und diese Neigung entwickelte sich fortan bei ihnen stets wachsend; sie trug wesentlich zu ihrer Verbreitung weit über Palästina's Grenzen hinaus bei und vervielfältigte ihre Niederlassungen in fremden Ländern.

10. Die Propheten.

(Nach Joh. Jos. Ign. Döllinger, Heidenthum und Judenthum, und B. F. Guttenstein, die poetische Literatur der alten Israeliten.)

Was das hebräische Volk für andere Völker sein sollte, ein Spiegel, eine stete Mahnung und ein Zeichen, das waren ihm die Propheten. Zeiten, in denen Propheten sich nicht vernehmen ließen, waren Zeiten des Verfalls oder Todes; wurde auf das Wort der Seher nicht gehört, so war das ein Zeichen eines unseligen Schlummers und eines auf Israel lastenden Strafgerichts.

Samuel hatte eigene Propheten-Schulen gegründet, in denen junge Männer, Propheten-Söhne genannt, zusammen lebten, unter der Leitung und Belehrung älterer Meister. Wir sehen, daß in diesen Schulen ein Zustand der Ekstase künstlich gepflegt ward, wahrscheinlich in ähnlicher Weise, wie später bei den Therapeuten, so daß Fremde, die plötzlich in einen Kreis solcher Propheten-Jünger kamen, von der gleichen Begeisterung ergriffen und zu denselben Geberden und Handlungen mit fortgerissen wurden. Wie lange diese Propheten-Schulen bestanden, läßt sich nicht sicher angeben. Aber die Macht des Prophetenthums, als einer ganz einzigen, mit nichts Aehnlichem in der Geschichte zu vergleichenden Institution, tritt von nun an in den Geschicken des Volkes und dem Entwicklungsgange des theokratischen Reiches tief und gewaltig eingreifend hervor. Ohne irgend eine gesetzliche Gewalt und Beglaubigung, bald Priester oder Leviten, bald einfache Israeliten anderer Stämme, überhaupt unabhängig von Stammes- und Standesverhältnissen, standen die Propheten aus der Mitte des Volkes auf, oft gegen alles Sträuben ihrer vor dem Auftrage bangenden Natur von einem unwiderstehlichen Drange fortgezogen. Ein Prophet, im Bewußtsein und der Autorität seiner unmittelbaren Berufung, war zugleich der Mund oder Bote Gottes und das persongewordene Gewissen der Nation, der Allen den Spiegel ihrer Vergehen vorhielt, ein Demagog und Patriot im edelsten Sinne, der in großen entscheidenden Wendepunkten als Bußprediger, als Warner und Tröster, als Bewahrer des Gesetzes, als Ausleger der alten Bundesverheißungen dem Volke, den Mächtigen, den Königen gegenübertrat. Innerhalb der Grenzen des Gesetzes, welche der wahre Prophet nie überschritt, besaß er eine unbeschränkte Freiheit der Rede, freilich oft mit Gefahr und Aufopferung seines Lebens. Vor Allem rügten und bekämpften die Propheten das gemeine und Grundlaster der Abgötterei, sie erhoben ihre warnende und strafende Stimme gegen das Sittenverderben, das mit den heidnischen Neigungen und Cultusübungen des Volkes in so enger Wechselwirkung stand, sie schilderten das Versinken in mechanische Werkheiligkeit, die Ausartung der Priester, die Bestechlichkeit der Richter. Sie verkündeten göttliche Strafgerichte, richteten dann aber auch das zerbrochene, in die Gefangenschaft fort-

geschleppte Volk wieder auf. Auch an die Könige richteten die Propheten ihre Ermahnungen und nicht selten ihre scharfen Strafreden, sie gingen furchtlos in die Paläste, sie rügten die falsche Politik, mit fremden Mächten verderbliche Bündnisse einzugehen, auf übermächtige, heidnische Staaten ihr Vertrauen zu setzen. Die Könige nahmen auch selbst in Bedrängnissen ihren Rath in Anspruch; wenn sie aber mit dem Volke sich dem Götzendienste zuwandten, dann wurden die Propheten blutig verfolgt. Im Reich der Zehnstämme waren sie schon früh unter Ahab fast ausgerottet worden; später war ihnen (zu Amos' Zeit) öffentlich vor dem Volke zu reden verboten. Im Reiche Juda ließ Manasse die warnenden Propheten ermorden.

Alle Ströme des Prophetengeistes vor sich nahm Jesaias in sich auf und sandte sie wieder bereichert in die Zukunft aus. Sieben und vierzig Jahre wirkte Jesaias als Volksführer und Prophet. Was von dem unter seinem Namen im Alten Testament enthaltenen Orakeln erweislich von ihm selbst herrührt, sichert ihm eine Stelle unter den vorzüglichsten Dichtern. Seine Sprache ist den Gegenständen, die er behandelt, die angemessenste; sie vereinigt Einfachheit und Klarheit mit der höchsten Würde und Majestät, und an Fülle und Kraft, bei dem schönsten Ebenmaße, kommt ihm die Poesie keines andern Propheten gleich. Den Inhalt seiner Dichtungen bilden Strafreden und Klagen über die Sünden des Volkes, drohende Verkündigungen eines nahen Verderbens und herzerhebende Aussichten in eine schönere Zukunft. Adel des Gefühls und der Gesinnung spricht aus jedem Zuge, Alles trägt den Stempel des Genies und der echten Begeisterung.

Bei den Propheten der letzten Zeit der Selbständigkeit des jüdischen Reiches dauert der Schwung fort, welchen Jesaias dem Prophetengeiste gegeben, und die politischen Angelegenheiten wurden immer mehr so beschaffen, daß sie in seinem Tone fortfahren mußten. Bei Zephania, Joel, Habakuk und Obadia herrschen immer die beiden Vorstellungen, daß ihre Landsleute weggeführt und zerstreut werden müssen, zur Strafe ihres häufigen Abfalls von Jehovah, dieser aber dereinst sie zurückführen und zu einer weitherrschenden Nation machen werde, welche an allen ihren Unterdrückern gerächt wird. Was aber insbesondere den Propheten Habakuk betrifft, so hat derselbe ein Gedicht von hohem lyrischem Schwung hinterlassen. Klagen über die schrecklichen Verwüstungen der Chaldäer in Judäa und über den nahen Untergang dieses Reiches, Tröstungen und frohe Aussichten auf künftige Demüthigung der Sieger und neues Glück der Juden sind der Inhalt desselben. Alle seine Worte sind Charakter und Leben, es gibt nichts Furchtbareres, wo er schrecken, nichts Beißenderes, wo er spotten, nichts Erquickenderes, wo er trösten will.

Wieder mehr zur Gegenwart und zur unmittelbaren Belehrung lenkte Jeremias den Sehergeist. Ueber vierzig Jahre lang hat er in der traurigsten Zeit des Reiches mit anhaltender Geduld und Treue den prophetischen

Beruf erfüllt. Seine Lehren und Orakel sind, so weit wir sie im Canon des alten Testaments besitzen, Zeugen der glühendsten Vaterlandsliebe und des unerschütterlichsten Vertrauens auf den Gott der Väter, aber auch deutliche Beweise, wie sehr der Geist dieses Propheten durch sein und seines Volkes Unglück gelähmt und niedergedrückt war. Nur in den Weissagungen gegen auswärtige Staaten erhebt sich sein Ausdruck zu einiger Stärke; sonst ist sein Ton sanft wie sein Charakter, und traurig, wie die Zeit, in welcher er lebte.

Nicht so wehmüthig erscholl eine andere Prophetenstimme zu derselben Zeit. Ezechiel, aus priesterlicher Familie wie Jeremias entsprossen, mußte bei der letzten Verpflanzung auf babylonischen Befehl Judäa verlassen, aber sein Geist umfaßte stets das Schicksal desselben, und von diesem Mittelpunkt die Zukunft anderer Staaten; aber bei allen Weissagungen über die Zukunft anderer Nationen wagt er nie einen Spruch gegen die babylonisch-chaldäische Monarchie. Wenn seine Lage diesen Einfluß auf seinen prophetischen Charakter hatte, so trug der um sie her dominirende Geist dazu bei, daß er Symbole und allegorische Vorstellungen über Alles liebt und sich selbst zuweilen als ein Symbol seiner Nation und ihres Schicksals betrachtet. Gerade der symbolische Theil der Dichtungen Ezechiel's hat auf Poesie und Bildnerei des Mittelalters so wie auf den Cultus einen nicht unbedeutenden Einfluß gehabt. Alle Mystiker und mit ihnen die Bildner nahmen aus Ezechiel eine Anweisung, wie sie heidnischen Bildern im christlichen Cultus einen Platz geben könnten.

Sein Zeitgenosse Daniel ward schon sieben Jahre früher als Ezechiel weggeführt, aber nach Nebukadnezar's Sitte, Jünglinge von außerordentlichen Geistesanlagen und vorzüglicher Schönheit aus allen ihm unterworfenen Nationen auslesen und für die wichtigsten Aemter bilden zu lassen, kam er mit einigen Gefährten an den Hof und ward der chaldäischen Gelehrsamkeit zur Bildung übergeben. Es gereicht ihm und seinem Könige zur Ehre, daß er der väterlichen Religion unabänderlich treu bleiben konnte. Daniel übertraf in der Kunst, Träume auszulegen, worauf man in den damaligen Zeiten viel hielt, alle Weisen des Reiches. Dabei war er ein Mann, der, mit der Verfassung und Lage der großen Reiche der damaligen Welt bekannt und von der Gottheit begeistert, die glücklichsten Blicke in die Zukunft thun konnte und deßhalb den Namen eines Sehers verdient, obgleich ihn die meisten Juden von der Zahl der Propheten ausschließen. Sein großes Ansehen währte bis in sein hohes Alter und den Anfang der Regierung des Cyrus. Vielleicht war es sein Einfluß mit, wodurch die Rückkehr der Juden in ihr Vaterland veranlaßt wurde.

II. Die Phönicier.

11. Weltstellung der Phönicier.

(Nach K. Kiesel, Vorlesungen über die Geschichte der vorchristlichen Zeit, und F. C. Movers, Phönicien in der Encyklopädie von Ersch und Gruber.)

Die Weltgeschichte hat im frühern Alterthum eine Bewegung von Osten nach Westen. Während die aus dem Herzen Asiens in anderen Richtungen nach weitentlegenen Ländern (China u. a.) sich fortleitenden Wanderungsströme die Völker zur Absonderung führen, steht den in westlicher Richtung ausgewanderten Völkern vielfache Begegnung und vielfacher Austausch des auf ihren Wegen gefundenen Ertrages bevor. Schon die assyrischen und babylonischen Eroberungszüge haben die vorherrschende Richtung nach Westen, weil die Kunde von dem Leben an der Seeküste den Herrscher zu Ninive und Babylon nicht ruhen läßt, bis er dieses Leben seinem Willen dienstbar gemacht hat. Indem die Geschichte, von Osten kommend, die Gestade des Mittelmeeres erreicht, setzt sie ihren Lauf über dasselbe hin und längs seiner Küsten beharrlich fort, da sie von den Völkern, die in vorgeschichtlicher Zeit seine Anwohner geworden sind, immer mehrere ergreift. Das mittelländische Meer, um das die drei Theile des Continents sich lagern, bewährt im Laufe der Geschichte eine verbindende, eine den Gewinn der Völker fortleitende und verbreitende Kraft. Dazu trugen zwei Dinge bei, die Beschaffenheit der Küsten und die Beschaffenheit der Anwohner. Rechnet man die Syrtengegenden ab, wo die Küsten zur Landung eben so ungeeignet sind als die See durch Stürme gefährlich ist, so gibt es an allen Küsten des Meeres keine größere Strecke, wo sich nicht zum Landen und Verbleiben Gelegenheit böte. Fast überall finden sich natürliche Häfen, zu Rastorten auf weiten Fahrten dienlich, zur Gründung von Ruheplätzen für wiederholte Fahrten einladend. Am Mittelmeere winken dem Seefahrer, der in alten Zeiten stets die Nähe der Küsten suchen mußte, überall die Gelegenheiten zu Schutz und zu Versuchen des Erforschens und Gewinnens. Das eigentliche Volk des Mittelmeeres sind aber, ehe sie dasselbe mit den Griechen zu theilen gezwungen werden, die Phönicier.

Vor sich das Becken des mittelländischen Meeres mit seinen fruchtbaren und productenreichen Inseln und Küsten, im Rücken und zur Seite alte Cultur- und Industrieländer, ist Phönicien, seiner Lage nach zum Stapelplatz der östlichen und westlichen Waaren bestimmt, schon früh zum Centralpunkte des alten Welthandels geworden und hat eine Reihe von Jahrhunderten sich in dessen Besitz monopolistisch, ohne Rivalen, erhalten. Den Ländern, die ihrer geographischen Lage nach gleichen Anspruch auf den Betrieb des alten Welthandels machen könnten, hat die Natur versagt, was sie Phönicien

gab: die Mittel zur Schifffahrt. Aegypten und der südliche Küstenrand Palästina's, beide ihrer Weltstellung nach für den Handel nicht minder günstig gelegen und später auch die Rivalen der Phönicier, besitzen kein Bauholz und Eisen; die flachen Küsten sind ohne schützende Vorgebirge und Buchten; Häfen hat erst die Kunst späterer Jahrhunderte mühsam hier geschaffen, während dagegen Phönicien mit allem dem, was zum Schiffbau gehört, auf das reichlichste versehen ist: mit Bauholz, welches die Cedern und Cypressen des Libanon lieferten, mit Eisen und Kupfer, gleichfalls in reicher Fülle im Gebirge des Libanon und der Umgegend vorhanden, mit Buchten und Häfen, welche die Natur selbst an den zahlreichen in's Meer auslaufenden Gestaden und den der Küste entlang gleich Hafendämmen sich hinziehenden Felsriffen gebildet hat.

In dem langen Zeitraume, während dessen Phönicien, im Alleinbesitz dieser zur Schifffahrt erforderlichen Mittel, auch ausschließlich allein von Asien her den Seehandel trieb, waren die Inseln und Küstenländer des Mittelländischen Meeres größtentheils von uncultivirten Volksstämmen bewohnt, welche den Werth ihrer Landesproducte nicht kannten, oder doch diese zu gewinnen oder zu benutzen noch nicht verstanden. Indem die Phönicier diese günstigen Umstände durch Tauschhandel, durch Gründung von Industrie-Anlagen und Colonieen ausbeuteten; indem sie die Rohproducte der Westländer mit beispiellosem Gewinn gegen schlechte Waaren und Tand aller Art eintauschten, die zu Industrie-Anlagen oder zum Betriebe des Handels geeigneten Localitäten besetzten, hier Städte für ihre überflüssige Volksmenge gründeten, besonders aber die an vielen Küstengegenden noch unbenutzten edeln Metalle auf die Märkte Asiens brachten, erwarben sie ebenso große Reichthümer wie die europäischen Seefahrer bei ihrem ersten Verkehr mit den gold- und silberreichen Ländern der neuen Welt.

---

12. Die Colonieen der Phönicier.

(Nach A. Fr. Gfrörer, Urgeschichte des menschlichen Geschlechts.)

Kein anderes Volk der Welt, auch die Engländer nicht, hat so viele Colonieen angelegt, wie die Phönicier. Der Ursprung ihrer Niederlassungen war sehr verschieden. Manche mußten sie anlegen, weil sie von fremden Oberherren dazu gezwungen wurden. In diese Classe gehören die großen phönicisch-ägyptischen Ansiedlungen auf griechischem Boden in Creta, zu Argos, zu Theben, in Attika. Andere legten sie aus eigenem Antriebe an. Diese freiwilligen Anpflanzungen gingen entweder vom Staate aus und blieben dann gewöhnlich in strenger Abhängigkeit von der Mutterstadt, oder von einzelnen reichen und mächtigen Bürgern.

Eben so verschieden waren die Zwecke, um derenwillen man sie gründete. Einzelne wurden angelegt, um feste Punkte für Bergbau, Fischerei, Einsammlung von Purpurschnecken zu gewinnen, andere — und dies war ein häufigerer Fall —, um unruhige Volksmassen, deren Anhäufung in den Hauptstädten dem Staate Gefahr drohte, in fremden Gegenden unterzubringen. Endlich die meisten Colonieen wurden des Handels wegen gegründet.

Noch vor der Zeit, da phönicische Schiffe alle Meere durchfurchten, finden sich Spuren eines regen phönicischen Landhandels nach Osten. Vom Euphrat her sind die Kanaaniten in ihre spätere Heimat eingewandert. Daß die Ausgewanderten die Verbindung mit den alten Wohnsitzen zu erhalten bemüht waren, erhellt aus einer Reihe binnenländischer Colonieen, welche eine Linie von der Seeküste nach der Ebene der beiden Ströme bildeten und längs der alten Straße nach dem Euphrat lagen, so: Dan, der Hauptort des nördlichen Palästina, wo schon in mosaischer Zeit Sidonier wohnten; weiter gegen Osten Hamath, wo sich die Karawanenstraße in eine nördliche und eine südliche Richtung spaltete. Aber die Phönicier vergaßen nicht, wohlgelegene Plätze am Meere zu besetzen. Schon in uralter Zeit gründeten sie Niederlassungen zu Eziongeber und Elath am arabischen Busen, dann auf den Bahrein-Inseln im persischen Golf. Von diesen Punkten aus betrieben sie früher allein, seit David Eziongeber erobert hatte, in Verbindung mit den Juden, den berühmten Ophirhandel. Zu den westlichen Colonieen gehören diejenigen, welche auf den Küsten Kleinasiens und Griechenlands so wie auf den griechischen Inseln angelegt wurden. Tarsus, Ciliciens Hauptstadt, soll lange vorher, ehe Sanherib eine zweite Gründung vornahm, durch die Araber erbaut worden sein. Von den großen Inseln des Mittelmeeres lag den Phöniciern Cypern am nächsten. Hier siedelten sich zuerst die Stämme der Chetiter und Hamathäer an, welche Citium und Amathus erbauten. Später eroberten Sidonier die ganze Insel, welche dann, als die Aristokratie von Sidon nach Tyrus ausgewandert war, in den Besitz der Tyrier überging. Auch auf der Insel Rhodus ließen sich früh Phönicier nieder, wurden aber später durch einwandernde Dorier vertrieben.

Weiter gegen Westen hin gründeten die Phönicier Niederlassungen auf Thera, Melos, Oliarus, Cythera und Creta. Unfern der thracischen Küste besetzten sie die Insel Thasus, welche einen Namen erlangte durch ihre Bergwerke und den Dienst des Hercules, dessen thasischer Tempel von Tyrus aus gegründet worden war.

Vor dem Ende des neunten Jahrhunderts hatten sie alle Vorgebirge Siciliens sammt vielen kleinen Inseln der Küste inne. Aber im Laufe des achten Jahrhunderts benutzten die Griechen den Riß, der zwischen Carthago und Tyrus entstanden war, so wie die Bedrängnisse, in welche Phöniciens Städte durch den Anfall der Assyrier geriethen, zu ihrem eigenen Vortheil, griffen die Colonieen auf Sicilien an, die von dem geschwächten Mutterlande

keine Hülfe erhielten, und drängten die Ansiedler auf wenige feste Punkte am Meeresufer zusammen. Altphönicische Colonieen in Sicilien waren Heraklea, das, ehe auch dort Griechen Herren wurden, Makara nach Makar, dem Beinamen des phönicischen Hercules, dann Panormus (das heutige Palermo), Motye, Solois oder Solentum. Nicht minder gehörten den Phöniciern die heutigen Inseln Malta, Comino, Gozzo. Auf der Insel Sardinien legten sie eine Menge Städte, worunter Caralis, das heutige Cagliari, an. Auch auf Corsica müssen sie in früher Zeit Ansiedlungen gegründet haben. Der alexandrinische Dichter Kallimachus nennt Corsica das alte phönicische Kyrnos. Allein während der Kriege zwischen den massilischen Phokäern und den Carthagern im sechsten Jahrhundert vor Chr. wurden die phönicischen Anlagen auf Corsica gänzlich zerstört. Auf den Balearen dagegen, in Minorca und Iviza — letztere hieß auf phönicisch Ebusus oder Busus, d. h. Fichteninsel — erhielten sich Reste phönicischer Ansiedler bis zu den Zeiten August's herab.

Eine lange und vielgliedrige Reihe von Niederlassungen in Nord-Africa kann, beginnend von der großen Syrte bis zu den Küsten am westlichen Ocean und zu der Insel Kerne, welche heutzutage Arguin heißt, auf einzelnen Punkten sogar bis tief ins innere Land hinein verfolgt werden. Die größten und bedeutendsten derselben waren Carthago, Utica, Großleptis, Adrumet, Hippo. Betreffend die jenseit der Säulen des Hercules gelegene Westküste berichtet der Alexandriner Eratosthenes, daß die Phönicier längs dem Gestade des Atlantischen Oceans gegen 300 Städte erbaut hätten. Die meisten derselben wurden später durch die Barbaren zerstört, die Namen einiger wenigen sind bekannt, wie Tingis (das heutige Tanger). Von dort aus drangen phönicische Kauffahrer bis nach Guinea vor und erhandelten von den Negerstämmen Goldstaub.

Die von ihnen längs der Südküste Spaniens besetzte Provinz Tarsis umfaßte eine Reihe blühender Städte, die zum Theil unmittelbar von Phönicien, theilweise von den africanischen Colonieen aus gegründet worden sind. Ihr halblibyscher Ursprung erhellt aus dem Umstande, daß viele Städtenamen, wie Carthago, Gades, Hippo, Utica, Leptis, Malacca, Tunis, zugleich in Nord-Africa und im südlichen Spanien vorkommen. Die wichtigste derselben war Gades, von wo aus mit dem nördlichen Europa nach England und den baltischen (?) Küsten ein Verkehr betrieben ward, der namentlich Zinn und Bernstein in Umlauf brachte.

13. Die Hauptmomente aus der Geschichte der Phönicier.*)

(Nach K. Kiesel, Vorlesungen über die Geschichte der vorchristlichen Zeit.)

Bevor Phönicien die auf seiner Seemacht ruhende Weltstellung gewann, bevor seine von den Cedern des Libanon gebauten Schiffe Glas, Webereien, Purpur ausführten und Goldstaub aus Guinea, Zinn von den Sorlingischen Inseln, Bernstein von den baltischen Küsten (?) heimbrachten, mußte es die Seeschlachten der ältesten despotischen Eroberer schlagen. Die Macht der ältesten, in Ninive thronenden assyrischen Könige hat sich bis an die Gränzen Aegyptens erstreckt und Phönicien beherrscht. Denn es gibt Ueberlieferungen, daß von der Königin Semiramis, an deren Namen die Kunde großer Eroberungen im Osten geknüpft ist, Phönicier nebst Ciliciern und Cypriern verwendet worden sind, auf dem arabischen Meerbusen Schiffe zu einem Kriegszuge nach Indien zu rüsten. Aus der assyrischen gingen die Phönicier in ägyptische Gewalt über. In den Wandgemälden der Ruinen von Theben sind die Land- und Seeschlachten dargestellt, welche Ramses, der Sesostris der Griechen, lieferte. Die Seeschlachten kann der Pharao, dessen Land an Holz und Eisen Mangel hatte, nur mit phönicischen Schiffen geschlagen haben. Dem Aufschwung, den Aegypten unter der Regierung jener Eroberer nahm, folgte nach der in den despotischen Reichen Asiens geltenden Regel eine Ermattung, da die Nachkommen derjenigen, die wie im Sturme durch die Länder gefahren, in Kraftlosigkeit versinken und das Erworbene nicht festzuhalten vermögen. So ward Phönicien auch von den Aegyptiern frei und die Entwicklung seiner Seemacht und seines Colonialwesens begann. Sidon, in der heiligen Schrift der erstgeborene Sohn Kanaans genannt, erfüllt die Welt mit dem Ruhme seiner Kunstfertigkeit, gründet Colonieen auf Cypern, auf Creta, auf Cythera und in Africa, steht aber auch vermöge eines Bundesverhältnisses an der Spitze der phönicischen Städte.

Die Macht von Sidon ging aber mit der Zeit an Tyrus über. Veranlassung dazu waren Kriegsvorfälle. Das den Phöniciern benachbarte Volk der Philister, bekannt als ein lange Zeit den Israeliten gefährlicher Feind, belagerte Sidon, und die Gefahr trieb den größten Theil der dortigen Bevölkerung, zur See nach Tyrus zu fliehen. Wie Sidon sich der Philister erwehrt hat, ist unbekannt, aber es war seitdem ohnmächtig, wie Tyrus stieg. Unter der Vorortschaft von Tyrus ward nun Phönicien recht fruchtbar an Colonieen. Um dieselbe Zeit, wo die Israeliten von Samuel einen König begehrten, findet sich auch in Phönicien, zunächst in Tyrus, das Königthum eingeführt, nachdem in den einzelnen Städten an der Spitze der Regierung

*) Die Nachrichten über den Verlauf der alten phönicischen Geschichte sind so dürftig und fragmentarisch, daß es kaum gelingt, einzelne große Perioden zu fixiren und in allgemeine Umrisse zu zeichnen, geschweige denn eine fortlaufende Geschichte der einzelnen Staaten zu schreiben. (Movers.)

Richter oder Sufeten, in Tyrus seit Einwanderung der Sidonier zwei Sufeten, gestanden hatten. Doch die Aristokratie umgab den König mit einem Rathe, an dessen Zustimmung er geknüpft war. Der zweite König von Tyrus ist jener **Hiram**, der dem Salomo zum Tempelbau die Arbeiter lieferte und mit ihm von den am nördlichen arabischen Meerbusen gelegenen Orten, die einst von Phöniciern gegründet worden, Seefahrten unternehmen ließ. Diesen Hiram mag die Ausbildung und Erstarkung des israelitischen Staates auch zu der Befestigung von Tyrus getrieben haben. Vor Tyrus lagen zwei Inseln; beide verband er durch Ausfüllung des Zwischenraumes und schuf so eine neue durch ihre Lage geschützte Stadt, die der auf dem Festlande gelegenen beim Herannahen von Kriegsgefahr zum Rückhalte dienen konnte.

Im neunten Jahrhundert erfolgte ein Ausbruch der Parteikämpfe durch eine Maßregel, durch welche die Aristokratie das Königthum mit der Demokratie zu entzweien gedachte. Eines Königs Testament, ohne Zweifel von der Aristokratie dictirt, verfügte, daß seine beiden Kinder, Elissa und Pygmalion, gemeinsam regieren, daß aber Elissa dem Hohenpriester des Melkarth vermählt werden solle. Ein Sturm, den entweder Pygmalion erregte oder in welchem dessen gekränktes Recht zum Vorwande diente, erhob sich. Die Volkspartei, wahrscheinlich in einer erkämpften Stellung bedroht, gewann den Sieg und der Hohepriester fiel. Da beschlossen die Aristokraten, mit Elissa ein neues Vaterland jenseit des Meeres zu suchen. Die Auswanderer, auf einem großen Theil der Flotte die Schätze aus dem Tempel des Melkarth mit sich führend, richteten ihren Lauf nach der Nordküste Africas und durch die neuen Ansiedler ward das tyrische **Carthago** die Erbin aller phönicischen Herrschaft im Westen. Bald gingen die näheren, bald auch die ferneren phönicischen Pflanzstädte im westlichen Becken des Mittelmeeres an diese neue Königin des Meeres über, während im östlichen Becken des Mittelmeeres die Phönicier mehr und mehr vor den in reger Thätigkeit sich ausbreitenden Griechen wichen. Den Verfall von Tyrus entschieden die Eroberungen, welche erst die jüngste Dynastie Assyriens und dann die Fürsten Babyloniens machten. Der assyrische König Salmanassar, der dem Reiche Israel eine Ende gemacht, legte auch den Phöniciern für ein Jahrhundert assyrisches Joch auf. Als aber die Chaldäer, die Babylonien für Assyrien bewachen sollten, selbst auf dessen Kosten ein Reich stifteten, schlug Phönicien sich auf die Seite Aegyptens, das den Strom der chaldäisch-babylonischen Eroberung zu hemmen suchte. Nachdem Nebukadnezar 604 den Pharao Necho bei Circesium am Euphrat geschlagen, fiel ganz Phönicien, die Inselstadt von Tyrus durch einen Vertrag, in des Siegers Gewalt, und gleich den Israeliten, deren südliches Reich (Juda) derselbe Nebukadnezar vernichtete, mußten die Phönicier zum Theil in die Verbannung wandern. Die Blüte von Tyrus war vorüber. Phönicien im Ganzen aber überdauerte das babylonische Reich, wie es das assyrische überdauert hatte. Unter der persischen Herrschaft er-

scheint es, jedoch jetzt mit Sidon an der Spitze, als das Herz der persischen Seemacht, als eine Hauptquelle der Einnahmen, aber mit einer innerlichen Selbständigkeit, wie sie die Eroberer des alten Asiens, wo Vernichtung durch Verpflanzung nicht in ihrem Vortheil lag, den Staaten ließen. Den größten Beweis für eine Rücksicht, die man den Phöniciern nicht versagen konnte, gibt der Erfolg, mit dem sich Tyrus dem Ansinnen der Perser widersetzt, zum Angriffe auf Carthago die Mittel zu liefern. Der Beweggrund, für die Tochterstadt Schonung zu wünschen, kann aber leicht auch in der Besorgniß gelegen haben, daß die Perser durch Bezwingung des africanischen Phöniciens in die Lage kommen möchten, des asiatischen zu entrathen und ihr Verfahren gegen dasselbe zu ändern.

---

14. Die semitischen Natur-Religionen, insbesondere die der Phönicier.

(Nach F. C. Movers, Untersuchungen über die Religion und die Gottheiten der Phönicier.)

Die Religion der Phönicier war, wie die des ganzen sprach- und stammverwandten Volkes der Semiten und der alten Asiaten überhaupt, ihrem Wesen nach Natur-Religion, d. h. Vergötterung der Naturkräfte und Naturgesetze, Anbetung derjenigen Gegenstände, in denen diese Kräfte gegenwärtig und durch sie thätig und wirksam gedacht wurden.

Es ist in dieser Religionssphäre die Gottheit nicht eine über die Natur schrankenlos waltende, von ihr verschiedene Macht, wie bei den Hebräern, sondern sie ist die verborgene Kraft in der Natur selbst, wie sie nach bestimmten Gesetzen jetzt schaffend, belebend, erhaltend, dann wieder ihre eigenen Werke zerstörend und verderbend sich offenbart, und welcher der Mensch je nach ihren verschiedenen Wirkungen bald Bewunderung, Liebe und Verehrung zollt, bald aber auch als ein ihm feindliches Wesen fürchtet und auf eine seiner geistigen Ausbildung entsprechende Art zu sühnen sucht. Die gewöhnlichste und zugleich die einfachste und alterthümlichste Gottesidee in der phönicischen wie in allen asiatischen Natur-Religionen ist folgende. Die Gottheit wird nach menschlicher Analogie als Mann und Weib gedacht; jedem werden diejenigen Kräfte und Erscheinungen in der Natur zugetheilt, die den beiden Geschlechtern am angemessensten sind. Der Naturgott Baal ist demnach die active, Baaltis die passive Kraft der Natur, jener das schaffende, erhaltende aber auch zerstörende Element in der Natur, diese das empfangende und gebärende Princip: jener die Quelle des geistigen, diese des physischen Lebens.

Eine spätere Stufe in der Entwicklung des Anthropismus ist es schon, daß die Götter mit menschlichem Charakter, bald gut, bald böse oder

beides zugleich, je nachdem die Begriffe von wohlthätigen oder schädlichen Naturmächten zu Grunde lagen, und in menschlichen Formen gedacht wurden. Endlich wurde diese Vorstellungsweise erst dadurch vollständig durchgeführt, daß man die Götter auf die Erde herabzog, wo sie menschliche Schicksale erlitten, zuletzt des Todes starben, und wo zur Wahrheit dessen die Euhemeristen überall ihre Grabstätten oder auch den Ort, wo sie gestorben waren, nachweisen konnten.

Sie werden an die Spitze der Genealogieen und besonders der Könige und Fürsten gestellt, von denen in allmählicher Abstufung Halbgötter, Heroen und dann gewöhnliche Wesen unseres Geschlechts herstammen. Wie Wodan in allen altgermanischen Königshäusern das letzte Glied in der genealogischen Reihe bildet, eben so Bel bei den Semiten, den Assyriern, Babyloniern, Phöniciern, Carthagern, Lydiern. Seine mit Mauern verwahrte Königsburg ward in Babel, in Phönicien oder auch im fernern Westen gezeigt, und die Chaldäer bewahrten sein Grabmal, welches Xerxes zerstörte. Wo eine Gottheit vorzüglich verehrt wurde, da hatte sie auch in der Urzeit als König oder Königin regiert: Astarte in Byblus oder Damask, und als Dido in Carthago. Die Schutzgottheiten der Städte galten allgemein auch für die Erbauer derselben: Baal-Melkarth von Tyrus, von Gades, von Tarsus, Saturn von Babel, von Byblus, Berytus.

---

15. Der Handel der Phönicier.

(Nach F. C. Movers, das phönicische Alterthum, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Geschichte des alten Handels und vorzüglich des phönicischen gewinnt dadurch ein höheres, wissenschaftliches Interesse, daß derselbe eine culturgeschichtliche Bedeutung hat. Bei allen Völkern, die in dem Handelsgebiete des Mittelländischen Meeres wohnten, folgte die Cultur den Pfaden, die ihr der Handel zuvor gebahnt hatte.

Der phönicische Handel ging, wie bei allen maritimen Handelsvölkern, von der Fischerei aus. Der Fischer, welcher als Küstenschiffer mit den Gefahren des Meeres vertraut wird und mit der wachsenden Kunde des Meeres und seiner Gestade auch deren Producte und Schätze kennen lernt und diese zu eigenem und fremdem Bedarf in die Heimat zurückführt, ist überall, in der alten und neuen Welt, das Prototyp der meerbeherrschenden Handelsvölker gewesen. So war ja auch Sidon, wie es der Name (צידון d. h. Fischfang) andeutet, in seiner ersten Anlage ein von Fischern bewohnter Ort, und von Tyrus sagt die Mythe, daß einer seiner ersten Bewohner die Fischerei und die Geräthe dazu erfunden habe.

Von Phönicien und seiner nächsten Umgebung (Palästina) aus mußte

der Landhandel zunächst gegen die Euphratländer, der Land- und Seehandel nach Aegypten hin sich wenden. Die Länder am Euphrat und Tigris, die Ursitze der Cultur und zugleich die Centralstätte des asiatischen Handels, standen von den ältesten Zeiten her mit Phönicien und Palästina im regsten Verkehr, den in früherer Zeit die von Mesopotamien her zum Mittelmeere hin gehenden Völkerströmungen, später aber die Ausbreitung der mittelasiatischen Weltreiche angebahnt und begünstigt hatten. Assyrische Waaren bilden daher die bedeutendsten und, nach Herodot, zugleich die ältesten Artikel des phönicischen Handels. Nicht minder alt war aber auch Phöniciens Verbindung mit Aegypten. Aegyptische Waaren, welche einen Hauptartikel des phönicischen Handels ausmachten, wurden schon in der ältesten Zeit von den Phöniciern nach Griechenland geliefert.

Die großen asiatischen Staaten, welche die Küstenländer des arabischen und persischen Meeres beherrschten, benutzten in Ermangelung einer eigenen Seemacht ihre Verbindung mit Phönicien dazu, um Schifffahrt und Seehandel auf diesen östlichen Meeren zu begründen. So kamen die Phönicier in unmittelbaren Verkehr mit Arabien und dem südöstlichen Africa, mit Indien und Hinter-Asien, deren kostbare Handelsgüter die phönicischen Städte bereicherten und sie zu dem großen Wohlstande und Flor erhoben, in denen sie uns schon zu Anfang des zehnten Jahrhunderts in der Geschichte entgegentreten.

Werfen wir einen Blick auf die westlichen Handelsgebiete, welche in allmählich weiteren Kreisen die phönicische Handelsthätigkeit umfaßte, so haben auch hier, wie in Asien, politische Verhältnisse die Ausbreitung ihres Handels vorbereitet. Dieses sind die Auswanderungen, welche von Phönicien und dessen Nachbarländern nach den Inseln und Küstenländern des Mittelmeeres gingen (s. S. 34). Phönicischer Handel, phönicische Colonieen und Industrieanlagen begleiteten diese Völkerzüge überall oder sind ihnen gefolgt und reichten schon sehr früh (gegen 1500 v. Chr.) bis zu den atlantischen Küsten, während sie östlich bis in die entlegensten Theile des Pontus und der Mäotis sich verfolgen lassen.

Als aber nach den assyrischen Kriegen des achten und siebenten Jahrhunderts Phönicien seine ausschließliche Herrschaft zur See und dann weiter seine Colonieen eingebüßt hatte; als der orientalische Handel um diese Zeit anfing, andere Wege einzuschlagen, wie sie im Osten die asiatischen Eroberer und im Westen die neu emporkommenden griechischen Handelsstaaten sich gebahnt hatten: verfiel der Handel Phöniciens immer mehr; wovon dann die weitere Folge war, daß seine Kaufleute sich in großer Zahl von dem Vaterlande abwandten und theils in die Colonieen, theils in die neuemporkommenden Handelsstädte der Fremde übersiedelten.

III. Die Babylonier und Assyrier.

16. Das alte Reich von Babylon.

(Nach Max Duncker, Geschichte des Alterthums.)

Unter allen von Semiten besetzten Ländern erhoben sich die Gebiete am untern Euphrat, das Land Sinear, wie es die Hebräer, Babylonien, wie es die Griechen nach der Hauptstadt nennen, am frühsten und zugleich am höchsten in Ansehen und Bildung. Babylon wurde schon in der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr. ein Nebenbuhler ägyptischer Wissenschaft, Kunst und Technik. Nach der Tradition war Nimrod, der Sohn des Kusch, der Urenkel Noah's, der Stifter des babylonischen Reiches.

Die einheimischen Traditionen der Babylonier hat Berosus, ein Priester am Tempel des Bel zu Babylon, in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts v. Chr., ungefähr um dieselbe Zeit, als Manetho das Verzeichniß der Pharaonen aufstellte, in griechischer Sprache niedergeschrieben. In den aus seinen drei Büchern geretteten Bruchstücken heißt es: Im Anfange war alles Dunkel und Wasser und darin lebten Thiere von furchtbarer Gestalt. Aber der Gott Bel habe das Dunkel mitten durchschnitten und Himmel und Erde getheilt und die Gestirne, Sonne und Mond und die fünf Wandelsterne vollendet und alle jene Ungeheuer seien verschwunden, da sie das Licht nicht zu ertragen vermochten. Da aber Bel die Erde fruchtbar und leer gesehen, habe er den Göttern befohlen, Erde zu nehmen und sie mit göttlichem Blute zu mischen und daraus Menschen und Thiere zu kneten, welche das Licht ertragen und athmen könnten. Ein Wesen mit menschlichem Haupt und menschlicher Stimme, aber unten wie ein Fisch, stieg aus dem Indischen Meer ans Ufer (es hieß Oannes) und lehrte die Menschen Tempel und Städte und den Acker bauen, säen und die Frucht ärnten und alles, was zum menschlichen Leben gehört, und offenbarte ihnen die Gesetze und alle Künste und Kenntnisse, wenn aber die Nacht kam, stieg es immer wieder ins Meer hinab. Nach 432,000 Jahren sei der Gott Bel dem Xisuthrus nächtlicher Weile erschienen und habe ihm verkündet, daß die Menschen durch eine große Flut vernichtet werden würden, er solle ein Schiff erbauen, das er mit seinen Genossen und Freunden besteige. Auch Speise und Trank solle er in das Schiff nehmen und die Thiere hineinnehmen, geflügelte und vierfüßige. Xisuthrus that, wie ihm geboten war, baute ein Fahrzeug und brachte Weib und Kind, Verwandte und Freunde hinein. Die Ueberschwemmung kam, und als das Wasser nicht mehr schwoll, ließ Xisuthrus einen Vogel fliegen; der Vogel aber kehrte zurück, da er keine Nahrung fand. Nach einigen Tagen sandte Xisuthrus einen zweiten aus, der kam zurück mit Schlamm an den Füßen, der dritte aber, den Xisuthrus fliegen ließ, kam gar nicht wieder. Daran gewahrte Xisuthrus, daß die Erde wieder aus dem Wasser erschienen

sei, und das Fahrzeug blieb an den Bergen in Armenien sitzen. Da stieg Xisuthrus mit Frau und Tochter und seinem Steuermann aus dem Schiffe, erbaute einen Altar, opferte den Göttern und wurde alsbald von diesen wegen seiner Frömmigkeit zum Himmel entrückt. Als die Gefährten ihn suchten, rief er ihnen vom Himmel herab zu, daß sie wieder hinabziehen sollten nach Babylon und die von ihm vergrabenen heiligen Schriften ausgraben und nach diesen lehren und die Götter ehren. Und jene hätten gehorcht und seien zu Land hinabgezogen und hätten die heiligen Bücher wieder ausgegraben, Tempel errichtet, das Land bevölkert und Babylon wieder aufgebaut. Weßhalb die große Flut über die Menschen verhängt wird, geben unsere mageren Auszüge aus dem Berosus nicht an.

Nach der Flut läßt Berosus die Herrschaft chaldäischer Könige über Babylon folgen, welche ihre Abkunft vom Bel und der Beltis (Mylitta), von den höchsten Göttern des Landes, ableiteten. Es waren die Stammhäupter jener Chaldäer, welche, von den südlichen Bergen Armeniens ausgewandert, das fruchtbare Gebiet am untern Euphrat (die nachmals vorzugsweise Chaldäa genannte Landschaft) besetzt hatten. An der Spitze der Eingewanderten hatten diese Stammhäupter die alten Bewohner der Ebene unterworfen, dehnten ihre Herrschaft über den untern Lauf des Euphrat und Tigris aus und begründeten ein blühendes und mächtiges Reich — wie es scheint um das Jahr 2000 v. Chr. Aber diese Chaldäer waren nicht bloß mit dem Schwerte thätig, sie müssen auch die Urheber höherer Cultur und priesterlicher Weisheit in diesem Reiche gewesen sein. Neunundvierzig Herrscher (wenn diese Zahl wirklich richtig aus Berosus erhalten ist) folgten im Verlauf von 458 Jahren bis gegen das Jahr 1500 v. Chr. auf einander. Aber keine Kunde von irgend einer That dieser Fürsten ist auf uns gekommen, nur wissen wir, daß sich das Land am untern Euphrat und Tigris unter diesen Herrschern zu großer Blüte erhob, daß diese Könige der Chaldäer, wie die Pharaone Aegyptens, ihren Ruhm und ihren Stolz in mächtigen Bauwerken, namentlich in Wasserwerken, suchten, wovon noch spätere Reste von Dämmen und Canälen zeugten. Auch hierin traten diese in die Fußtapfen ihrer Vorgänger, und die kurze Zeit der Wiederherstellung reichte in keinem Falle für die Vollendung aller der großen Bauten und Leitungen aus, von welchen Spuren und Trümmer vorhanden sind.

17. Das Reich der Assyrier.

(Nach Max Duncker, Geschichte des Alterthums, A. Fr. Gförer, Urgeschichte des menschlichen Geschlechtes, und W. Wattenbach Ninive und Babylon.)

Die Assyrier (jenseit des Tigris) wurden das erste erobernde Volk in Vorder-Asien. Ihre Herrscher machten nicht nur, wie die Pharaone Aegyptens,

vorübergehende Eroberungszüge oder unterwarfen an ihre Gränze anstoßende Landstriche; sie erwarben vielmehr eine Jahrhunderte hindurch dauernde Herrschaft in weiter Ausdehnung über die Nachbarvölker. Wie diese Obmacht gegründet wurde, darüber ist nur eine fabelhafte Tradition aufbehalten.

Ninus, so lautet diese Erzählung, versammelte die kräftigsten Jünglinge um sich und übte sie lange in den Waffen und in Ertragung von Beschwerden. Endlich brach er mit dieser Schaar gegen den benachbarten König von Babylon auf, nahm ihn mit seinen Kindern gefangen und tödtete ihn. Dann zog er gegen die Armenier und zerstörte einige ihrer Städte, worauf sich ihm der König von Armenien, Barzanes, unterwarf. Von hier aus wendete sich Ninus gegen die Meder, besiegte auch diese und schlug ihren König Pharnes mit seinem Weibe und sieben Kindern ans Kreuz. Danach unterjochte er Syrien und die Völker Kleinasiens im Westen, worauf Ninus seine Waffen wieder gegen den Osten wendete. Er bezwang die Kadusier, die Hyrkaner und die Parther, die Derbiker und die Chorasmier (weiter nach Osten am Nordabhange der iranischen Berge); dann die mittleren und südlichen Gebiete des iranischen Hochlandes, das Gebiet der Sarangen (Drangianer), der Perser (?) und der Karmanen. Alle diese Thaten vollbrachte Ninus in siebenzehn Kriegsjahren.

Nachdem er darauf eine große Stadt am Tigris erbaut hatte, brach er gegen die Baktrer auf, welche er in den früheren Kämpfen nicht hatte überwältigen können, und führte 1,700,000 Fußgänger, 210,000 Reiter und 60,000 Streitwagen gegen sie ins Feld. Auch dieser großen Macht widerstanden die Baktrer unter ihrem Könige Oxathres tapfer; sie brachten dem Ninus eine Niederlage bei und konnten erst durch eine zweite Schlacht gezwungen werden, sich in ihre Städte einzuschließen. Von diesen war die Hauptstadt Baktra die größte und am besten befestigt und wegen ihrer starken Citadelle schwer einzunehmen. Als die Belagerung sich in die Länge zog, ließ Menon, ein Beamter des Ninus, sein Weib, die Semiramis, ins Lager nachkommen, da er sie sehr liebte. Diese war die Tochter der Göttin Derketo, welche zu Askalon von den Philistern verehrt wurde. Da Semiramis jetzt ihrem Manne in den Krieg folgen sollte, legte sie für die Reise und für das Leben im Lager ein Kleid an, welches ihr Geschlecht nicht verrieth. Sie gewahrte bald, daß die Baktrer die Zugänge und Mauern der Stadt wohl vertheidigten, aber auf die Burg, im Vertrauen auf deren feste Lage, nicht sonderlich Acht hätten. Deßhalb wählte sie sich eine im Felsklettern geübte Schaar aus dem Heere, erstieg mit diesem Haufen aus einer tiefen Schlucht die Citadelle, besetzte einen Theil derselben und gab dem Heere in der Ebene das Zeichen zum Sturm. Den Baktrern entfiel der Muth, da sie die Burg besetzt sahen, und die Stadt wurde eingenommen. Ninus bewunderte die Kühnheit des Weibes, ehrte sie mit reichen Geschenken und wurde bald von Liebe zu ihr gefesselt. Vergebens versuchte er den Menon zu überreden, ihm

die Semiramis zu überlassen; endlich drohte Ninus, ihm die Augen ausstechen zu lassen, wenn er von der Semiramis nicht ließe. Er mußte gehorchen, Semiramis wurde das Weib des Königs, aber Menon erhenkte sich in Trauer und Verzweiflung.

Ninus hinterließ der **Semiramis** die Herrschaft, obwohl sie ihm einen Sohn, den Ninyas, geboren hatte. Semiramis ließ Wege über die Gebirge führen und durch Felsen sprengen und beschloß, die Inder, das zahlreichste Volk, welche das größte und reichste Land der Welt inne hatten, ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Nachdem sie drei Jahre im ganzen Reiche hatte rüsten lassen, sammelte sie in Baktra drei Millionen Fußgänger, eine halbe Million Reiter und 100,000 Streitwagen. Außerdem wurden 100,000 Kameele mit den zusammengenähten Häuten schwarzer Stiere bedeckt und jedes von einem Kriegsmann bestiegen; die Inder sollten diese Thiere für Elephanten halten. Für den Uebergang über den Indus wurden 2000 Schiffe gezimmert und dann, wieder aus einander genommen, in einzelnen Stücken auf Kameele geladen. Der König der Inder, Stabrobates, erwartete die Assyrier am Ufer des Indus. Semiramis brachte die Inder zum Weichen, die Brücke wurde aus den mitgebrachten Schiffen erbaut; 60,000 Mann blieben zum Schutze derselben zurück, und Semiramis drang mit dem großen Heere weiter vor, während Stabrobates absichtlich zurückwich, um die Assyrier tiefer ins Land zu locken. Endlich bot er die Schlacht. Zwar entfloh seine Reiterei vor den verkleideten Kameelen, aber der König führte seine Elephanten und sein Fußvolk trotzdem vorwärts und drang selbst auf dem besten Thiere sitzend auf die Semiramis ein. Sein Pfeilschuß traf ihren Arm, sie wendete sich zur Flucht und der König verwundete sie noch einmal durch einen Speerwurf in den Rücken. Früher als die Königin waren die Assyrier gewichen, und die Inder richteten eine große Niederlage unter ihnen an. Aber Semiramis erreichte zu Pferde fliehend die Brücke, und es gelang ihr, dieselbe trotz des Nachdrängens der Inder abzubrechen. Nur der dritte Theil ihres Heeres sah die Heimat wieder. Bald darauf übergab sie die Herrschaft ihrem Sohne Ninyas und wurde aus den Augen der Menschen zu den Göttern entrückt, oder wie Andere wollen, in eine Taube verwandelt und flog mit einem Taubenschwarme aus dem Palaste, nachdem sie 62 Jahre gelebt und 42 geherrscht hatte. Nach einer dritten Erzählung wurde sie von einem Sohne des Ninus oder von ihrem eigenen Sohne Ninyas ermordet.

Semiramis übertraf alle Männer an Tapferkeit. Aber sie sollte nicht bloß die größten Kriegszüge gemacht, sondern auch fast alle großen Bauwerke Asiens errichtet haben: die Königsburgen, den Thurm des Belus, die Mauern und Bassins in Babylon nicht minder als den Palast zu Ekbatana; die Felsenbilder, Paradiese und Bewässerungen in Medien und Armenien, die großen Straßen, welche zum Hochlande hinaufführten, die Tempel in Syrien, mit einem Worte, die Bauten der chaldäischen, medischen und persischen

Könige wurden ihr zugeschrieben. Die Tradition häufte eine solche Masse von Thaten und Eroberungen von solchem Umfange auf die Semiramis, daß der Sage für ihre Nachfolger nichts übrig blieb als ein thatenloses Leben. Den Gegensatz zu dieser mythischen Auffassung der Semiramis an der Spitze des assyrischen Reiches bildete ihr letzter (?) Nachfolger Sardanapal, welcher eben so weibisch war als Semiramis männlich, welcher sich Augen und Wangen schminkte, wie sie männliche Tracht trug, welcher Purpurwolle spann und unter den Weibern lebte, wie Semiramis unter den Kriegern, welcher nicht aus dem Harem ging, während Semiramis die Welt eroberte. Man muß annehmen, daß die männlichen Thaten eines Weibes zu Anfang des Reiches und das weichliche Leben späterer Herrscher die Phantasie der Semiten zu dieser mythischen Auffassung der assyrischen Geschichte verleitet haben, wenn nicht etwa die Griechen, Ktesias an der Spitze, die Schuld dieser Zusammenwerfung assyrischer Götter und Helden tragen.

Es ist offenbar, daß die Tradition den gesammten Aufschwung der assyrischen Macht, die Eroberungszüge vielleicht einer Reihe großer und kriegerischer Herrscher, alle Heldenthaten, welche die Herrschaft dieses Reiches begründeten, in die beiden Gestalten des Ninus und der Semiramis zusammendrängt. Hatten noch andere Könige Assyriens, wie gewiß vermuthet werden darf, an dieser Erhebung Assyriens Antheil, so ist ihr Andenken in den Siegen des Ninus und der Semiramis untergegangen. Es ist ohne Zweifel eine Uebertreibung der Tradition, daß Ninus auch Syrien, Aegypten und Libyen erobert habe. Wären die assyrischen Heere in jener Zeit auch nur bis nach Syrien vorgedrungen, so müßten die Bücher der Hebräer davon zu berichten wissen. Diese Richtung wurde erst von den späteren Herrschern Assyriens etwa seit dem Jahre 800 v. Chr. eingeschlagen. Dagegen kann die Eroberung des Hochlandes von Iran, die Unterwerfung der Meder und Baktrer durch die Assyrier keinem begründeten Zweifel unterworfen werden. Daß ferner von hier aus oder von dem Plateau von Iran herab ein Zug gegen Indien unternommen worden ist, erscheint keineswegs unwahrscheinlich. Auf einem Obelisken von schwarzem Marmor, welcher in den Trümmern von Ninive gefunden worden ist, sind nicht bloß baktrianische Kameele mit zwei Höckern, sondern auch das indische Rhinoceros und der indische Elephant abgebildet, Thiere, welche nur als eine Siegesbeute oder ein Tribut der Völker im Thale des Indus aufgeführt werden konnten. Nach der Art der Darstellung ist das Letztere der Fall. An den Zahlen des Heeres der Semiramis, wie sie von Ktesias angeführt werden, wird Niemand so viel Anstoß nehmen dürfen, um das Factum selbst in Zweifel zu ziehen; auch beweisen des Xerxes Zug gegen die Hellenen und andere Beispiele, daß die Herrscher des Orients nicht immer mit einigen Hunderttausenden sich begnügten.

Es kann danach als Resultat festgehalten werden, daß die Assyrier seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts v. Chr. das herrschende Volk im

Flußthal des Euphrat und Tigris wurden, daß Babylonien und Armenien, das Hochland von Iran und Baktrien bis zum Indus hin den Assyriern dauernd unterworfen worden.

Unter dem Vorwande der Beschützung des rechtmäßigen Gebieters hatte sich der assyrische König Phul in die inneren Angelegenheiten des Reiches Israel eingemischt; er und seine Nachfolger fuhren so lange mit diesem Werke der Ausgleichung streitender Parteien, deren Haß sie im Gang zu erhalten wußten, fort, bis das Reich Israel aus der Reihe selbständiger Staaten verschwunden, dem Ehrgeize der Assyrier zum Opfer gefallen war. Er führte einen guten Theil der Israeliten, welche jenseit des Jordans wohnten, in altassyrische Provinzen ab. Diese gewaltsamen Verpflanzungen ganzer Einwohnerschaften wiederholten sich; die abgeneigten Bevölkerungen wurden nach abgelegenen Gegenden des obern Asiens, wo man sie nicht zu fürchten brauchte, fortgeschleppt, und an ihrer Statt Stämme, auf deren Treue die Niniviten bauen zu können glaubten, in die entleerten Orte versetzt.

Phul's Nachfolger, Tiglath Pilesar, fand durch Händel der verbündeten Könige (Rezin) von Syrien und (Pekah) von Israel wider Ahas von Juda den Eingang in das Reich David's. Die verbündeten Fürsten hatten Juda mit Krieg überzogen, das Land mit Ausnahme der Hauptstadt Jerusalem erobert und gingen mit dem Plane um, die Davidische Herrscherfamilie vom Throne zu stürzen. Der schwer bedrohte Ahas wandte sich mit reichen Geschenken an Tiglath Pilesar und bat ihn um Hülfe; der Assyrier ließ nicht lange auf sich warten. Mit Heeresmacht griff er Ober-Syrien an, eroberte das Land und verleibte es seinem Reiche ein. König Rezin wurde auf seinen Befehl getödtet, die angesehensten und ihm abgeneigtesten Einwohner nach Medien abgeführt, wie 30 Jahre früher Amos geweissagt hatte. Dann drang Tiglath Pilesar nach Nord-Israel, von da in das Gebiet des Jordans vor, eroberte beide Provinzen und verpflanzte die Masse der Bevölkerung nach Mesopotamien und Medien. Ahas von Juda mußte die geleistete Hülfe mit Uebernahme eines jährlichen Tributs bezahlen.

Schon ahnten erleuchtete Zeitgenossen, daß es zum Kampfe zwischen Aegypten und Assyrien kommen müsse. Denn jetzt, nachdem das Reich Israel so gut als den Niniviten verfallen war, lagen zwischen beiden Mächten nur noch Judäa, das Philisterland und die kleinen Staaten der Phönicier. Parteien entstanden in Judäa und Israel, welche über die Frage stritten, ob man sich auf die Aegyptier oder Assyrier stützen solle. Die Kaufherren zu Tyrus begannen in kluger Voraussicht der Dinge, welche kommen würden, die Inselstadt zu befestigen.

Auf Tiglath Pilesar folgte Salmanassar 727—722. Hoseas, König von Israel, der letzte Fürst dieses Reiches, hatte insgeheim ein Bündniß mit dem Könige von Aegypten abgeschlossen und verweigerte, auf Hülfe von dorther bauend, den Tribut, welchen die Israeliten seit Menahem's Tagen

nach Ninive zahlen mußten. Deßhalb machte Salmanassar zwei Feldzüge gegen Hoseas. Im ersten nöthigte er denselben zur Unterwerfung. Als aber Hoseas eine neue Verbindung mit Sevicho, dem Könige der Aegyptier, einging, kam Salmanassar nach einigen Jahren wieder und beschloß nun Israels Untergang. Nach dreijähriger Belagerung ward Samaria erobert, Hoseas gefangen. Salmanassar verpflanzte die streitbarsten Israeliten nach Medien und Mesopotamien, versetzte dagegen in das entvölkerte Land Perser, Babylonier, Syrer, aus deren Vermischung in der Folge das Volk der Samaritaner entstand. Das Reich Israel hatte für immer ein Ende, 722 v. Chr.

Um dieselbe Zeit wurde auch Phönicien durch Salmanassar unterjocht. Nach den alten tyrischen Jahrbüchern führte der assyrische Großkönig ebenso, wie gegen Israel, zwei Kriege gegen die Phönicier. Salmanassar überzog, wahrscheinlich gleich nach dem ersten Feldzug wider Israel, Phönicien mit Krieg, überwand die Tyrier und nöthigte sie zu einem Frieden, der den Besiegten schwere Bedingungen auferlegte. Bis dahin hatte Insel-Tyrus als herrschender Vorort an der Spitze eines großen phönicischen Staatenbundes gestanden, zu welchem Sidon, Akkon und viele andere Städte gehörten. Dieses Verhältniß hörte jetzt auf. Sidon, Akkon, selbst Alt-Tyrus, die Mutterstadt auf dem Festlande, und die anderen Orte lös'ten ihren Verband mit Insel-Tyrus und schlossen einen Bund mit Assyrien. Noch mehr! auch die Inselstadt mußte die Oberhoheit Salmanassar's anerkennen.

Nach wenigen Jahren erhoben sich die Tyrier, höchst wahrscheinlich im Bunde mit Hoseas von Samaria und mit Aegypten, von Neuem wider die assyrische Herrschaft. Es kam zum zweiten Kampfe. Diesmal führten die Assyrier auch den Krieg zur See. Die mit Salmanassar verbündeten phönicischen Staaten hatten ihm 60 Schiffe sammt der nöthigen Rudermannschaft gestellt. Die Tyrier erfochten mit ihren 12 Schiffen — so tief war ihre Macht gesunken — einen kleinen Vortheil, aber im Ganzen kann der Kampf nur mit ihrer gänzlichen Unterwerfung geendet haben, obgleich der tyrische Geschichtschreiber das harte Wort auszusprechen sich scheut. Auf die Inselstadt zurückgezogen, trotzten die Tyrier mit großer Hartnäckigkeit dem Assyrier, dessen Seemacht, wie es scheint, nicht stark genug war, um die Insel mit Gewalt zu nehmen. Aber es fehlte der Stadt drüben an Wasser, das man in Friedenszeiten aus den trefflichen Quellen hart an der Küste hinüber zu schaffen pflegte. Fünf Jahre schnitt ihnen Salmanassar durch ausgestellte Wachtposten das Wasser ab. Was nach Verfluß dieser fünf Jahre geschah, verschweigt er, gleichwohl ist klar, daß die Tyrier sich unterworfen haben.

Auf Salmanassar folgte S a r g o n (722—705). Die Philister hatten sich im Bunde mit Aegypten gegen Ninive's Hoheit empört. Sargon fiel in ihr Land ein und eroberte die Stadt Asdod, welche er in einen Waffenplatz umschuf und mit assyrischen Ansiedlern besetzte. Die alte Bevölkerung Asdods verschmolz mit der neuen, selbst die Sprache wurde eine gemischte.

Nach Sargon bestieg den Thron zu Ninive Sanherib (705—681), welcher fortwährend Krieg geführt zu haben scheint. Den ersten Anlaß, das Schwert zu ziehen, gaben ihm ägyptische Umtriebe. Hiskias, König von Juda, hatte einen Bund mit dem Aethiopier Tirkaha geschlossen, der damals in Aegypten gebot, und verweigerte nunmehr die Fortbezahlung des Tributs, den sein Vorgänger Ahas zu entrichten sich verpflichtet hatte. Alsbald erklärte Sanherib zugleich an Hiskias und an Tirkaha den Krieg und rückte mit einem sehr großen Heere in Judäa ein. Die meisten Burgen des Landes fielen in seine Gewalt. Hiskias erschrak und erbot sich, den Tribut wieder zu erlegen, befestigte jedoch seine Hauptstadt Jerusalem. Hiermit war Sanherib nicht zufrieden, doch wollte er mit Bezwingung des jüdischen Königs, den er für einen unbedeutenden Gegner hielt, seine Zeit nicht verlieren, sondern schickte eine Abtheilung seines Heeres vor Jerusalem, um diese Stadt zu erobern, er selbst drang mit seiner Hauptmacht nach Aegypten vor, durchschritt glücklich die Wüste und gelangte vor Pelusium, die nordöstliche Gränzfestung und zugleich den Schlüssel Aegyptens. Unverweilt begann die Belagerung der Stadt. Während dessen war jene Abtheilung vor Jerusalem angekommen. Die assyrischen Obersten suchten Hiskias durch Drohungen einzuschüchtern, aber der König blieb fest, hauptsächlich weil der große Prophet Jesaias, der damals zu Jerusalem weilte, ihn ermuthigte, wunderbare Hülfe versprechend. Diese Weissagung ward erfüllt.

Der Assyrier vermochte weder Pelusium zu nehmen, noch weitere Fortschritte in Aegypten zu machen. Als er vor der Stadt lag, erhielt er die Nachricht, daß Tirkaha mit überlegenem Heere zum Entsatz heranrückte. Sanherib wagte keine Schlacht, sondern kehrte um, forderte aber auf dem Rückzuge aus Aegypten den jüdischen König von Neuem auf, sich zu ergeben, damit er von den Zwecken, die er sich zu Anfang des Krieges vorgenommen, wenigstens den einen erreiche. Aber auch dies mißlang. Die Pest, welche fast immer bei Angriffen auf Ost-Aegypten zum Vorschein kommt, brach in seinem Heere aus und richtete fürchterliche Verwüstungen an. Im 2. Buche der Könige heißt es: „der Engel des Herrn fuhr aus und schlug in einer Nacht 185,000 Mann im Lager von Assur.“ Voll Entsetzen entfloh Sanherib mit den Ueberbleibseln seiner Macht bis nach Ninive zurück.

In den assyrischen Berichten dürfen wir so etwas nicht suchen, so wenig wie die Schlachten von Leipzig und Waterloo in der Galerie von Versailles. Sie wissen nur von Siegen, und so erscheint denn auch dieser Feldzug als siegreich. Auch scheint es in der That, daß seine Macht noch immer ansehnlich genug blieb, um eine Anzahl fester Plätze zu zerstören und große Menschenmassen mitzuschleppen, wie es ja auch Darius nach dem Feldzuge gegen die Scythen machte, um sich daheim den Schein des Sieges zu geben. Am wenigsten ist aber daran zu denken, daß, wie man früher glaubte, durch diesen Schlag die ganze Herrschaft der Assyrier erschüttert wäre. Sanherib hat

noch 20 Jahre regiert und einen Palast gebaut, der alle früheren an Herrlichkeit und Pracht übertrifft, in Ninive, wo jetzt das Dorf Kujundschik liegt, Mossul gerade gegenüber. Einundsiebenzig Gemächer davon sind aufgedeckt worden. An den Wänden ist außer den Kriegszügen des Königs auch die Erbauung des Palastes selbst dargestellt, die Aufschüttung der großen Terrasse, welche ihn trägt, die Fortschaffung der gewaltigen Kolosse, die ihn zieren sollten. Es sind Gefangene, zum Theil in Fesseln, welche diese Arbeiten verrichten müssen, nirgends fehlt der Aufseher mit erhobenem Stock. Kein Zugthier erleichtert die Arbeit, nur Walzen und Hebelkraft unterstützen die Anstrengungen der Arbeiter. Sanherib selbst betrachtet die Arbeiten von einem Wagen aus, der von Menschen gezogen wird.

Den Söhnen und Mördern Sanherib's entriß Assarhaddon (680 bis 667) die Herrschaft, wieder ein siegreicher Kriegsfürst, der die immer neuen Aufstände mit großer Kraft und gleicher Grausamkeit zu Boden schlug. Er drang weit über die alten Gränzen vor in das Innere von Arabien, bezwang die Idumäer, eroberte Aegypten, nahm den Titel eines Königs der Könige von Aegypten und Ueberwinders der Aethiopen an und schmückte seinen Palast zu Kalah mit den Sphinxen, die er dort gesehen hatte und in Assyrien nachbilden ließ. Ehe die Annalen Assarhaddon's bekannt geworden waren, hatte man geglaubt, daß unter ihm der Verfall des Reiches eingetreten sei, von dem die Griechen reden. Man hatte den alten kriegerischen Sardanapal kennen gelernt und glaubte, daß Assarhaddon's Sohn und Nachfolger jener bekannte weibische Sardanapal sei, denn ganz ohne Grund würde doch diese Schilderung wohl nicht sein. Aber die Entdeckung seines Palastes und seiner Annalen hat diese Ansicht vollständig widerlegt.

Sardanapal IV. (667—?) ist der in jeder Beziehung hervorragendste Fürst, der am weitesten vorgedrungene Eroberer, ein unermüdlicher und unerschrockener Löwenjäger, und die Großartigkeit und Pracht seiner Bauten zeigt uns augenscheinlich die unverminderte Blüte seines Reiches. Auch er hatte, wie gewöhnlich, verschiedene Aufstände niederzuschlagen, namentlich in dem erst kürzlich eroberten Aegypten; dann aber drang er, der erste unter allen assyrischen Königen, über den Taurus in Kleinasien ein. Völker, deren Namen, wie er selbst sagt, bisher den Assyriern unbekannt gewesen waren, wurden bezwungen, und aus dem fernen Lydien schickte der König Gyges Gesandte mit Geschenken und gefangene Anführer der Kimmerier, um seine Ehrfurcht zu bezeigen. Vorzüglich nahmen dann Susiana und Babylon Sardanapal's Thätigkeit in Anspruch; blutige Siege und entsetzliche Verheerungen befestigten von Neuem die assyrische Herrschaft bis an den persischen Meerbusen und über die Nomadenstämme Mesopotamiens, die unter den letzten Königen immer zum Abfall geneigt und bereit erscheinen. Stets bilden Henker mit der Geißel im Gürtel die Begleitung Sardanapal's; seine Wände schmückte er mit der Darstellung von Gefangenen, denen die Augen,

die Zunge ausgerissen werden. Er war auch ein leidenschaftlicher und kühner Jäger. Mit Bogen und Pfeil erlegte er den Löwen im Dickicht des Waldes und vom Kahn aus im Röhricht des Ufers. Sein Wildgarten war angefüllt mit Käfigen, aus denen die Löwen zur Jagd losgelassen wurden. Ja, wir kennen sogar seine Lieblingshunde, die er in gebranntem Thon nachbilden und mit ihren Namen versehen aufstellen ließ.

Ein Schlag, und das ganze große, gewaltige Reich war aus einander gefallen. Dieser Schlag kam von den Medern, welche, ebenfalls unterworfen, in ihrem Bergland sich doch wieder dem Joch entzogen hatten und unter einheimischen Fürsten erstarkten. Kyaxares gelang es, das assyrische Heer zu besiegen, doch wurde seine Unternehmung gegen Ninive unterbrochen durch den Einfall eines neuen, für beide Theile gleich furchtbaren Feindes, der Scythen. Entsetzlich hausten diese rasch dahin eilenden Reiterschaaren in dem schon durch so viele Kriege erschöpften Lande; es war unmöglich sie zu erreichen und mit Erfolg zu bekämpfen. Allein kaum hatte dieser Sturm ausgetobt, so erhob sich der Aufstand gegen die assyrische Hauptstadt. Der Bann des Schreckens war gebrochen. Zahllose Schaaren sammelten sich in den unteren Landen nach dem persischen Meerbusen zu; Nabopolassar, zu ihrer Bekämpfung ausgesandt, stellte sich selbst an ihre Spitze und vereinigte sich mit den Medern. Ninive wurde eingeschlossen, von keiner Seite war Hülfe zu erwarten. Aber die Stadt war wohl verproviantirt und sehr fest. Das medisch-babylonische Heer versuchte vergeblich die Wälle zu brechen. Zwei volle Jahre vergingen mit Versuchen, Bresche zu machen und mit der Blokade der Stadt. Im Frühjahre des dritten Jahres endlich kam der Tigris den Belagerern zu Hülfe; eine furchtbare Ueberschwemmung riß die Wälle auf eine Länge von 20 Stadien nieder. Der König Sarak, als er Alles verloren sah, zündete den Palast an und starb in den Flammen, ähnlich dem letzten Paläologen in Byzanz, nachdem er wie dieser in einer einzigen Stadt, dem letzten Reste seines Reiches, den Angriff gewaltiger Heere ausgehalten hatte. So ward das Gericht, das über Sanherib begonnen hatte, vollendet durch den ersten Untergang eines Weltreiches, von dem wir historische Kunde haben.*)

---

18. Das jüngere Reich in Babylon. Nebukadnezar.

(Nach Marcus v. Niebuhr, Geschichte Assurs und Babels, bearbeitet vom Herausgeber.)

Als Ninive in Asche sank, erhob sich Babylon noch einmal zu neuem Glanze. Die Eroberer Assyriens hatten sich so in die Beute getheilt, daß

*) Dieser Schluß nach Marcus v. Niebuhr's Geschichte Assurs und Babels.

Kyaxares, König von Medien, das Bergland auf dem linken Ufer des Tigris, Nabopolassar, der frühere assyrische Statthalter in Babylon, die ungleich größere Ebene auf dem rechten Ufer erhielt. Allein ein Theil des babylonischen Looses war noch während der Belagerung Ninive's von den Aegyptiern weggenommen worden. Der ägyptische König Neko hatte die Eroberung Syriens unternommen, während die Meder und Babylonier mit jener Belagerung so beschäftigt waren, daß von ihnen keine Störung zu erwarten war. Doch fand Neko Widerstand an dem König Josia von Juda, dieser aber verlor Schlacht und Leben (bei Megiddo 608), und ganz Syrien bis zum Euphrat ward den Aegyptiern unterthänig. Als nun Ninive gefallen war, galt es also, Syrien den Aegyptiern zu entreißen. Nabopolassar, krank und auch wohl alt, übergab die Führung des durch medische Hülfsvölker verstärkten Heeres seinem Sohne Nebukadnezar, dem Schwiegersohne des Kyaxares. Dieser schlug den zur Vertheidigung Syriens heraneilenden Neko in keineswegs leichtem Kampfe bei Karkemisch oder Circesium auf dem linken Ufer des Euphrat 604 und rückte ohne Widerstand in Syrien vor. Der König Jojakim von Juda unterwarf sich ihm, eben so die übrigen ägyptischen Vasallen, und schon stand Nebukadnezar an der ägyptischen Gränze, vielleicht sogar vor Pelusium, als die Botschaft von dem Tode seines Vaters die Siegeslaufbahn des jungen Helden unterbrach. In dem eben erst gegründeten Reiche war seine Thronfolge nicht gesichert. Er verließ also mit einer kleinen Begleitung das Heer und eilte durch die Wüste nach Babel, wo er Alles wohl vorgesehen fand, indem die Chaldäer einen Regenten eingesetzt hatten, der für ihn das Reich aufbehielt.

Nebukadnezar. Babels Höhepunkt.

Dreiundvierzig Jahre (604—561) regierte von nun an Nebukadnezar über das neu erstandene Reich von Babel, das er zu einer Macht und zu einem Glanze erhob, wie es noch nie seit der mythischen Zeit erlebt hatte. Sein Name als eines der gewaltigsten Fürsten, die Asien je gesehen hatte, erfüllte die Welt und wurde eben so in allen Häfen des Abendlandes wie von den Weisen am Indus vernommen. Als die Griechen im Orient herrschend wurden, fanden sie seinen Namen berühmt als den eines Welteroberers. Und er ist mehr gewesen als ein glücklicher orientalischer Eroberer. Er hat ein Reich, das seinem Vater in dessen letzten Lebensjahren aus dem Erbe eines schon ganz verfallenen Staates zugefallen war und das aus den verschiedensten Elementen bestand, so fest gegründet, daß unter seinen Nachfolgern kein Abfall Statt fand, bis das ganze Reich ein Ende nahm, ja, so fest, daß die Gewohnheit des Gehorchens, zu der er die unruhigsten Völker gezwungen hatte, dem Eroberer Babels (dem Cyrus) das ganze übrige Reich ohne Schwertstreich unterwarf. Seine Kriege wurden nicht aus bloßer Eroberungssucht, sondern zur Sicherung seines väterlichen Erbes geführt

und um Aegyptens Anschläge zu vereiteln. Wir sind gewohnt, ihn als grausamen Verfolger Juda's zu betrachten; aber seine Züge gegen Jerusalem sind sämmtlich durch die Wortbrüchigkeit der Könige Juda's und ihr beständiges Intriguiren mit Aegypten veranlaßt. Auch erscheint er weise und nach orientalischem Maßstabe menschlich. Wenn er auf seiner Höhe von Hochmuth und sogar von Wahnsinn ergriffen sein soll, so kann das bei einem Manne, den seine Höflinge als Gott priesen, nicht auffallen.

So berühmt aber Nebukadnezar ist, so wenig wissen wir Bestimmtes über die Geschichte seiner Regierung, und für die letzten Jahre seines Lebens fehlen uns selbst die Anhaltspunkte zu bloßen Vermuthungen.

In den ersten acht Jahren seiner Regierung hatte er in Babel und der östlichen Hälfte seines (durch Wüsten in zwei große Massen getrennten) Reiches genug zu thun, um den neuen Staat vollständig zu organisiren und die Communication mit der westlichen Reichshälfte zu sichern durch Heerstraßen, die längs des schmalen Euphratthals und durch die Wüste angelegt und mit Wasserstationen versehen werden mußten. Dazu kam die Aufgabe, die Schäden der scythischen Verwüstung und des assyrischen Krieges zu heilen, die erschütterte Autorität in den mesopotamischen Provinzen herzustellen, die Araberstämme zwischen Babylonien und Mesopotamien wie zwischen Mesopotamien und Syrien so wie die räuberischen Bergvölker an der Ostgränze des Reiches in Ordnung zu bringen. In diese erste Zeit gehört auch wahrscheinlich die Anlage des Terrassengartens, der unter dem Namen der „hängenden Gärten“ früher als ein Werk der Semiramis galt und erst in neuerer Zeit als eine Schöpfung der jugendlichen Liebe des großen babylonischen Königs für seine medische Gemahlin erkannt worden ist. Eben so haben die großartigen Bauten, welche er unternahm, um die Bewässerung des Landes und die Stromschiffahrt zu reguliren, zugleich aber das Land vor Ueberschwemmungen der Ströme zu bewahren, gewiß in der ersten Zeit ihren Anfang genommen und sind wohl während seiner ganzen Regierungszeit fortgesetzt worden.

Inzwischen hatten die Dinge im Westen einen ganz befriedigenden Gang genommen. Nebukadnezar hatte seinen Feldherren die Hauptmasse des Heeres zurückgelassen, als er nach Babel zurückeilte. Die babylonischen Generale scheinen sich darauf beschränkt zu haben, Aegypten in Schach zu halten, die noch von den Aegyptiern besetzten Festungen zu erobern und in Syrien Ruhe zu schaffen. Vergebens lehnte König Jojakim von Juda, im Vertrauen auf Aegypten, sich wieder auf.

In seinem achten Regierungsjahre (597) erschien Nebukadnezar selbst in Syrien mit einem Heere, zu dem auch sein Schwiegervater Kyaxares Truppen gestellt haben soll. Der aufständische König Jojakim war eben gestorben und sein Sohn auf dem Throne gefolgt. Dieser muß sich sehr bald ergeben haben und wurde mit dem ganzen Kern des jüdischen Volkes nach Babel

gesandt, Juda aber noch nicht zur Provinz gemacht, sondern einem Vetter des abgesetzten Königs, dem Zedekia, verliehen.

Als in Aegypten König Hophra (Apries) zur Regierung gekommen, verband sich Zedekia mit diesem gegen Babylonien; aber sein Vertrauen auf Aegypten wurde getäuscht, die Aegyptier erlitten eine völlige Niederlage, Jerusalem mußte sich im dritten Jahre der Belagerung ergeben und Nebukadnezar hielt ein furchtbares Gericht: der eidbrüchige König Zedekia ward geblendet und gefangen nach Babel gesandt, seine Söhne und viele vornehme Juden hingerichtet, die Einwohner Jerusalems weggeführt, der Tempel, der Königspalast, alle größeren Gebäude der Hauptstadt durch Feuer zerstört, die Mauern geschleift. So war David's Reich auf ewige Zeiten untergegangen, der Tempel lag 50 Jahre in Trümmern und erst nach 70 Jahren ward der zweite Tempel vollendet (s. Nr. 25). Den im Lande Zurückbleibenden gab Nebukadnezar einen Mann aus dem Geschlechte David's (Gedalja) zum Statthalter.

Fünf Jahre nach der Einnahme Jerusalems führten die Babylonier einen siegreichen Feldzug gegen Aegypten, wo sie mehrere Städte erobert zu haben scheinen, und auch Tyrus verstand sich endlich nach 13jähriger Belagerung dazu, Babylons Oberhoheit anzuerkennen und einen von Nebukadnezar eingesetzten König (Baal) anzunehmen. Als seine letzte Stütze in Syrien gefallen war, versuchte Hophra sein Glück zur See; angeblich (nach Diodor) schlug die ägyptische Flotte die phönicische und cyprische, Nebukadnezar scheint aber den Krieg auch zu Lande aufgenommen zu haben und dieser muß (im Jahre 570) einen durchaus unglücklichen Ausgang für Aegypten gehabt haben. Hophra machte keinen neuen Versuch gegen Syrien, aber seine Unruhe trieb ihn gegen Cyrene, und auf diesem Zuge verlor er den Thron an Amasis. Nach der Demüthigung Aegyptens scheinen die letzten neun Jahre der Regierung Nebukadnezar's in völligem Frieden vergangen zu sein.

Dieser letzten Zeit gehören wahrscheinlich die gewaltigen Vertheidigungswerke an, die er nicht mehr vollenden konnte. Obgleich Babylonien schon von Natur leicht zu vertheidigen war, weil es im Westen und Norden von Wüsten, im Osten von Gebirgen, wie von einem Walle, umgeben war, während im Süden die beiden Zwillingsströme und Sümpfe das Land abschlossen, so bildete doch Nebukadnezar diese natürliche Vertheidigung und die wohl schon vorgefundenen künstlichen Vertheidigungslinien weiter aus. Ein großes Bassin bei Sippara und vier Canäle vom Euphrat nach dem Tigris, von denen Nebukadnezar wenigstens einen anlegte, boten das Mittel, das Land zu bewässern, um den sehr ungleichen Wasserstand des Tigris aus der großen Wassermasse des Euphrat zu reguliren. Vor diesen großen Wasserwerken, und zunächst zur Vertheidigung des Aufstau-Beckens bei Sippara, erbaute der König die gewaltige medische Mauer vom Euphrat zum Tigris, zwölf Meilen lang. Dem alten Babel gegenüber legte er auf

dem linken Ufer eine neue Stadt an und befestigte beide Städte mit den ungeheuren Mauern und Thürmen, welche das Staunen der Alten erregten. Auf beiden Seiten des Flusses erhoben sich der neue und der alte Palast als gewaltige Citadellen. Bevor aber Nebukadnezar die Befestigung der Stadt gegen den Fluß vollendet hatte, starb er (561) als Herrscher von dem Fuß der armenischen Gebirge bis nach Arabien hinein, vom Mittelmeer und Rothen Meer bis zu den Gebirgen des Zagros und bis zum persischen Meerbusen; seit Phönicien unterworfen war, ohne eine Unterbrechung.

Die Anstrengungen, welche Nebukadnezar machte, Hauptstadt und Land gegen die Meder zu befestigen, zeigen, daß er selbst wohl ahnte, wie kurz die Dauer seiner Macht sein werde, und wie Medien doch eine andere Kraft in sich habe als sein Reich. Und rascher noch, als er wohl je geahnt, sank sein Reich, sobald er die Augen geschlossen hatte. Sein Sohn Evilmerodach scheint keine der großen Eigenschaften seines Vaters geerbt zu haben. Nicht einmal die Bauten führte er weiter, das Unvollendete blieb liegen. Nachdem er noch nicht zwei Jahre, mit Mißachtung der göttlichen und menschlichen Gesetze, regiert hatte, konnte sein Schwager Nerigliſſar es wagen, den Sohn des großen Königs zu ermorden und selbst den Thron zu usurpiren. Derselbe starb nach vier Jahren mit Hinterlassung eines Knaben, den die Großen des Reiches mit Rücksicht auf die von Cyrus, dem Gründer des persischen Reiches, drohende Gefahr aus dem Wege räumten, worauf einer der Verschworenen, Nabonedus, vielleicht ein Verwandter des königlichen Hauses, die Regierung erhielt. Dieser nahm das unterbrochene Werk der Befestigung der Hauptstadt wieder auf und vollendete die Mauern, welche beide Stadthälften gegen die Flußseite einschlossen. Wie König Amasis von Aegypten, verbündete auch er sich mit dem Könige Crösus von Lydien, dem Schwager des gestürzten Mederkönigs (Astyages), um dem neuen Perserreiche entgegenzutreten, von welchem beiden Reichen Gefahr drohte. Aber Crösus eröffnete den Krieg zu frühzeitig, ehe Babel und Aegypten ihre Kräfte zusammengezogen hatten, und Cyrus beendete den lydischen Krieg so rasch, daß das lydische Reich ohne eine Möglichkeit des Beistandes der Bundesgenossen zusammenbrach.

Der Bund der drei Könige hatte keine weitere Folge gehabt, als daß Cyrus sich nun gewissermaßen genöthigt sah, Babel und Aegypten anzugreifen. Sie hatten sich als seine Feinde gezeigt, die er nicht in seiner Flanke stehen lassen konnte. Denn wer Kleinasien von Persien aus beherrschen muß, kann Babylonien und Syrien nicht in fremden Händen lassen. Nachdem Cyrus sich durch einen Zug gegen die unruhigen Baktrer und Saken den Rücken gesichert hatte, führte er sein Heer gegen Babel. Er erkannte bald, daß ein gewaltsamer Angriff gegen die eben so trefflich befestigte als reichlich verproviantirte Stadt keinen bessern Erfolg haben werde, als vor Ninive. Wie Ninive durch das Wasser gefallen war, so beschloß auch Cyrus, Babel durch

das Wasser einzunehmen. Er ließ einen Theil des Heeres vor der Stadt mit dem Befehle, durch den Euphrat in die Stadt zu dringen, wenn sie diesen so weit fallen sähen, daß sie durchwaten könnten; mit dem andern Theile des Heeres zog er nach Sippara und leitete das Euphratwasser theils in das Aufstau-Becken, theils durch die vielen Canäle in den Tigris und in das Land hinein. Als die Truppen vor Babel den Euphratspiegel fallen sahen, wateten sie durch das trotz des Schlammes sehr feste Bett durch. Die Babylonier hatten, einen Angriff von dieser Seite nicht erwartend, die Wasserthore nicht geschlossen; dazu war Nacht und ein Fest in der Stadt, dessen Jubel sie im Vertrauen auf ihre Mauern sich hingegeben hatten. So kamen die Perser ohne Widerstand in die beiden Seiten der unüberwindlichen Stadt. Cyrus war gnädig gegen die Besiegten, wie er überall menschlich und edel erscheint. Die Stadt blieb unversehrt in ihrer ganzen Herrlichkeit; nicht einmal die Festungswerke wurden zerstört; die Mauern standen noch zur Zeit der Belagerung durch Darius. Wie in Medien, so sah auch in Babylon Cyrus sich nicht als Besieger, sondern als Nachfolger im Reiche an, und er war allen seinen Unterthanen ein Vater. Den Nabonedus, der sich ihm ohne Widerstand ergab, ehrte er wie einen würdigen Feind und wies ihm ein Fürstenthum in Karmanien an, wie er dem Astyages und dem Crösus einen Fürstensitz eingeräumt hatte.

Mit der Hauptstadt scheint das ganze große Reich ohne Schwertschlag in Cyrus' Gewalt gefallen zu sein. Das sehen wir recht deutlich aus der Rückerstattung Jerusalems an die Juden (s. Nr. 9) schon im nächsten Jahre und aus der freiwilligen Unterwerfung der phönicischen Städte. Nebukadnezar hatte die unterworfenen Völker gelehrt, daß es nichts helfe, sich gegen den Löwen zu erheben und dem Zerstörer seines Reiches ebene Bahn geschafft.

So fiel Babel. Schon oft hatte es fremder Herrschaft sich beugen müssen, aber es war immer wieder zur Selbständigkeit erstanden, und das letzte Mal zu größerem Glanze als je früher. Nun aber erstand nie wieder ein Reich in Babel. Zwar lehnten sich die Babylonier zweimal gegen Darius Hystaspis auf, beide Male dem verehrten Namen Nebukadnezar (als II.) und dem verehrten Sohne ihres letzten Königs folgend. Ihr erster Aufstand rief einen allgemeinen Abfall der den Persern unterworfenen Völker hervor, und zwanzig Monate hindurch hielt Babel die Belagerung aus. Der zweite ward schneller erstickt. Ein dritter Versuch der Befreiung scheint unter Xerxes gemacht zu sein; gewiß ist, daß dieser den Belsthurm und andere Tempel zerstörte, als er von Salamis zurückkehrte.

Lange noch blieb Babel das Paris der alten Welt; Alexander sah es noch in herrlichem Glanze. Die Seleuciden verschmähten die wundervolle Hauptstadt und seitdem sank sie rasch; Seleucia, Ktesiphon, Bagdad wurden aus den Ziegeln von Babel erbaut, und ein schwacher Abglanz seiner Herrlichkeit schmückte eine dieser Städte nach der andern, bis Seleucia vor Ktesi-

phon, dieses vor Bagdad verschwand und endlich Bagdad in das türkische Elend versank. Nun ist seit Jahrhunderten Babels Stätte eine Wüste, und während die Hütten auf Ninive's Ruinenhügeln noch wenigstens an ihren Namen erinnern, trägt der ärmliche Ort auf Babels Stätte keine Spur des Gedächtnisses. So war von drei Monarchieen der ältesten Welt schon die zweite zusammengebrochen, noch nicht 70 Jahre, nachdem die erste (Assyrien) gefallen, und schon 14 Jahre später endete die dritte (Aegypten).

B. Die arischen Culturvölker Asiens.

IV. Die Inder.

19. Der Brahmanismus und der Buddhismus.

(Nach Christian Lassen, indische Alterthumskunde, und Karl Schnaase, Geschichte der bildenden Künste.)

In der alten Geschichte Indiens können wir trotz der Dunkelheit, die sie umhüllt, doch mit Bestimmtheit eine große Scheidewand einer ältern und frühern Zeit erkennen. Diese Scheidewand bildet der Buddhismus, dessen historische Erscheinung wir mit Sicherheit über die Mitte des sechsten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung zurückführen können. Es gab gewiß schon früher Spaltungen der Lehre unter den Brahmanen, doch wissen wir von keiner vor der Buddha's, die aus dem Gebiete geistiger Anschauungen in das praktische Leben hinausgetreten sei, mit der bewußten Absicht, die brahmanische Verfassung in einer der wichtigsten Beziehungen ihrer äußern Stellung umzugestalten; von keiner, welche einen nachhaltigern und allgemeiner verbreiteten Zwiespalt in der ganzen Entwicklung indischen Wesens hervorgerufen habe. Hierzu kommt, daß erst mit der Erscheinung des Buddhismus die Nachrichten über indische Geschichte einen sicherern Boden und eine festere chronologische Grundlage gewinnen. Die buddhistische Litteratur bildet weiter die Scheidewand zwischen den alten Denkmalen des brahmanischen Geistes und den neueren, zwischen welchen sie mit ihren ältesten Werken in der Mitte liegt, und sie bezeichnet uns dadurch den Anfang der neuern Zeit des brahmanischen Indiens. Die geistige Bewegung, welche den Buddhismus und ihre Denkmale hervorrief, fängt also in mehr als einer Beziehung eine neue Zeit in Indien an, und scheidet zwei wesentlich verschiedene Perioden.

Es ist schwer, das Wesen der Hindu-Religion kurz zu bezeichnen, weil sie in jeder Beziehung höchst vielgestaltig ist. Bei allen Völkern ändern sich die religiösen Vorstellungen im Laufe der Zeiten, natürlich aber da, wo eine bestimmte Offenbarungsurkunde zum Grunde liegt, weniger, als da, wo die denkende und dichtende Kraft des Volkes sich seine Götter selbst bildet.

Wie verschieden sind die Griechen in ihrer pelasgischen Urzeit, in der Blüte der homerischen Mythologie und in dem späteren philosophischen Zeitalter, und doch war es derselbe Lebensgeist, der sie beseelte. Solche Veränderungen sind denn auch in den Religionslehren der Hindus nachzuweisen. Allein auch abgesehen von ihnen, ist der Geist dieser Lehren ein weniger bestimmter, vielgestaltiger und deßhalb schwerer zu fassen.

In den ältesten Schriften, den Vedas, liegt ein Naturdienst vor, die Verehrung der Sonne. Daraus entwickelt sich eine Art Monotheismus, eine Schöpfungslehre, in welcher das Hervorgehen aller Dinge aus Einem erkannt wird. Aber es ist dies nicht ein persönlicher Gott, sondern Brahman, das ungeschaffene All, geschlechtlos, unbestimmt. Der sinnliche Mensch begreift die Persönlichkeit nur da, wo er Handlung zu sehen glaubt; der tiefste Grund der Dinge geht ihn weniger an, als das, was auf seine Schicksale Einfluß hat. Dieses höchste Wesen war daher mehr der Gegenstand philosophisch-theologischer Betrachtung als der Volksreligion, ihm wurden keine Tempel gebaut, es blieb im Dunkel wie das Fatum der Griechen. Zwei andere Hauptgötter, zwar nur Ausflüsse der höchsten Gottheit, aber wirksamer und dem Menschen näher stehend, wurden daher die Idole ihrer Tempel. Der eine, Siva, d. i. der Verehrte, stellte die Naturkraft dar, den Wechsel der Dinge; er ist der Erzeugende aber auch der Zerstörer, der Gott, vor welchem die sinnliche Natur des Menschen ihr Knie beugt, der Gott der Furcht. Sein Symbol ist das Feuer. Neben ihm steht Vischnu, der Durchdringer, dessen Symbol das Wasser ist, die erhaltende Kraft; in immer neuen Gestalten kommt er auf die Erde herab und wird daher unter dem Namen verschiedener Gottheiten, besonders auch als Rama und Krischna, angebetet. Diese beiden Götter stehen fast in einem Gegensatze, als böses und gutes Princip. Der Sivadienst ist es besonders, der jenen schauerlichen Aberglauben der Selbstquälerei und Selbstvernichtung herbeiführt, während der Cultus des Vischnu überall mildere Sinnesweise begünstigt. Diese drei Hauptgötter, Brahma, Siva und Vischnu, werden auch wohl als Dreieinigkeit, in dreiköpfiger Gestalt vereint gedacht. An sie schließt sich eine große Zahl unterer Götter an, von denen Indra, der Herrscher des Firmaments, die bedeutendste Gestalt ist. Aber auch die heiligen Ströme sind hochverehrte Götter, die Leidenschaften sind personificirt, und die Menschen können sich durch Weisheit, Frömmigkeit und beharrliche Duldung in dieses Pantheon aufschwingen. Sogar die Thiere haben ihre Repräsentanten unter den Himmlischen, der Affe Hanumann ist der Waffengenosse des Gottes Rama, die Könige der Löwen und Adler sind von mythologischer Bedeutung, und andere Thiere mindestens Symbole und göttlicher Verehrung theilhaftig. Endlich fehlt es denn auch nicht an Dämonen, Rakschas, welche zwar verhaßt und von den Göttern bekämpft, aber dennoch von übermenschlicher Macht sind. So ist also ein überreich besetzter Olymp vorhanden, der, wie es in polytheistischen Religionen nicht

anders sein kann, nicht völlig abgeschlossen ist, sondern nach Localansichten und dichterischen Ausschmückungen wechselt. Daher gibt es denn auch unter den Hindus selbst unzählige verschiedene Secten, philosophische sowohl als populäre, die aber großentheils friedlich und ohne strenge Unterscheidung neben einander leben. Zwei Hauptsecten indessen stehen sich feindlich gegenüber, die Brahmanen und die Buddhisten, und dieser Gegensatz verdient nähere Betrachtung.

In der ganzen Culturgeschichte der Inder war seit dem Beginne der wahrhaft historischen Zeit bei ihnen kein Ereigniß eingetreten, welches so tief in alle bestehenden religiösen, politischen und bürgerlichen Zustände eingegriffen, so glänzende Aussichten auf folgenreiche Fortschritte in der geistigen Entwicklung dargeboten hätte, als der Buddhismus. Als sein Gründer seine Laufbahn antrat, bestand längst der brahmanische Priesterstaat, und war auf eine scheinbar unerschütterliche Grundlage erbaut. Der Priesterstand wurde von den übrigen Kasten als der Besitzer der göttlichen Offenbarung und der aus ihr geschöpften Kenntniß der wahren Götterverehrung und des rechten Wandels, als der einzige Inhaber der Wissenschaften verehrt. Das ganze Leben war durch Satzungen geregelt, allen Mitgliedern des Staates ihre besondere Stellung und die aus ihr entspringenden Rechte und Pflichten bestimmt. Selbst bei den Menschen der niedrigsten und verachtetsten Kasten hatte sich der Glaube festgesetzt, daß ihr Loos eine durch ihre Geburt herbeigeführte Nothwendigkeit sei. Unter einem Volke, bei welchem auf diese Weise das Bewußtsein der Freiheit ganz unterdrückt worden war, dem der Gedanke an eine Besserung seiner Zustände ganz fremd war, trat Buddha gegen die Allmacht der Brahmanen in die Schranken. Statt, wie sie, die höchsten Wahrheiten als ein ausschließliches Vorrecht zu betrachten, die durch das richtige Verständniß der heiligen Schriften und der auf sie begründeten, in nur für die Eingeweihten verständlichen Formeln vorgetragenen Dogmatik und Moral erkannt werden konnten, trug er in einfacher Sprache allen Menschen ohne Unterschied ihrer Geburt die Lehren vor, welche ihm als die höchsten Wahrheiten galten. Diese waren solcher Art, daß sie keiner Beglaubigung durch eine Offenbarung bedurften, weil sie entweder von Allen anerkannt wurden oder von selbst dem schlichtesten Verstande einleuchteten. Seine Grundlehren waren, daß die weltlichen Dinge beständigem Wechsel unterworfen, daß die Zustände dieses Lebens Folge von Handlungen eines frühern seien, daß es eine unendliche Folge von Geburten und Wiedergeburten gäbe, daß die höchste Seligkeit in der Befreiung von der Nothwendigkeit, wieder geboren werden zu müssen, bestehe, daß der Schmerz das Loos alles Daseienden sei und Jeder danach streben müsse, sich von ihm zu befreien. Diese Lehren trugen er und seine Anhänger nicht in den Schulen, sondern im Lande herumwandernd und predigend, dem Volke vor. Diese Methode des Unterrichts war in Indien eine ganz neue und

ganz von der der Brahmanen abweichende, von welchen außerdem nur Schüler aus ihrer eigenen Kaste angenommen wurden.

Noch entschiedener trat die neue Lehre dem höchsten Ansehen und dem Einflusse der Brahmanen entgegen. Dem ersten dadurch, daß ihr Stifter behauptete, im Besitze der höchsten Erkenntniß zu sein. Ohne daß er dieses ausdrücklich erklärte, mußte er dadurch die Gültigkeit des Veda, als höchster Quelle der Erkenntniß, läugnen, und dadurch dem brahmanischen Systeme seine eigentliche Grundlage untergraben. Der wichtigste Einfluß der Brahmanen auf die übrigen Kasten mußte aufhören, wenn die Opfer an die Götter, die sie allein zu verrichten das Recht hatten, abgeschafft wurden. Dieses trat bei den Buddhisten ein, bei welchen das brahmanische Feueropfer nicht gebräuchlich war, geschweige die blutigen Thieropfer. Sie bezeugten ihre Verehrung den Bildern des Stifters ihrer Religion und seinen Reliquien durch Darbringung von Blumen und Wohlgerüchen.

Die Grundlage des indischen Staates ist das System der Kasten. Dieses erkannte auch Buddha als bestehend an und erklärte seinen Ursprung, wie die Brahmanen, aus der Lehre von den Belohnungen und Strafen für frühere Handlungen. Er nahm aber Menschen aus allen Kasten ohne Unterschied als Anhänger an und ertheilte ihnen ihren Rang in der Versammlung nach ihrem Alter und ihrer Würde. Er machte dadurch alle Menschen unter sich und vor ihm selbst gleich; er hob dadurch innerhalb der Gemeinde die durch die Geburt herbeigeführten Unterschiede auf. Er legte also den Grund zu einer Abschaffung der Kasten und griff dadurch die Grundlage der brahmanischen Herrschaft an.

Auch in seiner Lehre von den Pflichten der Menschen im bürgerlichen Leben stellt er sich den Brahmanen schroff entgegen. Diesen galt als höchste Tugend die strengste Beobachtung der Ceremonien und Satzungen, durch welche ihr ganzes Leben geregelt war, als wichtigste Thätigkeit die Beschäftigung mit ihrer Theologie, Philosophie und den übrigen Wissenschaften, die von ihnen angebaut wurden, so wie mit der Mythologie. Sie wurden dadurch ganz von der Theilnahme an dem Wohle ihrer Mitmenschen zurückgehalten und kümmerten sich nur um die Angelegenheiten ihrer Kaste. Buddha's Zweck war dagegen, alle Menschen zu retten, indem er sie aufforderte, von der Wirklichkeit sich zurückzuziehen und die Tugend auszuüben. Es war demnach bei ihm nicht das engherzige Streben der Brahmanen, allein das Glück ihres eigenen Standes zu befördern. Dieser Gegensatz des Buddhismus und des Brahmathums tritt noch deutlicher in der Ansicht hervor, daß der brahmanische Büßer durch seine Entsagungen und Kasteiungen nur das selbstsüchtige Ziel vor Augen hatte, für sich eine Stelle in einem der verschiedenen Götterhimmel zu erlangen, während der buddhistische bezweckte, dadurch sich die Würde eines Buddha zu erwerben, durch welche er in den Stand gesetzt wurde, allen Menschen Heil zu bringen.

Die ihm innewohnende Lebenskraft hat der Buddhismus mehrfach bethätigt. Zuerst dadurch, daß er Missionen hervorrief, durch welche er weit über Indien hinaus, über das ganze innere und östliche Asien verbreitet wurde. Diese Art der Verbreitung war auch eine von den Buddhisten ausgegangene Neuerung. Der Buddhismus zählt nach dem Christenthume die größte Anzahl von Anhängern und übertrifft weit seinen Mitbewerber. In dieser weiten Verbreitung liegt auch die welthistorische Bedeutung des Buddhismus, weil er unter so vielen Völkern eine Einheit in der Lehre und in der Litteratur bewirkt und dadurch sie einander näher geführt hat. Er hat dieses Ergebniß nicht wie der Islam durch das Schwert, sondern durch Boten des Friedens und Mittheiler einer höheren Bildung errungen, und läßt sich in dieser Hinsicht mehr als irgend eine andere Religion mit dem Christenthume vergleichen.

---

20. Das Kastenwesen der Inder.

(Nach Theodor Benfey, Indien, in der Encyklopädie von Ersch und Gruber.)

Sobald ein Volk aus demjenigen Zustande hervortrat, wo jeder alles, was zur Sicherheit und Bequemlichkeit seines Lebens nothwendig oder dienlich ist, selbst verrichtete, und Einzelne aus demselben sich besonderen Thätigkeiten widmeten, lag der Gedanke sehr nahe, daß derjenige eine Thätigkeit am besten üben würde, welcher sie von Jugend auf schon von seinem Vater und nächsten Verwandten üben sähe und gleichsam in ihr erzogen würde.

Als der arische Volksstamm (sowohl die östlichen als westlichen Arier, das Sanskrit- und das Zendvolk) sich von ihren Sprachverwandten und einst mit ihnen vereinigten Brüdern trennten, gab es noch keine ausgeprägte Verfassung, welche sich auf diesen Grundsatz stützte, keine sogenannte Kastenverfassung (von einem portugiesischen Worte casta). Zur Zeit, wo die ganze arische Volksmasse noch ein vereinigtes Volk bildete, scheint der Name des eigentlichen Volkes, seiner Hauptmasse, arjâs, die Ehrwürdigen, gewesen zu sein. Aus dieser Masse hatten sich jedoch schon die kshatrâs, d. h. die herrschenden, ausgeschieden, deren Namen in entsprechender Form und im Allgemeinen mit derselben Bedeutung, wie im Sanskrit, auch bei den Zendvölkern erscheint. Sie bildeten damals wahrscheinlich die Klasse der kleinen Häuptlinge, der nobiles. Wer ihre Untergebenen waren, läßt sich natürlich nicht mit Gewißheit bestimmen. Doch macht es die Analogie der verwandten Völkerstämme und der natürliche Gang der Entwicklung von Staatseinrichtungen bei Völkern, welche sich erobernd unter stammverschiedenen Völkern festsetzen, wahrscheinlich, daß die Hauptmasse ihrer Untergebenen nicht aus den verwandten Freien, den arjâs, den Ehrwürdigen, bestand, sondern aus der im eroberten Lande vorgefundenen und unterworfenen Bevölkerung.

Diese letzteren mögen die Çûdrâs gewesen sein, welche in der nach der Trennung der östlichen und westlichen Arier festgestellten indischen Kastenverfassung die vierte Kaste constituirten.

Erst nach der Trennung der arischen Volksmasse scheinen sich auch die Priester zu einer Kaste abgeschlossen zu haben. So war denn eine Eintheilung des indischen Volkes in vier Stände entstanden, von denen, den indischen heiligen Schriften gemäß, die Brahmanâs die erste Stelle einnahmen; die zweite die Kshatrâs; die dritte die eigentlich Arjâs genannte Masse, welche aber auch als Hauptttheil des Volkes den allgemeinen Namen für Mensch, viç (im Plural viç-âs), führten; die vierte bildeten ursprünglich die Unterworfenen, zu denen aber in älteren Zeiten, ehe die Kastenverfassung noch streng abgeschlossen war, auch die verarmten oder sonst herabgekommenen arjâs gedrängt wurden.

Den Brahmanen allein, mit Ausschluß der übrigen Kasten, steht zu die Erklärung der Vedas, der Beistand bei Anderer Opfer und das Empfangen von Almosen aus reinen Händen. Dem Wesen nach sollten sie aber die Repräsentanten und Förderer des ganzen geistigen Lebens des indischen Volkes sein; aus ihren Reihen traten die Lehrer, die höheren Staatsbeamten, Richter, Gelehrten, Weisen, Dichter u. s. w. hervor. Ihre Lebensweise soll streng und tadellos sein; sie sollen keine Schätze sammeln, sondern nur soviel zu erwerben suchen, als für ihre Lebensbedürfnisse genügt. Natürlich ward diese Vorschrift schon seit den ältesten Zeiten nicht sonderlich beobachtet. Die Brahmanen, im Besitze der einträglichsten Aemter, benutzten ihre Stelle auf recht orientalische Weise, so weit wir die Geschichte verfolgen können; zum Zweck des Lebensunterhalts darf schon nach dem Gesetzbuche des Manu der Brahmane auch Kriegsdienste, Ackerbau, Kaufmannschaft, Viehzucht u. s. w. treiben. Ihre Ländereien sollen frei von Abgaben sein. Wollten die Brahmanen die höchste Ehre genießen, zu welcher ihre Geburt sie befähigte, so mußten sie sich dem Studium der Vedas insbesondere widmen und dem damit verknüpften Anachoretenleben. In diesem Falle war höchste Sittenreinheit und Tugend, letztere in dem stärkst-ascetischen Sinne, ihr Hauptrequisit. Ehrgeiz sowohl als auch heilige und würdige Motive haben von je her und selbst jetzt noch Brahmanen in diese reine und ehrenvolle Bahn geführt; allein eben so häufig, oder vielmehr noch häufiger, trieben sie sich an den verderbten indischen Höfen der Fürsten und anderer Großen herum, wie insbesondere die indischen Dramen zeigen.

Die Kriegerkaste, ursprünglich Kshatra (Ξάθροι bei Arrian als Volksname), später Kshatrija, deren Beschäftigung der Kriegsdienst ist, hatte der Theorie nach das Vorrecht, daß die Könige aus ihr stammen mußten, wiewohl dies im Leben wenig beobachtet wurde. Manu's Gesetzbuch erlaubt aber den Kshatrijas im Fall der Noth auch die Betriebsamkeit der Vaisjas.

Die Kaste der Ackerbauer und Handelsleute, Vaiçjâs, ursprünglich viçâs,

umfaßte anfänglich wohl die ganze freie Bevölkerung, in so fern sie nicht zu den beiden ersten Kasten gehörte. Ackerbau war ohne Zweifel deren Hauptbeschäftigung, und durch Sitten und Gesetze geehrt und sehr geschätzt. Mit Ackerbau war natürlich Viehzucht verbunden; vielfach widmeten sich die Vaiçjâs auch dieser allein. Eben so standen ihnen tiefer liegende Beschäftigungen, selbst die der Çûdrâs, offen.

Die vierte Kaste bilden die Çûdrâs. Der Theorie nach ist ihre Verpflichtung Dienst bei den drei oberen Kasten, am verdienstlichsten der bei den Brahmanen. Diese sollen alsdann für ihren Unterhalt sorgen; kann der Çûdrâs aber nicht durch diesen Dienst bestehen, so erlaubt ihm das Gesetz Handarbeiten und andere Arten von Erwerb; jedoch soll er sich keine Schätze erwerben, selbst wenn er die Fähigkeit dazu hat. Von dem Lesen und Hören der Vedas, welche auf die drei oberen Kasten beschränkt sind, waren sie ausgeschlossen, eben so von der Darbringung von größeren Opfern, jedoch nicht von kleineren für sich selbst. Dies alles hat sich natürlich umgewandelt, seitdem die Çûdrâs den bei Weitem größten Bestandtheil des indischen Volkes — ausschließlich der noch unter ihnen stehenden Volksabtheilungen — bilden. Sie treiben seit der Zeit Ackerbau und alle Arten von Gewerben. Sie theilen sich in eine Menge von Zünften, welche unter einem Oberhaupte stehen, und eine gewisse Art von Jurisdiction unter sich haben.

V. Die Baktrer und Meder.

21. Die historische Bedeutung Baktriens.

(Nach Chr. Lassen, indische Alterthumskunde.)

Das Land ist reichlich von Quellen bewässert; wo das Klima milde ist, wird Korn gesäet, die übrigen Theile werden als Weide für die Heerden benutzt. Weiterhin sind große Strecken sandigen, trockenen Landes, welches keine Früchte zur Nahrung der Menschen hervorbringt; wenn die Winde vom Meere herwehen, erregen sie dichte Staubwirbel, welche die Wege unkennbar machen und das Reisen erschweren. Der fruchtbare Theil des Landes ist stark bevölkert und reich an Pferden. Zu dieser Bevorzugung, eine größere Fruchtbarkeit als andere Länder Irans zu besitzen und dadurch zum Sitze eines mächtigen Reiches geeignet zu sein, kam noch die günstige Lage für den Handel. Hier traf die große Straße aus dem nordwestlichen Iran und den entfernteren Ländern des Westens mit der aus dem innern Asien und aus Indien zusammen; von hier aus führten drei im Alterthume berühmte Wege nach Kabul.

Aber nicht nur dem friedlichen Verkehre der Kaufleute bot Baktriana

die große Durchgangsstraße dar, sondern auch den Eroberern und Völkern, welche Indien mit Krieg überzogen. Alexander war nicht der Erste, der seine siegreichen Waffen auf diesem Wege nach Indien trug; schon Cyrus hat sich mehrere Völker der westlichen Mark Indiens unterworfen.

Auch in der Culturgeschichte des östlichen Irans muß Baktrien der Vorrang vor den übrigen arischen Ländern eingeräumt werden. Wenn auch der Hauptstadt Balkh nicht der ihr von den Morgenländern zugeschriebene Ruhm, die Mutter der Städte genannt zu werden, als berechtigt zuerkannt werden kann, so darf sie doch mit Recht Anspruch darauf machen, der Mittelpunkt der Herrschaft und der Hauptsitz der Lehre Zoroaster's in der ältesten Zeit gewesen zu sein. Von hier aus muß besonders die Verkündigung des neuen Gesetzes ausgegangen sein, auch werden hier am strengsten die im Zendavesta vorgeschriebenen Gesetze beobachtet und am vollständigsten die Sitten geherrscht haben, die in ihm geschildert werden.

Die Wichtigkeit Baktriens erhellt endlich daraus, daß Alexander in diesem Lande und in Sogdiana acht oder nach einer andern Nachricht zwölf Städte gründete. Er legte daher ein großes Gewicht auf die Behauptung dieser zwei Länder, welche unter allen ihm unterworfenen asiatischen die am entferntesten nach Nordost gelegenen waren; sie waren die Marken seines großen Reiches gegen das innere Asien und die äußersten Vorposten des Hellenismus.

---

22. Zoroaster (Zarathusthra) und der Zendavesta.

(Nach Joh. Jos. Döllinger, Heidenthum und Judenthum.)

Jene arischen Volksstämme, welche, östlich vom Tigris bis zum Indus und in den nördlich gelegenen Gebirgen einheimisch, das iranische Hochland (Baktrien, Medien, Persien) bewohnten, dann, ein großes mittel- und westasiatisches Reich (das persische) gründend, ihre westlichen Nachbarn, die Chamiten und Semiten, unterwarfen, ehrten den Zoroaster als den gottgesandten Stifter ihrer Religion. Das Zeitalter dieses Mannes — der nicht Stifter, wohl aber Erneuerer der Religion seines Volkes war — läßt sich nicht genauer bestimmen; er mag nicht viel jünger als Moses sein (etwa um 1300 v. Chr.). Die seinen Namen tragenden Religionsschriften, der Zendavesta, ursprünglich in der baktrischen Sprache geschrieben, sind offenbar nicht von Einem Manne verfaßt, und von Zoroaster kann nur sehr wenig herrühren, aber er wird darin als der einzige gepriesen, der „die Ueberlieferungen des höchsten Gottes, des Ormuzd, hörte und sie mitzutheilen im Stande war".

Die persische Religion war polytheistisch, jedoch mit einem starken und vorwaltenden monotheistischen Zuge. Nur Einen wahren, vollkommenen,

persönlich gedachten Gott kennt die persische Lehre, nur dieser erscheint in den Zendschriften mit allen Eigenschaften und Prärogativen der Gottheit; sein Name Ormuzd bedeutet: „der ewige Weise"; er ist der allwissende und allmächtige Schöpfer und Beherrscher der Welt. „Niemand", sagt er, „hätte diese Erde schaffen können, wenn ich sie nicht geschaffen hätte." Alles Leben und alles Gute erzeugt Er, er ist daher auch der Vater der guten Gesinnung; Reinheit und Wahrheit kommen von ihm.

Auch dadurch zeichnet sich die persische Religionslehre vor allen anderen heidnischen Sagen und Doctrinen aus, daß in ihr der Begriff der Schöpfung hervortritt. Ormuzd bringt die Welt hervor durch das schöpferische Wort „Honover", in welchem Gedanke und That zusammenfallen. Freilich erleidet diese im Heidenthum sonst einzig dastehende Schöpfungslehre eine doppelte Beschränkung, einmal dadurch, daß doch immer auch schon ein Stoff oder eine eigene Welt vor der Schöpfung angenommen wird, sodann durch den Antheil an der Schöpfung, der dem Ahriman zugewiesen ist.

Denn dem Urheber alles Guten und Reinen steht ein feindliches Wesen und böser Geist gegenüber, Ahriman, d. h. verderblicher Geist, genannt. Lüge ist sein Wesen, die Finsterniß und der Tod sein Gebiet; durch Lüge bethört er die Menschen, durch Zweifel macht er sie an der Wahrheit irre und ungewiß; aus Lüge und Zweifel erwachsen alle bösen Thaten der Menschen. Ursprünglich erscheint er keineswegs als Herrscher eines eigenen Reiches; später aber finden wir ihn zu einem Könige der Finsterniß ausgebildet, der in seinem eigenen, auch dem Ormuzd unerreichbaren und unüberwindlichen Reiche mit den Schaaren seiner Geister wohnt und von seinem Gebiete aus in das des Gegners erobernd, verwüstend, verunreinigend einbricht. Er erschuf die Schaaren seiner bösen Geister, der Dews, mit denen er in das Reich des Ormuzd eindrang und dessen Schöpfung befehdete. Von diesen bösen Geistern kommt alles, was physisch oder moralisch schädlich oder unrein ist; sie trachten, überall Zerrüttung anzurichten; sie trachten, durch Verhinderung der Fortpflanzung die Zahl der Wesen in Ormuzd's Welt zu vermindern; sie wehren dem Regen, verbreiten Dürre und Unfruchtbarkeit, vervielfältigen die schädlichen Thiere und giftigen Pflanzen, erregen verdorrende Winde und verwüstende Orkane. Alles Faulende, Verwesende lieben sie, und stürzen sich mit heftiger Begierde darauf.

Wie Ahriman die physischen Uebel, den Winter, die ausdörrende Hitze, die Stürme, die Raubthiere und das Gewürm, die Krankheiten in die Welt gebracht hat, so ist er auch Urheber der moralischen Uebel, der Ausschweifungen, welche den Lebenskeim mißhandeln und vergeuden, der Trägheit, der Lüge und des Unglaubens.

So ist denn in der ganzen Natur überall dem Guten das Böse, dem Nützlichen das Schädliche, dem Reinen das Unreine beigemischt, und jedes Geschöpf trägt in irgend einem ihm anklebenden Mangel oder Uebel das

Zeichen Ahriman's und seiner Dews an sich. Alle „schlechten Geschöpfe", giftige Schlangen, Raubthiere, kriechende Thiere und Ungeziefer hat Ahriman geschaffen. Er hat also Theil an der Schöpferkraft, er ist nicht ein erst durch Selbstbestimmung böse gewordenes Wesen, sondern war von Anbeginn an wesentlich böse.

Die sechs Amschaspands oder unsterblichen Heiligen, deren siebenter Ormuzd, zugleich aber auch ihr Lenker und Schirmherr ist, sind personificirte Kräfte und Eigenschaften, und ihre Namen sind daher aus Abstractionen gebildet; sie heißen: der „Wohlwollende", der „ausgezeichnet Reine" u. s. f., aber sie treten weder als Einzelwesen handelnd auf, noch nehmen sie als solche eine besondere Verehrung in Anspruch, führen jedoch mit Ormuzd im Paradiese ein seliges Leben. Da aber Ahriman sechs böse Geister oder Dews erschuf, die mit den Amschaspands kämpfen, so herrschen alle zwölf abwechselnd über die Monate des Jahres dergestalt, daß in jedem Monate dem herrschenden Einflusse eines Amschaspands der feindliche eines Dew's und umgekehrt entgegen steht.

Mehr concreter, persönlicher Natur, als die Amschaspands, sind die Izeds (d. h. die Anbetungswürdigen). Sie werden zwar, mit jenen verglichen, als niedere Genien bezeichnet, sind jedoch im Grunde auch Götter, oder waren früher Götter, und einige von ihnen nehmen im persischen Systeme wichtige Stellen ein. Da überhaupt das Universum des Parsen von zahllosen, persönlich gedachten guten und bösen Kräften oder Geistern angefüllt ist, so finden sich unter den Izeds auch bloße Personificationen von Begriffen oder Tugenden, die nun als göttliche Wesen angerufen wurden. Den Mithra hat Ormuzd größer und glänzender gemacht als alle anderen Izeds des Himmels, er steht Ormuzd am nächsten, und wird öfters mit diesem angerufen, ist der himmlische Läufer mit tausend Ohren und tausend Augen, der Begleiter von Sonne und Mond, der über das Weltall wacht, und, ein glänzender Sieger, den Winter, den Ahriman eingeführt, überwindet. Taschter (Tistrya, der Hundsstern) herrscht in der Luft, vertheilt den Regen, spendet Keime und Säfte, schleudert den Blitz und belebt die absterbende Natur.

Elementendienst fand Zoroaster ohne Zweifel bei seinen Ariern schon vor; obgleich Ormuzd der freie, persönliche, schaffende Gott, zum Mittelpunkt der parsischen Religionsanschauung gemacht wurde, so wurde doch die Verehrung der Elemente ein Hauptzug dieser Religion. Vor Allem war es die dem Feuer erwiesene Verehrung, die mit dem Sonnencultus den Fremden als der wesentlichste und hervorstechendste Zug des persischen Religionswesens erschien.

Im Zendavesta heißt das Feuer der Sohn Ormuzd's, der schnellste der heiligen Unsterblichen. Der Dienst des Feuers war der Dienst des Lebens, der Reinheit, des Lichtes. „Damit dein Gebet erhört werde", sagt Ormuzd, „mußt du zum Feuer beten, dem großen Könige." Zoroaster hatte nach der

späteren Sage das zu verehrende Feuer vom Himmel erhalten; es brannte, ohne genährt zu werden, und die Hand, auf der es brannte, blieb unversehrt. Die Zendschriften sind mit Anrufungen und Lobpreisungen des Feuers überfüllt, und man bemerkt, mit welcher Vorliebe sich die alten Parsen in die Betrachtung dieses Elements und seiner Eigenschaften versenkten. Sie, die im ganzen Naturlauf den Streit zweier Mächte erblickten, sie, denen überall der Gegensatz von physisch Reinem und Unreinem vorschwebte, bewunderten in dem Feuer die siegreiche, Alles verzehrende Kraft, erblickten in ihm die mächtigste Waffe des Ormuzd, das Element, an dessen leuchtende, wärmende Energie alle Schönheit, Triebkraft und Nahrungsfähigkeit der Natur geknüpft ist, und das dem Wesen der Gottheit am nächsten zu kommen schien. Dem Feuer Holz und Wohlgerüche zur Nahrung zu geben, war daher besonders verdienstlich und hatte die Verheißung des Segens an Heerden, Feldern und Nachkommenschaft. So hatte der Parse mit Anzünden und Nähren des heiligen Feuers eine stets mahnende religiöse Pflicht zu erfüllen, eine Pflicht, die auch zur Nachtzeit ihn in Anspruch nahm.

Der mühsame, ängstliche und zeitraubende Dienst, den die Parsen dem Feuer widmeten, wurde für die übrigen Elemente nicht in Anspruch genommen. Aber Reinhaltung erforderte auch das Wasser und die Erde. Nach griechischen Berichten duldeten die Perser nicht, daß Jemand Gesicht oder Hände im Wasser eines Flusses wusch, oder hinein spie, oder etwas für unrein Gehaltenes hineinwarf. Doch scheint das salzige Meerwasser anders betrachtet worden zu sein. Zu Reinigungs-Ceremonien war indeß Wasser unentbehrlich, und mußte eigens dazu zubereitet werden. Auch die Erde wollte geehrt, angerufen und rein erhalten sein; an ihr frevelte man, wenn man ein fruchttragendes Land öde macht oder ein fruchtloses unbesät ließ, wenn man sie mit unbekleidetem Fuße betrat oder einen Todten darin begrub, und die Löcher, in denen Ahriman's Thiere hausen, nicht zerstörte.

Sonnendienst war unstreitig bei den Ariern uralt, und die Sonne mit ihrem Lichte und Centralfeuer dem Parsen der erhabenste Gegenstand der sichtbaren Welt, „das Auge Ormuzd's". Dreimal täglich wurde daher das Gebet an die Sonne gesprochen. Auch dem Monde und den Sternen wurde nebst der Sonne eine reinigende Kraft zugeschrieben; der Verunreinigte sollte sich daher neun Nächte lang von den Sternen beleuchten lassen.

Die parsische Religion fordert den Menschen zu steter Thätigkeit, zu nie nachlassender Wachsamkeit mehr als irgend eine andere Form des Heidenthums auf. Der eigentliche Kampfplatz, auf welchem die beiden Gewalten, Ormuzd und Ahriman, ihre Kräfte messen, ist die Erde, der Mensch ist also berufen, ein Mitstreiter gegen Ahriman und dessen Dews in dem großen Kriege zu sein, und wiederum sind gegen den Menschen vorzüglich die Anstrengungen der bösen Geister ohne Unterlaß gerichtet. Diesen Kampf führte der Parse besonders dadurch, daß er möglichst viele Thiere von Ahriman's

Schöpfung, Raubthiere, Eidechsen, Schildkröten, Frösche, Schlangen, Ameisen und Ungeziefer, tödtete. Die Priester gingen stets mit einem Stocke zur Tödtung dieser Thiere bewaffnet einher, und es gehörte zur Feier des größten Festes in Persien, daß Jeder eine Anzahl solcher Thiere todtschlug und sie den Magiern als Beweis seiner Frömmigkeit brachte. Die Buße, welche für gewisse Vergehen auferlegt wurde, bestand denn auch in der Tödtung einer bestimmten Zahl von Thieren.

---

23. Das medische Reich.

(Nach Jac. Kruger, Geschichte der Assyrier und Iranier.)

In Medien bestand schon im 21. Jahrhundert v. Chr. ein Königreich, welches damals durch Ninus seinen Untergang fand. Nach der Auflösung des altassyrischen Reiches gewann es seine Selbständigkeit und Macht der Art wieder, daß seine Könige in den Listen als assyrische Herrscher erscheinen. Mit den Aegyptiern mußte es aber schwere Kriege führen und wird auch auf den Monumenten am Nil erwähnt. Ramses der Große unterjochte es, jedoch nur für eine beschränkte Zeit. Nach dem Abfall Irans von Assyrien wurde auch der östliche Theil Mediens frei, der westliche blieb noch unter der unmittelbaren Gewalt der Assyrier. In jenem war dem Herodot zufolge noch kein gemeinsames Oberhaupt, sondern er war in viele Gauen zersplittert. Die Meder hatten aber an

Dejoces (708—656 v. Chr.)

nun ein gemeinsames Oberhaupt gewonnen. Um seine durch Volkswahl gewonnene Gewalt zu befestigen, umgab sich der neue König mit einer Leibwache von Lanzenträgern. Dann gründete er auf einem Hügel die feste Burg Ekbatana, welche den Kern für die Stadt bildete, die er in sieben Ringen um die Burg anlegen ließ. Darauf setzte Dejoces ein so strenges Ceremoniel fest, als es nur jemals am assyrischen Hofe üblich gewesen sein konnte. Er selbst machte sich unsichtbar vor den Augen des Volkes und verkehrte mit seinen Unterthanen nur noch durch Boten. Auch in Bezug auf das Recht war von Oeffentlichkeit und Mündlichkeit keine Rede, sondern ein Jeder mußte seine Klage zu Papier bringen und dem König übersenden, der nun ebenfalls schriftlich entschied. Nach ihm ward König sein Sohn

Phraortes, 655—633 v. Chr.

Dieser dachte bereits an Ausbreitung der medischen Herrschaft über die Gränzen des Landes. Zuerst zog er gegen die Perser, überwand sie und vereinigte Persis mit seinem Reiche. Durch das rüstige und kriegerische Hirtenvolk, das dieses Land bewohnte, verstärkt, wandte sich Phraortes hierauf gegen die Völker am Nordrande Irans und unterjochte sie eines nach dem andern. Auch dachte er daran, den alten Kampf zwischen Iran und

Assyrien als Herrscher Irans endlich durch Waffengewalt zur Entscheidung zu bringen. Assyrien aber war damals noch in gutem Stande, sagt Herodot, die Völker an den Ufern des Euphrat, Tigris und Hydaspes halfen ihm, berichtet die Bibel. Die Meder erlitten eine furchtbare Niederlage und Phraortes selber fand dabei seinen Tod. Ihm folgte sein Sohn

Cyaxares, 633—593 v. Chr.

Dieser war noch kriegerischer als sein Vater. Unter ihm erholte sich die Macht der Meder von jenem Schlage bald wieder und Cyaxares wollte, nachdem er eine Verbesserung im Heerwesen durch Beseitigung der Wagen(?) vorgenommen hatte, die von den Assyriern erlittene Niederlage und zugleich den Tod seines Vaters rächen.

Mit der gesammten Macht seines Volkes zog er gegen Ninive, besiegte die Assyrier in einem Treffen und umlagerte die Stadt. In dieser Noth mochte den Assyriern kein Ausweg bleiben, als die Hülfe der scythischen Nomadenhorden, welche damals am Kaukasus und in Südrußland zu großer Macht gelangt waren. Unaufhaltsam brachen ihre Gewalthaufen über den Kaukasus und vom kaspischen Meer mit einem Male über Asien herein. Als Cyaxares die Botschaft erhielt, blieb ihm nichts Anderes übrig, als die Belagerung Ninive's aufzuheben. Er marschirte mit seinem Heere dem Feinde entgegen, erlitt aber eine furchtbare Niederlage. Das Mederreich ging in Trümmer und die Scythen breiteten sich siegend und erobernd aus über ganz West-Asien. Ganz Syrien ward ihre Beute. Als sie Aegypten gleichfalls mit dem Schicksal Asiens bedrohten, kam ihnen König Psammetich entgegen und bewog sie durch Bitten und Geschenke, sein Land zu verschonen. Auf dem Rückzuge plünderte ihr Nachtrab noch den Tempel in Askalon. Dann warfen sie sich von Neuem auf West-Asien und machten es zinsbar lange Zeit. Wo sie selber sich festsetzten, da herrschten sie mit grausamem Uebermuth; außer dem regelmäßigen Zins mußten die Unterjochten noch willkürliche Auflagen tragen und auch dies genügte nicht. In Haufen zogen die Scythen durch die Länder und raubten, was noch übrig war. Eine solche Gewaltherrschaft konnte nur kurzen Bestand haben.

Das erste Land, welches sich von dem Joche dieser Barbaren befreite, war Medien. Cyaxares benutzte ihre Völlerei. Er lud einen ihrer Gewalthaber zu Gaste, machte ihn trunken und ließ dann Alle zusammenhauen. Dann benutzte er die verzweifelte Lage aller benachbarten Völker, um als ihr Befreier zugleich die alte Herrschaft wiederzugewinnen und noch weiter auszudehnen. Als er Armenien und Kappadocien unterworfen hatte, begegnete er hier am Halys einem mächtigen Reiche, dem lydischen, welches eben so gegen Osten sich auszubreiten strebte, wie Medien gegen Westen. Die Hauptkraft des lydischen Reiches lag in der Trefflichkeit seiner Reiterei, worin es alle anderen Länder, selbst die Meder, übertraf. Der Krieg, welcher nun zwischen Cyaxares und Alyattes ausbrach, soll nach Herodot die Wei-

gerung des Alyattes zur Veranlassung gehabt haben, eine aus Medien zu ihm geflüchtete Scythenschaar auszuliefern. Er dauerte fünf Jahre lang 615—610 v. Chr., und ward mit wechselndem Glücke geführt. Im Jahre 610 kam es endlich am Halys zu einer Hauptschlacht, welche durch eine plötzliche Sonnenfinsterniß beendigt wurde. Der König von Cilicien und Nabopolassar, Fürst von Babylon, benutzten den Schrecken beider Parteien, eine Friedensvermittlung zu Stande zu bringen. Der Halys ward als Gränze beider Reiche bestimmt, Astyages, der Sohn des Cyaxares, erhielt eine Tochter des Lyderkönigs, Nebukadnezar, Sohn des Nabopolassar, aber des Cyaxares Tochter Amytis zur Ehe.

Nach Beendigung des lydischen Krieges rückte Cyaxares, durch die Babylonier als Bundesgenossen verstärkt, mit seinen Iraniern aufs Neue vor Ninive. Nur Hülfe von Außen, wie zwanzig Jahre vorher, konnte Ninive retten. Diesmal war es Aegypten, das sich seiner gegen einen Feind annahm, der jugendkräftiger und also gefährlicher war, als Assyrien selbst. Im Jahre 608 v. Chr. marschirte Pharao Necho in Eile über die Gränze. Der jüdische König Josia warf sich ihm entgegen, als dem Freund seines Todfeindes, ward aber in der Schlacht bei Megiddo besiegt und getödtet. Doch hatte sein Widerstand das ägyptische Heer so geschwächt, daß Necho seine Absicht nicht erreichen konnte. Als er heranrückte, sandte ihm Nabopolassar ein Armeecorps unter seinem Sohn Nebukadnezar entgegen, um ihm den Uebergang über den Euphrat zu verwehren. Bei Karchemisch (s. S. 51) trafen beide Heere auf einander. Necho ward geschlagen und zum Rückzug genöthigt. Die Belagerung Ninive's zog sich nun noch zwei Jahre hin. Im Jahre 606 v. Chr. erfüllte sich das Schicksal der gewaltigen Stadt. Sarak fand seinen Tod in ihren Trümmern, fast anderthalb Jahrtausende nach der ersten Gründung Ninive's durch Ninus. So ward erfüllt das Wort des Propheten Zephanja: „Der Herr streckt aus seine Hand gegen Mitternacht und vernichtet Aschur und macht Ninive zur Oede, zur Dürre wie die Wüste." So lag die einstige Weltgebieterin viele Jahrhunderte lang in Trümmern, so erblickte sie Xenophon auf dem Rückzug der Zehntausend, als eine „verlassene Stadt", ohne selber ihren Namen zu erfahren. Menschenhände hatten sie zerstört, das Uebrige vollbrachte die Zeit. Fünfundzwanzig Jahrhunderte hatte jener Fluch auf den Trümmern geruht. Die Lehmmauern der Tempel und Paläste hatten sich gelöst in formlose Massen und Hügel gebildet, von denen Niemand ahnte, daß eine Weltstadt unter ihnen verborgen liege, bis der Wunsch, durch das Zeugniß der Heiden selbst die Worte der Bibel bestätigt zu sehen, die Engländer antrieb, mit der Zauberruthe europäischer Wissenschaft jene merkwürdige Cultur aus ihrem Grabe wieder zu erwecken.

Den Untergang des medischen Reiches durch Cyrus s. Nro. 24.

VI. Die Perser.

24. Die Gründung des persischen Reiches durch Cyrus.

(Nach Joh. Wilh. Loebell, Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen.)

Die iranische Landschaft Persis, heutzutage Farsistan, ist von dreifacher Beschaffenheit: der zunächst am Meerbusen gleichen Namens gelegene südlichste Landstrich und der nördlichste sind, jener wegen zu großer Hitze und Dürre, dieser wegen zu hoher Lage und Kälte, zum Anbau wenig geeignet und unfruchtbar, wogegen das zwischen beiden befindliche, von Thalgründen durchschnittene Bergland sich eines sehr glücklichen Klimas und großer Fruchtbarkeit erfreut. Die Bewohner waren in früheren Zeiten ein in einfachen Verhältnissen lebendes, abgehärtetes, kriegerisches, unverdorbenes Volk. Bis zum zwanzigsten Jahre, sagt Herodot, hielten die Perser ihre Söhne zu drei Dingen an: zum Reiten, zum Bogenschießen und die Wahrheit zu reden. Derselbe Schriftsteller unterscheidet nomadische, feldbauende und solche Stämme, denen die übrigen unterthan waren, ohne Zweifel adelige Kriegerstämme. Von diesen waren wiederum die vornehmsten die Pasargarden, zu welchen das Geschlecht der Achämeniden gehörte, das den Persern die Könige gab.

Denn von diesem Geschlechte stammte Cyrus, welcher die Perser, an der Stelle der Meder, zum herrschenden Volke unter den iranischen Stämmen machte und sein Reich dann weit über Irans Gränzen hinaus bis zum mittelländischen und ägäischen Meere erweiterte. Aber die Art, wie er zum Herrn der Meder wurde, wird sehr verschieden berichtet. Herodot's Erzählung ist der Hauptsache nach folgende. Astyages, König von Medien, hatte keine männliche Nachkommenschaft, sondern nur eine Tochter, Mandane. Diese gab er, durch die Deutung eines Traumgesichtes geschreckt, keinem Meder zum Weibe, sondern einem vornehmen Perser, Namens Cambyses. Astyages hatte ein zweites Nachtgesicht, woraus die Magier, bestimmter als aus dem ersten, prophezeiten, daß der Sprößling seiner Tochter König werden würde an seiner Statt. Diesem Schicksale zu entgehen, befahl er, als Mandane den Cyrus geboren hatte, dem Harpagus, seinem Verwandten und Vertrautesten, das Knäblein zu tödten. Harpagus wollte nicht selbst der Henker sein, sondern übergab es einem Rinderhirten, daß er es in der Wüste aussetzen und umkommen lasse. Dies verhinderte jedoch die mitleidige Frau des Hirten, sie überredete ihren Mann, ein todtgebornes Kind, mit dem sie eben niedergekommen war, für den Cyrus, der umgekommen sei, auszugeben, und diesen an dessen Stelle als ihren Sohn aufzuziehen. So wuchs Cyrus bis in sein zehntes Jahr unter den Hirten auf. Da geschah es, daß er in einem Knabenspiele, wo er von den Uebrigen zum König gesetzt war, den Sohn eines Edeln mit Geißelhieben derb züchtigte und deßwegen vor den König gestellt ward. Das Edle und Furchtlose in des Knaben Benehmen und die Aehn-

lichkeit, die er in den Zügen entdeckte, ließen den Astyages die Wahrheit ahnen; der herbeigerufene Rinderhirt, als ihm mit der Folter gedroht ward, bekannte sie, und auch Harpagus leugnete nicht. Jenen entließ der König, diesem aber zürnte er so, daß er eine Rache der unmenschlichsten Art an ihm nahm. Er lud ihn zum Mahle, ließ ihm das Fleisch seines eigenen Sohnes vorsetzen, und als der unglückliche Vater sich, unwissend woran, gesättigt, ihm Kopf, Hände und Füße des Erwürgten darreichen. Harpagus bewältigte sich; was der König thue, sagte er, sei wohlgethan; in seinem Herzen aber sann er darauf, dem Astyages mit nichts Geringerem als mit dem Verluste der Herrschaft zu vergelten. Indeß sandte dieser, da die Magier ihm erklärten, durch das Königsspiel sei der Traum in Erfüllung gegangen, den Cyrus zu seinen Eltern nach Persis, wo ihn seine großen Gaben vor Allen auszeichneten und beliebt machten, während Astyages in Medien wegen seiner Strenge äußerst verhaßt war. Auf diese Gesinnung baute Harpagus. Er trat heimlich mit den medischen Großen in Verbindung, und gewann sie für den Plan, den Astyages vom Thron zu stürzen und an seine Stelle den Cyrus zu setzen. Als er diesem so den Weg bereitet, ermunterte er ihn in einem Briefe — den er, um die Späher zu täuschen, in den Bauch eines Hasen gelegt —, mit seinen Persern vom Mederkönige abzufallen und dessen Herrschaft für sich zu nehmen. Genug für den mächtig emporstrebenden Geist des Cyrus, sogleich die Hand ans Werk zu legen. Seine Perser für das Wagniß zu stimmen, zeigte er ihnen wie in einem Bilde, um was es sich handle und welch einen Gewinn ihnen das Gelingen verheiße. Er versammelte sie, und gab ihnen das mühselige Tagewerk auf, ein großes Dornengefilde urbar zu machen. Am folgenden Tage bewirthete er sie mit Wein und trefflichen Speisen, und am Ende des Schmauses fragte er sie, ob sie diesem Leben oder dem des vorigen Tages den Vorzug gäben. Und da sie nun Alle für den Freudentag stimmten, sagte er: „So steht es mit euch, ihr persischen Männer: wenn ihr mir folgen und das medische Joch abschütteln wollt, werden euch immer Genüsse wie die heutigen und viele andere der mannigfachsten Art zu Theil werden; wenn aber nicht, so werdet ihr stets zahllose Beschwerden haben, den gestrigen gleich." Die Perser, der medischen Herrschaft längst müde, folgten ihm gern in den Streit. Astyages aber war so verblendet, daß er dem Heere, welches er ihnen entgegensandte, den Harpagus vorsetzte. Desto leichter ward dessen Anschlag vollführt; ein Theil der Meder ging zum Cyrus über, die meisten ergriffen die Flucht. Astyages bewaffnete nun zwar ein zweites Heer, aber auch dies ward von Cyrus geschlagen, und der König, der es selbst anführte, gefangen. Höhnend erinnerte ihn jetzt Harpagus an das Gastmahl, das ihm all dieses Unglück zu Wege gebracht, denn er sei es gewesen, der dem Cyrus den Gedanken des Aufstandes eingegeben. Da schalt ihn Astyages den einfältigsten und ungerechtesten Menschen, den einfältigsten, weil er, da er den Aufruhr an-

gezettelt, sich nicht selbst zum König gemacht, und den ungerechtesten, weil er seiner persönlichen Rache wegen seine eigenen Stammgenossen zu Knechten gemacht. Vom Cyrus erfuhr Astyages weiter nichts Uebles; er behielt ihn in Ehren bei sich bis an sein Ende.

So kam nach Herodot die Herrschaft von den Medern an die Perser und an Cyrus. Ganz anders lautet der Bericht des spätern Xenophon in seiner Cyropädie, einem Werke, worin er Leben, Thaten und Regentenweisheit des Cyrus beschreibt. Hier verläuft des Helden Jugend bei seinen Eltern in Persis ohne besondere Gefahren und Rettungen, er steht mit seinem Großvater Astyages auf dem besten Fuße und empört sich nicht gegen ihn. Es folgt im medischen Reiche bei dessen Tode sein Sohn Cyaxares II. Diesem steht der Neffe Cyrus zur Seite; er führt seine Kriege, erhält die Tochter zur Gemahlin und folgt, da Cyaxares stirbt und keine Söhne hinterläßt, dem Oheim und Schwiegervater in Medien in rechtmäßiger und gesetzlicher Weise. — Wiederum anders hatte Ktesias die Begebenheit erzählt. Nach ihm war Cyrus gar kein Verwandter des Astyages, er überwand ihn im Kriege und nahm ihn in seiner Hauptstadt gefangen, befreite ihn jedoch wieder, ehrte ihn wie einen Vater, setzte ihn zum Statthalter über das Volk der Barkanier, und heirathete seine Tochter Amytis. Später, da Tochter und Schwiegersohn sich sehnen, ihn wiederzusehen, wird er auf dessen Befehl abgeholt, um nach Persis gebracht zu werden, aber der Diener, der ihn geleitet, läßt ihn in der Wüste zurück, wo er verschmachtet.

Herodot sagt, daß er außer der von ihm vorgetragenen Geschichte noch drei andere Erzählungsweisen über Cyrus kenne. Er hat diejenige gewählt, in der ihm die wenigsten Uebertreibungen vorzukommen schienen. Aber seine höchst anmuthige und liebliche Jugendgeschichte des Helden verräth auch ihren Sagencharakter deutlich genug*). Oefters kommt es vor, daß die Volks-

*) Das, was Herodot über die Anfänge und das Ende des Cyrus erzählt, gehört, gleich den Erzählungen Diodor's von der Semiramis, in das Gebiet der orientalischen Märchen und leidet überdies an auffallenden inneren Widersprüchen, die auch an einem Märchen zu tadeln sein würden. Astyages, ein Greis und ohne männliche Erben, der sich hätte freuen müssen, in dem Sohne einer geliebten Tochter einen Thronfolger zu erhalten, befiehlt, ihn zu ermorden, weil ihm ein Traum die dereinstige Größe dieses Enkels verkündigt. Er will also lieber den Thron auf einen Fremden übergehen lassen, um seine eigenen Nachkommen nicht über Asien herrschen zu lassen. Als der Knabe durch einen glücklichen Zufall gerettet worden, ist er zwar voll Freude hierüber, nimmt aber an dem ihm verwandten und vertrauten Harpagus, der hierbei nichts weiter verschuldet, als daß er den Mordbefehl nicht selbst vollzogen hat, die scheußliche Rache, dessen eigenen Sohn schlachten und dem Vater zum Mahle vorsetzen zu lassen; dennoch stellt er später denselben Harpagus an die Spitze des wider den Cyrus ausgerüsteten Heeres. Die beabsichtigte Verbrennung des kriegsgefangenen Crösus mit vierzehn gefangenen lydischen Jünglingen ist, von der dem sonstigen Charakter des Cyrus nicht entsprechenden Grausamkeit abgesehen, mit dem persischen Feuerdienst nicht zu vereinbaren, welcher nicht gestattete, das edelste und reinste Symbol der Gottheit durch Verbrennung menschlicher Körper zu entweihen; auch kommt kein anderes Beispiel vor, daß persische Könige, wie erfinderisch sie in Hinrichtungsqualen waren, den Feuertod angewendet hatten. (K. A. Menzel, historische Lehrstücke I. S. 257 f.)

meinung sich große und glückliche Helden, besonders Staatenstifter, als unter einem besondern göttlichen Schutze stehend vorstellt; dieser zeigt sich denn schon in wunderbaren Rettungen aus großen Gefahren, die ihnen gleich bei der Geburt drohen. Es scheint aber auch die Abstammung des Cyrus von einer Tochter des Astyages ersonnen, und zwar von Medern, um ihr Volk zu trösten über den Verlust der Oberherrschaft durch die Vorstellung, daß die neue Dynastie doch aus dem Blute der alten entsprungen sei. Uebrigens hat es große Wahrscheinlichkeit, daß Ktesias persischen Ueberlieferungen folgt, Herodot medischen. Das letztere zeigt sich nicht nur in jener verwandtschaftlichen Anknüpfung der Achämeniden an den Astyages, sondern auch in dem Gewicht, welches auf die Rache und die List des Harpagus gelegt wird. Denn auch darin findet bis auf den heutigen Tag verletzter Nationalstolz Beruhigung, daß die Fremden nicht gesiegt haben würden ohne Verrätherei der Einheimischen.

Die Meder hatten indeß einen viel wesentlicheren Grund des Trostes über diesen Verlust als den Glauben an Verrath und an die Verwandtschaft der königlichen Häuser. Sie wurden nicht genöthigt, ihre Gesetze und Einrichtungen gegen die des siegenden Volkes zu vertauschen; vielmehr konnte es, da die Sieger keine Barbaren waren und herrschen, aber nicht zerstören wollten, gar nicht anders kommen, als daß Königthum, Hofleben, Regierungsweise, Verhältniß der Stände im Wesentlichen die Gestalt behielten, die sie bei dem gebildeten Volke hatten. Von der Religion ist es jedoch schwerlich gegründet, daß sie sie damals erst von den Medern angenommen hätten, wie Manche behauptet haben, sondern viel wahrscheinlicher, daß sie sich längst, wie Meder, Baktrer und andere Iranier, zur Lehre Zoroaster's bekannten. In die Lebensweise der Meder fügten sie sich um so leichter, da sie, wie Herodot bemerkt, mehr als andere Völker geneigt waren, sich fremde Sitten anzueignen.

Die weiteren Unternehmungen des Cyrus waren theils gegen die iranischen Stämme, die ihn nach dem Falle des Astyages noch nicht anerkannten, und gegen Barbaren im Norden und Osten gerichtet, theils gegen die Länder und Völker im Westen der großen Zwillingsströme. Die letzteren Eroberungen des Cyrus sind die bei Weitem wichtigeren und folgereicheren; sie verleibten seiner Monarchie das lydische und das babylonische Reich ein.

Das erstere erstreckte sich über den größten Theil Kleinasiens. Nach zwei früheren Königsgeschlechtern, die über Lydien geherrscht, wurde Gyges der Mermnade Stifter eines dritten, welches Eroberungen anfing, und der letzte dieses Stammes, der wegen seiner Reichthümer sprüchwörtlich gewordene Crösus, machte alle griechischen Pflanzstädte an der Küste Kleinasiens zinspflichtig und dehnte im Osten seine Herrschaft bis an den Halys aus. Auch in seine Geschichte sind, wie in die des Cyrus, Sagen eingeflochten, bei denen

Herodot gern verweilt, weil sie ihm Beweise liefern für seine Grundanschauung der menschlichen Verhängnisse, daß diese nämlich allein durch einen unwandelbaren Rathschluß der Gottheit geordnet seien, welche Unrecht und Uebermuth strafe, aber auch aus einem gewissen Neide, aus Eifersucht auf ihre höhere Macht, das zu hervorragende Glück der Sterblichen mit ihrem Hasse verfolge und es demüthige oder vernichte. In diesem Sinne erzählt er, wie Crösus in aller seiner Pracht und Herrlichkeit zu Sardes thronte, von allen damals lebenden weisen Männern Griechenlands besucht ward, unter ihnen auch von dem berühmten Solon, aus dessen Munde den Preis seines hohen Glückes zu vernehmen den König besonders gelüstete. Aber auf seine Frage, wen er für den glücklichsten aller Menschen halte, nannte Solon den Athener Tellus, dem nach einem glücklichen Leben ein herrliches Ende zu Theil geworden, und weiter befragt, setzte er in die zweite Stelle zwei Jünglinge, Kleobis und Biton, Söhne einer Priesterin der Here zu Argos, die einst, da ihre Mutter in den Tempel gefahren werden mußte, sich statt der ausbleibenden Stiere selbst vor den Wagen spannten, und hierauf, da die Mutter von der Göttin zum Lohne für ihre Kinder erflehte, was den Menschen das Beste sei, im Tempel entschliefen und nicht wieder erwachten. Da verhehlte Crösus seinen Unwillen nicht, daß Solon sein Glück nicht einmal dem des bloßen Bürgers gleich achte, worauf dieser erwiederte, er könne Niemand vor seinem Ende glücklich nennen, denn die Gottheit habe Vielen das Glück wohl gezeigt, sie dann aber zu Grunde gerichtet. Und wie Solon fort war, fing Crösus auch an, die Wandelbarkeit des Glückes zu erfahren. Er hatte zwei Söhne, der eine war taubstumm, der andere, Atys genannt, ausgezeichnet vor allen seinen Gespielen. Von diesem hatte Crösus einen Traum, daß ihm ein eiserner Speer den Tod bringen würde. Ihn davor zu hüten, ließ der besorgte Vater Waffen aller Art aus seiner Nähe bringen, erlaubte ihm aber doch einst, auf sein dringendes Bitten, an der Jagd gegen einen gewaltigen Eber Theil zu nehmen, der ja, wie der Jüngling sagte, kein eisernes Geschoß habe. Aber ein solches flog auf ihn aus der Hand eines Genossen, der nach dem Thiere zielte, und traf ihn zum Tode.

Dies Unglück versenkte den Crösus in tiefe Trauer, bis nach zwei Jahren sein Sinn auf die wachsende Macht des Cyrus gelenkt ward, und er auf Mittel sann, ihr zu begegnen, ehe sie unwiderstehlich würde, und zugleich den Astyages, der sein Schwager war, an Cyrus zu rächen. Ein so wichtiges Unternehmen wollte er aber ohne Göttersprüche nicht beginnen, und um die Wahrhaftigkeit derselben zu prüfen, sandte er zu verschiedenen griechischen Orakeln Boten, welche an einem und demselben Tage fragen mußten, womit der König eben beschäftigt sei. Unter den eingegangenen Antworten genügte dem Crösus besonders die des delphischen Apoll. Zu diesem Gott faßte er das größte Vertrauen; sich ihn geneigt zu machen, ließ er ihm Opfer in großer Menge schlachten und sandte Weihgeschenke von hohem Werthe nach

Delphi. Dann ließ er das nach seiner Meinung hinreichend erprobte Orakel fragen, ob er den Krieg gegen die Perser getrost beginnen könne, und erhielt die Antwort, daß er, wenn er wider die Perser zöge, eine große Herrschaft vernichten würde. Diesen Spruch deutete er ganz zu seinen Gunsten und sandte zu einer dritten Erkundigung nach Delphi, ob seine eigene Herrschaft lange bestehen würde, worauf erwidert ward: nur wenn über die Meder einst ein Maulthier herrschen würde, solle er sich zur Flucht wenden. Hierüber freute er sich am meisten, da der Gott seinen Fall an ein, wie er meinte, unmögliches Ereigniß geknüpft habe. Schon hatte er Bündnisse mit Aegypten und Babylon geschlossen. Und nun führte er sein Heer über den Halys, den Grenzfluß, der sein Reich vom medischen schied.

In allem diesem ist der Charakter der Sage nicht zu verkennen; selbst ein Umstand, der ganz geschichtlich scheint, der Besuch des Solon beim Crösus, ist höchst zweifelhaft, da er mit der Zeitrechnung nicht stimmen will. Zweierlei aber ist als der historische Kern dieser herodotischen Erzählung zu betrachten, daß Crösus es war, der den Krieg durch seinen Angriff herbeiführte, obschon er wahrscheinlich dem kampflustigen Cyrus nur zuvorkam, und daß er den Angriff wagte auf zweideutige Orakelsprüche. Verheerend drang er vor, Cyrus rückte ihm entgegen, eine Schlacht blieb unentschieden, Crösus hielt es aber für gerathen, heim zu ziehen und seine Bundesgenossen aufzubieten, um im nächsten Frühjahr den Krieg zu erneuern. Aber der rasche, thätige Cyrus ließ ihm dazu keine Zeit; er erschien vor Sardes, ehe Crösus es ahnte. Dieser führte nun alle Truppen, die er zusammenbringen konnte, hinaus zum Streite, aber so tapfer die Lydier auch fochten, sie verloren das Treffen, und die Perser begannen sofort die Belagerung der Stadt. Am vierzehnten Tage wurde die Burg erstiegen an einer Stelle, die gar nicht bewacht war, weil man sie wegen ihrer Steilheit für unersteiglich hielt. So ward Sardes erobert und verwüstet und Crösus gefangen. Der Sieger wollte ihn lebendig verbrennen lassen; schon auf dem bereits angezündeten Scheiterhaufen stehend, rief Crösus den Namen Solon's, indem er des Weisen gedachte, dessen Ausspruch über die Wandelbarkeit des Glückes sich an ihm so bewährte; Cyrus verlangte zu wissen, wen er rufe, und als er es erfahren, und die Unbeständigkeit menschlicher Größe bedacht hatte, befahl er, den Crösus von dem Scheiterhaufen herunterzunehmen. Auch erlaubte er ihm, Boten nach Delphi zu senden, um über die Trüglichkeit und Undankbarkeit des Gottes Klage zu führen. Darauf kam die Antwort: über seine Aussprüche beklage sich Crösus mit Unrecht; denn ob unter der großen Herrschaft, die zum Fall bestimmt gewesen, seine oder die des Cyrus zu verstehen gewesen, darüber hätte er zu forschen unterlassen, und das über die Meder herrschende Maulthier sei eben Cyrus, als von Eltern ungleicher Art, einer medischen Königstochter und einem Perser, der ein Unterthan gewesen, entsprossen. Und dieser Bescheid beruhigte den Crösus, denn er erkannte, daß

das Unglück nicht durch des Gottes, sondern durch seine Schuld über ihn gekommen sei. Uebrigens beschränkte sich dieses Unglück auf den Verlust des Thrones, anderes Leid hatte er so wenig wie Astyages zu bejammern. Cyrus gab ihm eine ehrenvolle Stelle in seiner nächsten Umgebung, und er, der sich selbst nicht zu rathen gewußt, mußte in wichtigen Fällen seinem Sieger Rath ertheilen, der auch nicht selten befolgt ward. Unter diesen Rathschlägen war ein merkwürdiger, das Volk der Lydier selbst betreffender. Da diese nämlich, als Cyrus den Rücken gewandt hatte, eine Empörung versuchten, wollte der zürnende König sie sämmtlich in die Sclaverei verkaufen lassen. Sie vor diesem schrecklichen Loose zu bewahren, rieth Crösus, ihnen lieber die Waffen zu nehmen, und zu gebieten, daß ihre Knaben nur im Tonspiel und Gesang geübt werden dürften und zur Kaufmannschaft erzogen werden müßten: so würden sie bald entnervt und kein weiterer Aufstand von ihnen zu befürchten sein. Wirklich erscheinen die Lydier später als ein unkriegerisches, entartetes Volk. — Die Bezwingung der Griechen in den Pflanzstädten an der Küste und einiger benachbarten Völker überließ Cyrus seinen Feldherren; Harpagus vollendete sie.

Der König selbst wandte sich nach einiger Zeit gegen das babylonische Reich, welches büßen mußte, daß es nicht zur rechten Zeit mit Lydien vereint seine Kraft aufgeboten hatte gegen den Feind, der Alle bedrohte. Die Babylonier wurden bei der Feier eines Festes überrascht, und mit der Hauptstadt war das ganze Reich in die Gewalt der Perser gekommen*).

Ein Befreier wurde Cyrus für die zu Babylon in der Gefangenschaft schmachtenden Juden. Er ertheilte ihnen die Erlaubniß zur Rückkehr in ihr Vaterland, eine Handlung, zu der es schwerlich der Aufsuchung anderer Gründe bedarf, als daß es der Staatsklugheit angemessen war, ein Volk zu begünstigen, in dessen Herzen Haß gegen Babylon, das ihm Alles geraubt hatte, tief eingewurzelt sein mußte, und es in eine Provinz des gestürzten Reiches zu senden, welche damals gewiß noch von keinem persischen Heere betreten wurde.

Cyrus würde übrigens selbst nach Palästina gekommen sein, wenn er sein Vorhaben, den zweiten Bundesgenossen des Crösus, Aegypten, zu züchtigen, ausgeführt hätte. Daran scheinen ihn aber Bewegungen an der Nordgrenze seines weiten Reiches gehindert zu haben. Dort, im unwirthbaren Norden, war dem Helden das Ende seiner Thaten und seines Lebens bereitet. Nach Herodot waren es die Massageten, gegen die er umkam, ein den Scythen verwandtes und ihnen in der ganzen Lebensweise ähnliches Volk, dessen Wanderplätze wahrscheinlich im Norden des Jaxartes zu suchen sind. Es herrschte über sie damals ein Weib, Tomyris genannt. Die Perser gingen über den Strom und machten bei einem glücklich ausgeführten Ueberfall

*) S. oben Seite 55.

viele Gefangene, unter ihnen einen Sohn der Königin, welche dem Cyrus eine Botschaft sandte, er möge ihm die Freiheit geben, wo nicht, wolle sie ihn, so unersättlich im Blut er sei, damit sättigen. Da Cyrus dieser Drohung nicht achtete, geschah eine gewaltige Schlacht. Der Ausgang blieb lange zweifelhaft, endlich aber siegten die Massageten, der größte Theil des persischen Heeres war gefallen, und unter den Erschlagenen war Cyrus selbst. Tomyris erfüllte ihre Drohung buchstäblich, sie tauchte seinen Kopf in einen Schlauch mit Menschenblut. — Dieser Bericht über das Lebensende des Cyrus, fügt Herodot hinzu, scheine ihm unter mancherlei darüber umlaufenden Erzählungen der glaubwürdigste. Weiteres theilt er über die abweichenden Berichte nicht mit, wir kennen aber einige aus anderen Quellen. Diodor läßt die Scythenkönigin den gefangenen Cyrus sogar ans Kreuz schlagen, wogegen Ktesias erzählt hatte, Cyrus sei in einer Schlacht gegen die Derbiker (ein anderes scythisches Volk im Nordosten von Iran) verwundet, von seinen Freunden noch lebend ins Lager gebracht worden, und dort gestorben. Es scheint somit, daß es über das Ende des Helden zwei Classen von Erzählungen gab, die eine ließ ihn ein schmachvolles finden, die andere ein ehrenvolles. Wenn man bedenkt, daß zu Alexander's Zeiten die Leiche des Cyrus in dem für ihn errichteten Denkmal gefunden wurde, kann man nicht umhin, der letztern den Vorzug zu geben.

Was den Cyrus zu einem welthistorischen Fürsten im vollsten Sinne des Wortes macht, ist die durch ihn geschehene Gründung einer Herrschaft, welche, in nie vorhanden gewesener Ausbreitung, außer Indien und China, alle reichen und gebildeten Länder Asiens umfaßte, und fast alles, was sonst noch durch höhere Cultur Bedeutung hatte, an seinen Grenzen berührte, daher nothwendig neue Weltverhältnisse herbeiführen mußte, wie sie weder die früheren ägyptischen Eroberungen hatten hervorrufen können, noch auch die assyrischen und babylonischen.

---

25. Cambyses.

(Nach Moritz Busch, Abriß der Urgeschichte des Orients.)

Als Cyrus starb, hinterließ er zwei Söhne: der ältere, Cambyses, bestieg den Thron, der jüngere, der von Herodot Smerdis genannt wird, aber in Wirklichkeit Bardiya hieß, erhielt nach dem letzten Willen seines Vaters die Regierung Baktriens, Parthiens, Chowaresmiens und Karamaniens unter der Oberherrschaft seines Bruders, doch ohne Verpflichtung, Tribut zu zahlen. Kaum im Besitze der Gewalt, dachte Cambyses, der Zeuge gewesen von den letzten großen Eroberungen seines Vaters, sich ebenfalls als Mehrer des Reiches auszuzeichnen, und warf seine Augen auf Aegypten, dessen Reich-

thümer schon früher die Habgier asiatischer Herrscher gereizt hatten, und welches jetzt die einzige Großmacht war, die neben der persischen noch bestand. Einen Vorwand zum Kriege fand man darin, daß Aegypten mit Crösus verbündet gewesen, ein anderer Grund wäre nach Herodot gewesen, daß Cambyses den König Amasis um seine Tochter gebeten, dieser ihm aber statt deren die Tochter seines Vorgängers Apries, die Nethritis, gesandt hätte, über welche Täuschung der Perserkönig in großen Zorn gerathen wäre.

Indem der König zum Kriege entschlossen war, kam ihm der Rath des Phanes zu Statten, welcher bei dem Aegyptierkönig Officier über einen Theil der griechischen Söldner gewesen war, sich aber von Amasis beleidigt geglaubt hatte und deßhalb an den persischen Hof gegangen war. Dieser berichtete über die ägyptischen Verhältnisse und gab dem Cambyses die Mittel und Wege an, seinen Plan gegen das Pharaonenreich ohne Gefahr auszuführen, wobei er namentlich ein Bündniß mit den Arabern empfahl, welche Herren der nach dem Nilthal führenden Durchgänge waren.

Als der Araberkönig einen Vertrag mit dem Gesandten des Cambyses geschlossen, ließ er Wasser in Lederschläuche füllen und damit Kameele beladen, die er in die dürren Gegenden führte, wo er das Heer des Cambyses erwarten wollte. Diese Armee bestand vorzüglich in Schaaren aus dem eigentlichen Persien und Griechen aus den Städten Joniens und Aeoliens, die den hellenischen Söldnern des ägyptischen Heeres gegenüber gestellt werden sollten. Eine große Flotte, die in den Häfen Phöniciens ausgerüstet und mit Matrosen dieses Landes bemannt wurde, zu der aber auch der Tyrann von Samos, Polykrates, der von seinem Bündniß mit Amasis abgefallen, ein starkes Geschwader stoßen ließ, folgte an der Küste dem Marsche des Landheeres und nahm ihren Curs nach den Gestaden des Delta. Die Vorbereitungen zu diesem Feldzuge hatten mehrere Jahre in Anspruch genommen. Amasis war inzwischen gestorben, und sein Sohn Psammenit ihm auf dem Throne gefolgt. Er marschirte dem Feinde bis an den pelusischen Nilarm entgegen. Die Griechen und Karer, die in seinem Solde waren, wollten den Verrath des Phanes an seinen Kindern rächen, die er bei seinem Weggange nach Persien zurückgelassen hatte. Sie führten dieselben ins Lager und nachdem sie zwischen die beiden Heere einen Kessel gestellt, schlachteten sie die Knaben im Angesichte ihres Vaters, ließen ihr Blut in den Kessel laufen, mischten es darin mit Wein und Wasser und tranken davon, indem sie sich durch schreckliche Eidschwüre verpflichteten, nicht von der Stelle zu weichen. Bald darauf begann der Kampf. Die Aegyptier wurden von der Ueberzahl der Perser erdrückt, und die Trümmer des Heeres Psammenit's flohen in Verwirrung nach Memphis hin. Der Sieger schickte an die nach Memphis entwichenen Aegyptier einen Herold, der ein Perser war, um sie aufzufordern, mit ihm zu unterhandeln. Derselbe fuhr auf einem Schiff den Strom hinauf. Kaum sahen ihn die Aegyptier in Memphis einziehen, als sie aus der Burg

herausstürzten, das Schiff zerschlugen, den Herold sammt seiner Begleitung in Stücke hieben und diese als Siegeszeichen nach der Burg brachten. Die Perser, ergrimmt über solchen Bruch des Völkerrechtes, begannen sofort die Belagerung des Platzes, und derselbe wurde binnen Kurzem genommen. Am zehnten Tage nach Einnahme der Burg wurde der König Psammenit auf Befehl des Cambyses mit einigen Aegyptiern vor die Stadt geführt, wo man sie mit der äußersten Mißachtung behandelte. Die Tochter des Königs und eine Anzahl anderer vornehmer Jungfrauen mußten im Sclavengewande, einen Krug in der Hand, an ihm vorübergehend Wasser holen. Diese Mädchen zerflossen, als sie an ihren Vätern vorbeizogen, in Thränen und stießen klägliches Geschrei aus. Der gefangene König aber begnügte sich, obwohl er sie sah und erkannte, die Augen niederzuschlagen. Cambyses ließ dann an Psammenit den Sohn desselben, gefolgt von zweitausend Aegyptiern von gleichem Alter mit ihm, einen Strick um den Hals und einen Zaum im Munde, vorübergehen. Man führte dieselben zum Tode, um die zweihundert in Memphis Ermordeten zu rächen; denn die königlichen Richter hatten erkannt, daß für jeden bei jener Gelegenheit umgebrachten Mann zehn Aegyptier aus den ersten Familien zu sterben hätten. Psammenit verhielt sich auch bei diesem Anblick ruhig, während seine Umgebung weinte und klagte. Als er aber darauf einen Greis, der gewöhnlich an seiner Tafel aß, von Allem entblößt, mit Lumpen bedeckt sich von den Soldaten des siegreichen Heeres ein Stück Brod erbitten sah, konnte er sich der Thränen nicht mehr enthalten, er schlug sich vor die Stirn und rief jenen Freund bei seinem Namen. Verwundert darüber, ließ Cambyses ihn um den Grund seines Verhaltens fragen. „Sohn des Cyrus", antwortete Psammenit, „die Unglücksschläge, die mein Haus getroffen haben, sind zu schwer, als daß ich darüber Thränen vergießen könnte, aber das trübe Loos eines Freundes, der bei beginnendem Alter in Armuth verfallen ist, nachdem er großes Gut besessen, scheint mir Thränen zu verdienen." Cambyses, so berichtet Herodot, fand diese Antwort sinnreich und ward so von Mitleid ergriffen, daß er sofort Befehl gab, den Sohn Psammenit's loszulassen und ihn seinem Vater wieder zuzuführen. Die aber, welche den jungen Prinzen zu suchen gingen, fanden ihn leblos, man hatte ihn zuerst hingerichtet. Aber sie führten Psammenit zu Cambyses, welcher ihn mit Großmuth behandelte. Er würde ihm sogar die Herrschaft über Aegypten (in der Eigenschaft eines Satrapen) wiedergegeben haben, wenn man ihn nicht verklagt hätte, daß er durch seine Ränke die Ruhe des Landes zu stören suche. Da er in der That die Aegyptier zum Aufstand angereizt hatte, so ließ ihn Cambyses Stierblut trinken, wovon er auf der Stelle starb, berichtet Herodot, wogegen er nach Ktesias mit sechstausend anderen Aegyptiern nach Susa abgeführt worden wäre, ohne daß ihn sonst eine Strafe getroffen hätte.

Von Memphis begab sich Cambyses nach Sais, um an dem Leichnam

des dort beerdigten Amasis unwürdige Rache zu üben. Er ließ die Mumie desselben aus ihrer Gruft nehmen, sie durchpeitschen, ihr die Haare ausraufen, sie mit Nadeln stechen und sie zuletzt verbrennen, worin eine doppelte Ruchlosigkeit lag, indem die Perser das Feuer, dieses Bild des Ormuzd, durch Hineinwerfen eines Leichnams verunreinigt sahen, die Aegyptier aber die Leiber der Verstorbenen sorgfältig erhalten wissen wollten. In anderer Beziehung verfolgte der persische Großkönig indeß in der ersten Zeit seines Aufenthaltes am Nil eine rücksichtsvolle Politik gegen die Gefühle der Aegyptier. Er strebte danach, sie sich durch gute Behandlung der Vornehmen und besonders durch entschiedenen Schutz ihres Cultus geneigt zu stimmen, nahm rein ägyptische Titel an, suchte sich als Abkömmling der alten Herrscher des Pharaonenlandes darzustellen und ließ sich über die religiösen Einrichtungen desselben belehren. Er befahl, den Dienst der Götter zu Sais in seinem ganzen Glanze wiederherzustellen und vollzog in Person alle Riten dieses Cultus, wie dies früher die eingebornen Könige gethan hatten, auch ließ er sich in die Mysterien der Priester einweihen. Alle diese Einzelheiten sind uns in der Inschrift einer Statue desjenigen, der ihn einweihte, mitgetheilt, einer Statue, die sich jetzt im Museum des Vatican befindet.

Der Fall Aegyptens wirkte mächtig auch auf die Nachbarn. Die libyschen Stämme, welche im Westen an der Meeresküste wohnten, sandten Tribut. Die von griechischen Auswanderern auf der Hochfläche von Barka gegründete Stadt Cyrene that desgleichen. Cambyses' Stolz scheint dadurch mächtig gesteigert, seine Eroberungslust zur Tollkühnheit geworden zu sein. Er beschloß, drei verschiedenen Völkern zugleich den Krieg zu erklären: den Carthagern, den Bewohnern der Amun-Oase und den Aethiopiern. Zunächst sollte eine Flotte gegen Carthago abgehen, eine Heeresabtheilung durch die Wüste gegen die genannte Oase aufbrechen und eine Anzahl von Kundschaftern sich unter dem Vorwande, dem König Geschenke zu überbringen, zu den Aethiopiern begeben, eine Mission, mit welcher man Leute von den halb wild am Rothen Meere lebenden Ichthyophagen oder Fischessern betraute, welche die äthiopische Sprache verstanden. Der Zug gegen Carthago kam indeß nicht zu Stande, indem die Phönicier sich weigerten, daran Theil zu nehmen, weil sie durch Bekriegung dieses von ihren Vätern stammenden Volkes die Rechte des Bluts und der Religion zu verletzen glaubten. Der Rest der Flotte war zu dem Unternehmen nicht stark genug, Cambyses aber wagte nicht, die Phönicier, die sich ihm freiwillig ergeben und ihm den besten Theil seiner Seemacht gestellt, durch Zwang sich zu entfremden.

Inzwischen waren die Ichthyophagen mit ihren Geschenken an den König von Meroe abgereist. Dieser ließ sich keinen Augenblick über ihren eigentlichen Auftrag täuschen. „Traget diesen Bogen zu dem Perserkönig", sagte er ihnen, „der König der Aethiopier räth ihm, zu ihm zu kommen und Krieg mit ihm zu beginnen, wenn er ihn so leicht wie ich spannen kann. Er er-

wartet, daß Cambyses den Göttern danken wird, daß sie den Aethiopiern nicht den Wunsch eingeflößt haben, ihr Land durch Eroberungen zu vergrößern. Cambyses konnte den Bogen nicht spannen, und ebensowenig ein anderer Perser. Wüthend über die stolze Sprache des Aethiopiers, setzte er sich sogleich in Marsch nach Süden, ohne die von der Natur des Landes gebotenen Vorsichtsmaßregeln zu treffen. In Theben angekommen, theilte er 50,000 Mann von seinem Heere ab, um sie gegen die Oase Amun's zu senden, deren Tempel sie verbrennen sollten, und mit dem Reste seiner Truppen zog er weiter gegen Aethiopien. Die Nubier wurden rasch unterworfen und dasselbe Schicksal theilten die weiter stromaufwärts wohnenden wilden Negerstämme. Die letzteren wurden zu einem alle drei Jahre in zwanzig Elephantenzähnen, zweihundert Ebenholzstämmen, zwei Chönix Goldes und fünf Knaben zu entrichtenden Tribut verpflichtet. Als das Heer dann aber (vermuthlich bei der ersten großen Windung des Nil) den Fluß verließ und einen nähern Weg durch die Wüste einschlug, begannen die Schwierigkeiten sich zu häufen. Es fehlte an ausreichenden Brunnen, die Wüste bot keinerlei Nahrung. Man schlachtete erst die Lastthiere, dann aßen die Mannschaften Gras und Kraut, zuletzt decimirten sie sich, indem sie den zehnten Mann durch's Loos ausschieden, schlachteten und verzehrten. Da endlich mußte Cambyses sich zur Rückkehr entschließen und als er in Theben ankam, traf ihn die Kunde von einem großen Unglück. Das gegen die Amuns-Oase ausgesandte Heer war in der Wüste vom Samum überfallen und dermaßen mit Sand überweht worden, daß nicht ein Mann davon heimgekehrt war. Der Stolz des Großkönigs war durch diese Mißerfolge so tief verwundet worden, daß er in Wahnsinn umschlug. Wenigstens handelte Cambyses fortan wie ein Irrsinniger. Die fünfzehn Monate, die er noch lebte, sind eine Reihenfolge grausamer Thorheiten. Als er nach Memphis kam, war die Stadt voll festlicher Freude. Man hatte einen neuen Apis gefunden, und man feierte seine Erscheinung mit allerlei Freudenbezeugungen, wie das Herkommen war. Der Großkönig aber mißverstand diesen Jubel und glaubte, es gelte seinem Mißgeschick. Er ließ die Vorsteher der Stadt zu sich rufen, fragte, weßhalb man jetzt ein Fest begehe, da man doch bei seiner ersten Ankunft keins begangen, und ließ die Leute, als sie sich darauf mit der Erscheinung ihres Gottes entschuldigen wollten, als Lügner hinrichten. Dann wurden die Priester, als sie, vor den Herrscher beschieden, dieselbe Erklärung abgaben, mit Ruthen gepeitscht, und es erging der Befehl, jeden Aegyptier niederzuhauen, welcher es ferner wagte, das Fest zu feiern. Endlich gebot der Tyrann, den heiligen Stier selbst vor ihn zu führen, und stieß ihm sein Schwert in den Schenkel, indem er ausrief: „O ihr Thoren, sind das Götter, welche Fleisch und Blut haben und das Eisen fühlen?“ Der vierfüßige Gott starb bald darauf an seiner Wunde und man hat im Serapeum die Grabschrift desselben gefunden, die sich jetzt im Museum des Louvre befindet. Und in diesem Stil fuhr

Cambyses fort, gegen die Aegyptier zu wüthen. Er drang in die innersten Gemächer des Ptahtempel ein, trieb Spott mit dem Bilde desselben und ließ es schließlich ins Feuer werfen. Auch die Perser litten schwer von dem Wahnsinn ihres Königs. Eines Tages ließ er zwölf Personen seines Hofes lebendig bis an den Kopf in die Erde graben. Einer seiner Richter, Sisamnes, hatte sich zu einem ungerechten Urtheil erkaufen lassen. Der König befahl, ihn hinzurichten, ihm die Haut abzuziehen und mit derselben seinen Richterstuhl zu bekleiden, auf dem hierauf sein eigener Sohn, vom Cambyses zu seinem Nachfolger ernannt, Recht sprechen mußte. Crösus, der sich Vorstellungen dagegen zu machen unterstand, mußte aus dem Gemach fliehen, da der König den Bogen nach ihm spannte. Diener erhielten Befehl, ihn zu tödten. Sie verbargen ihn bis zu der Zeit, wo der Tyrann wieder Verlangen trug, ihn zu sehen, und wurden, obwohl jener sich über die Rettung des alten Freundes freute, für ihren Ungehorsam hingerichtet. Selbst seine Familie schonte der zum Wüthrich gewordene König nicht. Er hatte gegen das persische Gesetz zwei von seinen Schwestern geheirathet, eine derselben erzürnte ihn einst und erhielt dafür von ihm einen Fußtritt, der ihren Tod zur Folge hatte.

Bei alledem wollte Cambyses als ein trefflicher Herrscher angesehen sein. Einst fragte er den Crösus, ob er oder sein Vater größer sei. Der kluge Greis erwiederte: „Du scheinst mir nicht so groß als dein Vater zu sein, da du der Welt noch keinen Sohn gegeben hast, wie du einer bist.“ Andere Räthe des Königs, ebenso gefragt, antworteten plump, er sei mehr wie Cyrus, denn er habe, was dieser gehabt, und dazu noch Aegypten und das Meer. Nur Prexaspes, ein Beamter, den er zu wichtigen Sendungen benutzte, wagte einst, als der Despot die Meinung der Perser über ihn hören wollte, anzudeuten, daß sie ihn zwar sehr lobten, aber glaubten, daß er zu viel vom Weine halte. „Also vermuthen die Perser“, entgegnete der Tyrann, „daß der Wein meinem Verstande schadet. Erfahre, ob sie Recht haben. Wenn ich deinen Sohn da draußen im Hofe mitten ins Herz treffe, wird es klar sein, daß die Perser sich täuschen.“ Mit diesen Worten spannte er seinen Bogen und schoß nach dem Sohne des Prexaspes. Derselbe fiel, Cambyses ließ seine Brust öffnen, und der Pfeil saß mitten in seinem Herzen. Vergnügt wendete er sich zu dem Vater und sagte: „Siehst du wohl, daß die Perser den Verstand verloren haben? Oder hast du jemals das Ziel genauer treffen sehen?“

Auch in diesen Erzählungen ist wohl manches Sagenhafte. Doch steht fest, daß der Sohn des Cyrus in der letzten Zeit seines Lebens durch Ueberhebung und andererseits durch das Scheitern seiner Entwürfe ein von Wuthanfällen, die ihn zeitweilig vollkommen irrsinnig handeln ließen, heimgesuchter Despot war. Im Jahre 522 endlich brach er zur Heimkehr nach Persien auf. Er war in Syrien angelangt, als Eilboten ihm die Kunde von einer

in Susa, seiner persischen Residenz, ausgebrochenen Revolution brachten. Er hatte vor Abgang nach Aegypten seinen Bruder Bardiya, damit er nicht während seiner Abwesenheit sich zum Könige mache, durch jenen Prexaspes ermorden lassen, aber so, daß dessen Tod verschwiegen blieb. Er hatte ferner einen Magier Oropastes mit der Verwaltung der königlichen Güter in Medien betraut, und dieser wußte um den Brudermord und benutzte jetzt den Umstand, daß die große Menge mit demselben unbekannt und sein Bruder Gaumata dem Ermordeten sehr ähnlich war, diesen, gestützt auf die allgemeine Unzufriedenheit über das Regiment Cambyses' und auf dessen Abwesenheit in fernen Landen, als Bardiya, Sohn des Cyrus, zum Könige von Persien ausrufen zu lassen.

Cambyses setzte sich auf die Nachricht hiervon sofort zu Pferde, um an der Spitze der ihm treugebliebenen Truppen den Prätendenten zu vertreiben. Beim Aufsteigen aber fuhr ihm das Schwert aus der Scheide und verletzte ihm den Schenkel. Er ließ sich weiter tragen, aber die Wunde verschlimmerte sich auf der Reise, der Brand trat hinzu, und nach einigen Tagen verschied der König, nicht ohne vorher noch versichert zu haben, daß sein Bruder Bardiya wirklich getödtet worden sei.

---

26. Usurpation der Magier und Wiederherstellung des Reiches durch Darius.

(Nach Moritz Busch, Abriß der Urgeschichte des Orients.)

Nachdem Cambyses gestorben, hielt Gaumata sich für sicher auf dem Throne. Er regierte wirklich einige Monate unangefochten als Bardiya. Als Magier aber kehrte er sich sofort gegen die reine Religion des Zarathuschtra, ließ deren Altäre umstürzen und begann dafür die alte medische Mischreligion wieder einzuführen. Andererseits suchte er sich dadurch beliebt zu machen, daß er allen seinen Unterthanen, die drei Kinder hatten, die Steuern erließ uud sie vom Kriegsdienste befreite. Indeß bald erhob sich Verdacht gegen den angeblichen Bardiya. Man sprach davon, daß er untergeschoben sei, da er sich niemals öffentlich sehen ließ und auch den Persern, welche durch ihre Stellung Zutritt beim Könige hatten, denselben nicht gestattete. Ein vornehmer Perser, Otanes (Utana), Statthalter in Südkappadocien, dessen Tochter in den Harem des falschen Bardiya aufgenommen worden, hatte durch diese Gelegenheit, sich Gewißheit zu verschaffen. Cambyses hatte sterbend gesagt, daß sein angeblicher Bruder der des Magiers Oropastes sei. War dies richtig, so mußten ihm die Ohren fehlen, da Cyrus sie ihm einst, wegen eines Vergehens, hatte abschneiden lassen. Jene Haremsfrau erhielt von ihrem Vater einen Wink, den Prätendenten, während er

schliefe, daraufhin zu untersuchen, und siehe da, die Ohren fehlten wirklich. Darauf verschworen sich sieben vornehme Perser zur Hinwegräumung des falschen Smerdis oder Bardiya. Alle waren vom Stamme der Pasargaden und von Cyrus zu hohen Aemtern befördert, einige gehörten sogar dem Königsgeschlechte der Achämeniden an. Einer derselben, Darius, war der Meinung, daß man den Magier sofort angreifen müsse, ehe sich das Gerücht von der Verschwörung verbreite. Die Uebrigen schlossen sich seiner Ansicht an, man drang in das Schloß, wo der Usurpator sich mit seinem Bruder aufhielt, ein, tödtete Beide und eilte dann, dem Volke zu verkünden, was geschehen. Sogleich erhoben sich die in Ekbatana wohnenden Perser in Waffen, stürmten durch die Stadt und ermordeten alle Magier, deren sie habhaft werden konnten, ein Beispiel, welches in anderen Orten nachgeahmt wurde. Dann setzte man ein Fest ein, welches alle Jahre zum Andenken an den Mord der Magier gefeiert werden sollte, und welches man noch ein Jahrhundert später beging.

Die Revolution war gelungen, aber es war kein Nachfolger da. Man berieth sich, ob man eine Monarchie, eine Adelsherrschaft oder eine demokratische Republik aufrichten solle, und die sieben Fürsten entschieden sich für die erstgenannte Regierungsform. König aber sollte der von ihnen werden, dessen Pferd bei einem gemeinsamen Ausritt am folgenden Morgen zuerst die aufgehende Sonne mit Gewieher begrüßen würde. Eine List des Oebares, des Stallmeisters des Darius, bewirkte, daß dessen Hengst ihm die Krone verschaffte. Der neue König stammte von Achämenes im fünften Grade, und zwar durch einen jüngern Bruder des Vaters des Cyrus, Ariaramnes, ab, und sein Vater war Statthalter in Persien und blieb es, nachdem er den Thron bestiegen. So der Bericht Herodot's, von dem nur der Tod des Cambyses durch sein Schwert, die fehlenden Ohren des Gaumata, die Berathung der sieben Verschworenen über die beste Staatsverfassung und die Art, wie Darius durch Pferdegewieher König geworden sein soll, abzuziehen sein wird.

Neben Herodot haben andere griechische Schriftsteller den Hergang der medischen Revolution und der persischen Restauration anders dargestellt. Daß er aber der Wahrheit am nächsten steht, beweist ein altpersisches Document, welches den Ausschlag gibt. Links von der Straße von Bagdad nach Hamadan befindet sich der Felsen Behistun, dessen eine Wand eine senkrechte Höhe von 1368 Fuß hat. Auf dieser Wand ist ein Basrelief von riesigen Verhältnissen über einer so ausführlichen Inschrift eingemeißelt, daß man, wie Ker Porter sagt, zwei Monate bedarf, um sie abzuschreiben. Das Basrelief stellt einen König in ruhiger Haltung dar, hinter dem sein Waffenträger steht, und welcher gefangene Feinde empfängt. Zu seinen Füßen liegt der Leichnam eines Besiegten. Ueber ihm schwebt die Gestalt eines langbärtigen Greises. Der König ist Darius, der Todte zu seinen Füßen der Magier Gaumata, die Gefangenen sind Häuptlinge, die während der durch

Letztern herbeigeführten Wirren sich fast in allen Provinzen des persischen Reiches empört hatten. Die Inschrift, deren Veröffentlichung wir dem General Rawlinson danken, wiederholt drei Mal denselben Text, jedes Mal in einer der drei Sprachen, welche die Kanzlei der Achämeniden zu officiellen erhoben hatte. Sie erzählt die Thronbesteigung des Darius und die Ereignisse während der Regierung desselben bis zum Jahre 514 v. Chr.

Darius, als er 521 v. Chr. den Thron bestieg, hatte eine schwierige Aufgabe vor sich; denn das ganze Reich war in Gährung, und es brachen fast in allen zu demselben gehörigen Ländern Aufstände aus, die den Großkönig nöthigten, die Eroberungen seiner Vorgänger noch einmal zu versuchen.

Herodot hat über die Belagerung der alten Königsstadt Babylon Genaueres. Nach ihm dauerte dieselbe zwanzig Monate. Die Versuche der Perser, wiederum den Fluß abzuleiten und die Stadt von dessen Bette her einzunehmen, scheiterten an der Wachsamkeit der Babylonier. Die Stärke der Mauern spottete aller Anstrengungen der Belagerer. Der Großkönig verzweifelte schon an der Möglichkeit, die Stadt zu nehmen, die Babylonier aber tanzten auf den Mauern umher und spotteten der Perser. Da erschien eines Tages Zopyrus vor dem Könige mit abgeschnittenen Ohren, geschorenem Haar und von Geißelhieben zerfleischtem Rücken. Erschrocken fuhr Darius empor; denn jener war ein angesehener Mann. Zopyrus aber sagte ihm, das habe er sich selbst zugefügt, um nach Babylon gehen und den Einwohnern glaublich machen zu können, er sei von seinem Gebieter so gemißhandelt und komme nun, für sie kämpfend, sich zu rächen. Er werde hierauf in der Stadt ein Commando erhalten. Der König möge ihm dann einige tausend Mann seines Heeres preisgeben, daß er sie schlage und sich so im Vertrauen der Babylonier befestige. Diese würden ihm dann die Bewachung der Thore übertragen, und wenn Darius nun von allen Seiten stürmen ließe, wolle er seinem Heere das Thor der Kissier und das des Belus öffnen. Darius willigte in diesen Plan, Zopyrus machte sich an das Werk, und es geschah, was er berechnet. Die Babylonier glaubten dem angeblichen Ueberläufer und betrauten ihn mit einem Commando. Er machte mit demselben zunächst einen glücklichen Ausfall gegen ein ihm nach jener Uebereinkunft entgegengestelltes Corps schlechter Truppen, denen er tausend Mann tödtete. Ein zweiter glücklicher Ausfall erfolgte unter ihm, wobei zweitausend Perser fielen. Ein dritter fand Statt, und diesmal blieben gar viertausend von den Belagerern auf dem Platze. Diese Erfolge thaten die gewünschte Wirkung auf die Babylonier. Sie vertrauten dem schlauen Zopyrus die Bewachung ihrer gesammten Mauern an, und damit war ihr Schicksal entschieden. An dem zwischen Zopyrus und Darius verabredeten Tage ließ letzterer sein ganzes Heer zum Sturm vorgehen, der erstere aber öffnete jene Thore. Die Babylonier setzten den Kampf noch eine Weile fort, dann flohen sie in den Tempel des Bal. Die alte Hauptstadt Vorderasiens war zum zweiten Mal in die Hände

der Perser gefallen. Sie wurde diesmal nicht so mild behandelt wie früher, Darius schonte zwar der Tempel und der Häuser, aber er ließ in die Mauern weite Lücken brechen, die Thore einreißen und alle angesehenen Männer, an Zahl gegen dreitausend, auf Pfähle spießen. Zopyrus aber wurde für seine kluge und aufopfernde That zum Statthalter von Babylonien ernannt und zwar mit der Befugniß, alle Einkünfte dieser Provinz für sich zu verwenden.

Nachdem Babylon endlich gefallen war, sah Darius sich im Stande, mit dem Gros der Armee nach den aufgestandenen Provinzen im Osten und Norden aufzubrechen, und jetzt änderte sich die Sachlage bald wesentlich zu seinen Gunsten.

„Darnach verließ ich (sagt Darius in der Inschrift von Behistun) Babylon und zog nach Medien, um die Ruhe wiederherzustellen. Es gibt in Medien eine Stadt Namens Guduruſch, dort trat mir Frawartisch (Phraortes), der sich König von Medien nannte, mit seinem Heere entgegen, um mir eine Schlacht zu liefern. Durch die Gnade Ahuramazda's tödtete ich diesem Heere des Frawartisch viele Leute. (Das Datum dieser Schlacht ist in der Inschrift nicht mehr lesbar, sie muß aber in den letzten beiden Monaten des Jahres 518 Statt gefunden haben.) Darnach flüchtete sich dieser Frawartisch mit etlichen treuen Reitern nach Rhagä in Medien. Ich schickte ihm Truppen nach. Frawartisch wurde gefangen genommen und vor mich geführt. Ich schnitt ihm Nase und Ohren ab. Er wurde an meiner Pforte in Ketten gehalten, alles Volk sah ihn. Dann ließ ich ihn in der Burg von Hagamata (Ekbatana) kreuzigen, ihn und die Männer, die seine Mitschuldigen waren."

Der Unterwerfung Mediens scheint die von Armenien auf dem Fuße gefolgt zu sein, und zwar scheinen die Insurgenten dort nach der Niederlage des Frawartisch von freien Stücken die Waffen niedergelegt zu haben.

Nachdem die Inschrift von Behistun den Tod des Frawartisch berichtet hat, erzählt sie das Ende verschiedener anderer Aufstände, die mit dem medischen zusammengehangen hatten.

Während so die Feldherren des Großkönigs mit Vernichtung der fernen Verzweigungen der medischen Revolution beschäftigt waren, brach eine der gefährlichsten Empörungen in Persien selbst aus, und zwar wurde dieselbe durch einen zweiten falschen Smerdis oder Bardiya hervorgerufen. Darius sandte gegen den Betrüger, der großen Anhang gefunden, seinen General Artawarda, und dieser schlug die Insurgenten im Mai und Juli 517 zwei Mal aufs Haupt. Ihr Anführer wurde gefangen genommen und wie die anderen Rebellenchefs ans Kreuz geheftet.

Obwohl Babel für seinen Aufstand hart gezüchtigt worden war, erhob es sich doch schon zwei Jahre darauf, 516, als Darius abwesend war, abermals, indem ein Armenier Namens Arakhu, der ebenfalls ein Sohn Nabonetus zu sein vorgab, das Volk um sich sammelte. Indeß vermochten sich die Aufständischen nicht lange zu halten. Der vom Großkönig gegen sie ab-

gesandte medische General Windafra nahm die Stadt mit Sturm und ergriff den Arakhu, der darauf hingerichtet wurde. — Dies war das große Werk der Reconstruction des Reiches, welches Cyrus gegründet. Es hatte Thatkraft und ausdauernden Muth erfordert. „Als die Lande sich gegen mich empörten", so sagt der Vollender dieses Werkes in der Inschrift von Behistun am Schluß, „habe ich neunzehn Schlachten geschlagen und durch die Gnade Ahuramazda's darin gesiegt und neun Fürsten in diesen Schlachten gefangen genommen. Das ist es, was ich vollbracht habe durch die Gnade Ahuramazda's."

Aus Herodot ist der Geschichte, die wir aus der Inschrift schöpften, ferner noch der Empörungsversuch des mächtigen Satrapen von Lydien anzufügen, den der griechische Historiker Orötes nennt. Derselbe hatte dem Darius nicht nur seine Mitwirkung beim Sturze der Magier versagt, sondern sogar dessen Boten umbringen lassen. Er hatte ferner den Satrapen von Phrygien und dessen Sohn ermorden lassen und dadurch diese Satrapie in seine Gewalt gebracht, nachdem er früher schon den Tyrannen Polykrates von Samos nach Sardes gelockt und dort ans Kreuz geheftet hatte. Der Großkönig, damals noch schwach und von allen Seiten bedroht, konnte gegen den mächtigen Mann mit Gewalt nichts ausrichten. Er versammelte seine Getreuen um sich und fragte, wer ihm versprechen könne, ihn ohne Heeresmacht von Orötes zu befreien, dessen Verbrechen er aufzählte. Sogleich boten sich dreißig vornehme Perser zu diesem Dienste an. Der König ließ das Loos entscheiden, und dieses fiel auf Bagäos. Dieser schrieb sich verschiedene königliche Befehle auf, siegelte sie mit dem Petschaft des Königs und reiste damit nach Sardes. Hier übergab er diese Depeschen einzeln in großer Versammlung, an der die persische Leibwache des Orötes theilnahm, dem Schreiber des Letztern zum Vorlesen. Die Befehle waren so abgefaßt, daß mit dem ersten die Gesinnung der Leibwache sondirt wurde. Als Bagäos bemerkte, daß dieselbe die Briefe des Königs mit Ehrfurcht aufnahm, gab er einen ab, in welchem es hieß: „Perser, der König verbietet euch, fortan dem Orötes als Wächter zu dienen." Sogleich senkten dieselben ihre Lanzen. Ermuthigt hiedurch, gab Bagäos den letzten Brief an den Schreiber ab, in dem zu lesen war: „Der König Darius gebietet den Persern, die in Sardes sind, den Orötes zu tödten." In demselben Augenblick zogen die Leibwächter ihre Schwerter und hieben den Satrapen nieder. Darius aber war durch diese List von einem sehr gefährlichen Feinde befreit.

Nachdem der König Darius die Empörung in seinem Reiche allenthalben siegreich niedergeschlagen, beschäftigte er sich einige Jahre damit, demselben eine Organisation zu geben.

27. Organisation des persischen Reiches.

(Nach Georg Weber, allgemeine Weltgeschichte.)

Eintheilung des Reiches. Unter Cyrus und Cambyses bestand das persische Reich aus einer Anhäufung verschiedenartiger Bestandtheile, die nach und nach erobert und mechanisch aneinandergereiht, durch kein inneres Band zusammengehalten wurden. Erst Darius unternahm es, die große Masse der Länder und Völker in eine gewisse gleichförmige Ordnung zu bringen, nachdem er durch sein siegreiches Schwert die drohende Auflösung verhindert hatte, und dem Despotismus bestimmte Formen zu verleihen. Zu dem Zweck theilte er das Reich in zwanzig Statthalterschaften oder Satrapieen und ordnete die Verwaltung, Besteuerung und militärische Besatzungen. Bei diesen Einrichtungen hatte er zunächst die Mehrung der Staatseinkünfte und die Sicherstellung seiner Herrschaft im Auge, daher auch der ganze Staatsorganismus den Charakter einer Polizei- uud Militärdespotie an sich trug. Die Steuern, Abgaben und Umlagen, die theils in Geld, theils in Natural-Lieferungen bestanden, waren höchst ungleich und willkürlich. Denn der König wurde als Eigenthümer sämmtlicher seiner Herrschaft unterworfener Länder angesehen und war daher in seiner Machtbefugniß unbeschränkt. Er konnte Gnade erweisen und Strafe verhängen, wie ihm gefiel.

Macht und Glanz der persischen Könige. Gleich den indischen und ägyptischen Königen war auch Darius beflissen, durch ein strenges Ceremoniel und durch eine prunkvolle Hofhaltung die Majestät des Herrschers zu heben. Und wie das persische Reich die meisten Culturstaaten der morgenländischen Welt in sich faßte, so sollte auch der Königshof von Susa alle Herrlichkeit und Pracht, die an den übrigen Königsburgen nur vereinzelt zum Vorschein kamen, in sich vereinigen. Wenn in Indien und Aegypten die Priesterschaft dem Despotismus Schranken setzte, so wußten die persischen Könige auch das Ansehen der Magier so sehr herunterzudrücken, daß ihre heilige Macht hauptsächlich zur Erhöhung der Königswürde diente. Dem Monarchen gegenüber befanden sich die Priester in demselben Verhältniß der Unterwürfigkeit wie die übrigen Unterthanen; als Opferer, Wahrsager, Zeichendeuter, Festordner u. dergl. standen sie im Dienste des Königs. Er war der Stellvertreter des Ormuzd auf Erden, welchen er ebensowohl durch Weisheit, Tugend und Gerechtigkeit, als durch Allmacht und Majestät darstellen sollte. Um den Eindruck seiner Erscheinung zu erhöhen, zeigte er sich seinem Volke nur selten und immer im vollen Glanz der Majestät, im Purpurgewande mit eingewirktem Weiß, mit goldenem Gurt und edelsteinblitzender Schwertscheide, mit hoher Tiara und safrangefärbten Schuhen. Wer zu ihm wollte, mußte sich seinen Weg durch eine Menge von Hofbedienten, Thürstehern, Wächtern und Anmeldern bahnen, und wenn er vor das könig-

liche Angesicht kam, sich in den Staub niederwerfen. Bei königlichen Prachteinzügen duftete die Straße von Myrthen und Weihrauch, Peitschenträger gingen zur Seite und voraus, um fremde Annäherung abzuhalten; goldgeschmückte Leibwächter mit bekränzten Tiaren, Stab- nnd Lanzenträger umgaben ihn. Magier mit dem heiligen Feuer schritten vor dem mit acht weißen Pferden bespannten Wagen des Sonnengottes einher, auf welchen der königliche Wagen folgte, gezogen von nisäischen Pferden aus den Bergweiden von Ekbatana. Hinter demselben ritten die vornehmen Perser aus seiner Umgebung, das purpurne Obergewand über dem Panzer, ein gekrümmtes Schwert mit goldenem Griff und goldener Scheide am Gürtel, mit goldenen Ketten und Armbändern geschmückt und auf Pferden mit goldenem Zügel und Gebiß, alles Ehrengeschenke des persischen Großkönigs an seine getreuen Stammgenossen.

Der Hofstaat des Königs, von den „Verwandten" und „Tischgenossen" bis zu der Leibwache, der Hofdienerschaft und der Schaar von Kämmerlingen, war so groß, daß täglich 15,000 Menschen im königlichen Schlosse gespeist wurden. Die Tafel des Königs, der in der Regel allein aß, während die „Tischgenossen" in einem anstoßenden Saal saßen, wo sie von ihm gesehen werden konnten, war mit den ausgesuchtesten Speisen und Getränken besetzt, die aus den Gegenden herbeigeschafft wurden, wo sie am besten gediehen. So der Weizen aus Aeolien, das Salz aus dem libyschen Ammonion, der Wein aus Chalybon (Aleppo) in Syrien. Das Wasser wurde aus dem bei Susa vorbeifließenden Choaspes geschöpft und sogar dem König in silbernen Gefäßen auf seinen Reisen nachgeführt. Was irgend ein Land Köstliches hervorbrachte, davon mußte es einen Tribut an den Hof liefern, so Arabien 1000 Pfund Weihrauch jährlich; die Aethiopier Ebenholz und Elephantenzähne; Medien, Armenien, Cilicien Pferde; Kolchis Knaben und Mädchen u. a. m.

Heerwesen. Zu der Umgebung des Königs gehörte auch die Leibwache, bestehend aus 2000 auserlesenen Reitern und einer gleichen Anzahl Lanzenträger zu Fuß, sodann aus einer Heerabtheilung von 10,000 Fußgängern, die Unsterblichen genannt, weil diese Zahl stets vollzählig erhalten, jede Lücke sogleich ergänzt wurde. Diese „Unsterblichen" bildeten im Krieg den Kern des Heeres, dessen Größe und Zahl unermeßlich ausgedehnt werden konnte, da jeder waffenfähige Unterthan des weiten, wenigstens 70 bis 80 Millionen Bewohner umfassenden Reiches militärpflichtig war. Die stehenden Truppen waren in Festungen, in Lager- und Musterungsplätzen über das Reich vertheilt und mußten von den Einwohnern unterhalten werden, eine für die Provinzen höchst drückende Last. Die aus den verschiedenen Völkerschaften bestehenden Truppenabtheilungen zogen in ihrer nationalen Tracht, Bewaffnung und Kriegsweise einher, was, verbunden mit dem unendlichen Troß von Dienern, Knechten und Frauen, von Prachtwagen und Gepäck, dem Zug ein buntes Ansehen gab und den Eindruck einer Völker-

wanderung machte. Das Treffen wurde gewöhnlich mit einem dichten Pfeilregen eröffnet, dann stritt man mit Lanze und Schwert.

Wechselnder Aufenthalt des Hofes. Wenn schon im Ganzen seit Darius Susa die Haupt- und Residenzstadt war, so nahm doch der König mit seinem Hof auch nach dem Wechsel der Jahreszeiten in anderen Städten seinen Aufenthalt. Die heißen Sommertäge wurden in dem kühlen Ekbatana mit seinen quellenreichen, schattigen Baumpflanzungen verbracht, ein Theil des Winters im warmen Babylon. Dieses Umherziehen, wobei der König von seiner Leibwache, seinen „Verwandten" und „Tischgenossen", seinem Harem und der endlosen Menge von Hofdienerschaft, Gesinde, Köchen, Bäckern, Dienstboten und dem ganzen Schwarm von Aufsehern, Bereitern, Pferdeknechten, Hundewärtern u. dgl. m. begleitet wurde, war für einzelne Gegenden eine drückende Last, indem die Bewohner den König mit dem ganzen Gefolge verpflegen und mitunter auch noch beschenken mußten. Ueberdies hatten die Könige und Satrapen in allen Gegenden des Reiches Lustschlösser mit großen Gartenanlagen und Parks (Paradiese) sowohl zur Obstzucht und Erzielung feiner Gartengewächse, als zur Unterhaltung von Wild.

Darius begnügte sich nicht, die Hauptstadt Susa nebst der wohlbefestigten Königsburg zu vergrößern und zu verschönern; er erbaute auch im alten Stammlande Persis auf einem Vorsprunge der niederen Berge, vor welchem sich die reizende, fruchtbare und reichbevölkerte Thalebene von Merdascht auf beiden Ufern des Araxes ausdehnte, in der gesundesten Gegend von ganz Asien, die Königsburg Persepolis. Es war ein Verein von Palastbauten, die, in malerischem Wechsel über das Plateau vertheilt und mit Baumgärten, springenden Wassern und anderen Anlagen verbunden, in Plan und Ausführung, in Bauart und kunstreicher Arbeit eine hohe technische Uebung und Fertigkeit bekunden.

Stellung und Macht der Satrapen. Die Satrapen (Khshatrapaiti, Herr der Provinz), meistens aus der Zahl der königlichen „Verwandten" und „Tischgenossen" oder aus den Edelleuten ersten Ranges genommen, regierten in den ihrer Leitung übergebenen Marken in voller Machtfülle. Sie hatten die oberste Verwaltung und Rechtspflege, sie erhoben die Steuern und Naturallieferungen, sie besorgten die Aushebung der Kriegsmannschaft und in den Küstenländern die Ausrüstung der Schiffe. In ihren Händen wurde allmählich die ganze Civil- und Militärgewalt vereinigt. So lange sie die dem Hofe schuldigen Abgaben richtig einlieferten und den königlichen Geboten in Treue und Gehorsam nachkamen, konnten sie ungehindert schalten und walten. Da aber eine so unabhängige und mit solcher Macht ausgerüstete Stelle leicht den Inhaber verlocken konnte, sich zu empören und eine unabhängige Herrschaft zu erwerben, so war der König bedacht, nur solche Männer zu diesen Stellen zu befördern, deren Treue, Ergebenheit und Unterwürfigkeit unter seine Gebote er aus langem Umgang erprobt hatte, und sie

durch sorgfältige Ueberwachung und durch Furcht und Schrecken auf der Bahn der Pflicht und des Gehorsams zu halten. Geheime Späher und königliche Vertraute, als die „Augen" und die „Ohren" des Herrn bezeichnet, beobachteten das Thun und Treiben der Statthalter und obersten Beamten in den Provinzen und berichteten darüber an den König. Durch diese Veranstaltung war der Verleumdung, Verdächtigung und Angeberei und allen damit verbundenen Lastern und Bosheiten ein weites Thor geöffnet; Vertrauen und Anhänglichkeit schwanden immer mehr zwischen dem Herrn und seinen Dienern; Schrecken und Furcht war das einzige verknüpfende Band. Daher wurde jede Spur von Untreue oder Pflichtverletzung gegen den König mit den härtesten Strafen geahndet; und die persische Geschichte liefert Beispiele in Menge, daß Gliederverstümmelungen und Geißelungen, daß Blendungen, Abschneiden der Nasen und Ohren, grausame Hinrichtungen und andere barbarische und entehrende Bestrafungen zu den alltäglichen Erscheinungen gehörten und mit berechnender Grausamkeit vollzogen wurden, um durch Furcht und Angst vor jedem Ungehorsam, vor jedem feindseligen Beginnen abzuschrecken. Diese unbedingte Unterwürfigkeit unter die Gebote des Königs war indessen auch die erste und einzige Pflicht und Tugend, die den Satrapen und oberen Reichsbeamten auferlegt war; wenn sie dieser nachkamen, waren sie über ihre Amtsverwaltung jeder Verantwortlichkeit überhoben; den Unterthanen gegenüber waren sie eben so unbeschränkte Gebieter, wie dem König gegenüber unterthänige, rechtlose Knechte. Diese Stellung erzeugte charakterlose Unterwürfigkeit, Dienstbeflissenheit nach Oben so wie Uebermuth, Härte und Brutalität nach Unten. Sicher vor jeder Verantwortung und Bestrafung, so lange das königliche Ansehen im Lande ungeschwächt blieb, konnten die Satrapen ihre hohe Macht zur Befriedigung ihrer Habgier und Genußsucht ungestraft anwenden, ohne daß die Landschaften irgend ein Schutz- oder Rechtsmittel gegen das Uebermaß der Bedrückung geltend zu machen vermochten. In der Regel war daher das Schicksal einer Provinz durch den Charakter des Statthalters bedingt.

Schonung der National-Eigenthümlichkeiten. Abgesehen von diesen Erpressungen, die nicht wenig zum raschen Verfall der alten Culturstaaten beitrugen, war dagegen in allen anderen Beziehungen der persische Despotismus nachsichtig, milde und schonend. Nirgends liest man von Religionsverfolgungen; die Wuth des Cambyses in Aegypten war die Wirkung einer krankhaften Gereiztheit; zufrieden, wenn den Befehlen und Forderungen des Königs Genüge geschah, ließ die persische Regierung den unterworfenen Völkern, Landschaften und Gemeinden ihre vaterländischen Ordnungen, Gebräuche und Gewohnheiten, nicht selten sogar, wie in Cilicien und anderwärts, ihre einheimischen Fürsten und Könige. Die Juden durften, wie wir gesehen, ihren Tempel aufbauen und nach ihrem Gesetze leben; die Phönicier gelangten unter der persischen Herrschaft wieder zu einiger Blüthe, und ihre

Schiffe bildeten den Kern der persischen Flotte; die Jonier behielten ihre vaterländischen Gesetze und Einrichtungen und selbst die Fürsten in den einzelnen Städten waren hellenische Männer aus ihrer Mitte. Daß die Lydier ihre Verfassung einbüßten, geschah in Folge einer Empörung und auf den Rath des Crösus. Widerspenstige oder abgefallene Völkerschaften wurden bisweilen nach hergebrachter Sitte mit Versetzung in ein anderes Land bestraft.

Straßen und Verkehrsmittel. Waren die Lieferungen von Landesproducten, Geld und Abgaben aller Art für manche Länder schwer und drückend, so wurde dafür auch dem Verkehr und der Betriebsamkeit ein weites Feld geöffnet. Der Handel war durch das unermeßliche Reich frei von Zöllen und Belastungen; die Hauptstädte und Provinzen waren durch bequeme Kunststraßen mit Herbergen (Karavanserais) und schattigen Ruheplätzen verbunden, die, wenn auch zunächst nur für den Dienst des Königs, für die Bewegung der Truppen, für die leichtere Ueberwachung der Provinzen bestimmt, doch dem Handel und der Industrie vorzugsweise zu Gute kamen und den Wohlstand hoben. Auf diesen Kunststraßen waren von drei zu drei Meilen Poststationen (Rasten) angebracht, wo allezeit fertige, wohlberittene Staatsboten aufgestellt waren, welche ohne Rücksicht auf Jahr- und Tageszeit, auf Hitze oder Regen die königlichen Briefe und Botschaften beförderten. Die große Heerstraße, die von Sardes 450 Parasangen (337 Meilen) weit nach Susa geführt war, zählte 111 solcher Poststationen. Daß aber Darius bei der Anlegung dieser Straßen neben den polizeilichen und militärischen Rücksichten auch die Hebung des Handels, die Erleichterung des Verkehrs im Auge hatte, ergibt sich aus der Sorgfalt, die er in gleicher Weise den Wasserstraßen widmete. Er ließ den von Ramses begonnenen, von Necho weiter geführten aber unvollendet gelassenen Canal aus dem Nil nach dem Rothen Meere wirklich ausführen, ein großartiges Werk, dessen Andenken wohl würdig war, durch ein Denkmal in der Nähe der Bitterseen verewigt zu werden.

Gebrechen der Verwaltung. Wenn wir nun dennoch trotz dieser Beförderung des Verkehrs- und Industrielebens die alten Culturstaaten unter der Herrschaft der Perser mehr und mehr von ihrer alten Größe herabsinken sehen, wenn das fruchtbare Gartenland Mesopotamiens der sorgfältigen Bebauung entbehrt; wenn die alten Handelsstädte Phöniciens neben der Seemacht der Griechen immer unbedeutender werden, wenn Aegyptens Reichthum und Bildung allmählich schwinden, ohne daß sich andere minder cultivirte Völker unter der persischen Herrschaft emporzuarbeiten vermögen, so muß das Verwaltungswesen und Satrapenregiment nothwendig an großen Gebrechen gelitten haben. Je mehr die folgenden Könige unter den entnervenden Einflüssen der Haremsherrschaft, der Wollust und Verweichlichung des Hofes die nothwendigen Regenten-Eigenschaften, die Umsicht und Fähigkeit zum Herrschen einbüßten, desto schutzloser waren die Provinzen, die durch keine

geordnete Gesetzgebung, durch keinen festen Rechtszustand gegen Willkür, Gewaltthat und Bedrückung sichergestellt waren, der Habgier und Raubsucht der Satrapen ausgesetzt. Der Mangel politischer Selbständigkeit erstickte das Nationalgefühl und den vaterländischen Sinn und raubte dem Leben das Streben nach idealen Gütern, die allein ein gesundes Culturleben zur Entwicklung zu bringen vermögen.

---

28. Die Eroberungszüge des Darius.

(Nach Ernst Curtius, griechische Geschichte, und Max Duncker, Geschichte des Alterthums.)

a. Der Zug gegen die Scythen.

So sehr auch die Organisation des Reiches alle Gedanken des Darius in Anspruch nahm, so konnte er es dabei doch nicht bewenden lassen. Er mußte sich durch kriegerische Thaten als einen würdigen Nachfolger des Cyrus bezeigen, um so mehr, da man in seiner ganzen Regierungsweise geneigt war, einen Mangel an kühnem Unternehmungsgeist wahrzunehmen. Außerdem trieb ihn aus der Ruhe des Palastlebens der Ehrgeiz seiner Gemahlin Atossa, der Tochter des Cyrus, welche sich berufen fühlte, die durch ihren Vater begründete kriegerische Haltung der Persermacht nicht untergehen zu lassen. Dennoch tragen die Unternehmungen des Darius einen ganz eigenthümlichen Charakter. Durch die Erfahrungen seiner Vorgänger belehrt, suchte er sowohl massenhafte Erwerbungen als auch binnenländische Unternehmungen zu vermeiden. Sein Gesichtspunkt war, das Reich abzurunden und demselben durch Entdeckung neuer Seewege immer größeren Antheil am Weltverkehr zuzuwenden. Im Osten ging sein Plan dahin, das Reich an die indischen Alpen anzulehnen, das Stromgebiet des Indus bis an die Wüstengränze in das Reich hereinzuziehen, das Induslland für den Karavanenhandel, den Strom für die Schifffahrt zu eröffnen. Die südliche Landesgränze erkannte er in der Wüste Arabiens, die nördliche in den Steppen der turanischen Völker. Im Westen dagegen war keine Naturgränze, denn die schmalen Meerstraßen erschienen, seitdem die Meerfurcht überwunden war, nur als Einladungen nach dem jenseitigen Festlande, dessen Unterwerfung als die natürliche Vervollständigung des bisherigen Landbesitzes erscheinen mußte. Besonders lockten ihn die Berichte vom Golde der Scythen, von den großen schiffbaren Strömen ihres Landes, welche in ein weites Meerbecken münden sollten. Hier hoffte er neue Handelswege bahnen und eine Reihe wichtiger Städte auf einem Feldzuge längs der Küste, im Geleite seiner Flotte, mit dem Reiche vereinigen zu können. Scythenschaaren, welche im Heere des Darius dienten, versprachen die Unternehmung zu erleichtern, und nachdem er durch Ariaramnes eine vorläufige Untersuchung der Küsten hatte veranstal-

ten lassen, beschloß er, in Person die große Unternehmung zu leiten, welche die Heerschaaren Vorderasiens zum ersten Male auf das europäische Festland führte (um 513 v. Chr.).

Die königlichen Sendboten riefen die ganze Streitkraft des neuorganisirten Reiches zum ersten Male in Waffen und vor Allem waren es die Häfen Joniens, in welchen sich eine unglaubliche Thätigkeit entwickelte. Hier waren die Hülfsmittel, von denen allein Darius sich ein Gelingen des Feldzuges versprechen konnte, von hier war die Anregung dazu vorzugsweise ausgegangen. Denn die Tyrannen der Städte hofften hier Gelegenheit zu finden, durch wichtige Dienstleistung Auszeichnung und Lohn zu erwerben; die Städte selbst aber waren ja in dem Grade mit dem Pontus verbunden, daß sie ohne den ununterbrochenen Verkehr mit demselben gar nicht bestehen konnten. Sie hofften durch den Zug des Darius dort noch mehr die Herren zu werden, von dem Tribute an die Scythenfürsten und von der steten Angst vor ihren Ueberfällen frei zu werden; sie hofften endlich über den schmalen Ufersaum hinaus mit mehr Sicherheit ihre Handelsbeziehungen ausdehnen zu können. Daher die allgemeine Theilnahme von ganz Jonien an der Unternehmung; sie erschien fast wie eine national-ionische. Die ionischen Dynasten bildeten den Kriegsrath des Großherrn und alles, was an praktischer Wissenschaft, an Kunst und Technik, an Erfahrung und seemännischer Tüchtigkeit in Jonien vorhanden war, schien nur gereift zu sein, um zu dieser großen Unternehmung dem Perserkönige den Arm zu leihen.

Daß man dem Perserkönige zugleich die Mittel gab, die jenseitigen Hellenenstädte zu unterwerfen, daß man das freie Griechenland immer mehr einschränken und einengen half, daran dachte man in den Handelsstädten nicht. Die ersten Griechenstädte des westlichen Festlandes, namentlich Byzantium, wurden von Griechen den Barbaren preisgegeben, und Mandrokles, der Führer der samischen Techniker, scheute sich nicht, die unter seiner Leitung gebaute Bosporusbrücke, mit welcher der Despot Asiens seine erste Fessel an den Leib von Europa legte, als eine Großthat des hellenischen Geistes zu betrachten, und ein Gemälde, welches die Schiffbrücke und den Uebergang des Heeres vor den Augen des thronenden Königs darstellte, in das Nationalheiligthum der Samier zu weihen. Auch Darius ließ, als er an der Mündung des Bosporus stand und zum ersten Male in die neue Wasser- und Küstenwelt des Pontus staunend hinausblickte, zum Andenken dieses denkwürdigen Zeitpunkts zwei Säulen errichten, auf denen in persischer Keilschrift und in griechischer Sprache (so sehr betrachtete er die ganze Unternehmung als eine persisch-griechische) die Menge der Völkerschaften seines Heerzuges aufgezeichnet waren.

Sein nächstes Augenmerk war der Ister. Die Schiffe der Jonier gingen vom Bosporus auf bekannter Fährte nach der Mündung des Isters hinüber, um oberhalb der Flußspaltung eine Brücke zu schlagen, das Landheer drang

indessen durch das Gebiet der Thracier und Geten vor, indem es sich durch die Stämme derselben, deren Häuptlinge zur Heeresfolge gezwungen wurden, anschwellend vergrößerte. Am Ister kamen die beiden Abtheilungen des Perserheeres wieder zusammen; die Flotte fuhr zwei Tagereisen den Strom aufwärts. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß der besonnene Darius nichts Anderes beabsichtigte, als den Donaustrom auf dieser Seite zur Reichsgränze zu machen, wie es im Osten der Indus war. Die Schiffsbrücke sollte nur dazu dienen, des Großkönigs Herrschaft über den mächtigen Strom zu bezeugen und den Schrecken seiner Waffenmacht im Donaulande zu verbreiten. Denn daß er jenseit des Flusses nicht maß- und ziellos vordringen wollte, geht schon daraus hervor, daß er spätestens in zwei Monaten bei der Brücke zurückerwartet sein wollte. Darius hatte mehr Entdeckungs- als Eroberungstrieb; er wollte das Land auskundschaften und dabei den Ruhm gewinnen, als ein ebenbürtiger Nachfolger des Cyrus in den Wüsten Turans den Namen des Persergottes durch persische Waffen zu Ehren gebracht zu haben.

Die Scythen faßten den Entschluß, dem Angriff der Perser auszuweichen. Die Weiber und Kinder sollten auf ihren Wagen nebst dem zum Unterhalt nöthigen Vieh bei dem Heere bleiben; alle übrige Habe, Knechte und Heerden sollten nordwärts geführt werden. Darius schickte einen Reiter an den König Idanthyrsus mit der Aufforderung, entweder sich mit ihm zu schlagen, oder Erde und Wasser als Zeichen der Unterwerfung zu übersenden. Statt der Erde und des Wassers sandten die Könige der Scythen dem Darius einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile. Der Schwiegervater des Darius, Gobryas, deutete den Sinn dieser Gaben dahin, daß die Scythen sagen wollten: Wenn ihr nicht Vögel werdet und in den Himmel fliegt, oder Mäuse und euch in die Erde verkriecht, oder Frösche und in die Sümpfe springt, so werdet ihr unseren Pfeilen erliegen. Nun begannen die Scythen das persische Heer anzufallen. Sobald dasselbe nach vollendetem Tagemarsche zu lagern sich anschickte und die Kochfeuer angezündet wurden, sprengten die Scythen heran. Die persischen Reiter mußten wieder aufsitzen, aber sie waren den Schwärmen der Scythen nicht gewachsen. Wenn dann das persische Fußvolk geordnet anrückte, wichen die Scythen, aber in der Nacht kamen sie wieder. Bei diesen beständigen Anfällen konnten die Perser weder Tag noch Nacht Ruhe finden und kamen in so große Noth, daß Darius des Gobryas Rath einholte, nicht wie er die Scythen besiegen, sondern wie er das Heer sicher zurückführen könne. Gobryas rieth dem Könige, alle Kranken und Schwachen nebst dem Troß im Lager zurückzulassen, damit die Scythen glaubten, Darius stehe noch mit dem ganzen Heere in demselben; inzwischen solle der König mit den kräftigsten Leuten den Scythen einen Vorsprung auf dem Wege nach der Donau abzugewinnen suchen. Die List gelang. Die Scythen erkannten die Täuschung erst, nachdem sie das Lager genommen, und Idanthyrsus eilte nun so schnell er konnte, den Persern nach. Da die

Scythen sämmtlich beritten waren, marschirten sie weit schneller als die Perser, und hätten sie bald wieder erreichen müssen; aber die Perser hatten aus Unkunde einen weitern Weg eingeschlagen, so daß Idanthyrsus an die Donau gelangte, ehe Darius dort eingetroffen war. Die Scythen forderten nun die Anführer der Griechen auf, die Brücke abzubrechen; sie würden ihres Herrn dadurch los werden und möchten den Göttern und den Scythen für ihre Befreiung danken.

Die sechszig Tage, welche die Flotte nach dem Befehl des Darius in der Donau verweilen sollte, waren vorüber, und Miltiades vom Chersones mahnte seine Genossen, die Tyrannen und die übrigen Führer der griechischen Schiffe, die Brücke abzufahren, den König und die Perser ihrem Schicksale zu überlassen und Jonien zu befreien. Aber Histiäus, der Tyrann von Milet, führte im Rathe der Griechen aus, „daß sie, die Tyrannen der Städte, ihre Herrschaft dem Darius verdankten; würde dessen Macht zerstört, so würde weder er (Histiäus) in Milet Herr sein, noch ein anderer anderswo; jede Stadt würde die Demokratie der Tyrannis vorziehen". Nachdem Alle bis auf den Miltiades dieser Meinung beigetreten waren, wurde beschlossen stehen zu bleiben, die Brücke aber, damit sie nicht von den Scythen genommen würde, auf die Länge eines Bogenschusses vom nördlichen Ufer her abzutragen. Die Scythen, in der Meinung, daß die Griechen die ganze Brücke abführten, kehrten zurück, den Darius aufzusuchen und zu vernichten. Sie verfehlten die Perser zum zweiten Male. Darius gelangte unangefochten an die Donau. Aber es war Nacht, als die Perser das Ufer erreichten, uud die Brücke war nicht zu finden. Der König mußte glauben, daß die Jonier nach der bestimmten Frist abgesegelt seien, alle waren in größter Furcht, denn es war unmöglich, ohne Brücke über den Strom zu kommen. Da befahl Darius einem Mann aus Aegypten, der eine sehr starke Stimme hatte, an's Ufer zu treten und nach dem Histiäus von Milet zu rufen. Der Ruf wurde beantwortet, die Brücke wurde hergestellt, Darius war gerettet.

b. Der Zug nach Indien.

So hatte denn das Perserreich im Norden wie im Süden seine Gränzen gefunden. Wollte man weiter vordringen, so war man auf die Richtung nach Osten und Westen angewiesen; dort konnte man den Indus und die Goldschätze des Himalaya erwerben, nach Westen hin waren die wilden Stämme der Thracier, die kleinen Staaten der Griechen kaum gefährliche Gegner. Stand es doch seit dem Uebergange über den Bosporus fest, daß man den Boden Europas mit großen Heeren erreichen konnte. Der Zug gegen die Scythen hatte indeß den Darius hinlänglich überzeugt, daß ohne genaue Kunde bei Unternehmungen in entfernte Länder nur Verluste zu holen seien. Er beschloß diese Länder, welche das nächste Ziel seiner Kriegszüge sein sollten, zuvor genau erforschen zu lassen. Zu diesem Zweck gingen Expeditionen nach dem Indus wie nach den hellenischen Gewässern ab.

Aber während sich Darius im Westen auf die Einleitungen eines künftigen Feldzuges beschränkte, müssen die Nachrichten, welche die Expedition vom Indus heimbrachte, der Art gewesen sein, daß er sich sogleich entschloß, die Gebiete am Indus seinem Reiche einzuverleiben. Es gelang ihm, alle indischen Stämme von der Einmündung des Kabul in den Indus bis zum Delta des Stromes hinab zu überwältigen. Noch wichtiger waren die Erwerbungen, welche Darius im Norden des Hindukuh machte; die streitbaren Darada wurden bezwungen und ihr goldreiches Gebiet im hohen Himalaya ein Bestandtheil des persischen Reiches.

c. Den Zug gegen Griechenland s. Nro. 68.

Mitten unter den Rüstungen zu einem zweiten Zuge gegen Griechenland starb König Darius, 64 Jahre alt, im 36. Jahre seiner Regierung. Er hatte das Perserreich aus dem tiefsten Sturze wieder aufgerichtet; er hatte die Grenzen desselben bis an den Indus und Jaxartes vorgeschoben; er hatte im Norden bis an den Kaukasus, in Africa bis an die Syrten und jenseits des Hellesponts bis an den Ister die Waffen getragen, und war nahe daran, den Pontus zu einem persischen Binnenmeere zu machen. Das also erweiterte Reich hatte derselbe König zuerst als ein großes zusammenhangendes Ganzes geordnet, wie noch kein Reich Asiens vor ihm bestanden hatte; seine Schiffe hatten die fernsten Meere ausgekundschaftet; der Reichthum dreier Welttheile, die Tapferkeit der Kernvölker Asiens, die Seekunde der Phönicier, die Klugheit und Geschicklichkeit der Babylonier, Aegyptier und Jonier standen ihm zu Diensten, und dennoch war es ihm nicht vergönnt, des wohlverdienten Ruhmes froh zu werden. Ihn quälte bis an das Ende der Unmuth über das Mißlingen aller Lieblingspläne, über den schnöden Undank seiner Günstlinge, über den Kampf der Hofparteien und die ungezähmte Herrschsucht seiner Gemahlin. Ein schneidender Widerspruch geht durch sein ganzes Leben hindurch. Denn während er seinem Charakter nach nichts weniger als Eroberer war, sah er sich wider Willen in immer neue, weit aussehende Feldzüge verwickelt, und ihm war es vorbehalten, die Griechenkriege, an denen die persische Monarchie zu Grunde gehen sollte, zu beginnen, obgleich kein Fürst des Morgenlandes mehr Sinn für hellenische Weisheit und mehr Anerkennung für wahre Menschenbildung gezeigt hat.

Xerxes folgte, der in Purpur Geborene, ein Mann von stattlicher Schönheit und angeborener Würde. Er hatte nicht die Schule durchgemacht, wie sein Vater, der sich selbst den Thron erworben. Er war in der Ueppigkeit des Palastlebens groß geworden, und eigene Kriegslust reizte ihn nicht, die Gärten von Susa zu verlassen. Indessen hatte er ein hohes Gefühl von der Würde des Reiches, und war nicht gesonnen, derselben etwas zu vergeben. Außerdem trieb ihn die Mutter, welche mehr als je im Palaste herrschte. Ihn trieb der Ehrgeiz einzelner Heerführer, namentlich des Mardonius,

welcher den Lieblingsplan seiner Jugend, jenseits des Meeres eine persisch-griechische Satrapie zu gründen, nicht aufgegeben hatte. Freilich fehlte es auch jetzt nicht an einer starken Gegenpartei, welche offen und entschieden auftrat. Ihr Führer war Artabanus, des Darius Bruder, derselbe, welcher schon beim Scythenzuge gewarnt und abgerathen hatte. Er war auch jetzt bei Hofe das Haupt der Besonnenen, welche sich von dem Feldzuge gegen die Griechen nichts Gutes versprachen. Lange schwankte der Großkönig hin und her; die Kriegsbefehle wurden gegeben und widerrufen, aber zuletzt drang doch die Kriegspartei durch, welche das Stillesitzen eine unerträgliche Schmach nannte und den König durch Vorspiegelung eines leichten und glänzenden Erfolges zu gewinnen wußte.

---

29. Der Bruderkrieg zwischen Artaxerxes II. und dem jüngern Cyrus.

(Nach Friedr. von Raumer, Vorlesungen über die alte Geschichte, und Ernst Curtius, griechische Geschichte.)

Darius II. Nothus hinterließ zwei Söhne: Artaxerxes II. Mnemon und Cyrus. Seine Gemahlin Parysatis, die im Palaste herrschende Sultanin, die wegen ihrer grausamen Thaten eine Zeit lang nach Babylon verbannt war, lenkte dann wieder mächtiger, als je zuvor, die Politik des Reiches, aber so, daß sie sich dabei nach Frauenart von persönlichen Neigungen und Wünschen leiten ließ. Ihr Lieblingssohn war der talentvolle, feurige Cyrus; ihr leidenschaftlicher Wunsch war, ihn anstatt des ältern mit der Tiara geschmückt auf dem Throne der Achämeniden zu sehen, und sie konnte für sein Erbrecht geltend machen, daß er von den Söhnen zuerst nach der Thronbesteigung des Vaters geboren sei; sie wußte aber, daß ihre Mutterwünsche nicht auf friedlichem Wege verwirklicht werden konnten, und darum wollte sie, daß er als Statthalter eine Provinz erhielte, in welcher er sich ein Heer bilden, Kriegsruhm erwerben und namentlich hellenische Kräfte zu seinen Zwecken sich dienstbar machen könnte. In Kleinasien bedurfte es aber offenbar eines kräftigen Armes, um die dortigen Verhältnisse den Interessen Persiens gemäß zu ordnen. Der junge Cyrus war ganz der Mann, um den Erwartungen der Mutter zu entsprechen. Es war seit langer Zeit wieder die erste bedeutende Persönlichkeit, welche sich unter den Persern zeigte, eine Natur, zum Herrschen geboren, welche sich zu großen Dingen berufen fühlte und sich den verweichlichenden Einflüssen des Hoflebens zu entziehen gewußt hatte. Kräftig von Körper und Geist, hatte er sich früh gewöhnt, Tag für Tag in Jagd, Waffendienst und ländlichen Arbeiten seine Kräfte zu üben und volle Spannkraft sich zu bewahren. Dabei war er von

großer Gewandtheit und Liebenswürdigkeit im Umgange, lebhaft, unternehmend und von einem brennenden Ehrgeize erfüllt, der alle anderen Rücksichten verdrängte, aber klug genug, um seine Absichten zu verstecken und in der Stille die rechten Werkzeuge zu gewinnen. Er haßte die Athener, von welchen sein Volk die schwersten und bis dahin unvergoltenen Demüthigungen erlitten hatte; er war den Spartanern zugethan und hoffte sich durch sie an Athen zu rächen, um sie dann wiederum für seinen Ehrgeiz zu benutzen.

Die Spartaner mochten sich nicht offen gegen Artaxerxes erklären, schickten jedoch dem Cyrus auf sein Verlangen Schiffe und Mannschaft, unter dem Scheine, als sei es ein Unternehmen von einzelnen Bürgern und alten Freunden. Auf 70,000 Mann wuchs des Cyrus Heer. Klearchus, ein tapferer und von Allen geehrter Spartaner, und andere griechische Kriegskundige führten ihm nach Beendigung des peloponnesischen Krieges an 13,000 griechische Söldner zu. Glücklich gelangten Alle von Sardes an die unbesetzten cilicischen Thore nach Tarsus, und Syennesis von Cilicien erklärte sich für Cyrus; aber zu gleicher Zeit benachrichtigte er und Tissaphernes auch den König von der bevorstehenden Gefahr. Cyrus hatte nach manchem vergeblichen Versuche die Anfangs über Richtung und Zweck des Zuges klüglich getäuschten Soldaten durch Geschenke und Versprechungen dahin gebracht, ihm in das Innere von Asien und sogar gegen den König zu folgen. Er erreichte Thapsacus am Euphrat, und viele von den Anhängern seines Bruders traten zu ihm, keiner der Seinigen zum Könige über. Im Jahre 401, etwa vier Jahre nach der Eroberung Athens durch die Spartaner, trafen die Heere bei K u n a x a östlich vom Euphrat auf einander. Die Griechen, besser bewaffnet und der Kriege gewohnt, warfen überall die Barbaren, und schon war die Schlacht für Cyrus fast gewonnen, als er gegen seinen Bruder selbst ansprengte, und diesen zwar so verwundete, daß er hinweggetragen werden mußte, dann aber ins Auge getroffen niederstürzte und wahrscheinlich von einem gemeinen Soldaten getödtet wurde. Das nahm den Seinen den Muth, sie flohen und die Königlichen erbeuteten das Lager.

Unterdessen hatten die Griechen nicht allein in der Schlacht gesiegt, sondern auch einen spätern Angriff zurückgeschlagen. Als sie endlich zu ihrem Erstaunen den unglücklichen Ausgang erfuhren, wollten sie sich deßungeachtet nicht unterwerfen, sondern erzwangen einen Vertrag, welcher ihnen freien Abzug gestattete. Allein Tissaphernes — welcher jetzt im höchsten Ansehen stand und die Statthalterschaft des Cyrus erhielt, weil er zuerst über dessen Unternehmung Nachrichten gegeben und vorzüglich zum Siege mitgewirkt hatte —, versprach dem Könige, jene Griechen zu vertilgen. Er lud, unter dem Scheine der Freundschaft, alle ihre Führer ins Lager, und ließ sie auf eine verrätherische Weise gefangen nehmen, ja, aus eigener Macht oder mit königlicher Zustimmung ermorden. Dieser Frevel und die wachsende Bedrängniß erhöhte aber nur den Muth der Z e h n t a u s e n d. Die Noth stählte die grie-

chischen Männer und machte aus Abenteurern Helden. Sie rafften sich aus dem Zustande dumpfer Verzweifelung empor; sie traten nach echter Griechenweise zu einer berathenden Gemeinde zusammen, um sich durch freie Uebereinkunft zu organisiren und den Umständen gemäß zu handeln. Die Hauptleute brachten neue Feldherren in Vorschlag, das Kriegsvolk bestätigte sie; jeder Versuch einer Verständigung mit den Feinden wurde verpönt, und nachdem sie so ihr Selbstgefühl wieder gewonnen hatten, beseitigten sie alles entbehrliche Gepäck und zogen in geordneten Reihen muthig am linken Tigrisufer aufwärts, um durch ein unwegsames und unbekanntes Hochland hindurch die jenseitige Seeküste aufzusuchen, die sie wieder mit dem Vaterlande in Verbindung setzen sollte. Es ist dieser achtmonatliche Kriegszug, wenn auch ohne unmittelbare Bedeutung für die Staatengeschichte, doch von hohem Interesse nicht nur für die Kenntniß des Morgenlandes, sondern auch für die des griechischen Charakters, und die genaue Beschreibung, die wir dem Xenophon verdanken, deßhalb eine der werthvollsten Urkunden des Alterthums. Wir sehen einen Haufen von Griechen der verschiedensten Herkunft, aus allen gewohnten Lebenskreisen herausgerissen, in einem fremden Welttheile, in einer langwierigen Kette unstäter, immer wechselnder und gefahrvoller Lagen. Es ist eine bunte Musterkarte der griechischen Bevölkerung, ein Abbild des Volks im Kleinen, mit allen seinen Tugenden und Fehlern, seinen Stärken und Schwächen. Traumerscheinungen und Vorzeichen, von den Göttern gesandt, entscheiden, wie im homerischen Heerlager, die wichtigsten Entschlüsse; mit allem Fleiße werden die Opfer entzündet, die Päane gesungen, werden Altäre den rettenden Göttern errichtet und Kampfspiele gefeiert, als der endliche Anblick des ersehnten Meeres Kraft und Muth neu belebte. Von Gewinnsucht und Abenteuerlust ist die Menge zusammengeführt worden, und doch tritt im entscheidenden Moment ein lebendiges Gefühl für Ehre und Pflicht, ein hoher Heldensinn und ein sicherer Tact für die richtigen Rathschläge deutlich hervor. Und auch in dieser Menge buntgemischter Griechen ist es ein Athener, welcher durch seine Eigenschaften Alle überragte und der eigentliche Retter des ganzen Heeres wurde! Der Athener Xenophon war nur als Freiwilliger mitgegangen, er hatte keinen Drang und keinen äußern Beruf, in der führerlosen Schaar hervorzutreten; seine Vaterstadt war noch immer mißliebig unter den Griechen, und die Masse des Heeres bestand aus Peloponnesiern; Arkadien und Achaja waren am stärksten vertreten. Dennoch war er es, welcher Muth, Vertrauen und weise Besonnenheit in seinen Genossen wieder anfachte, der die ersten heilsamen Beschlüsse zu Stande brachte. Der Athener allein hatte die Ueberlegenheit der Bildung, welche nöthig war, um dem in Selbstsucht verwilderten Kriegerhaufen Ordnung und Haltung zu verleihen und um ihm als Wortführer, als Feldherr und Unterhändler in den verschiedensten Lagen zu dienen; es ist wesentlich sein Verdienst, daß trotz der unsäglichen Drangsale zwischen feindseligen

Volksstämmen und wüsten Schneegebirgen doch noch 8000 Griechen auf vielen Irrwegen endlich an die Küste gelangten.

Sie glaubten sich geborgen, als sie im Anfang März bei Trapezunt das Meer erreicht hatten. Aber die größten Schwierigkeiten sollten erst hier beginnen, wo sie mit Griechen zusammen kamen; denn gefährlicher als alle Angriffe der Barbaren war das Netz arglistiger Intrigue, welches die spartanischen Behörden ihnen stellten. So wie nämlich die Nachricht von der Schlacht bei Kunaxa nach Sparta gekommen war, hatte man hier keinen andern Gedanken, als den schlimmen Folgen, welche die Verbindung mit Cyrus jetzt für sie haben konnte, sich zu entziehen. Man stellte also nicht nur jede Betheiligung an seinem Unternehmen von Seiten des Staats in Abrede und bemühte sich ängstlich um die Gunst des Großkönigs, sondern man schämte sich nicht, den griechischen Hülfsvölkern, als sie aus dem Innern Asiens wieder zum Vorschein kamen und mit spartanischen Beamten in Berührung traten, jede Unterstützung zu versagen, damit man nur den Schein vermeide, als habe man mit der ganzen Empörung irgend etwas zu thun gehabt.

Als das Heer gegen Ende des Sommers nach Chrysopolis am Bosporus glangt war, begannen die Verräthereien des Anaxibios, der als spartanischer Flottenführer in jenen Gewässern befehligte. Dieser Mensch war ein würdiger Vertreter des entarteten Sparta. Er zeigte keine Regung von hellenischer Empfindung, keine Spur von Mitgefühl für seine Landsleute, welche wie durch ein Wunder an die Schwelle der Heimat gelangt waren und in ihrer peinlichen Verlegenheit auf landsmännische Gesinnung hofften. In herzloser Selbstsucht hatte er nur seine eigene Stellung im Auge und blickte nur nach Persien hinüber, um sich bei den Satrapen in Gunst zu setzen. Pharnabazus nämlich hatte ihm die glänzendsten Versprechungen gemacht, wenn er dafür sorge, die gefährliche Heerschaar aus seiner Provinz zu entfernen, und deßhalb ließ Anaxibios die Truppen nach Byzanz übersetzen, welche ihrerseits nicht anders denken konnten, als daß er die Versprechungen, welche er gegeben hatte, endlich erfüllen und sie in seine Dienste nehmen wolle. Darum hatten sie den Vortheilen entsagt, welche sie in Kleinasien hatten, wo sie sich durch Plünderung persischer Ortschaften ihren Unterhalt reichlich verschaffen konnten. Aber sie wurden in allen Erwartungen auf das grausamste getäuscht. Denn kaum waren sie auf europäischem Boden angekommen und nun, wie sie hofften, aller Noth enthoben, als sie von Anaxibios auf der Landseite wieder zur Stadt hinausgeführt wurden, ohne Geschenke, ohne Soldzahlung, wie ein Gesindel, das man sich so bald wie möglich vom Halse schaffen müßte. So sahen sich die Unglücklichen von Neuem in fremdes Land hinausgestoßen, und bei Annäherung des Winters (es war Anfang October) auf neue Märsche und neue Kämpfe um ihren Lebensunterhalt angewiesen. Dieser Verrath war zu empörend, um ruhig ertragen zu werden. In wildem Aufruhre wendeten sich die Truppen wider die Stadt; einige der

Ihrigen, welche zufällig innerhalb der Mauern zurückgeblieben waren, halfen ihnen die Thore öffnen. Das Heer stürzte rachgierig herein, die spartanischen Befehlshaber wagten keinen Widerstand, und Anaxibios wäre der Wuth der Truppen zum Opfer gefallen, wenn Xenophon sich nicht ins Mittel gelegt und den Feldherrn sowohl wie die Bürger der Stadt gerettet hätte. Seinem Zureden gelang es, die Truppen zur Zucht und zur Besinnung zurückzuführen; er machte ihnen klar, daß sie im Begriffe ständen, die ganze Welt, die persische sowohl wie die griechische, sich zu Feinden zu machen; der augenblickliche Erfolg, der ihnen nicht fehlen könne, würde der Anfang des größten Unglücks sein. Durch diese Vorstellungen überzeugt, gaben die Truppen die reiche Beute, die sie schon in Händen hatten, freiwillig auf, nahmen das Anerbieten eines Thebaners an, welcher ihnen von einem Feldzuge nach Thracien den reichsten Gewinn versprach, wenn sie sich seiner Führung anvertrauen wollten, und verließen ruhig die Stadt.

Nach der Schlacht bei Kunaxa wünschte Artaxerxes Mnemon eitel, für den Mörder seines Bruders Cyrus gehalten zu werden, und bemühte sich Jeden, der in dieser Hinsicht ein näheres Recht oder Verdienst zu haben meinte, dadurch zu beschwichtigen, daß er ihm große Geschenke für seine dabei geleisteten Dienste sandte. Diese wirklichen oder erdichteten Haupt- oder Nebengehülfen schwiegen aber, aus gleicher Eitelkeit, keineswegs bescheiden still, und Parysatis strebte nun mit wilder Grausamkeit, Jeden zu verderben, der sich als Feind ihres Lieblingssohnes Cyrus gezeigt hatte. In arge Parteiungen zerfiel hierüber der persische Hof, und jene Königin setzte ihre rachsüchtigen Plane, selbst mit oder gegen den siegenden Artaxerxes, durch. Zuvörderst rühmte sich ein Karer jenes Mordes, und der König befahl, hiedurch beleidigt, ihm den Kopf abzuschlagen; aber Parysatis erbat sich den Mann zur Bestrafung, ließ ihn zehn Tage lang martern, die Augen ausstechen und geschmolzenes Erz in die Ohren gießen. Mithridates, ein edler Perser, ward hierauf verleitet, beim Trunke, vielleicht der Wahrheit gemäß, laut zu behaupten: daß er nicht bloß, wie der König bei Bewilligung eines Geschenkes äußerte, den Sattel des Cyrus aufgefunden, sondern diesen wirklich getödtet habe. Parysatis bewog den Artaxerxes, den Mithridates im Troge tödten zu lassen. Dieser mit einem genau passenden Deckel versehene Trog umschloß den Leib des Mannes; Haupt, Arme und Füße reichten frei und ohne Stütze, zur schrecklichsten Ermüdung, heraus. Doch war dies nur das geringere Leiden, denn durch Stechen in die Augen zwang man den Unglücklichen zum übermäßigen Essen, damit desto mehr Unrath entstehe; und in diesem Unrathe lag jener, bis sich Würmer erzeugten und ihn lebendig auffraßen. Megabates, welcher nach des Königs Befehl dem Cyrus Hand und Kopf abschlagen mußte, gewann Parysatis im Spiele. Zuerst nämlich verlor sie tausend Dariken an den König, spielte dann mit ihm um den Megabates, ließ ihn lebendig schinden und einzelne Theile seines Leibes und seiner Haut an mehrere Kreuze schlagen.

Nur Statira, des Königs Gemahlin, stand der Parysatis noch überall im Wege, weßhalb diese die eine Seite des Messers vergiftete, womit Geflügel vorgeschnitten wurde; sie behielt das unschädliche und gab Statira das vergiftete Stück, welche daran unter schrecklichen Schmerzen starb und laut behauptete, daß die Schwiegermutter die Urheberin ihres Todes sei. Gigis, eine Theilnehmerin, bekannte die Frevelthat auf der Folter. Man legte dieser nunmehr einen Stein auf den Kopf, und schlug so lange mit einem zweiten darauf, bis Haupt und Gesicht ganz platt und hinweggedrückt waren.

---

30. Artaxerxes III. Ochus.

(Nach Friedr. von Raumer, Vorlesungen über die alte Geschichte.)

Artaxerxes Mnemon war nach fünf oder sechs und vierzigjähriger Regierung gestorben (um 362?), und sein Sohn und Nachfolger Artaxerxes Ochus, der Zeitgenosse Philipp's von Macedonien, war nachlässig, träge und keineswegs großer Thaten, wohl aber heftiger Leidenschaften fähig. Deßhalb ließ er in rascher Wuth fast alle seine Verwandten umbringen, konnte aber nur durch die beunruhigendsten Nachrichten bewogen werden, persönlich zur Sicherung seines Reichs einen Feldzug zu unternehmen, welcher auch nicht durch eigene Tugend oder Tapferkeit glücklich ausfiel, sondern nur durch Hülfe von Verrath und von griechischen Söldnern. Nektanebus, der Herrscher Aegyptens, hatte nämlich die persischen Heere geschlagen und dadurch den Phöniciern, welche von ihren Statthaltern willkürlich und grausam behandelt wurden, Muth zu offenbarem Abfall gemacht. Sie verwüsteten, damit kein Rückschritt möglich bleibe, die königlichen Gärten und tödteten die Perser, welche an ihnen gefrevelt hatten. Hierauf rückten die Statthalter von Syrien und von Cilicien gegen sie an; aber Tennes, der König von Sidon, überwand beide mit Hülfe von griechischen Söldnern, welche der Rhodier Mentor anführte. Endlich eilte Ochus selbst mit größerer Land- und Seemacht nach Phönicien, und in seinem Heere befanden sich an 10,000 Griechen. Hierüber gerieth Tennes in feige Furcht und gab dem Antrage der Perser Gehör: er möge Sidon verrathen, um sich selbst zu retten. Demgemäß führte er hundert edle Sidonier an eine Stelle, wo sie den Feinden unbedingt in die Hände fallen mußten, und Ochus ließ nicht allein diese, sondern auch 500 andere tödten, die als Flehende vor ihm erschienen; er wollte die Stadt nicht durch Vergleich, er wollte sie mit Gewalt einnehmen, um grausam strafen zu können. Die Sidonier, die nunmehr sahen, welch Schicksal sie erwarte, verbrannten ihre Schiffe, Häuser, Güter. Ganz Phönicien mußte sich unterwerfen, und da er seiner nicht mehr bedurfte, ließ der König den Tennes hinrichten.

Nunmehr wandte sich Ochus nach Aegypten. Aber Nektanebus war trefflich gerüstet und hatte außer den Aegyptiern viele Libyer und 20,000 Hellenen angeworben. Dessenungeachtet floh er, als nur ein kleiner Theil seines Heeres zurückgedrängt wurde, nach Memphis und veranlaßte dadurch die griechische Besatzung von Pelusium, sich unter der Bedingung des freien Abzuges zu ergeben. Ohne Rücksicht auf diese Bedingung ward ein Theil derselben durch die erst anlangenden Soldaten des übermüthigen Bagoas geplündert. Dieser Bagoas vergiftete den schwachen Ochus und tödtete seine Söhne bis auf den jüngsten, scheinbar zur Herrschaft erhobenen Arses. Zwei Jahre später kam aber auch dieser mit seinen Kindern durch Bagoas um, weil er die Vermuthung erregt hatte, er werde die Ermordung seines Vaters und seiner Brüder dereinst rächen. Seitdem beherrschte der frevelnde Bagoas das Reich nach Willkür, bis er für gut fand, in dem Jahre, wo Alexander die Regierung in Macedonien antrat, Darius III. Codomannus (einen Seitenverwandten des königlichen Hauses), welcher sich im Kriege gegen die Kadusier ausgezeichnet hatte, auf den Thron zu setzen. Schon wollte er auch diesen vergiften, als der König den Nachstellungen zuvor kam und nunmehr ohne äußere Beschränkung herrschte. Darius III. war ein Mann von gutem aber schwachem Willen, außer Stande, Liebe und Furcht, welche Gehorsam und Kraft erzeugen, in Millionen zu erwecken und in kurzer Zeit ein aufgelös'tes Reich zu erneuen.

---

31. Verfall des persischen Reiches.

(Nach A. H. L. Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt.)

Bereits unter Darius fingen die großen Heereszüge nach Europa an, aus denen sich fast ausschließend alle die Folgen entwickelten, die der persischen Herrschaft verderblich wurden. Es war nicht allein die ungeheure Anstrengung und der unermeßliche Aufwand, welche diese Züge nach der ganzen Einrichtung derselben erforderten, wodurch das persische Reich nothwendig an Menschen erschöpft und in seinem Innern geschwächt werden mußte, sondern da man bald einsah, daß man mit jenen in einen fremden Welttheil getriebenen Völkerschaaren wenig gegen eine Nation ausrichtete, die außer ihrem Heldenmuth und Patriotismus zugleich militärische Disciplin unter sich hatte, und, angetrieben durch den ersten glücklichen Erfolg, selbst angreifend zu Werke ging, so erzeugte dies eine Veränderung in dem Kriegswesen der Perser, die denselben ihren kriegerischen Charakter raubte und sie desto schneller in die Ueppigkeit und Weichlichkeit versinken ließ, welche nachher bei ihnen zu einem fast unglaublichen Grade stieg. Noch in dem Kriegsheere des Xerxes erscheinen die Perser als das tapferste Volk in der Armee;

aber gleich nach ihm verloren sie diesen Vorzug, da es Gewohnheit ward, das Hauptcorps der Armee aus Miethtruppen zusammenzusetzen, wozu man vorzugsweise Griechen nahm. Der Einfluß, den diese Sitte auf die Verderbniß des Charakters beider Nationen gehabt hat, ist von den Geschichtschreibern noch nicht gehörig gewürdigt. Schaaren von Menschen, die kein weiteres Interesse als das des Eigennutzes kennen, und ohne Bedenken sich bloß dem Meistbietenden verkaufen, müssen bald in Räuberhorden ausarten, bei denen die Erhaltung der Disciplin, wie Xenophon's eigenes Beispiel zeigt, zu einer Unmöglichkeit wird. Auch gibt es keine Gewohnheit, wodurch bei der Leichtigkeit, eine Armee zusammenzubringen, die Menge der Kriege mehr befördert würde; und bei der nothwendig entstehenden allgemeinen Unsicherheit pflegen nicht selten die Zeiten zunächst nach dem Kriege noch trauriger als die Kriege selbst zu sein.

Eine andere Ursache der innern Zerrüttung des persischen Staates ist in der Widerspänstigkeit und Empörung der Satrapen zu suchen. Man hatte zwar durch die Trennung der Civil- und Militärgewalt diesem vorzubeugen gesucht, allein die persischen Könige begingen die Thorheit, die Statthalterschaften nicht nur nicht zu verkleinern, sondern sogar mehrere Einem zu übertragen, besonders wenn der Satrap unmittelbar aus dem königlichen Hause und ein Bruder oder naher Verwandter des Königs war. Aber weit entfernt, dadurch den Rebellionen vorzubeugen, wurden sie vielmehr, wie die Geschichte des jüngern Cyrus lehrt, dadurch befördert, und zwar um so viel mehr, da es auch häufig Sitte ward, die Satrapen zu Feldherren zu ernennen und die Civil- und Militärgewalt in ihrer Person zu vereinigen. Diese Empörungen der Satrapen fingen zuerst an unter Artaxerxes I. Sie wurden befördert durch die Verhältnisse, in welchen die Perser mit den Griechen und Aegyptiern standen, und die Länder des westlichen Asiens, Vorder-Asien sowohl als Syrien, waren der gewöhnliche Schauplatz derselben. Es hielt bei dem eingewurzelten Haß der Aegyptier und den politischen Factionen und Bürgerkriegen, die Griechenland zerrütteten, nicht schwer, sich bald hier bald dort Unterstützung zu verschaffen. Wie hätte ohne diesen Parteigeist der Satrapen der spartanische Feldherr Agesilaus es wagen dürfen, mit einer Handvoll seiner Mitbürger der ganzen persischen Macht Hohn zu sprechen und den Thron des großen Königs in Asien zu erschüttern?

Allein nicht weniger verderblich ward endlich diesem Reiche das ungeheure Sittenverderbniß des Hofes. Der Einfluß der regierenden Königin, vorzüglich aber der Königin Mutter, entschied hier allein. Man muß in der Hofgeschichte des Ktesias die Charaktere und Gewaltthätigkeiten einer Amytis, Amistris, vorzüglich aber einer Parysatis*) gelesen haben, um sich von dem,

*) Siehe oben Seite 98.

was eine Regierung aus dem Serail heißt, einen anschaulichen Begriff zu machen. Die Befriedigung persönlicher Leidenschaften, der Rache und des Hasses nicht weniger als der Wollust und Eitelkeit, wird hier das Triebrad des Ganzen; die Ausbrüche der Weiberrache und des Weiberhasses waren schrecklich, und nicht ohne Schaudern liest man die Erzählungen der fürchterlichen Hinrichtungen, die mit den ausgesuchtesten Martern auf ihre Veranstaltung vollzogen wurden, sobald sie vom Könige die Erlaubniß dazu erschlichen hatten.*)

Durch diese Ursachen zusammengenommen, bereitete sich die persische Monarchie in dem zweiten Jahrhundert ihrer Existenz selber ihren Untergang vor. Sie folgte darin dem Beispiel aller großen despotischen Staaten, die sich zuerst in sich selber auflösen, und dann bei einem Stoß von außen in Trümmer zusammenstürzen.

C. Die Culturvölker Afrika's.

VII. Die Aegyptier.

32. Die weltgeschichtliche Bedeutung der Aegyptier.

(Nach Chr. Carl Josias Bunsen, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte, Heinrich Stephan, das heutige Aegypten, und Anderen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Was ein Volk für die Menschheit wirklich gewesen, das erkennt diese erst, wenn das Treiben der Mächtigen verstummt ist, wenn Große und Kleine in Grabesstille ruhen, und am besten, wenn ein neuer Tag der Weltgeschichte angebrochen ist. Da schwinden allerdings Jahrtausende in einen kurzen und unrühmlichen Tag zusammen; die Selbstsucht, sei es einer Dynastie oder eines Volkes, zählt für nichts: wie ihr eigenstes Werk Verneinung, so ist ihr verdienter Lohn Vergessenheit oder Fluch. Aber es treten auch verkannte, bescheidene Größen nun in ihrem wahren Lichte hervor, Einzelne und Völker. Kleine, vielleicht während ihres geschichtlichen Tages meist nur verfolgte und verkannte, auch wohl gemordete Persönlichkeiten, und gescholtene, zertretene Völker leuchten als Sterne in der Nacht der Vergangenheit.

So sind auch im Alterthum die mächtigen, über einen großen Länderraum ausgedehnten Nationen und diejenigen, welche zu einer vorübergehenden Weltherrschaft gelangten, wie die Assyrier, Babylonier, Meder, Perser, Macedonier, ungleich weniger bedeutend für die Cultur, als einzelne kleinere, auf ein engeres Gebiet beschränkte und aus einer Fremdherrschaft in die andere übergehende Völker. Dabei tritt die eigenthümliche Erscheinung hervor, daß

---

*) Siehe oben Seite 102.

jedes dieser kleinen Völker eine andere weltgeschichtliche Aufgabe von der Vorsehung zugetheilt erhalten und dieselbe erfolgreich gelöst hat. So ward dem israelitischen Volke die erhabene Mission zu Theil, den Monotheismus in seiner reinen Geistigkeit zu erhalten und fortzupflanzen; seine Heimat, das kleine Palästina, war die Wiege des Judenthums wie des Christenthums, im Mittelalter das Ziel der Kreuzzüge. Die Bewohner des noch kleinern Phöniciens waren in den frühesten Zeiten das eigentliche belebende Volk des Mittelmeeres, dessen verbindende Kraft für die drei Continente der alten Welt sie zuerst erkannten und benutzten und so die Vermittler zwischen Orient und Occident wurden; ihre Thätigkeit zur See war erst die Vorläuferin, später die Nebenbuhlerin der griechischen. Die Griechen, obwohl ursprünglich auf einen Raum von etwa 1000 Geviertmeilen beschränkt, haben die aus dem gegenüberliegenden Asien empfangenen Keime geistiger Bildung zur höchsten Blüte entfaltet und sind durch die weite Verbreitung der griechischen Cultur mittelst zahlreicher Colonieen zu einer Art geistiger Weltherrschaft gelangt. Die Aegyptier, in einem engen Thale zwischen zwei Wüstenplateaux eingeschlossen, haben zuerst von allen bekannten Völkern der Erde eine eben so mannichfaltige als eigenthümliche Cultur entwickelt, deren Blütezeit mindestens tausend, ja, in dem sogenannten alten Reiche von Memphis sogar zweitausend Jahre vor der Blütezeit der griechischen Cultur fällt, und welche daher eben so ehrwürdig durch ihr Alter als durch die aus diesem hohen Alter folgende Selbständigkeit ist. Als Hellas noch im Nebel der Mythe lag und erst begann in dem Leben der Nationen aufzutreten, als am Palatin und Aventin noch Evander's Rinder weideten, hatte das ägyptische Reich schon eine Geschichte von Jahrtausenden zurückgelegt; als der Stammvater der Israeliten nach Aegypten kam, schauten die Pyramiden von Memphis schon Jahrhunderte lang, Bergen gleich, über die Wüste empor. Als die homerischen Gesänge entstanden, war das hunderttthorige Theben schon sprüchwörtlich geworden, um Größe und Pracht einer Stadt zu bezeichnen. Ehrwürdig durch sein Alter, berühmt durch seine Künste und Wissenschaften, war Aegypten für die bedeutendsten Geister der älteren Griechen ein Land der Sehnsucht, eine Reise dahin eben so ein Bildungsziel, wie heute eine Studienreise nach Italien. Den ältesten Repräsentanten der drei großen Kunstrichtungen, Homer, Orpheus und Dädalus, schrieb die Tradition (bei Diodor I., 96 und 98) einen Aufenthalt in Aegypten zu. In der historischen Zeit wandelten Thales, Pythagoras und Plato, Hecatäus und Herodot, Lycurg und Solon in den mächtigen Hallen der ägyptischen Tempel, im Schatten der königlichen Sykomoren, deren Feigen sie beim Scheiden aßen, um sich nach der alten Sage die Wiederkehr in das interessante Land zu sichern, wo gemalte und gemeißelte Inschriften der Tempelwände und Pylone moralische Sätze enthalten und philosophische Anschauungen verkünden, in denen wir unzweideutig den Ursprung mancher Lehren der monotheistischen Religionen erkennen und ein stark aus-

geprägtes Bewußtsein des Zusammenhanges der irdischen Existenz mit einem höheren Dasein, eine lebendige Ueberzeugung von dem Wirken einer allgemeinen Weltordnung antreffen. Auch in Beziehung auf die Erkenntniß der kosmischen Verhältnisse waren die von Aegypten ausgegangenen Studien und Arbeiten lange Zeit von entscheidender Bedeutung; die Forschungen des Eratosthenes, das System des Ptolemäus beherrschten die Wissenschaft zum Theil bis in das Mittelalter.

Nach der fast zweihundertjährigen Fremdherrschaft der Perser, wie einst nach der vierhundertjährigen der Hyksos, zeigte sich die Urkraft des Landes in Boden und Klima noch so unverwüstlich, seine große Vergangenheit so anziehend, seine geographische Lage im Angelpunkte dreier Welttheile, an zwei wichtigen Meeren, auf der Schwelle zwischen Orient und Occident und an der Straße nach Indien, für den Verkehr und die Cultur von so unermeßlicher Wichtigkeit, daß Aegypten unter den drei ersten Ptolemäern eine dritte Blüteperiode während eines ganzen Jahrhunderts erlebte und der Mittelpunkt des Welthandels und der Weltbildung wurde.

Noch heute treten uns im Umkreis weniger Stunden die Reste der verschiedensten Culturperioden neben einander vor Augen. Gleich den verschiedenen Schichten, die uns die Geologie aus jenen Urzeiten vorführt, wo die Erde selbst noch in der Bildung begriffen war, können wir die mannichfaltigen Ablagerungen aller der verschiedenen Epochen einer so großartigen und eigenthümlichen Geschichte verfolgen und ihren wunderlichen Contrast eben durch das unmittelbare Nebeneinander um so mehr würdigen. Und in der That scheint es, daß mit dem gegenwärtigen Jahrhundert eine neue Aera für die Erforschung Aegyptens angebrochen sei. Zunächst hatte die Expedition Bonaparte's, wenn auch in ihrem politischen Object verfehlt, nicht allein ansehnliche positive Resultate auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung geliefert, sondern auch für die Belebung des geistigen Interesses an dem uralten Culturlande einen weitgreifenden Einfluß ausgeübt. In schneller Aufeinanderfolge sehen wir die Enthüllung des jahrtausendjährigen Geheimnisses der phonetischen Hieroglyphen (s. Nr. 39) durch Champollion, die Entdeckungen und Forschungen Belzoni's, Rosellini's, Wilkinson's, Mariette's sich vollziehen, die umfassenden gelehrten Resultate der preußischen Expedition unter Lepsius alle Zweige der ägyptischen Alterthumskunde bereichern und durch systematischen Aufbau die gediegene, wissenschaftliche Behandlung ermöglichen. Aus fast allen Ländern Europas wandern gelehrte Forscher, unternehmende Entdecker nach Aegypten. Deutschland, durch ausgezeichnete Namen, wie Gau, Brugsch, Dümichen*) u. A., bei diesem wissenschaftlichen Wetteifer der Nation würdig

*) Dümichen, einer der jüngsten deutschen Aegyptologen, hat 1865 die berühmte Königstafel von Abydos oder Sethos-Tafel „von namenlosem Werthe" gefunden. Sie stellt ein Opfer des Königs Sethos mit seinem Sohne Ramses (dem Sesostris der Griechen) dar, welches den 65 Königen von Menes bis Sethos gilt und deren Namen

vertreten, richtet seine Bemühungen namentlich dahin, die erlangten Resultate thunlichst zu verallgemeinern. Der zweckmäßigen Anlage und Ausstattung ägyptischer Museen folgt die Errichtung von Lehrstühlen der Aegyptologie bei mehreren Universitäten. Zeitschriften, Sammlungen von Abbildungen in allen Formen, Vorlesungen sorgen für die Verbreitung der bezüglichen Kenntnisse und neuen Entdeckungen. So haben wir das alte Aegypten wieder auferstanden lebendig vor uns; seine Sphinxe und Obelisken, seine Säulen, Kolosse und Tempelmauern, selbst seine Sarkophage und Grabkammern, sie reden zu uns; und wir verstehen ihre Sprache, gleichwie ihre Zeitgenossen vor Tausenden von Jahren sie verstanden; ja, diese Sprache enthüllt uns späten Epigonen von dem Sinne und Wesen der alten Aegyptier mehr, als selbst deren mitlebende Nachbarvölker davon wußten. Ist es nicht eine wahrhaft erhebende Thatsache, diese Wiedererweckung einer so lange Zeit todt und stumm gelegenen Geschichts- und Culturepoche durch die Wissenschaft!

---

33. Die Urgeschichte der Aegyptier.

(Nach Max Uhlemann, Handbuch der ägyptischen Alterthumskunde.)

Alle Dynastieen-Verzeichnisse, so sehr sie auch in anderen Königsnamen von einander abweichen, nennen doch übereinstimmend Menes als ersten König des Landes. Er schützte das Land durch eine großartige Aufdämmung. Während nämlich ehemals der Fluß an der sandigen Bergkette Libyens hinlief, soll Menes etwa 100 Stadien oberhalb von Memphis die Flußbiegung aufgedämmt und den Lauf des Flusses geändert haben, so daß nunmehr einerseits der Strom gezwungen wurde, mitten zwischen den beiden Bergketten hinzufließen, und andererseits in dem trocken gelegten alten Flußbette eine Stadt, Memphis, gegründet und erbaut werden konnte. Diese Stadt hatte einen Umfang von 150 Stadien und war zu allen Zeiten besonders berühmt durch den gleichfalls von Menes begründeten und von späteren Königen erweiterten und verschönerten Ptahtempel, welcher der Inschrift von Rosette zufolge noch unter den Ptolemäern sein altes ehrwürdiges Recht als einer der vorzüglichsten Reichstempel bewahrte, da in ihm die Königs- und Priesterweihe Statt fand, der sich die Könige nach alter Sitte der Pharaone unterziehen mußten.

Die zehn von Manetho angegebenen Dynastieen, welche vor Sesostris, der in die zwölfte gehört, und neben der Menesfamilie regiert haben, bieten

---

in langen Reihen aufgeführt sind. Die Namen stimmen mit denen des Manetho wunderbar überein. Dieser uralte Stammbaum führt uns beinahe 4000 Jahre vor unsere Aera zurück und schließt etwa 1400 v. Chr. mit Sethos, dem großen Vater des größern Ramses. (Nach G. Ebers in A. Petermann's Mittheilungen.)

eine Reihe von 184 Königen, von denen uns wenig mehr als ihre Namen und Regierungsjahre mitgetheilt wird. Eben so gibt Herodot die Anzahl der Könige von Menes bis Sesostris auf 330 an, von denen er fast nichts zu erzählen weiß. Als die drei berühmtesten Pyramidenerbauer nennt er Cheops, Chephren und Mycerinus, und durch die Denkmäler sind die Namen bestätigt worden.

Zwar ist es jetzt fast allgemein anerkannt, daß die Pyramiden Grabdenkmäler der ältesten memphitischen Könige gewesen seien, aber die Alterthumsforscher älterer sowohl wie neuerer Zeit haben sich oft nicht denken können, daß diese unermeßlichen Riesenbauwerke keinen andern Zweck hätten haben sollen, als nur den, die Mumie eines Königs in ihrem Innern zu bergen. Man hat sie deßhalb bald für astronomische Beobachtungsthürme, bald für symbolische Darstellungen, bald für Kornkammern oder Aehnliches ansehen wollen. Aber allen diesen Zwecken würden sie weder genügt noch entsprochen haben. Als astronomische Sternwarten und Beobachtungsthürme würden sie nicht in so großer Anzahl dichtgedrängt nur allein bei Memphis stehen, sondern auch in anderen Theilen des Landes, besonders bei Heliopolis errichtet worden sein, deren Priester wegen ihrer astronomischen Kenntnisse und Beobachtungen berühmt waren; auch müßten zu diesem Zwecke ihre Spitzen zugänglich gewesen sein, während die meisten mit polirten Steinen belegt und unbesteigbar sind. Wären sie, wie Andere meinten, symbolische Darstellungen des Schattenreiches und des Lebens nach dem Tode gewesen, so wäre es wiederum wunderbar, daß sie sich nur allein bei Memphis finden; auch würde man wohl vergeblich fragen und einen Aufschluß darüber verlangen, worin die Aehnlichkeit und symbolische Beziehung des Sinnbildes zu der Idee, welche sinnbildlich dargestellt werden sollte, bestanden habe. Und wie hat man sie endlich für Kornhäuser ansehen können, da ihre ganze innere Einrichtung dieser Vermuthung widerspricht, da sie keine großen Räume, sondern nur kleine Grabkammern enthalten, da endlich ihre luftdichte Bauart keinen Luftzug gestattete, der doch aufzubewahrendem Getreide unentbehrlich ist? Sie waren nichts als Grabmäler der Könige, und ihr ägyptischer Name Puro-ma, woraus Pyramide entstanden ist, bedeutet nur einen königlichen Ort, eine königliche Grabstätte. Da die Priester lehrten, daß nach dem Tode die Seele den Körper verlasse, die Leiber verschiedener Thiere durchwandere und erst nach einer Reihe von Jahrtausenden in denselben menschlichen Körper zurückkehre, um denselben von Neuem zu beleben, so lag es in dem Interesse eines Jeden, entweder die Seele in dem Körper zurückzuhalten und so ganz der gefürchteten Wanderung zu entziehen, oder wenigstens den Körper bis zu seiner einstigen Wiederbelebung vor jeder möglichen Verunglimpfung, Beunruhigung und Vernichtung zu bewahren. Deßhalb wurden alle Aegyptier nach ihrem Tode sorgfältig einbalsamirt und in luftdichten, verschlossenen Katakomben beigesetzt, deßhalb erbauten tyrannische Könige die Pyramiden

als die festesten Grabstätten, und konnten zugleich damit den Zweck verbinden, Tausende von müßigen Leuten und unruhigen Köpfen zu beschäftigen und in drückender Knechtschaft zu halten.

Die größte dieser Pyramiden, die des Cheops, ist noch jetzt fast 500 Fuß hoch und enthält in ihrem Innern drei über einander liegende Grabkammern, was Lepsius dadurch zu erklären sucht, daß man die obere im Voraus für den Fall bereit gemacht habe, daß der König starb, ehe man die Felsenkammer unter der Pyramide vollendet hatte. Herodot erzählt, Cheops sei ein ruchloser und tyrannischer Fürst gewesen; er habe alle Tempel verschließen und alle Opfer abstellen lassen, auch befohlen, daß alle Aegyptier nur für ihn arbeiten sollten. Demnächst schildert er die unermeßlichen Menschenkräfte, welche zum Bau verwendet wurden. Die Einen mußten aus den Steinbrüchen im arabischen Gebirge Steine bis an den Nil schleppen, Andere mußten sie auf Fahrzeugen über den Strom schaffen, noch Andere endlich dieselbigen am jenseitigen Ufer in Empfang nehmen und weiter nach dem sogenannten libyschen Gebirge bringen. Dabei arbeiteten zehnmal zehntausend Menschen, welche einander nach je drei Monaten ablösten. In diesem Frohndienste gingen allein zehn Jahre über der Anlegung eines Dammes hin, auf welchem die Pyramide erbaut werden sollte. Weitere zehn Jahre verwendete man darauf, in dem Hügel, auf welchem die Pyramide steht, die Grabkammern zuzurichten, und endlich brachte man noch zwanzig Jahre bei dem Bau der Pyramide selbst zu.

Der Nachfolger des Cheops, welcher die zweite Pyramide, die vierzig Fuß niedriger war und auch keine unterirdischen Gemächer hatte, erbaute, war Chephren. Da auch dieser König, wie seine Vorgänger, das Volk knechtete, den Gottesdienst hinderte und die Tempel verschlossen ließ, so wurde auch er vom Volke verwünscht und verflucht, und Beider Namen waren den Aegyptiern auch in späterer Zeit so verhaßt, daß sie dieselben nur höchst ungern aussprachen.

Erst unter des Chephren Sohn oder Bruder, Mycerinus oder Mencheres, konnte Aegypten nach langem Drucke wieder frei aufathmen. Zwar erbaute auch er eine Pyramide, aber eine viel kleinere als seine Vorgänger, und ohne seine Unterthanen zu quälen und zu harten Frohndiensten zu zwingen; auch erwarb er sich die besondere Liebe und den Dank des Volkes dadurch, daß er selbst die bisher geschlossenen Tempel wieder öffnete und das bis zur äußersten Noth bedrängte Volk zu seinen Opfern, Festen und zu seinen Privatbeschäftigungen und Arbeiten zurückkehren ließ. Aber trotz seiner Milde und Gerechtigkeit, trotz seiner glücklichen und segensreichen Regierung, trotz der Liebe seiner Unterthanen, die er sich erworben, war ihm selbst das Schicksal unhold und er wurde von Unglücksfällen aller Art verfolgt, während seine ungerechten Vorfahren in ungetrübtem Glücke eine lange Regierung geführt hatten.

Während seiner kurzen Regierung kam ihm ein Orakel aus Buto zu,

daß er nur noch sechs Jahre zu leben habe und im siebenten sterben werde. Hierüber aufgebracht, sandte er an das Orakel und ließ der Gottheit Vorwürfe darüber machen, daß seine beiden gottlosen Vorgänger, die die Tempel verschlossen und das Volk ins Verderben stürzten, so lange gelebt und geherrscht hätten, während ihm selbst bei aller seiner Frömmigkeit ein so schleuniges Ende bevorstehen solle. Das Orakel antwortete, eben deßhalb werde sein Leben schnell zu Ende geführt, weil er nicht gethan habe, was er hätte thun sollen. Denn es solle nun einmal Aegypten 150 Jahre lang schlimm ergehen. Als Mycerinus nun sah, daß der Beschluß der Gottheit unabänderlich feststand, ließ er bei Nacht ganz Aegypten erleuchten, trank dabei und ließ sichs ohne Unterlaß bei Tag und Nacht wohl gehen, und hoffte auf diese Weise das Orakel, dem er zürnte, Lügen strafen und aus den ihm noch verheißenen sechs Jahren deren zwölf machen zu können, indem er auch die Nächte zu Tagen machte. Die von ihm hinterlassene Pyramide, in der auch seine Mumie beigesetzt wurde, war viel kleiner als die seiner Vorgänger. Aber während die meisten Pyramiden schon durch die Neugier und die Habsucht der alten Khalifen vielfach zerstört, während unter Saladin die Bekleidungen derselben als Steinbrüche benutzt und zu anderen Bauten verwendet wurden, ist des gerechten Mycerinus Leiche vom Schicksale erhalten worden. Sie ruht jetzt in der weltbeherrschenden Insel unter den erhabensten Resten menschlicher Kunst, während der Sarkophag selbst, welcher aus einem dunkelbraunen, im Bruch blauen Basalt sehr schön gearbeitet gewesen sein soll, leider auf dem Wege nach England an der spanischen Küste untergegangen ist.

Endlich ist noch ein Königsname zu erwähnen, welchen Herodot kurz vor Sesostris nennt, nämlich **Möris**, der Urheber des nach ihm benannten Mörissees, geeignet, bei der Nilschwelle das überflüssige Wasser in sich aufzunehmen und dasselbe beim Zurücktreten der Flut den Canälen wiederzugeben und dennoch so viel zurückzubehalten, als zur Bewässerung nothwendig ist. Herodot nennt ihn ein noch bewunderungswürdigeres Werk als das an ihm liegende Labyrinth selbst, und behauptet, er sei von Menschenhänden gemacht und gegraben. Mitten im See standen zwei Pyramiden, auf deren jeder sich ein steinernes, auf einem Throne sitzendes Bild befand. Das Wasser war aus dem Nil durch einen Graben in den See hineingeleitet. Nach neueren Untersuchungen war der See selbst ein natürlicher, auch hat man mehrere ansehnliche Quellen in demselben entdeckt, so daß er selbst ohne den Zufluß aus dem Nil niemals völlig austrocknen würde; das staunenerregende Menschenwerk war ohne Zweifel ein doppelt gemündeter Canal, welcher zu demselben führte und dessen beide Mündungen durch eine Schleuse geöffnet oder verschlossen werden konnten.

Liegt auch die bisherige Geschichte Aegyptens nur sehr fragmentarisch vor, so geht doch aus einzelnen Zügen derselben hervor, daß das Volk schon nach und nach seine Kraft zu einer gewissen Blüte entwickelt hatte; Künste und

Wissenschaften waren erfunden und gediehen auf erfreuliche Weise unter dem Schutze kräftiger Regenten; große Bauwerke, Städte, Canäle, Wälle und Denkmäler aller Art waren errichtet, die Verfassungen der einzelnen kleineren Staaten waren geordnet; Aegypten bedurfte nur eines tüchtigen, thatkräftigen, das gesammte Land unter sein Scepter vereinigenden Regenten, um der ganzen Welt Gesetze vorschreiben zu können. Dieser Held wurde ihm in Sesostris*) geboren.

34. Sesostris (Ramses der Große).

(Nach Max Uhlemann, Handbuch der ägyptischen Alterthumskunde.)

Aegypten erreichte den Gipfel seiner Größe und seines Glanzes unter Ramses dem Großen, den die Griechen Sesostris nennen. Um ihn zu künftigen Kriegsthaten tüchtig zu machen, ließ ihn sein Vater gemeinschaftlich mit denjenigen Knaben, welche mit ihm an demselben Tage in ganz Aegypten geboren worden waren, erziehen, schon frühzeitig in den Waffen üben und zu kriegerischen Unternehmungen heranbilden. Nachdem er selbst den Thron bestiegen hatte, faßte er den großartigen Entschluß, alle Reiche des Erdbodens zu erobern und zu einer Universal-Monarchie zu vereinigen.

Bevor er jedoch seinen großen Kriegszug antrat, mußte es seine erste Sorge sein, seine Mitstreiter zum Kriege geneigt zu machen, den Zurückbleibenden Ruhe und Frieden zu sichern und Neuerungen vorzubeugen, welche seine Herrschaft im eigenen Lande hätten gefährden können. Er erwarb sich deßhalb zunächst den Dank und die Liebe seines Volkes durch beträchtliche Schulderlasse und Geschenke an Gold und Ländereien. Demnächst theilte er das ganze Land in 36 Districte oder Nomen ein und stellte an die Spitze eines jeden derselben einen Statthalter oder Nomarchen, so daß er, über die Verwaltung des Reiches während seiner Abwesenheit beruhigt, nunmehr zur Ausrüstung seines Kriegsheeres schreiten konnte. Obgleich nämlich Aegypten eine nicht unbedeutende Kriegerkaste, die das Land zu schützen verpflichtet war, besaß, so hielt er diese doch nicht zu seinem großartigen Zwecke genügend und vermehrte sein Kriegsheer durch Anwerbung der kräftigsten Leute aus den anderen Kasten bis auf 600,000 Mann Fußvolk, 24,000 Reiter und 27,000 Streitwagen. Außerdem unterhielt Sesostris eine Flotte von 400 Schiffen im Rothen Meere, welche die Inseln und Küsten des Festlandes bis nach Indien hin angreifen sollte, und eine zweite im Mittelländischen Meere, welche Cypern, die Seeküste von Phönicien und einige der cykladischen Inseln eroberte.

*) Der Verfasser rechnet den Sesostris zum alten Reiche (und zwar zur 12. Dynastie des Manetho), während er nach anderen Forschungen identisch ist mit Ramses dem Gr. (aus der 18. Dynastie).

Mit diesem großen Heere brach Sesostris zunächst gegen Aethiopien auf, welches er ohne Mühe eroberte und tributpflichtig machte. Man sieht also, daß die Eroberungen, welche er noch bei Lebzeiten seines Vaters gemacht haben sollte, sich nicht weit erstreckt haben können, da er erst jetzt das Nachbarland Aethiopien überwand und unterjochte. Von hier aus soll er mit seiner Flotte über das Meer von Afrika nach Asien geschifft sein und theils die Inseln, theils das feste Land vom Indus bis an den Ganges unterworfen haben; doch ist es wahrscheinlicher, daß wenigstens ein großer Theil des Heeres auf dem Landwege über die Landenge von Suez nach Asien gezogen und dort wieder zu ihm gestoßen sei, da mit den unvollkommenen Schiffen damaliger Zeit unmöglich eine Armee von fast 700,000 Mann mit Rossen und Wagen übergesetzt werden konnte. Weiter vordringend eroberte er Scythien bis an den Don, Kolchis, Kleinasien, und mit einer auf dem Mittelmeere kreuzenden Flotte die Inseln des Archipelagus. Endlich zog er nach Europa hinüber, rückte bis an die Donau vor und machte diesen Fluß zur Grenze seines Siegeslaufes; kurz, er durchzog und besiegte als ein würdiger Vorgänger Alexander des Großen die ganze damals bekannte und bevölkerte Welt, und steckte seinen Kriegszügen da ein Ziel, von wo aus Jener ein Jahrtausend später die seinigen begann. Um aber seinen und seines siegreichen Heeres Ruhm überall zu verherrlichen, errichtete er in allen von ihm unterworfenen Ländern Denksäulen, auf welchen Inschriften angebracht waren, in denen angegeben war, ob das besiegte Volk muthigen Widerstand geleistet oder sich feige und ohne einen Vertheidigungsversuch ergeben habe. Solche Denksäulen waren freilich zu Herodot's Zeiten schon sehr selten geworden, zumal da sicherlich die meisten Völker dieselben als Denkmäler ihrer Schande sogleich nach des Sesostris' Abzuge wieder vernichtet haben; aber dennoch versichert Herodot, daß er selbst im paläftinischen Syrien dergleichen Säulen mit den erwähnten Inschriften gesehen habe. Auch gab es zu desselben Zeit in Jonien noch zwei in Feldsteine eingehauene Abbilder des Sesostris auf dem Wege von Ephesus nach Phocäa und auf dem von Sardes nach Smyrna. An beiden Orten war ein großer Mann eingegraben, welcher einen Speer in der Rechten und einen Bogen in der Linken trug, auch im Uebrigen mit einer ägyptischen Rüstung angethan war, und auf dessen Brust von einer Schulter zur andern hinlaufend eine Hieroglyphen-Inschrift eingehauen war, welche besagte: „Dieses Land habe ich mit meinen Armen in Besitz genommen". Während jedoch Herodot und Diodor diesen ägyptischen Heldenkönig überall siegen lassen, berichten Andere, er habe vor den Scythen zurückweichen müssen und auch gegen die Kolchier nichts ausgerichtet.

Seine Einrichtungen und Gesetze, Bauwerke und Kunstanlagen zum Heil und Segen für das Volk haben sich bis in die späteste Zeit erhalten und als nützlich und vortheilhaft erwiesen, während seine großen Eroberungen

von keinem bedeutenden Einflusse für die Entwicklung des Staates waren und nur kurze Zeit festgehalten werden konnten. Zunächst verdankt ihm das Land einen großen Theil seiner Cultur und Fruchtbarkeit. Denn viele Gegenden desselben waren vor ihm theils wegen übermäßiger Ueberschwemmung, theils vom Nil allzuweit entfernt wegen gänzlichen Wassermangels unbewohnbar gewesen. Diesem Uebelstande suchte er dadurch abzuhelfen, daß er vermittelst der Gefangenen, die er mitgebracht hatte, das ganze Land von Canälen durchziehen ließ, welche einerseits eine allzugroße Ueberschwemmung mäßigten, andererseits das segensreiche Nilwasser entfernteren Gegenden zuführten; doch konnte seitdem das Land weder beritten noch befahren werden. Ebenso ließ Sesostris durch das ganze Land eine große Anzahl von Dämmen ziehen, auf denen später ganze Städte erbaut werden konnten, er schützte die Grenze des Landes nach Arabien hin von Pelusium bis nach Heliopolis gegen die Streifzüge der Araber durch eine 1500 Stadien lange Mauer; endlich verdankte auch eine große Anzahl von Tempeln, Obelisken und Götterbildern ihm ihren Ursprung. An allen diesen verschiedenen Denkmälern soll er in unzähligen Inschriften mit besonderem Stolze sich gerühmt haben, daß er nur Kriegsgefangene zu denselben verwendet habe, und daß kein einziger Aegyptier bei ihnen beschäftigt worden sei. So war Sesostris groß als Kriegsheld, groß durch Beförderung und Begünstigung der Künste und Wissenschaften, groß in den mannichfachsten Werken des Friedens. Was sein Lebensende betrifft, so wird erzählt, er sei in hohem Alter erblindet, und Verzweiflung über den Verlust seines Gesichtes habe ihn zum Selbstmorde geführt, welchen die ägyptischen Priester als eine hochherzige und muthige That ganz besonders an ihm rühmten.

Ist aber bisher Sesostris als eine vollständig historische Person betrachtet worden, so ist damit noch keineswegs zugestanden, daß zugleich auch alle über ihn mitgetheilten Nachrichten historisch sein müssen. Sesostris war ein uralter Heldenname, auf den ohne Zweifel Vieles übertragen wurde, was ihm fremd war, und dessen Thaten man gern vergrößerte und mit interessanten Zügen ausschmückte.

---

35. Aegypten unter den letzten Pharaonen.

(Nach Max Duncker, Geschichte des Alterthums.)

Mit dem Tode des großen Ramses (1328 v. Chr.) hatte Aegypten aufgehört, die erste Großmacht der alten Welt zu sein. Unter seinen nächsten Nachfolgern kehrt Aegypten zu derselben Zeit, da Assyriens kriegerischer Aufschwung beginnt, d. h. seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, von seiner Höhe zu einem friedlichen und stillen Leben innerhalb seiner alten und natürlichen

Grenzen, innerhalb des Nilthales, zurück. Es verfließt eine Periode von mehr als fünfhundert Jahren ohne Thaten und Andenken (sogar den Eroberungen der Assyrier in Syrien widersetzen sich die friedlichen Pharaone nicht), bis Aegypten um die Mitte des achten Jahrhunderts von einem großen Unfall betroffen wird.

Die Aethiopier vergalten jetzt den Aegyptiern ihre alten Eroberungen, indem sie unter ihrem Fürsten Sabako in Aegypten einfielen. Der Pharao Bokchoris, welcher eben seine Residenz nach Sais verlegt hatte, wurde überwältigt und erschlagen. Sabako bestieg den Thron von Aegypten. In den inneren Zuständen des Landes wurde durch diese zweite Fremdherrschaft wenig geändert. Sabako wird als ein milder und weiser Herrscher gerühmt, er ließ neue Canäle graben und neue Dämme aufschütten; die zum Tode verurtheilten Verbrecher soll er zu diesen Arbeiten verwendet haben. An Sabako's Nachfolger, den Aethiopier Sevechos, wandte sich König Hosea von Israel, um Hülfe von Aegypten gegen die Assyrier zu erlangen. Es war gewiß vom höchsten Interesse für Aegypten, die Festsetzung der assyrischen Macht in so drohender Nähe zu verhindern; aber Sevechos hinderte den Fall Samaria's nicht. Bereitwilliger zeigte sich Tirrhaka, der dritte Aethiopier, welcher Aegypten beherrschte, den Aufforderungen des Königs Hiskia von Juda nachzukommen. Im Süden Juda's lagerten sich die Streiter von Nubien und Dongola den Kriegern vom Euphrat und Tigris gegenüber. Wir wissen, daß Jerusalem gerettet wurde und daß Tirrhaka Sculpturen, welche sich auf seinen Zug gegen die Assyrier beziehen, auf dem Thorgebäude des Palastes von Medinet-Habu eingraben ließ.

Mit Tirrhaka endete die äthiopische Herrschaft in Aegypten nach einer Dauer von etwa fünfzig Jahren. Wichtiger als diese Herrschaft selbst war für Aegypten die Art, wie es sich von derselben befreite. Der Widerstand gegen die Aethiopier scheint von der gestürzten Königsfamilie, von den Nachkommen des Bokchoris von Sais, ausgegangen zu sein, andere Landschaften folgten unter ihren Vorstehern oder neuen Führern, welche an ihre Spitze traten, diesem Anstoß. Auf diese Weise sollen zwölf Fürsten (die Dodekarchen) nach der Vertreibung der Aethiopier zuerst abgesondert über Aegypten geherrscht haben, bis sie zusammentraten und ein Bündniß mit einander abschlossen. Als Zeichen und Denkmal der gemeinsamen Herrschaft und der wiederhergestellten Einheit des Landes unternahmen sie es, den großen Reichspalast des Amenehma, das Labyrinth, wieder herzustellen.

Unter diesen zwölf Fürsten war ein Abkömmling der letzten Königsfamilie, des Bokchoris von Sais, Psammetich, der unter der Herrschaft der Aethiopier, die seinen Vater getödtet hatten, nach Syrien gerettet worden war, bis ihn die Saïten nach dem Sturz der Fremdherrschaft wieder zurückgeführt hatten. Da Psammetich einen legitimen Anspruch auf die Alleinherrschaft über Aegypten hatte, so mußten ihn die übrigen Fürsten mit Argwohn und Eifersucht

betrachten. Diese steigerten sich dadurch, daß der junge Psammetich die Häfen seines Gebietes den Phöniciern und Griechen öffnete und den Handel derselben begünstigte. So beschlossen die anderen Fürsten, ihn zu verderben, überzogen ihn mit Krieg und trieben ihn in die Sümpfe an der Meeresküste.

Herodot erzählt die Vertreibung des Psammetich in seiner Weise. Beim gemeinsamen Opfer der zwölf Fürsten im Tempel des Ptah zu Memphis sei es geschehen, daß der Priester nur elf goldene Opferschalen gebracht habe und Psammetich seinen Helm vom Haupte nahm und aus diesem spendete. Da gedachten die Fürsten einer Weissagung, welche ihnen früher zu Theil geworden war, daß derjenige von ihnen, welcher aus einer ehernen Schale opfere, die Herrschaft über ganz Aegypten gewinnen werde, und verbannten Psammetich in die Sümpfe am Meer. Psammetich aber wollte Rache nehmen an seinen Verfolgern und sendete zum Orakel nach Buto, sich dort Rath zu holen. Er erhielt den Ausspruch: „eherne Männer, die von der See kämen, würden ihn rächen". Bald darauf seien Jonier und Karier, die auf Seeraub ausgelaufen waren, nach Sitte der Griechen in Erz gerüstet, gelandet und hätten die Felder geplündert. Mit diesen schloß Psammetich Freundschaft und bewog sie durch große Versprechungen, ihm zu helfen.

Psammetich siegte endlich nach einem Kampfe von acht Jahren in der entscheidenden Schlacht bei Momemphis, seine fürstlichen Gegner blieben theils auf dem Schlachtfelde, theils entflohen sie nach Libyen. Die Alleinherrschaft war in Aegypten fünfundzwanzig Jahre nach der Vertreibung der Aethiopier wieder hergestellt. Von Sais war Psammetich's Macht ausgegangen, hier blieb sein Herrschersitz und der seines Hauses. In der Stadt erhob sich eine prächtige Königsburg.

Psammetich (654—616) hatte seine Herrschaft vornehmlich durch Fremde gewonnen und war gezwungen, sie auf Fremde zu stützen. Dadurch erhielt das altägyptische Wesen einen Stoß, welcher der Einheit und Kraft des Landes verderblich werden mußte. Ausländer bekamen bedeutende Stellen im Staate und im Heere, ja, die Söhne des Königs wurden mehr in hellenischer als in ägyptischer Weise unterrichtet. Die Jonier, welche dem Psammetich das Reich erkämpft hatten, wurden zwischen Bubastis und Pelusium an beiden Ufern des östlichen Nilarmes angesiedelt. Phönicische Söldner wurden nach Memphis gelegt und gründeten hier ein besonderes Stadtquartier: „das Lager der Tyrier". Der Verkehr Aegyptens mit den seefahrenden Völkern des Mittelmeeres, den Phöniciern und Joniern, war bisher auf einzelne Häfen beschränkt gewesen. Jetzt öffnete Psammetich den Phöniciern und Griechen alle Häfen, die Fremden erhielten Erlaubniß, auch das Binnenland zu betreten, sie wurden freundlich aufgenommen und ihrem Handel völlige Sicherheit verschafft. So geschah es, daß die Griechen in ziemlicher Anzahl in Unter-Aegypten ansäßig wurden. Aus ägyptischen Knaben, welche Psammetich den ionischen Söldnern zur Erziehung übergeben hatte, entstand die Kaste

der Dolmetscher, welche den Verkehr der Fremden mit den Einheimischen vermittelten und in den folgenden Jahrhunderten die Führer der Reisenden wurden, die Bauwerke der großen Pharaone zeigten und die Geschichten und Anekdoten von den alten Herrschern erzählten, von denen uns Herodot die zu seiner Zeit gangbarsten aufbehalten hat.

Nachdem Psammetich seine Herrschaft im Innern befestigt, strebte er danach, Aegyptens Ansehen auch nach Außen wieder geltend zu machen. Er gedachte das Sinken der assyrischen Macht zu benutzen, um die Küste Syriens zu erobern. Er traf aber auf den hartnäckigsten Widerstand Seitens der Philister, und der Einfall der Scythen unterbrach seine Unternehmungen; es vergingen fast dreißig Jahre, ehe Gaza, Askalon und Asdod eingenommen waren. Auch die Zustände im Lande hemmten und verzögerten Psammetich's Erfolge in Syrien. Das Volk mochte den Bruch des alten Lebens schmerzlich empfinden; vor Allem reizte die Bevorzugung der griechischen Söldner die einheimische Kriegerkaste. Wie Diodor berichtet, war es nach einem der Feldzüge gegen die Philister in Syrien, daß eine große Zahl ägyptischer Krieger, mehr als 200,000 Männer, empört, daß die Jonier den Ehrenplatz in der Schlachtordnung erhalten hatten, auszuwandern beschlossen. Sie wandten sich nilaufwärts nach Nubien und sollen wesentlich dazu beigetragen haben, die ägyptische Bildung nach Aethiopien zu verpflanzen, welche hier schon lange vor dieser Einwanderung sowohl durch die Herrschaft der Pharaone über Nubien als durch die Herrschaft der Aethiopier über Aegypten Wurzel geschlagen hatte.

Psammetich's Sohn Necho (616—600) behielt die Restauration der ägyptischen Macht im Auge und schritt auf den Wegen seines Vaters mit verstärkter Thätigkeit und größerer Kühnheit vorwärts. Wenn Psammetich die Häfen des Delta den Phöniciern und Joniern geöffnet hatte, so faßte Necho den Plan, den Seehandel des Mittelmeeres mit dem Verkehr auf dem arabischen Meerbusen in directe Verbindung zu setzen. Zu diesem Ende nahm er den bereits von Ramses dem Gr. begonnenen Canal, welcher damals bis in die Gegend der Bitteren Seen geführt worden war, wieder auf. Eine Weissagung soll den König veranlaßt haben, von der Vollendung des Canals abzustehen, weil er für die Barbaren arbeite. Strabo gibt an, daß der Tod des Königs die Arbeiten unterbrochen habe. Das Richtige ist wohl, daß die Gefahren und Unfälle des syrischen Krieges die Vollendung des großen Baues hinderten. In demselben Interesse der Förderung des Handels und der Seefahrt sandte Necho phönicische Männer auf dem Rothen Meere ab mit dem Auftrage, durch die Säulen des Hercules heimzukehren. Diese Phönicier fuhren nun, so berichtet Herodot, in das Südmeer. Und wenn es Herbst ward, gingen die Schiffer immer an das Land und besäeten das Feld, wo sie jedesmal in Libyen (Afrika) waren und warteten die Ernte ab, und wenn sie geerntet hatten, gingen sie wieder zu Schiffe, also so daß sie, nachdem zwei Jahre vorüber

waren, im dritten herumbogen um die Säulen des Hercules und in Aegypten ankamen. Und sie erzählten, was mir unglaublich ist, sagt Herodot, vielleicht aber einem Andern nicht, wie sie um Libyen herumgeschifft, hätten sie die Sonne zur rechten Hand gehabt. Gerade mit dieser ihm unglaublichen Angabe der Phönicier beweist Herodot die Umschiffung Afrika's. Sobald der Aequator durchschnitten war, mußte die Expedition die Sonne im Norden, d. h. zur Rechten erblicken, was dem Herodot nach griechischer Vorstellung von Sonne und Erde allerdings unmöglich erscheinen konnte.

Necho's Sinn war nicht bloß auf die Werke des Friedens gerichtet. Wie er den Canal des Ramses aufgenommen, so sollte Aegypten auch wieder, wie zur Zeit jenes großen Herrschers, eine Kriegsflotte besitzen. In den Häfen des Delta wie auf dem Rothen Meere ließ er Kriegsschiffe erbauen; Herodot hat die Werfte, die zu diesem Behufe errichtet waren, noch gesehen. Mit Hülfe dieser Flotte gedachte Necho die Unterwerfung Syriens, welche sein Vater begonnen hatte, zu vollenden. Wie unglücklich diese große Expedition, welche Necho im Jahre 608 begann, nach dem glücklichsten Anfang, nach den Erfolgen in Syrien mit der Niederlage von Karchemis (604) am Euphrat endete, haben wir oben (S. 51) bereits gesehen.

Necho's Enkel, Hophra (Apries, 594—570), versuchte es, die Befestigung der babylonischen Herrschaft in Syrien zu hindern. Das Reich der Juden, schon zwei Mal von den Babyloniern (600 und 597) unterworfen, erwartete nur die Verheißung ägyptischer Hülfe, um die Waffen von Neuem zu ergreifen. Hophra versprach, ein Heer zu senden, und die Juden erhoben sich zum dritten Male gegen Nebukadnezar. Aber ehe die Aegyptier herankamen, wurden die Juden in Jerusalem und in die übrigen festen Orte des Landes eingeschlossen. Hophra war nicht im Stande, den Fall der Hauptstadt nach einer erneuerten Einschließung, nach einer Belagerung von achtzehn Monaten zu verhindern (588). Eben so wenig Erfolg hatten seine Versuche, die Phönicier vor der Herrschaft Nebukadnezar's zu bewahren, oder selbst die Küste Phöniciens zu erwerben.

Thöricht genug wollte Hophra das, was hier im Osten unwiederbringlich verloren schien, durch eine weitaussehende Unternehmung im Westen wieder gewinnen. Libysche Stämme baten um Hülfe gegen die schnell aufblühende Macht der Stadt Cyrene, welche die Griechen vor etwa sechszig Jahren an ihrer Küste gegründet hatten. Hophra sandte ein großes Heer zur Eroberung von Cyrene ab, aber die Cyrenäer schlugen dasselbe auf das Haupt. Auf dem Rückzuge empörten sich die Trümmer des ägyptischen Heeres gegen den Pharao; weil die griechischen Söldner in Aegypten geblieben waren, wähnten sie, der König habe sie absichtlich ins Verderben geschickt, und stellten den **Amasis** an ihre Spitze. Hophra zog ihnen mit 30,000 Joniern und Kariern entgegen. Die Tapferkeit der Jonier erlag der Ueberzahl, Hophra ward in der Gegend von Momemphis geschlagen und gefangen. Bei demselben Orte,

an welchem einst der Urgroßvater die Herrschaft gewonnen hatte, verlor sie der Urenkel. Amasis dachte des gefangenen Königs zu schonen, aber das Volk verlangte, daß er ihm überliefert werde, und erwürgte ihn.

So endete Psammetich's Geschlecht in Aegypten nach einer Herrschaft von hundert Jahren. Amasis (570—526), ein Mann von niederer Herkunft, bestieg den Thron der Pharaone. Seine Regierung war im Ganzen friedlich und, merkwürdig genug: die Begünstigung der Ausländer, insbesondere der Griechen, und des fremden Wesens behielt nicht nur Bestand unter seiner Herrschaft wie unter dem Hause Psammetich's, sondern wurde von Amasis noch weiter ausgedehnt, obwohl er gerade, um den Einfluß der Ausländer zu brechen, von den Aegyptiern emporgehoben worden war, obwohl er sich erst durch Besiegung der fremden Söldner den Weg zum Throne hatte bahnen müssen. Amasis nahm seine Leibwache aus den Joniern; den griechischen Kaufleuten zu Naukratis gestattete der König, daß sie hier unter ihren eigenen Vorstehern und eigener Gerichtsbarkeit lebten; selbst ihren Göttern durften die Griechen in Aegypten Altäre und Tempel errichten, ja, der König gab die dazu nothwendigen Grundstücke her, was die Priester des Landes, alle Aegyptier von alter Gesinnung mit Schauder und Abscheu erfüllen mußte. Amasis ging noch weiter. Er ehrte sogar selbst die griechischen Götter durch Weihgeschenke. Mit den Cyrenäern hatte Amasis Friede und Freundschaft geschlossen, mit dem Tyrannen Polykrates von Samos, der um das Jahr 540 emporkam, trat er in sehr nahen Verkehr.

In einem Bestreben sind sich die Herrscher Aegyptens vom Beginn bis zum Untergange des Reiches gleich geblieben: in dem Eifer, große Bauten zu errichten. Amasis bewohnte, wie das Geschlecht Psammetich's, welches er gestürzt hatte, die Königsburg zu Sais. In dieser Stadt errichtete er denn auch die schönsten Gebäude: eine Halle der Göttin Neith, welche alle anderen an Höhe und Umfang übertraf, große Kolosse und Sphinxe und ließ aus Elephantine eine aus einem Stein gehauene Capelle herbeischaffen, welche vor dem Tempel der Neith aufgestellt wurde. Zweitausend Arbeiter hatten drei Jahre zu thun, diese Capelle auf dem Strome von Elephantine nach Sais herunterzuschaffen.

Aegypten war in Reichthum und Wohlleben unter Amasis' Herrschaft; die neue Handelsfreiheit trug ihre Früchte und brachte eine Menge Geld ins Land. Aegypten zählte damals nach Angabe der Priester 20,000 Flecken und Städte. Aber es waren die letzten Zeiten ägyptischen Glanzes. Bereits erfüllte der Ruf von den Siegen des Cyrus den Orient. Der Reihe nach fielen die Großmächte Medien, Lydien, Babylonien vor seinen Waffen; Amasis versäumte es, den Babyloniern und Lydiern rechtzeitig Hülfe zu bringen. Nun war die vierte Großmacht, Aegypten, allein noch übrig und ausschließlich auf ihre eigene Kraft und die Tapferkeit der griechischen Söldner angewiesen. Schon bereitete Cambyses, des Cyrus' Sohn, eine große Rüstung

gegen Aegypten, als Amasis starb (526). Er hinterließ seinem Sohn Psammenit die schwere Aufgabe, dem Angriff der Perser zu widerstehen. Dessen Untergang s. oben S. 78 f.

---

36. Die Religion der Aegyptier.

(Nach C. C. J. Bunsen, Aegyptens Stellung in der Weltgeschichte.)

Die Aegyptier haben das zum dumpfen Fetischdienst hinneigende Afrika hineingezogen in den mythologischen Bildungstrieb Asiens. Sie haben die Unsterblichkeit der Seele zuerst gelehrt; diese Angabe aller griechischen Schriftsteller, von Herodot bis Aristoteles, wird durch die Denkmäler auf's glänzendste bestätigt. Der damit verbundene Glaube an die Wanderung der menschlichen Seele durch Thierkörper führte zu dem Thierdienste. Nur die Verbindung der Thiere mit dem Menschen durch die Lehre der Seelenwanderung macht diese seltsame Erscheinung als Volksglauben und öffentliche Religion erklärlich.

Vergebens nimmt man seine Zuflucht zur Erklärung des Thierdienstes aus der Bewunderung oder der Furcht. Weder das Eine noch das Andere paßt auf die unschädliche Schlange; die Wohlthat des Mäusefangens hätte doch wohl schwerlich zu göttlicher Verehrung der Katze begeistert; auch wohl nicht beim Krokodile, Schakal, Wolf die Furcht vor ihrer Feindschaft, gleichsam als würde dieses Thiergeschlecht, wenn verehrt, dem Menschengeschlecht weniger feindlich sein! Eine größere Beachtung verdient schon die Ansicht, daß dieser Verehrung eine Symbolisirung des Jahreslaufes oder gewisser himmlischer Erscheinungen zu Grunde liege. Aber bei allen diesen Erklärungsversuchen wird immer schon das eigentlich zu Erklärende vorausgesetzt: nämlich, wie die Aegyptier überhaupt dazu kamen, lebende Thiere göttlich zu verehren? Es dürfte wohl nur zuläßig sein, zu sagen: der Thierdienst sei das Erzeugniß der Verbindung des Glaubens an die persönliche Fortdauer der Seele mit der Seelenwanderung durch Thierkörper, ein Glaube, welchen das tiefe Gefühl des Aegyptiers für das Göttliche und Einheitliche im Naturleben und insbesondere im Thierleben vermittelte.

Nimmt man diesen höhern, und doch noch ganz realen und concreten Standpunkt ein, so kann man sich Entstehung, Ausbildung, Dauer und alle Einzelheiten des Thierdienstes erklären. War einmal die Empfindung des Göttlichen und Wunderbaren in der Thiernatur mit dem eigenen innern Leben der Menschen durch die Seelenwanderung vermittels geheimer Bande verbunden, so hörte das Grauen vor dem Thierischen, z. B. beim Krokodile, auf, und Nützliches wie Schädliches, Muth wie Schlauheit, gewannen einen geheimnißvollen Reiz, als Verkleidung menschlicher Gemüthsart und Zustände.

Der wahre Grund der ängstlichen Sorge der Aegyptier für die Erhaltung und gleichsam Unvergänglichkeit des Leichnams kann also kein anderer sein, als daß nach ägyptischem Glauben die Seele beim Scheiden vom todten Körper, mit gar seltenen Ausnahmen, eine Wanderung durch Thierkörper während 3000 Jahren antreten muß, ein Zeitraum, welchen Plato ebenfalls für die Seelenwanderung annimmt und den „Kreislauf der Nothwendigkeit" nennt, nach pythagoreischem Gebrauche. Die Seele fährt nämlich beim Tode ihres Leibes in irgend einen thierischen gerade in dem Augenblicke entstehenden Körper, ehe sie wieder in den menschlichen Körper, auf gleicher oder höherer Stufe, zurückkehrt oder in Osiris ruht. Daß nun die Seele in diesem ihrem Schicksalslaufe gestört oder gehindert werde, wenn ihr altes menschliches Gefäß nicht erhalten bleibe, war entschieden der Volksglaube der Aegyptier; ohne Zweifel, verglichen mit dem ursprünglichen Sinne der Priesterlehre, ein grober Aberglaube, aber ein den Gesetzgebern, und namentlich im dichtbevölkerten Aegypten, sehr heilsam scheinender. Ebenso war es mit dem Glauben der Griechen und Römer an die Nothwendigkeit der Bestattnng für die Einkehr der Seele in die unsichtbare Geisterwelt.

Des Menschen Seele ist, nach der Aegyptier Glauben, göttlich und also unsterblich. Sie hat eine persönliche, sittliche Verantwortlichkeit zu tragen. Heillose Thaten verbannen sie von Gottes Angesicht; verzeihliche Sünden schiebt der Glaube auf den Leib, der dafür auch der Vernichtung Preis gegeben wird. Der gerechtfertigte Mensch ist sich bewußt, ein Sohn Gottes zu sein, bestimmt, Gott zu schauen am Ende seiner Wanderung.

Aus den tiefen Wurzeln, welche dieser Unsterblichkeitsglaube im ägyptischen Geiste geschlagen, erklärt sich auch allein das Ungeheure und Maßlose und dabei das Herrliche, Sinnvolle und Kunstreiche des Pyramidenbaues im alten Reiche. Wie der Thierdienst nichts ist, als die ägyptisch-afrikanische Gestaltung einer uralten asiatischen Anschauung, so auch die Verbindung der Sorge für die Unzerstörbarkeit des Leichnams mit dem Unsterblichkeitsglauben. Die Seele war unsterblich, aber ihre Seligkeit, wo nicht ihre Lebensfähigkeit, war gebunden an die Erhaltung des Körpers. Die Zerstörung der Leiche war also die Zerstörung der Seele. Wir verdanken sicherlich den Wunderbau der Pyramiden noch mehr der abergläubischen Furcht vor der Zerstörung des Leibes, als der bloßen Eitelkeit und Prachtsucht ihrer Erbauer.

37. Die Verfassung Aegyptens.

(Nach Max Uhlemann, Handbuch der ägyptischen Alterthumskunde.)

Die Verfassung Aegyptens war von den frühesten Zeiten an bis zum Sturze der Ptolemäer, wenige anarchische Zeiten ausgenommen, die zwischen einzelnen Dynastieen liegen, eine monarchische. Das Königthum war

erblich und die Regierung konnte auch, wie viele Beispiele selbstregierender Königinnen beweisen, auf Frauen und Töchter übergehen. Nur dann, wenn es an einem Leibeserben gebrach oder eine Dynastie durch Reichsumwälzungen gestürzt war, trat die Königswahl ein, von welcher Plutarch erzählt. Der neue König wurde aus einer der beiden herrschenden Kasten, aus den Priestern oder Kriegern, gewählt, weil Erstere wegen ihrer Einsicht, Letztere wegen ihrer Tapferkeit in besonderen Ehren standen. Fiel die Wahl auf einen Krieger, so wurde derselbe sogleich in die Priesterkaste aufgenommen und in die Geheimnisse derselben eingeweiht, da das Königthum die priesterliche und die weltliche Macht in sich vereinigen sollte. Hierdurch wird auch die scheinbare Bevormundung des Königthums durch die Priesterkaste bedeutend gemildert, da der König selbst Mitglied derselben war, in die Interessen derselben hineingezogen wurde, und die Priester demselben wohl nicht als lästige Wächter und Beaufsichtiger, sondern vielmehr als treue Rathgeber und Beschützer zur Seite traten. Die Macht der Könige äußerte sich: 1. in einer gesetzgebenden Gewalt, indem nach den geschichtlichen Ueberlieferungen die hauptsächlichsten Gesetzgebungen von Königen, wie z. B. Sesostris, Amasis, ausgingen; 2. in einer vollziehenden Gewalt, da im Todtenbuche und in anderen heiligen Schriften alle obrigkeitlichen Personen „Obrigkeiten des Königs" genannt werden und diesem das Recht der Strafvollstreckung oder Begnadigung zustand; 3. in einer priesterlichen Gewalt, da die Könige häufig auf den Denkmälern bei großen Festfeierlichkeiten selbst Opfer darbringend und den Cultus leitend abgebildet sind; 4. in einer militärischen Gewalt, indem auf allen Kriegsgemälden der König dem Heere voran oder mitten im Kampfgewühle als Oberbefehlshaber der Truppen dargestellt ist. Nur die richterliche Gewalt war den Händen des Königs entzogen und einem besondern Gerichtshofe übertragen, welcher aber gleichfalls nicht eigenmächtig verfahren durfte, sondern nur nach Art unserer Geschworenen über Schuld oder Unschuld des Angeklagten entschied, während die Strafen schon im Voraus in einem aus acht Büchern bestehenden Gesetzcoder genau bestimmt, und die Richter sich streng an diese Bestimmungen zu halten verpflichtet waren.

Der Regierungsantritt wurde zu allen Zeiten festlich begangen, und nach der Vereinigung des Reiches fand in den beiden Hauptstädten des Landes, Theben und Memphis, eine Krönungsfeierlichkeit statt, welche auf einem Denkmal zu Medinet-Habu abgebildet ist.

Die ältesten Könige und Regenten des Landes waren der Sage nach Götter gewesen; auch die späteren menschlichen Könige bis auf die Ptolemäer herab wurden als Söhne, Nachkommen und Nachfolger der Götter betrachtet und daher geradezu vergöttert. Es wurden ihnen sogar schon bei ihren Lebzeiten Tempel und Capellen geweiht, sie hatten ihre besonderen Priester, ihre Bilder wurden angebetet und bei den Processionen feierlich mit

den anderen Götterbildsäulen umhergetragen, ja, es wurden ihnen zu Ehren Feste, z. B. dem Ptolemäus Epiphanes jährlich ein fünftägiges Fest, gefeiert. Ebenso feierlich wurde ihr Geburtstag begangen, und der Schmerz über ihren Tod durch eine allgemeine Landestrauer, durch Traueraufzüge, durch Zerreißen der Kleider, Schließen der Tempel, Einstellung aller Opfer und Unterlassung aller Festlichkeiten 72 Tage lang bethätigt. Entgingen selbst die Könige nicht dem allgemeinen Todtengerichte und mußten es sich gefallen lassen, daß nach ihrem Tode das Volk über ihr Leben ein Urtheil fällte, so wurden sie doch während ihrer Regierung als unfehlbar und über allen Tadel erhaben angesehen, da täglich die Priester in ihren Gebeten laut und öffentlich die Tugenden des Königs priesen, seine Vergehungen verfluchten, letztere jedoch zugleich auf seine Diener und Rathgeber wälzten und den König selbst von aller Schuld freisprachen.

Das Leben der ägyptischen Könige war durch eine von den ältesten Zeiten her eingeführte und durch die Gewohnheit geheiligte Etiquette genau geregelt. Alle Stunden des Tages sowohl wie der Nacht waren für die Beschäftigung des Königs unabänderlichen Bestimmungen unterworfen. Bei Tagesanbruch erhob er sich von seinem Lager, erhielt dann die von allen Seiten eingelaufenen Briefe, Bittschriften und Regierungsberichte zur Erledigung, wodurch er sich einen beständigen Ueberblick über den Zustand seines Reiches verschaffte, wusch sich hierauf, bekleidete sich mit dem königlichen Schmucke und opferte (wahrscheinlich im Beisein der vornehmsten Priester und des gesammten Hofstaates) den Göttern. So konnte der König demnächst aufs Beste vorbereitet an die Regierungsgeschäfte gehen. Aber nicht nur sein öffentliches, sondern auch jedes einzelne Geschäft in seinem Familien- und Privatleben war an bestimmte Zeiten gebunden.

Zum Unterhalte des königlichen Hofstaates, so wie zur Bestreitung der Regierungs- und Kriegskosten war dem Könige der dritte Theil des Bodens als Eigenthum angewiesen, womit jedenfalls auch bedeutende Jagd- und Fischereimonopole verbunden waren, da z. B. der König Möris den Ertrag aus dem Fischfange im gleichbenannten See, welcher täglich ein Talent Silber, also über 1000 Thaler, betragen haben soll, seiner Gemahlin zum Nadelgeld bestimmen konnte. Sobald die Könige Eroberungszüge unternahmen und die Nachbarvölker unterwarfen und zinsbar machten, kam zu ihren Einkünften noch die nicht unbedeutende Kriegsbeute und der Tribut der unterjochten Völkerschaften hinzu, dessen Darbringung häufig auf den ägyptischen Wandgemälden abgebildet ist. Nicht unbedeutend war ferner der Ertrag der Gold- und Silberbergwerke. Diese bedeutenden Einkünfte setzten die Könige nicht allein in den Stand, ihre Diener und Beamte zu besolden, kostspielige Kriege zu führen und das Ausland durch die Pracht und den Glanz ihres Hofes zu blenden, sondern gaben ihnen auch Gelegenheit, durch große gemeinnützige Bauwerke und die mannichfaltigsten Kunstdenkmäler,

so wie durch Geschenke und Spenden aller Art sich die Liebe der Priesterschaft und ihres Volkes zu erwerben.

Die Unterthanen. Die Gesammtbevölkerung Aegyptens zerfiel zunächst, wie ein Blick auf die Denkmäler lehrt, in zwei verschiedene Stämme, einen hellfarbigern, herrschenden, welcher in uralten Zeiten das Land erobert und die Ureinwohner sich unterworfen hatte, und einen dunkelfarbigern, welchen Herodot schwarzhäutig und wollhaarig nennt und welcher als die Urbevölkerung anzusehen ist. Der herrschende Stamm, an dessen bildlichen Darstellungen und erhaltenen Mumien sich die kaukasische Gesichtsbildung und eine rothbraune, sogar gelbliche Gesichtsfarbe nicht verkennen lassen, zerfiel in zwei streng von einander geschiedene Kasten der Priester und der Krieger, während dem unterworfenen Stamme der Ureinwohner Künste, Handwerke, Ackerbau, Viehzucht, Handel u. s. w. als Beschäftigungen angewiesen waren. So bietet die nächste und ursprünglichste Eintheilung des ganzen Volkes drei Stände, den Lehrstand, Wehrstand und Nährstand, von denen der letztere wohl erst in späteren Zeiten in eine größere Anzahl streng von einander gesonderter Kasten geschieden wurde: 1. Künstler, 2. Handwerker, 3. Kaufleute, 4. Schiffer, 5. Ackerbauer, 6. Hirten, 7. Sauhirten.

Diese Kasten waren, wenn auch vor dem Gesetze gleich, dennoch so streng von einander geschieden, daß es keinem Mitgliede der einen gestattet war, durch Veränderung des Lebensberufes oder durch Heirath in eine andere überzugehen. War diese ursprünglich durch Klugheit gebotene Sitte, Kenntnisse und Fertigkeiten innerhalb der Kasten von Vater auf Sohn zu vererben, nach und nach zu einem Gesetze geworden, so hatte dasselbe wohl den Zweck, in allen Beschäftigungen des Lebens tüchtige und mit umfassender Kenntniß ausgerüstete Staatsbürger zu gewinnen, wenn Jeder ohne Zersplitterung seiner geistigen und leiblichen Kräfte nur auf das eine Geschäft seiner Vorfahren angewiesen würde und so Gelegenheit erhielte, die vom Vater ihm mitgetheilten Erfahrungen in demselben zu verwerthen, zu erweitern und zu vervollkommnen. Eine Bevorzugung der einen Kaste vor der andern in ihrer bürgerlichen Stellung scheint nicht stattgefunden zu haben; nur die Verwaltung aller Staatsämter und den Grundbesitz hatten die beiden herrschenden Kasten den Unterworfenen versagt und für sich allein in Anspruch genommen, und die Sauhirten allein galten wegen der Berührung mit diesem unreinen Thiere selbst für unrein und durften keinen Tempel betreten, obgleich sie bei gewissen Festen, an denen Schweine geschlachtet und verzehrt wurden, nothwendig und unentbehrlich waren.

38. Die bildenden Künste bei den Aegyptiern.

(Nach Max Uhlemann, Handbuch der ägyptischen Alterthumskunde und Joh. Wilh. Loebell, die Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen.)

Mögen auch die Ueberreste ägyptischer Baukunst an Schönheit und Anmuth den griechischen nachstehen, so imponiren sie dagegen um so mehr durch ihre Großartigkeit und Erhabenheit. Wenn man bedenkt, daß Aegypten ein höchst holzarmes Land war, daß zu allen öffentlichen Bauwerken als einziges Material nur die verschiedenen Steinarten benutzt werden konnten, daß diese enormen Granit- und Steinmassen in den oberägyptischen Steinbrüchen ausgehauen und von dort an den Ort ihrer Bestimmung geführt werden mußten, daß endlich die Handhabung der Felsblöcke selbst, aus denen die meisten Tempel und Paläste bestanden, menschliche Kräfte fast zu übersteigen scheint, dann wird man erkennen, eine wie große Anzahl von Arbeitern und wie viel vereinte Anstrengungen dazu gehörten, um diese großartigen Bauwerke zu errichten, welche Jahrtausenden zum Trotz noch heute den, welcher zum ersten Male ihre Ueberreste erblickt, mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllen.

Auf der Stätte, wo Theben einst stand, findet man jetzt eine Reihe von Dörfern, nach deren Namen die neueren Reisenden die Ruinen benennen; sie sind an und auf die alten Tempel gebaut, und ihr Verhältniß zu diesen ist von der Art, daß eines derselben, Medinet-Habu, auf der Ecke eines halbverschütteten Tempeldachs steht. Die Reisenden können nicht Worte finden, den Eindruck, den die gewaltigen Massen, unter denen man sich hier befindet, diese Tempel, Säulengänge, Obelisken, Kolosse, Katakomben, hervorbringen, zu beschreiben. Von einigen der Ruinen, welche diesen gewaltigen Eindruck hervorbringen, ist klar, daß sie nicht nur Tempel waren, sondern zugleich Paläste, in so fern diese zum öffentlichen Gebrauch bestimmt sind. Ein und dasselbe Gebäude diente in verschiedenen Räumen gottesdienstlichen Zwecken und der Pracht der Könige. Es gehört besonders dahin der Tempelpalast von Karnak auf dem rechten Stromufer. Zu diesem führt, von einer andern Ruinengruppe, der von Luxor, aus eine 6000 Fuß lange Allee von je 10 Fuß aus einander liegenden Sphinxkolossen, deren meiste jetzt von Erde bedeckt sind, die großartigste zwei Gebäude verbindende Straße von einer solchen Länge, die Menschen je angelegt. Wenn man von Luxor kommt, findet man die Allee weiterhin in zwei gespalten, von welchen die eine an den Ruinengruppen jenes von dem Dörfchen Karnak genannten Tempelpalastes, den gewaltigsten von allen, endet. Die Säulenhalle dieses Tempels, eine Art von Vorsaal, der zu inneren Gemächern führt, wird als das großartigste Monument der altägyptischen Architektur betrachtet. Hundertvierunddreißig Säulen tragen die Decke, die zwölf mittleren haben riesenmäßige

Dimensionen, sie messen 34 Fuß im Umfang und 65 Fuß in der Höhe, die Capitäle sind so groß, daß hundert Menschen bequem darauf stehen könnten. Die Wände der Säle, Hallen und Gemächer sind hier wie in allen anderen altägyptischen Tempeln und Palästen mit Statuen und Reliefs verziert, die letzteren von eigner Art, erhaben, aber auf einem vertieften Grunde gearbeitet, so daß sie über die Wandfläche nicht hervorragen, und buntfarbig bemalt. Außerdem finden sich auch viele Wandmalereien, die nur colorirte Umrißzeichnungen sind. Alle diese Bildwerke sind von großer Wichtigkeit, nicht nur weil wir die Beschaffenheit der Kunst jener Tage daraus kennen lernen, sondern auch weil sie die Thaten ihrer Stifter, besonders kriegerische, in sehr merkwürdiger Weise veranschaulichen, also historische Aufschlüsse geben.

Auch die auf der Westseite des Flusses liegenden Gebäude nehmen, obschon sie dem Riesenpalaste von Karnak nicht gleich kommen, eine bedeutende Stelle unter den ägyptischen Denkmalen ein. Hier sind der Palast und Tempel, welche vom Dorfe Medinet-Habu den Namen führen, so wie ein das Memnonium genannter Bau, in dessen Nähe ein Feld die Region der Kolosse heißt wegen der darauf befindlichen, theils aufrecht stehenden, theils umgestürzten und in Bruchstücken umherliegenden kolossalen Bildsäulen. Die beiden größten derselben haben eine Höhe von 56 Fuß, die eine ist die wegen eines wunderbaren Tones, den sie beim Sonnenaufgange hören ließ, in der römischen Kaiserzeit hochberühmt gewordene Memnonssäule. Es ist eigentlich die Statue eines ägyptischen Königs, Amenophis III.; jenen Namen gaben ihr die Griechen, welche sie für das Standbild des in die Sagen vom trojanischen Kriege verflochtenen Memnon hielten, den der Mythus einen Aethiopierfürsten und Sohn der Eos nennt. Daher wurde jener Ton als ein Morgengruß des belebten Steines an die göttliche Mutter betrachtet. Merkwürdiger Weise wurde er nur vernommen, so lange die Statue zertrümmert war. Ein Erdbeben hatte sie nämlich kurz vor Christi Geburt umgestürzt; im Anfang des dritten Jahrhunderts wurde sie wieder hergestellt, aber das Wunder hatte sein Ende erreicht, Memnon blieb seit der Zeit lautlos. Die Ohrenzeugen verglichen den Schall mit dem Riß einer zerspringenden Saite. Man hat ihn lange für einen Priesterbetrug gehalten, seitdem aber neuere Reisende vielfältig die Erfahrung gemacht haben, daß in den ägyptischen Tempeln beim Sonnenaufgang, wenn auf die Kühle der Nacht plötzlich Erwärmung folgt, die Steinmassen ähnliche Töne vernehmen lassen, findet das von den Alten angestaunte Phänomen seine natürliche Erklärung.

Nicht weit von diesen Kolossen sieht man die Reste eines Gebäudes, an welchem die Wuth der Barbaren besonders große Zerstörungen verübt hat. Man glaubt darin den Bau zu erkennen, welchen Diodor das Grab des Osymandyas nennt, und für eines der bewundernswürdigsten Werke ägyptischer Kunst erklärt, ein Urtheil, welchem die Trümmer nicht widersprechen. Der Name des Osymandyas kommt sonst nirgends vor, man weiß ihn daher

chronologisch nicht einzureihen, und vermuthet, daß es ein sonst bekannter König unter anderem Namen ist.

Sonst sind die meisten und wichtigsten Grabdenkmale nicht über der Erde zu suchen. Vielmehr zieht sich von Medinet-Habu auf zwei Wegestunden Länge in der das Thal zunächst begrenzenden libyschen Bergkette die fast nicht weniger als die großen Tempel und Paläste merkwürdige unterirdische Todtenstadt Thebens hin, seine Hypogäen oder Katakomben umfassend, wie jede ägyptische Stadt sie hatte, aber besonders weitläufig und reich, mit großer Sorgfalt und Kunst angelegt, die Hauptstadt. Durch Stollen, Gänge, Galerieen sind diese Grüfte mit einander verbunden, gerade Treppen und Wendeltreppen führen in die Tiefe; senkrechte Schachte oder Brunnen, wie man sie nennt, unterbrechen die Gänge. Schon in der alten Zeit muß es schwer gewesen sein, sich hier zurecht zu finden, jetzt, wo viele Gräber verschüttet, zugefallen, durchwühlt sind, ist Alles noch labyrinthischer und chaotischer. Gestalt und Größe der Gräber richteten sich nach dem Stand und Vermögen der Familien, die Aermeren begnügten sich mit einer Kammer, Reichere ließen sich Grüfte von zwei, drei und mehr bereiten. Auch die Wände der Grabkammern sind mit Reliefs und Frescobildern versehen, die sich zum Theil mit wunderbarer Frische erhalten haben und, außer der oft wiederkehrenden Darstellung des Todtengerichts, sich besonders auf die Lebensgeschichte des Bestatteten beziehen, indem sie die Arbeiten verschiedener Handwerker, des Landbaues u. s. w. darstellen, daher für die Kenntniß des häuslichen Lebens der alten Aegyptier sehr lehrreich sind. Nicht minder sind es die Ueberreste der Geräthe selbst, die dem Verstorbenen im Leben gedient, und die man auf den Boden der Grabkammern stellte, dem Kaufmann Wage und Gewichte, dem Apotheker Arzneien, dem Soldaten Waffen und so fort Jedem die Merkmale seines Standes mitgab. Außerdem findet man viele Schlüssel, Lampen, Büchsen, Kästchen, kleine Idole, Schmuck aller Art, als Ringe, goldene Halsketten u. s. w., in den Gräbern, so wie an den unzähligen Mumien Papyrusrollen verschiedenen, über manche Verhältnisse belehrenden Inhalts. Die Bewohner des Dorfes Gurna am Eingang der Grüfte treiben seit langer Zeit kein anderes Geschäft, als daß sie die Felsenkammern durchsuchen, Mumien und alle jene Geräthe, Idole und Zierrathen an das Tageslicht bringen und sie an die Europäer um theure Preise verkaufen, wobei denn Vieles auf die roheste Weise vergeudet und vernichtet worden ist. Und doch sind diese unterirdischen Schatzkammern noch lange nicht ausgeschöpft, fortwährend steigt noch im eigentlichen Sinne des Wortes das alte ägyptische Leben aus den Gräbern hervor.

Alle für die verschiedenen Stände des Volkes bestimmten Grüfte werden an Größe und Pracht bei Weitem übertroffen von den Königsgräbern, welche an einem abgesonderten Orte, in einer schauerlichen, von kahlen, gelbbraunen Felswänden umgebenen Oede, die recht zu einem Wohnplatz

der Todten gemacht scheint, liegen. Zweiundzwanzig dieser Gräber (das Alterthum kennt etwa noch einmal so viel) sind jetzt geöffnet und zum Theil ausgeplündert. Ein von dem muthigen und thätigen Belzoni entdecktes und eröffnetes übertrifft alle anderen an Pracht und besonders an Schönheit und Frische der Wandmalereien.

Daß diese erstaunlichen Denkmäler sich theilweise erhalten haben, immer wieder von Neuem untersucht, auch den Entfernten durch Abbildungen einigermaßen vor Augen gebracht werden können, ist kein geringer Gewinn für die Geschichte. Wir erhalten dadurch ein Bild von der einstigen Pracht und Herrlichkeit der kolossalen Hauptstadt, ungleich anschaulicher und ergreifender als es auch ausführliche Berichte der Alten thun könnten. Wir thun hier Blicke in eine Cultur und einen ausgebildeten Kunstsinn, wir sehen hier eine Großartigkeit im Entwerfen von Plänen zur Verherrlichung der Religion und des Staatslebens, und eine Bereitschaft von Mitteln zu ihrer Ausführung, wie wir sie ohne diese stummen und doch so beredten Zeugen in einer so entfernten Zeit durchaus nicht suchen würden. Denn wir wissen mit Bestimmtheit, daß die wichtigsten und bedeutendsten dieser Bauten, welche die Blüte der ägyptischen Kunst bezeichnen, lange vor dem Ablaufe des zweiten Jahrtausends v. Chr. entstanden sind. Und zwischen dieser hohen Blüte und den ersten rohen Anfängen der Kunst muß eine Reihe von Jahrhunderten allmählichen Wachsthums der Erzeugungskraft und Fertigkeit liegen.

Eine zweite Gattung der ägyptischen Riesenbauwerke sind die Pyramiden, deren vier Seiten stets genau nach den vier Himmelsgegenden gerichtet sind. Die größte Pyramide enthält eine unterirdische Kammer über 100′ unter der Grundlinie, dann eine Grabkammer für die Königin, etwa 100′ über der Grundlinie, und endlich eine dritte, etwa 100′ über der eben genannten, in welcher der Sarkophog des Erbauers, des Königs Cheops, stand. In allen Pyramiden führten zu diesen Räumen aufwärts und abwärts steigende schmale und niedrige Gänge, welche sogleich nach Beisetzung des Verstorbenen mit Steinen ausgefüllt und vermauert wurden. (Vergl. S. 111.)

Für ein Wunder der Baukunst galt auch in alten Zeiten das ägyptische Labyrinth. Nach Lepsius (Briefe, S. 75) ist aus den noch erhaltenen Ruinen deutlich zu erkennen, daß das Labyrinth ehemals aus drei mächtigen Gebäudemassen bestand, welche einen viereckigen Platz umschlossen, dessen vierte Seite durch eine dahinter liegende Pyramide begrenzt wurde. Nach Herodot's Schilderung sah man von Außen nur die Hälfte dieses großartigen Gebäudes, während eine zweite, der überirdischen ganz entsprechende Hälfte unter der Erde gebaut war. Das Ganze bestand aus zwölf großen palastartigen Tempeln, sechs über der Erde, sechs unter derselben, und außerdem aus unzähligen Nebengemächern, Galerieen und Irrgängen. Die erwähnten zwölf großen Paläste oder Säle ruhten ringsum auf Säulen, die fast sämmt-

lich aus weißem Marmor waren; Säulen und Wände waren über und über mit Hieroglyphen bedeckt. In jedem der zwölf Säle stand die Statue eines der bekannten zwölf großen Götter, eben so Abbildungen der diesen Göttern geweihten heiligen Thiere. Das in Kreta von Dädalus erbaute Labyrinth soll eine Nachahmung des ägyptischen im Kleinen gewesen sein.

Die ägyptischen Bildsäulen erscheinen neben ihrer staunenerregenden Größe steif und ausdruckslos und kehren stets in derselben Form wieder, so daß man mit einer Königsstatue alle gesehen hat. Fast alle Bildsäulen sind aus einem einzigen Stücke gearbeitet, nur die eine der beiden Memnonssäulen bei Theben besteht aus fünf über einander gelegten Steinlagen, wahrscheinlich, weil für das Gegenstück kein so großer Stein gefunden werden konnte, als der war, welchen man zum ersten Memnonskoloß verarbeitet hatte. Die Köpfe der Statuen sind meistens kreisrund, die Augen platt und schräg gezogen, Augenbrauen und Augenlider nur durch eingegrabene Linien angedeutet, die Ohren hoch am Kopfe und verhältnißmäßig groß, die Arme steif herabhängend, bei sitzenden Figuren auf den Füßen liegend. Die Muskeln sind fast nie angedeutet. Dagegen sind die Thierfiguren gewöhnlich besser gelungen, ungezwungen und naturgetreu.

Eine Arbeit der Bildhauer waren auch die Obelisken, vierseitige, fein polirte Säulen von oft kolossaler Größe aus einem einzigen Granitblock, welche nach dem Gipfel hin schmäler werden und in eine kleine Pyramide auslaufen. Viele derselben sind auf allen Seiten mit vertieft ausgearbeiteten Hieroglyphen bedeckt. Sie sind 50—180′ hoch. Bildhauerarbeit waren ferner die zahlreichen Basreliefs, welche ohne Zweifel nach den Angaben der Priester in der Fläche des Steins ausgearbeitet wurden und oft eine große Kunstfertigkeit verrathen. Bewunderungswürdig ist endlich häufig das feine Schnitzwerk an Holzsarkophagen; unter diesen sind besonders zu erwähnen der eine im königl. berliner Museum, welcher die Gestalt einer liegenden weiblichen Figur in langem Gewande mit schönstem Faltenwurfe hat, und zweitens der Sarkophag im akademischen Museum zu Leipzig, welcher gegen 3000 erhabene und mit größter Sorgfalt in Cedernholz geschnittene Figuren enthält, an denen man, obgleich sie nur wenige Linien hoch sind, die kleinsten Gegenstände, die Haare, die Nägel an den Fingern, die Federn der Vögel, die Schuppen der Schlangen u. a. deutlich ausgedrückt findet.

Auch die Malerei war eine Kunst, in welcher die alten Aegyptier nicht wenig geübt waren, da nicht nur Tempelwände und Grabkammern mit großen Gemälden verziert, sondern auch oft Mumienkasten, die Umhüllungen der Mumien, Säulen und Säulenknäufe bemalt und häufig ganze Hieroglyphen-Inschriften farbig gezeichnet wurden, wobei z. B. alle Glieder des menschlichen Körpers eine rothe, eherne Waffen eine blaue Farbe erhielten. Aber obgleich die Kunst der Malerei in Aegypten eng mit der Hieroglyphik verbunden und vielleicht eben so alt als diese war, so blieb sie

doch auf einer höchst niedrigen Stufe der Vollendung stehen. Die Farben sind auf allen Wandgemälden sehr dick aufgetragen, die verschiedenen Schattirungen einer und derselben Farbe sind noch nicht berücksichtigt, die menschlichen Figuren und Thiere sind fast ohne Ausnahme stets im Profil, nie en face gezeichnet. Die Perspective war den Aegyptiern gänzlich unbekannt, und von Häusern, Fahrzeugen, Gefäßen u. s. w. ist immer nur die dem Beschauer zugewandte Seite angedeutet. Endlich sind auch die Größenverhältnisse bisweilen gänzlich vernachlässigt, und einer höheren Stellung in der menschlichen Gesellschaft scheint man auf den Wandgemälden Ansprüche auf eine größere Körpergestalt eingeräumt zu haben. So ist z. B. der König fast immer wenigstens noch einmal so groß gezeichnet als alle seine Begleiter um ihn ganz besonders hervorzuheben und kenntlich zu machen.

---

39. Die Hieroglyphen.

(Nach Carl Schnaase, Geschichte der bildenden Künste.)

Höchst eigenthümlich und für den Charakter der alten Aegyptier bezeichnend sind ihre Schriftzüge. Sie besaßen eine Buchstabenschrift wie die anderen Völker, aber außer derselben noch eine für heiliger gehaltene Bilderschrift, welche unter dem griechischen Namen der Hieroglyphen (wörtlich der heiligen Sculpturen) höchst berühmt geworden ist. Schon die Griechen und Römer beschäftigen sich in ihren Berichten über Aegypten mit dieser ihnen auffallenden Schreibart; allein ihre Bemerkungen sind fragmentarisch und dunkel, und vergeblich waren daher die Versuche, welche die Neuern nach Anleitung derselben zur Deutung dieser Geheimschrift anstellten. Ein vereinzelter Fund führte dagegen zu den bedeutendsten Resultaten. Man entdeckte nämlich bei Gelegenheit der französischen Eroberung (1799) in Rosette eine (jetzt im Britischen Museum zu London aufbewahrte) Steintafel mit dreifacher Inschrift, in Hieroglyphen, in demotischer Buchstabenschrift (einer erst im 7. Jahrhundert eingeführten Cursivschrift des Volkes) und in griechischer Uebersetzung, aus welcher letzten man ersah, daß es sich darin um Verleihung gewisser religiöser Ehren und Rechte an den König Ptolemäus Epiphanes in Folge eines Decrets der Priester handelte. Die dreifache Redaction, offenbar auf größere Verständlichkeit für die gemischte Bevölkerung dieser Küstengegend berechnet, gewährte den unschätzbaren Vortheil der Vergleichung (zunächst der Königsnamen, welche zur Unterscheidung von andern mit Ringen umgeben waren), und dadurch einen festen Boden für die Entzifferung, welche alsbald von mehreren Gelehrten versucht wurde.

Schwerlich würden diese Bemühungen indessen zu erheblichen Resultaten geführt haben, wenn die ägyptische Sprache, wie man bisher geglaubt hatte,

verloren gewesen wäre. In der That ist das Aegyptische aus der Reihe der lebenden Sprachen völlig verschwunden, die wahrscheinlichen Nachkommen der alten Aegyptier, die heutigen Kopten, sprechen arabisch. Aus den ersten christlichen Jahrhunderten, vor dem Einfall der Araber in Aegypten, sind zwar noch koptische Erbauungsbücher in unsere Bibliotheken gelangt, allein mit griechischen Buchstaben, wie es schien, in einer entstellten, unkenntlichen Mischsprache geschrieben. Erst neuerlich wurde nun der Beweis geführt, daß die Sprache dieser Manuscripte ein, wenn auch schon entstellter, Dialect der alten ägyptischen Sprache sei.

Mit diesen Hülfsmitteln gelang es denn dem französischen Gelehrten Champollion dem Jüngern, in der Entzifferung der Hieroglyphen weiter fortzuschreiten, und wir verdanken seinem Scharfsinne und Fleiße die Deutung einer großen Zahl hieroglyphischer Inschriften und eine genügende und zuverlässige Uebersicht des ganzen graphischen Systems der alten Aegyptier.

Nach der Auslegung, welche man den griechischen Berichten gab, hielt man bisher alle Zeichen, aus welchen die hieroglyphischen Inschriften zusammengesetzt sind, für unmittelbare oder symbolische Darstellungen von Begriffen und Vorstellungen. Wir wissen jetzt, daß dem nicht so ist. Nur ein kleiner Theil jener Zeichen gibt ganze Begriffe, der größere besteht aus s. g. phonetischen Hieroglyphen, d. h. aus Zeichen, welche ungeachtet ihrer bildlichen Form dennoch nur einzelne Buchstaben und erst durch deren Verbindung ganze Wörter und Namen ausdrücken. Diese verschiedenartigen Zeichen mischen sich in jeder Inschrift.

Nur ein Theil derselben ist also geradezu darstellend. Die Vorstellungen Tempel, Haus, Kind, Sphinx, Obelisk, Schiff, gewisse Thiere, namentlich Pferd, Stier, Antilope, Schildkröte, Geräthschaften, wie Wage, Bogen, Pfeil, Streitwagen, einzelne Körpertheile, wie die Hand u. s. w., werden durch die Abbildung des Gegenstandes dargestellt. Ebenso sind die Namen der Götter oft durch die Darstellung ihres Bildes ausgedrückt. An diese unmittelbaren Abbildungen schließt sich eine Zahl von symbolischen Zeichen sehr nahe an, indem ein abgeleiteter Begriff durch einen verwandten körperlichen Gegenstand angedeutet wird. So wird der Monat durch das Bild eines Mondviertels, dessen Hörner nach unten gekehrt, das Gebet oder die Darbringung durch zwei aufgehobene Hände, die Libation durch ein überfließendes Gefäß mit Weihrauch, das Schreiben, die Schrift, der Schreiber durch Pinsel oder Rohr und ein Gefäß angedeutet. Den Priester bezeichnet die Gestalt eines Menschen, über welchen das Wasser der Weihe oder Reinigung ausgegossen wird. Arme mit Bogen und Pfeil bedeuten eine Schlacht, in ähnlicher Abbreviatur wie auf unsern Landkarten zwei Schwerter. In allen diesen Fällen sind also die Hieroglyphen eigentlich nur abgekürzte Abbildungen; in andern findet schon eine künstlichere symbolische Beziehung

Statt. So hat jeder Gott auch sein symbolisches Zeichen, welches abwechselnd mit seiner bildlichen Darstellung vorkommt, Osiris das Auge, Ammon einen Obelisken u. s. f. So wird die Ueberschwemmung oder das Wasser des Nils durch drei überströmende Vasen, eine festliche Versammlung durch ein bedecktes und bemanntes Schiff wiedergegeben. Hierzu kommt denn auch eine Reihe von ziemlich willkürlichen Zeichen, so wird das Land oder die Gegend durch einen Kreis mit einem Kreuze darin (wohl zur Unterscheidung von dem offenen Kreise der Sonne), Aegypten durch einen Isiskopf und eine Schale bezeichnet. Wirkliche Allegorieen zur Darstellung von Begriffen sind bisher unter eigentlichen Hieroglyphen äußerst wenige gefunden. Die Biene bezeichnet das arbeitsame, dem Könige gehorsame Volk Aegyptens, der s. g. Nilschlüssel, ein mystisches Instrument der Eingeweihten, das höhere Leben der Unsterblichkeit, der Vordertheil eines Löwen die Stärke; der Geier soll die Mütterlichkeit bezeichnen, weil dieser Vogel, nach der Sage der Aegyptier, nur weibliche Jungen hatte.

Bei Weitem die Mehrzahl der Hieroglyphen sind aber phonetisch, sie haben nicht die Bedeutung eines Begriffes, sondern nur die eines Lautes, und zwar nur stets eines Anfangsbuchstabens des Wortes, womit der Gegenstand benannt wird. Wollten wir z. B. im Deutschen das Wort „Gut" mit phonetischen Hieroglyphen schreiben, so würden etwa die Zeichen einer Gans, einer Uhr und eines Trichters dazu dienen. Es leuchtet ein, daß sich auf diese Weise jedes Wort durch höchst verschiedene Zeichen geben läßt, und wirklich finden sich unter den Hieroglyphen für jeden Buchstaben mehrere, zum Theil sehr viele Zeichen im Gebrauch. Für den Buchstaben S hat Champollion nicht weniger als 24 Zeichen entdeckt. Diese gleichlautenden Zeichen (hieroglyphes homophones bei Champollion) wechseln oft ganz willkürlich, manchmal aber auch mit einer symbolischen Nebenbezeichnung. So wird der Buchstabe L im königlichen Namen gewöhnlich durch den Löwen bezeichnet, während er sonst auch auf andere Weise geschrieben wird.

Es ist zu bemerken, daß die Zeichen, welche bildlich oder sinnbildlich für Begriffe gebraucht worden, nicht auch als phonetische Hieroglyphen dienten, so daß wenigstens im Wesentlichen die Bedeutung jeder Hieroglyphe unzweideutig war. Champollion hat die Zahl sämmtlicher von ihm gefundener Hieroglyphen, sowohl der phonetischen als der bild- und sinnbildlichen, auf 860 und, wie er bemerkt, eher zu groß als zu klein berechnet, indem davon noch manche Zeichen kleiner Abweichungen ungeachtet identisch sein möchten. Man sieht, es handelt sich um ein zwar ausgedehntes, aber immerhin durch das Gedächtniß wohl zu erlernendes Schriftsystem. Nicht alle phonetischen Hieroglyphen sind Bilder natürlicher Gegenstände, sondern eine ganze Zahl besteht in willkürlichen geometrischen Figuren, wie Quadrat, Oval, Halboval, gebrochene, gebogene oder gerade, doppelte und einfache Linien. Namentlich werden grammatische Formen, Artikel, Pronomina, Präpositionen, Geschlecht

und Zeit (im Aegyptischen meist Anhängesilben) durch solche Zeichen ausgedrückt.

Die Hieroglyphen dieser verschiedenen Gattungen laufen in allen Inschriften und Manuscripten ohne Unterbrechung oder Auszeichnung fort. Nach unsern Begriffen würde irgend ein Zeichen, welches den Leser aufmerksam machte, daß jetzt die Bilderschrift aufhöre und Buchstabenschrift anfange, nothwendig sein, und wirklich glaubte man Anfangs, ein solches Hülfsmittel für die Leser gefunden zu haben, indem gewisse Gruppen von phonetischen Hieroglyphen mit einer ovalen Einfassung versehen und dadurch von den übrigen getrennt sind. Allein bei näherer Prüfung hat sich ergeben, daß diese Gruppen nur einen kleinen Theil der phonetischen Hieroglyphen ausmachen. Sie sind nur Ehrenzeichen für den Namen der Regenten.

Auch in anderer Beziehung ist die Hieroglyphenschrift sehr formlos, indem sie bald in horizontalen, bald in verticalen Reihen, bald von der Rechten zur Linken, bald umgekehrt fortschreitet. In den Manuscripten ist die Schrift gewöhnlich in senkrechte Columnen geordnet, welche meistens von der Rechten zur Linken auf einander folgen. An den Gebäuden sind die Hieroglyphen aber auch häufig in horizontaler Folge, friesartig, oder neben den Figuren des Reliefs, vertical oder horizontal, wenn der Raum es gestattet, eingefügt. Ob von der Rechten zur Linken oder umgekehrt zu lesen, erkennt man daran, nach welcher Seite die Köpfe der dargestellten Thiere gerichtet sind. Die Weitläufigkeit der Schrift wurde einigermaßen dadurch gemindert, daß man (wie auch jetzt häufig in den orientalischen Sprachen) die Vocale fortließ, auch wohl sich mit einigen Consonanten begnügte. Die Ausführung der Hieroglyphen auf den Monumenten ist meistens sehr sorgfältig, so daß die Thiere und sonstigen Gegenstände eben so natürlich wie auf den größern plastischen Darstellungen sind. Manchmal indessen sind nur die Umrisse der Gestalten, ohne Ausarbeitung des Innern, eingegraben. Noch viel leichter ist die Ausführung in den Inschriften der Särge und in den Manuscripten, welche sich bei den Mumien finden. Hier traten an Stelle des wirklichen Bildes nur wenige Linien, welche auf eine charakteristische Weise der Phantasie das ohnehin schon vielfältig bekannte Bild vorführen.

Neben diesen, bei religiösen, aber doch schon weniger feierlichen Beziehungen angewendeten leichteren Hieroglyphen findet sich eine andere Schrift, die sogenannte hieratische oder priesterliche, von der uns schon die griechischen Schriftsteller erzählen, deren Entstehung und Bedeutung uns aber erst jetzt durch die Vergleichung der Manuscripte klar geworden ist. Auch jene leichtere Hieroglyphenschrift war für längere Aufsätze zu mühsam, man suchte daher aus den Zeichen, unter denen man die Wahl hatte, die einfachsten heraus, nahm auch wohl nur einen Theil des ganzen sonst dargestellten Gegenstandes oder setzte endlich, wenn keines beider Mittel anwendbar oder genügend war, an die Stelle der bildlichen neue mehr willkürliche, vielleicht

durch irgend eine Begriffsverbindung aus den bildlichen entstandene Zeichen. So hatte man eine Schrift, welche zwar noch immer einige bildliche oder symbolische Zeichen enthielt, aber dennoch schon ziemlich flüssig fortlief.

Für den Volksgebrauch, für Geschäftsurkunden und Briefe war aber auch diese Schrift zu schwierig. Es bildete sich daher aus ihr eine noch einfachere currentere Schrift, die demotische oder Volksschrift, in welcher nur die leichtesten Zeichen der hieratischen Schrift und auch diese nur in noch bequemeren Abkürzungen Platz fanden. Die eigentlich darstellenden Zeichen wurden hier nun alle durch Buchstaben ersetzt, nur die Namen der Götter behielten, ohne Zweifel aus einer ehrfurchtsvollen Rücksicht, ihr symbolisches Zeichen aus der hieratischen Schrift bei. Diese demotische Schrift hat der scharfsinnige Brugsch lesbar und verständlich gemacht.

Wir sehen also, daß die phonetischen Hieroglyphen die ursprünglichen, die andern Schriftformen die abgeleiteten sind. Ueber die Entstehung dieses ungewöhnlichen Systems fehlen uns aber alle Nachrichten. Nur so viel wissen wir, daß es uralt und allgemein verbreitet auf ägyptischem Boden war. Von Meroë an bis zum Ausflusse des Nils hat man Inschriften dieser Art entdeckt, und sowohl die Namen der ältesten Pharaone, die von den griechischen Schriftstellern uns aufbewahrt sind, als die der Ptolemäer und der römischen Kaiser bis auf Caracalla daraus entziffert. Es war also eine Eigenthümlichkeit, welche so eng mit der Nationalität dieses ausdauernden Volkes verwachsen war, daß auch die anhaltende Berührung mit andern Völkern und mit bequemeren Schriftformen sie nicht verdrängen konnte.

Nach den Nachrichten der Griechen und nach der Natur der Sache ist anzunehmen, daß der Unterricht mit der demotischen, als der einfachsten und zugleich für das bürgerliche Leben nothwendigsten Schrift, anfing, und daß der der hieratischen und hieroglyphischen für höhere Studien vorbehalten blieb. In der hieratischen Schrift wurden dann die Bücher und Urkunden, welche einen höheren Werth erhalten sollten, von priesterlichen Schreibern gefertigt, wie man auch im Mittelalter die Manuscripte in den Klöstern in sorgfältigerer und mühsamerer Schrift auffetzte, als die gewöhnlichen Urkunden und Privilegien. Die Hieroglyphen blieben endlich für einen noch größeren kirchlichen Luxus vorbehalten. Die Pietät der Verwandten glaubte den Todten dadurch zu ehren, daß die ihm mitgegebenen Gebete in so kostbaren Schriftzügen gemalt wurden. Die eigentliche Bestimmung der Hieroglyphen aber blieben die Monumente, wo die Mannichfaltigkeit und der Reichthum dieser Bilder zugleich zur feierlichen Zierde diente und die Leerheit des Inhalts bedeckte.

VIII. Die Carthager.

40. Carthago's historische Bedeutsamkeit.

(Nach C. Cleß, über das Nord-Africa der alten Geschichte, in Jahn's neuen Jahrbüchern für Philologie und Geschichte.)

Carthago's ältester Name war Africa, das heißt im Phönicischen die Losgetrennte, von der tyrischen Mutterstadt Geschiedene, und dieser Name ging sofort auf die im Hintergrund zwischen Meer und Wüste gelegene, an Hülfsquellen unerschöpfliche Landschaft und zuletzt auf den ganzen, sonst Libyen geheißenen Welttheil über. Aus dem Grunde des Golfs von Tunis tritt nämlich eine hohe Halbinsel hervor, durch einen schmalen Isthmus mit dem africanischen Festlande verbunden; ihren südlichen Theil bedeckten Carthago's Hafen- und Burgstadt mit ihren großartigen Handelsanlagen, den Göttertempeln, dem Rathhaus der herrschenden, auf Adel und Reichthum gestützten Bürgerclasse, dem Marktplatze oder Sammelpunkte des beim Regimente weniger betheiligten Volkes, und den hochragenden Wohnungen von 700,000 Puniern; im Norden aber gegen Sicilien hin setzte sich an diese Häusermassen die Vorstadt der Gärten und die der Todten an, welche letztere sich jetzt noch durch zahlreiche Gräberspuren verräth. Das war Carthago's Lage; das war die Stadt, nach der Legende ihrer jüngsten Stiftung gegründet von einer Unsterblichen, die erst später, wie die assyrische Semiramis, in eine sterbliche Dido umgedeutet, als Himmelsgöttin, als Schutzgeist auf der Burg, der Wiege und dem Grabe ihrer Pflanzung, verehrt wurde. Mehr denn 1100 Jahre von ihrer ersten Stiftung an gezählt, thronte hier Carthago als Schwester, dann Bundesgenossin und zuletzt als Herrscherin der übrigen phönicischen Pflanzstädte an Spaniens und Africa's Gestade, innerhalb und außerhalb der Säulen des Hercules, „streitbar im Kriege und gesegnet an Gut", wie Virgil sie feiert. „Streitbar im Kriege" gegen africanische Fürsten und Stämme, gegen die bis dahin ungehemmten Fortschritte des Hellenenthums in Cyrene und auf Sicilien, endlich gegen Rom ob der Herrschaft über die damals um's Mittelmeer her concentrirte Welt, bis Carthago mit seinen Parteiungen und Söldnerschaaren besiegt durch die Eintracht der Quiriten und die Bürgersoldaten der Scipionen im Staube lag. „Einst gesegnet an Gut", denn seine Blüte und Macht ruhte noch auf breiterer Grundlage als die seiner phönicischen Mutterstadt, das heißt, nicht nur auf Handel, Schifffahrt und ausgedehnter Colonialverbindung, sondern auch auf Landgebiet und Ackerbau. Weniger bedeutend war die industrielle Thätigkeit der Carthager, aber doch z. B. in Verfertigung feiner Gewänder auf ihrer Insel Malta, so wie in ihren berühmten Färbereien mit schwärzlichem, violettem, hochrothem Safte der Purpurschnecken des Mittelmeeres und des Atlantischen

Oceans bedeutend genug, um ihre Unterthanen nach der Art milder und verständiger Regierungen an Arbeit zu gewöhnen, sie hiedurch vor Dürftigkeit zu bewahren und sie zu lehren, wie das Leben, statt es in thierischem Vegetiren zu vergeuden, durch Aufsuchung und Bearbeitung der Naturschätze von Land und Meer gehoben und bereichert werden könne. — Kunst- und Naturproducte, auf eigenem Gebiete gewonnen, bildeten somit die Grundlage des weitverzweigten Handels, zu welchem Carthago, als Vermittlerin des Verkehrs zwischen Europa und Africa durch seine günstige Lage auf der mittleren Breitenlinie des Mittelmeeres, so natürlich berufen war. Indeß daher seine Handelsbarken vom kunstfertigen ägyptischen Alexandria an bis zu den reichen Gold- und Elfenbeinländern der Aethiopen oder Neger die africanischen Küsten befuhren, bewegten sich zwischen der Stadt selbst und den wichtigsten Punkten des africanischen Binnenlandes zahlreiche Karawanen, gründete Carthago zahlreiche Niederlassungen und andere Anstalten zur Unterhaltung und Erleichterung dieses Verkehrs, zog es namentlich durch die Culturländer seines Gebiets die gepflasterten Straßen, worin die Römer Schüler ihrer Gegner wurden, brachte so Africa's verschiedene Bewohner einander näher, milderte durch diesen völkereinigenden Verkehr die abstoßende Einseitigkeit der Barbaren, und ließ auch sie von dessen Vortheilen und Genüssen ihr Theil dahinnehmen. Endlich, und dies ist der bleibende geistige Gewinn, bereicherte dieser Verkehr die Länder- und Völkerkunde in ihrem Kindheitsalter mit einer Masse von Notizen.

Aber Carthago hat auch, was die Hauptsache ist, durch Wissenschaft, Kunst und Religion das Leben des ihm untergebenen Volkes, der ihm zugewandten africanischen Stämme innerlich bereichert, wahrhaft humanisirt. Den höheren Schichten der carthagischen Gesellschaft ging der Kunstsinn nicht ab, wurde vielmehr durch den des Handels wegen geduldeten griechischen Göttercultus, dessen stete Begleiterin ja die Kunst war, so wie durch den lebhaften Verkehr mit dem gräcisirten Sicilien geweckt und gefördert. So gebrach es auch nicht an Kenntnissen in griechischer, namentlich philosophischer Literatur; griechische Weltweise verschiedener Secten traten als Lehrer in Carthago auf; Carthago's größter Sohn, Hannibal, hat selbst in griechischer Sprache mehrere Werke geschrieben, und von den numidischen Nachbarn kam der berühmteste, Masinissa, in früher Jugend nach Carthago, um die dortige Bildung in sich aufzunehmen und deren Verbreiter bei seiner eigenen Dynastie und seinem wilden Hirten- und Reitervolke zu werden.

Ein Erdwinkel wie dieser, vom gütigen Schöpfer so reichlich gesegnet, konnte auch mit dem Menschenfluche des Zerstörers Scipio nicht lange behaftet bleiben. Luft, Erde, Meer und menschliche Thätigkeit brachten das römische Carthago der Ausdehnung und dem Reichthum nach dem punischen wenigstens nahe, während jenes an geistiger Macht und Bedeutung sich weit über dieses erhob, namentlich durch Schulen der Beredsamkeit, der

Sprach- und Rechtskunde und der Weltweisheit. Eine neue Aera begann für Nord-Africa, als an denselben Küsten der carthagischen Halbinsel, wo bisher oft streitfertige Legionen vom römischen Norden her gelandet waren, zu Anfang des zweiten Jahrhunderts, von ebendaher kommend, friedliche Christenboten erschienen, und von der Metropole aus die Saat des neuen Gesetzes und Lebens ausstreuten.

Durch eine drangsalvolle Zeit vandalischer und dann oströmischer Herrschaft gegangen, war das christliche Nord-Africa am Ende des 7. Jahrhunderts dem wiederholten Andrang der Muhamedaner erlegen, und unter ihren Streichen auch seine weltlich-geistliche Hauptstadt Carthago zum zweiten Male großen Theils in Trümmer gesunken. Wann wird, fragen wir im Scheideblick auf Nord-Africa, wann wird ein neuer, gewaltiger Umschwung ein glücklicheres Kreuzheer an diese zu einer schönern Zukunft geschaffenen Gestade herüberführen, um Carthago zum dritten Male aufzurichten, und von diesem Mittelpunkte aus Nord-Africa europäisch-christlicher Bildung zu untergeben?

41. Carthago im Kampfe mit den Griechen auf Sicilien.

(Nach A. H. L. Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt, und K. Haltaus, Geschichte Roms vom Anfange des ersten punischen Krieges, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Erster Krieg auf Sicilien, 480.

Sicilien war der Punkt, wo carthagisches und griechisches Interesse zusammenstieß. Carthager und Griechen besaßen hier Städte, unter denen die ersteren bald von den letzteren verdunkelt wurden. Auch selbst die vornehmsten carthagischen konnten sich bei Weitem nicht mit Agrigent, viel weniger mit Syrakus, vergleichen. Carthago hat, so viel wir wissen, selbst keine neuen Pflanzstädte auf Sicilien angelegt. Schon die eigentlichen Phönicier aber hatten hier Niederlassungen gestiftet, die bei der Ausbreitung ihrer Macht den Carthagern in die Hände fielen. Diese traten hier wie bei so vielen andern Gelegenheiten in die Fußtapfen ihres Mutterstaates, dessen Herrschaft und Schifffahrt in dem westlichen Theile des Mittelmeeres in gleichem Maße abnahm, als die ihrige wuchs. Die Ansiedelungen der Phönicier erstreckten sich Anfangs auf alle Küsten der Insel, indem sie die Vorgebirge und die darum liegenden Inselchen besetzten. Allein als die Griechen sich immer weiter ausbreiteten, wurden sie in gleichem Maße stets mehr verdrängt und mußten sich zuletzt bloß auf den westlichen Theil der Insel beschränken, wo Motye, Panormus und Soloeis lange Zeit ihre Hauptplätze blieben.

Allein die vielen Streitigkeiten mit den Einwohnern der Insel führten zu Kriegen und diese zu Eroberungsentwürfen, die auch bald durch die häufigen

Zänkereien der griechischen Städte auf Sicilien unter einander, indem einzelne (wie Selinus aus Haß gegen Agrigent) bei Carthago um Hülfe ansuchten, befördert zu sein scheinen. Nach einigen Berichten kamen auch noch Verbindungen mit den Persern hinzu, theils mit Darius, als dieser die Griechen bekriegen ließ, theils mit Xerxes, als dieser selber den Zug gegen Griechenland machte. Hamilkar, Mago's Sohn, hatte nichts Geringeres im Sinne, als Sicilien zu einem punischen Vasallenlande zu machen, wie es Sardinien schon geworden war. Aber an eben dem Tage (480), wo die Macht von Asien bei Salamis vor den Athenern und ihren Verbündeten sank, ward auch die bunte Truppenmasse von Africa von ihren westlichen Landsleuten in Sicilien bei Himera vernichtet, und Hamilkar selber fiel als Opfer seiner Unternehmung. Carthago dachte nach der vollständigen Niederlage von Heer und Flotte an keine Fortsetzung des Krieges, sondern mußte froh sein, daß der Sieger, Gelon von Syrakus, ihm gegen Zahlung von 2000 Talenten Kriegskosten die sicilischen Besitzungen (an der Westseite der Insel) ließ, wohl aus keinem andern Grunde, als weil er freie Hand haben wollte, um in die Perserkriege eingreifen zu können. Doch wurden diese wider sein Erwarten entschieden, ehe er das Gewicht seiner Macht in die Wagschale legen konnte.

Zweiter Krieg auf Sicilien, 410—339.

Die schwere Niederlage bei Himera scheint den Senat von Carthago bestimmt zu haben, sich in der nächsten Zeit nicht in die Streitigkeiten der griechischen Städte einzumischen. Erst nach siebenzigjähriger Waffenruhe, zur Zeit des peloponnesischen Krieges, erneuerte sich der Krieg mit den Griechen durch abermalige Theilnahme an den Fehden der griechischen Städte. Egesta hatte gegen Selinus und Syrakus die Athener zu Hülfe gerufen, aber deren „Unternehmen gegen Sicilien" unter Nicias, Alcibiades und Lamachus nahm bald eine unglückliche Wendung. Daher wandte sich Egesta jetzt an die Carthager und versprach, sich und sein Gebiet in Carthago's Schutz stellen zu wollen. Da zauderte der Senat von Carthago, in Hoffnung auf Gewinn und Machterweiterung, nicht länger, die Offensive zu ergreifen. Hannibal, ein Enkel des bei Himera gefallenen Hamilkar, erstürmte 409 Selinus und hielt hier ein grausenvolles Mordfest für die bei Himera Gefallenen. Himera selbst wurde zerstört und gegen 3000 Gefangene an der Stelle, wo Hamilkar gefallen war, von Hannibal den Manen seines Großvaters geopfert.

Carthago verfolgte seine Siegeslaufbahn mit Energie. Es beschloß zunächst einen Rachezug gegen das durch Handel reich und mächtig gewordene Agrigent, welches Selinuntier aufgenommen und den Himeräern Beistand geleistet hatte. Hamilkar eroberte 406 die Stadt nach einer hartnäckigen achtmonatlichen Belagerung, machte eine unermeßliche Beute und stürzte somit, was die Hauptsache war, eine der gefährlichsten Nebenbuhlerinnen

Carthago's. Das Jahr darauf fielen auch Gela und Camarina. Carthago würde sich, gleich einem reißenden Strome, auch der übrigen griechischen Colonieen bemächtigt haben, wenn es nicht einem mächtigen Nebenbuhler auf der Insel begegnet wäre, nämlich Syrakus. Indem diese reiche Handelsstadt ebenfalls nach einer Oberherrschaft über die andern griechischen Colonieen strebte, mußte sich zwischen ihr und dem auf gleichem Wege wandelnden Carthago ein Kampf auf Leben und Tod entspinnen, der sicher mit dem Untergange von Syrakus geendet haben würde, wenn er nicht durch das Einmischen der Römer eine ganz andere Wendung bekommen hätte.

Die vier Kriege zwischen Dionysius I. und Carthago in den Jahren 405, 398—392, 383 und 368 dienen als Beweise eines Theils von der Macht beider Staaten, andern Theils von der beiderseits wohl erkannten Wichtigkeit der zu lösenden Kriegsfrage. In dem ersten Vertrage mußte Dionysius den Carthagern außer ihren alten Besitzungen auch die Herrschaft über die unterworfenen Sicaner und über das eroberte Gebiet von Selinus, Agrigent und Himera, so wie die Tributpflichtigkeit Gela's und Camarina's, zugestehen. Die Carthager haben somit außer der Ostküste, wo Syrakus Leontini und Messana, und außer der Mitte, wo freie Siculer wohnten, die Herrschaft der Insel bereits an sich gerissen. Der Plan, sich bei einer passenden Gelegenheit zu Herren von Syrakus und der übrigen Griechenstädte zu machen, stand lebhaft vor ihrer Seele.

Den Zeitpunkt, wo Syrakus abermals unter dem Drucke eines Tyrannen, Dionysius II., schmachtete, benutzten die Carthager zu einer Landung auf dem feindlichen Gebiete. Syrakus würde damals wohl auch gefallen sein, wenn nicht der aus Korinth zu Hülfe herbeigerufene Timoleon das Werk der Befreiung unternommen hätte. Es erfolgte die gefürchtete allgemeine Erhebung der Griechen auf Sicilien, und Carthago erlitt am Flusse Crimissus eine so entsetzliche Niederlage, daß es vor einer Landung in Africa zitterte und im Frieden (340) alle griechischen Städte freigeben mußte.

Dritter Krieg auf Sicilien, 317—275.

Als in Syrakus die Oligarchie durch den Abenteurer Agathokles gestürzt worden war, unterwarf dieser eine Reihe von griechischen Städten seinem blutigen Scepter. Die Flüchtigen sammelten sich in Agrigent und traten mit den Carthagern in Bündniß gegen den Tyrannen von Syrakus. Da faßte dieser den scheinbar tollkühnen Entschluß, Carthago in Africa zu bekämpfen und sich den Besitz Siciliens in Africa zu erstreiten. Er landet im Jahre 310 in Carthago's Nähe, zahlreiche Städte fallen in Güte und Gewalt ihm zu, Carthago, durch eine Verschwörung auch in seinem Innern bedroht, steht am Rande des Verderbens! Selbst der gleichzeitige Angriff Hamilkar's auf Syrakus, das nun unmittelbar in die Hände der Carthager fallen sollte, lief unglücklich ab. Als Agathokles seine Herrschaft in Africa

befestigt glaubte, eilte er nach Syrakus zurück und setzte sich daselbst wieder fest. Aber Dinokrates erhob gegen ihn das Banner der Freiheit, und Agrigentum ist ein furchtbarer Rival von Syrakus geworden. Zudem wandte sich das Kriegsglück in Africa wieder auf die Seite der Carthager, und die Früchte seiner Eroberungen schienen unrettbar verloren. Er eilte abermals nach Africa, aber nur, um mit eigenen Augen die Trümmer seines Kriegsglückes zu schauen und seine eigenen Söhne ins Verderben zu stürzen. Er landete als ein Flüchtling in Sicilien, nicht belehrt und gebessert durch sein Mißgeschick, wüthete aufs Neue gegen seine Unterthanen und mußte, um sich gegen Dinokrates behaupten zu können, den Carthagern in einem Frieden im Jahre 306 alle ihre früheren Besitzungen wieder zugestehen.

Die alten Pläne einer Occupation von ganz Sicilien tauchten erst nach des Tyrannen grausamem Tode wieder auf und erstarkten bei den unheilvollen Zerwürfnissen, welche aufs Neue über Syrakus kamen. Die Tyrannis wurde der Zankapfel einflußreicher Großen. Nicht bloß Syrakus, fast die ganze Insel sah die Schrecken der Bürgerkriege wiederkehren. Die Carthager benutzten den anarchischen Zustand, unterwarfen mehrere Städte, verwüsteten das Gebiet von Syrakus und schlossen zuletzt die Stadt mit einer Flotte von 100 Schiffen und einem Heere von 50,000 Mann ein.

Die Parteien, welche das Schwert in die Scheide gesteckt hatten, kamen überein, den König Pyrrhus, dessen Name weit und breit erscholl, aus Italien, wo er zufolge einer Einladung Seitens der Tarentiner den Kampf mit Rom begonnen hatte, zu Hülfe zu rufen.

Nur mit 8000 Mann Fußvolk und einer kleinen Zahl Elephanten folgte Pyrrhus im Sommer 278 seinem vermeintlichen Glücksstern nach Sicilien. Es war ein unverzeihlicher politischer Fehler der Carthager, daß sie mit ihrer Flotte die Ostküste nicht besser bewachten. Auf dem Meere war Pyrrhus besiegbar, nicht so auf dem festen Lande. Ungehindert zog er in Syrakus ein, es erfolgte eine allgemeine Erhebung der freiheitstrunkenen Griechen, und die Carthager wurden in raschem Siegeslaufe aus einer Stadt nach der andern geworfen bis auf Lilybäum. Fiel auch dieses, welches Carthago's Schlüssel zu Sicilien war, so war seine Herrschaft auf der Insel vielleicht auf lange hin gebrochen. Daher bot Carthago Frieden unter den lockendsten Bedingungen an. Es wollte auf alle seine Besitzungen auf Sicilien, mit Ausnahme Lilybäums, Verzicht leisten, wollte den Pyrrhus als Herrn von Sicilien anerkennen, versprach die Zahlung einer bedeutenden Summe und stellte sogar seine Flotte zur Verfügung des Helden des Tages. Pyrrhus erkannte die Wichtigkeit eines Bündnisses mit Carthago und war deßhalb zum Abschlusse eines solchen geneigt. Aber die Abgeordneten der Sikelioten hatten andere Pläne und Wünsche. Ihnen war das Rachegefühl gegen Rom fremd, sie trugen in ihrem Herzen Haß und Rachegefühl nur gegen Carthago, ihren alten Feind. Jetzt schien der günstige Augenblick

zur völligen Vernichtung der punischen Herrschaft auf der Insel gekommen zu sein. Sie boten daher Alles auf, die Friedenslust des Pyrrhus zu nichte zu machen. Pyrrhus mußte sich fügen. Carthago erhielt den Bescheid, daß man nicht eher mit demselben Frieden und Freundschaft schließen könne, als bis es ganz Sicilien geräumt habe.

Und Carthago kam dem nicht nach. Pyrrhus bot zwei Monate lang vor den Mauern und Gräben Lilybäums alle seine Belagerungskünste auf. An dieser einen Stadt zerschellte all sein Glück! Da faßte er in seinem Ingrimm den Entschluß, den kühnen Plan seines Schwiegervaters Agathokles zu verwirklichen, den Krieg vor die Thore Carthago's zu versetzen, und hier, wenn auch nicht die Demüthigung und Unterjochung der Meereskönigin, doch wenigstens die Auslieferung des Schlüssels zu Sicilien, die Uebergabe von Lilybäum, zu erzwingen, um dadurch auch den letzten Punkt der Insel an sich zu reißen. Der Plan, ein großes griechisches Reich zu gründen, schien der Verwirklichung nahe.

Das strenge militärische Regiment des Pyrrhus wurde den des Gehorsams ungewohnten Griechen unerträglich, als die Ausrüstung einer Flotte zur Fahrt nach Africa neue Anstrengungen erforderte. Pyrrhus war unerbittlich strenge und ward der Grausamkeit wenigstens von denen beschuldigt, die sich seinen militärischen Befehlen nicht fügen wollten. Sie wandten sich von ihm ab und knüpften mit den Mamertinern (Söldnern in Messana) und Carthagern Beziehungen an. Das ganze eben geschaffene sicilische Reich löste sich auf.

Diesen Moment benutzte Carthago, das seine Hoffnung auf Wiedererlangung des Verlorenen unterdessen keineswegs aufgegeben hatte. Eine neue Flotte ward ausgerüstet und an die Küsten von Sicilien gesandt, nicht nur um an neue Eroberungen zu gehen, sondern auch um dem am Rande seines Verderbens stehenden Epirotenkönige den Rückzug nach Italien abzuschneiden. Pyrrhus war einem Kampfe mit so vielen Feinden nicht gewachsen. Er stand auf einem vulkanischen Boden; es blieb ihm nichts übrig, als eine schnelle Entweichung oder Kampf auf Leben und Tod. Da bestürmten ihn Abgeordnete der Tarentiner, Lucaner und Samniter zur schleunigen Rückkehr nach Italien. Er nahm ihr Hülfegesuch an, weil er mußte. Es sollte ihm zum Deckmantel eines scheinbar ehrlichen Rückzuges dienen. Die Flotte der Carthager versenkte bei der Ueberfahrt nach Italien 70 seiner Kriegsschiffe und zerstreute oder kaperte die übrigen. Von 110 Galeeren und einer weit stärkeren Anzahl von Last- und Frachtschiffen erreichten nur 12 die Küste von Italien in der Gegend zwischen Rhegium und Lokri.

Die drei Kriege mit Rom (die sogenannten punischen Kriege) s. unten in der römischen Geschichte.

42. Schifffahrt und Seehandel Carthago's.

(Nach A. H. L. Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt.)

Schon bei dem einzelnen Menschen, der einen vortheilhaften Erwerbszweig entdeckt hat, entsteht das Bestreben, diesen so viel als möglich für sich allein zu behalten. Wie natürlich ist dieses also auch bei Staaten, die dazu so viel größere Mittel in Händen haben? In keinem andern Handelsstaate der alten Welt mußte sich diese Politik aber mehr ausbilden als in Carthago, weil kein anderer eine solche Abhängigkeit in seinen Colonieen zu behaupten wußte, und eben daher auch keine solche Mittel in Händen hatte, sich das Monopol des Handels zu sichern. Bürger von Carthago waren das herrschende Volk. Die Colonieen dagegen sollten nur als Stapelplätze des Handels an den fremden Küsten dienen. Die Hauptstadt öffnete ihre Häfen den Schiffen und Kaufleuten fremder Nationen, zufolge der darüber geschlossenen Verträge; allen übrigen Häfen in dem Gebiet der Republik in Africa und Sardinien blieb dieses entweder gänzlich verboten oder wurde doch möglichst erschwert. Nur da, wo Concurrenz einmal unvermeidlich war, wie in Sicilien, verstatteten sie Auswärtigen den Zutritt, aber nicht anders als unter den größten Beschränkungen.

Ungeachtet der engen Verbindung, in der Carthago stets mit seiner Mutterstadt blieb, und ungeachtet des Verkehrs, der sowohl mit Griechenland als mit Aegypten, besonders im Ptolemäischen Zeitalter, und mit Cyrene Statt fand, scheint doch Carthago auf den Handel in dem öftlichen Theile des Mittelmeeres keine so große Ansprüche gemacht zu haben, theils weil die Concurrenz hier zu groß war, theils weil es hier keine Colonieen hatte. Den Handel des westlichen Mittelmeeres hätte es dagegen gern allein gehabt; und wenn auch die Eifersucht so vieler und so mächtiger Nebenbuhler, in Massilien, Italien und Sicilien, ihm keinen völligen Alleinhandel gestattete, so erhielt es doch mehr durch Politik als durch offenbare Gewalt über sie ein entscheidendes Uebergewicht.

Sicilien und Süd-Italien waren die nächsten Ziele seiner Schifffahrt. In Syrakus so wie in anderen griechischen Städten hatten carthagische Kaufleute sich niedergelassen, und die Häfen derselben lagen voll von ihren Schiffen, welche aus diesen fruchtbaren Ländern besonders Oel und Wein ausführten.

Wie lebhaft der Verkehr mit den Völkern des übrigen Italiens, mit den Etruskern und Römern, gewesen sein muß, zeigen die vielen Handelstractate, die zwischen ihnen geschlossen wurden. Die Gegenstände des Handels waren von carthagischer Seite schwarze Sclaven aus dem innern Africa,

die in Italien und Griechenland schon von frühen Zeiten her einen besondern Werth hatten, Edelsteine, Gold und carthagische Manufacturwaaren.

Malta so wie die benachbarten Inselchen Gaulos und Lampedusa waren von den Carthagern bewohnt, und schon früh durch Manufacturen und Handel emporgekommen. Die in Malta verfertigten Gewänder zeichneten sich durch ihre Feinheit nicht weniger als durch ihre Weiche aus. Da auf Malta die Baumwolle einheimisch ist, so ist wohl nicht zu zweifeln, daß dies der Stoff war, aus dem sie gemacht wurden. Sie waren eine wichtige Waare für den Handel mit den africanischen Völkerschaften.

Corsica erzeugte in Ueberfluß Wachs und Honig, und die Sclaven von dorther wurden vor andern geschätzt.

Die kleine Insel Aethalia, das jetzige Elba, war bereits im Alterthum wegen ihres unerschöpflichen Vorraths an Eisenerz merkwürdig; woher die Sage entstand, daß es wieder wachse. Es ward auf der Insel in großen Schmelzöfen geläutert und zu vielerlei kleinen Geräthschaften verarbeitet.

Die Balearischen Inseln, Majorca und Minorca, wenn ihre Einwohner auch vielleicht nicht gänzlich von Carthago abhängig waren, wurden doch wichtig für den Handel. Früchte und Lastthiere, besonders Maulesel, die hier von ausgezeichneter Schönheit fielen, waren die einheimischen Producte, welche die Carthager gegen Wein und Sclavinnen eintauschten; und die Nähe von Spanien, das man in einer Tagschifffahrt erreichte, gab ihnen, als der besten Station für den Handel dahin, noch einen höhern Werth.

Das äußerst productenreiche Spanien war immer ein Hauptziel ihrer Schifffahrt, die dortigen Bergwerke eine der ergiebigsten Quellen für die carthagische Schatzkammer, so wie überhaupt der Verkehr mit den dortigen Völkern, sowohl phönicischen als einheimischen, einer der wichtigsten für Carthago. Die Völker dieses Landes standen gerade auf einer solchen Stufe der Cultur, daß sie fremde Waaren zu schätzen wußten, aber noch nicht Kenntnisse genug besaßen, sie selber zu verfertigen. Wie groß und reich mußte der Markt also sein, den die Carthager hier für die Erzeugnisse ihres Kunstfleißes fanden, da ihre Verbindungen, wie die vielen spanischen Miethtruppen in ihren Heeren zeigen, sich über das ganze Land erstreckten? Wahrscheinlich betrieb Carthago über Spanien auch mit dem — freilich noch viel rohern — Gallien Handel, da es keine eigene Colonieen an dessen Küsten hatte, und die Massilier seinen Schiffen schwerlich ihre Häfen öffneten, oder doch nur unter großen Beschränkungen. Den frühen Verkehr mit Gallien beweisen aber gleichfalls die zahlreichen gallischen Miethvölker, die schon von den ältesten Zeiten her in den carthagischen Heeren fochten, und die Eifersucht gegen Massilia, das die Carthager so gern vernichtet hätten.

Außerhalb der Säulen des Hercules hatten ihnen schon ihre Stammväter, die Phönicier, den Weg gebahnt. Sie nahmen bald Theil an dem dortigen Handel, und ihre Schifffahrt dorthin ist eine Fortsetzung der phönicischen.

Die uns bekannten Pflanzstädte der Carthager an der Westküste von Africa fanden sich sämmtlich an den Küsten von Marokko und Fez. Die Bestimmung von allen war der Verkehr mit den benachbarten africanischen Völkerschaften; allein der Hauptmarkt dieses Handels war die Insel Cerne. Dort ankerten die carthagischen Kauffahrteischiffe, um auszuladen; man schlug Gezelte auf der Insel auf und brachte die Waaren auf kleinen Fahrzeugen ans feste Land. Es wohnte dort ein dunkles Hirtenvolk, mit langem Haar und von außerordentlich schönem Wuchs, das den Größten unter sich zum Könige zu machen pflegte und sehr den Putz liebte. Alle waren geübte Reiter und Bogenschützen. Die Carthager brachten allerhand Putzsachen für Weiber und Geschirr für Pferde, größere irdene Gefäße, Wein und ägyptisches Linnen und tauschten dagegen Elephantenzähne und Häute ein, sowohl von wilden als zahmen Thieren.

Weiterhin, sagten die Carthager, könne man nicht schiffen. Die See sei voller Untiefen und doch so dicht mit schwimmenden Kräutern bedeckt, daß die Schifffahrt dadurch gehindert werde. Doch scheinen sie bis jenseit des Senegal und Gambia gekommen zu sein. Denn Herodot berichtet: „die Carthager haben mir erzählt, daß sie außerhalb der Säulen des Hercules nach einem Volke an der libyschen Küste zu schiffen pflegten. Wenn sie dort angelangt wären, brächten sie ihre Waaren ans Ufer, legten sie dort hin und gingen wiederum zu Schiffe, nachdem sie einen Rauch hätten aufsteigen lassen. Auf dieses Zeichen kämen die Einwohner ans Meer, legten neben den Waaren Gold hin und entfernten sich wieder. Die Carthager stiegen dann wieder aus und sähen zu, ob es genug sei. In diesem Falle nähmen sie es und gingen davon. Wäre es aber nicht genug für die Waaren, so stiegen sie wiederum zu Schiffe und warteten; jene aber kämen wieder herbei und legten noch mehr Gold hinzu, bis sie die anderen befriedigten. Keiner aber thäte dem andern Unrecht, denn die einen berührten weder das Gold, bis es dem Werth der Waaren gleichkäme, noch die anderen die Waaren, bis jene das Gold genommen hätten".

Herodot ist so oft der Leichtgläubigkeit beschuldigt worden, bis die Folge später Jahrhunderte seine Zuverlässigkeit bewährte, und so ist es auch hier der Fall. Wir wissen nicht nur jetzt gewiß, daß es mit diesem stummen Goldhandel seine völlige Richtigkeit hat, sondern auch bestimmt, daß er in den Goldländern am Niger geführt wird.

---

43. Natur und Charakter der Carthager.

(Nach Georg Weber, allgemeine Weltgeschichte.)

Die Carthager besaßen manche bewunderungswürdige Eigenschaften; ihr kühner Unternehmungsgeist führte sie zu großartigen Entdeckungen; ihr strebsamer Sinn fand Handelswege nach fernen unbekannten Ländern; ihr praktischer Verstand befähigte sie, die Erfindungen und Kunstfertigkeiten des Mutterlandes zu vervollkommnen und dadurch die Cultur im Allgemeinen zu fördern; ihre Vaterlandsliebe war so tief begründet, daß sie dem öffentlichen Wohl jedes Opfer bereitwillig darbrachten; ihr Kriegswesen war in trefflichem Stande, ihre Flotten beherrschten die westlichen Meere, ihre Schiffe ragten an Größe und Segelfertigkeit über alle anderen hervor; ihr Staatsleben übertraf an Ordnung und Festigkeit die meisten republikanischen Gemeinwesen des Alterthums; Stadt und Land waren reich und blühend. Aber mit diesen Tugenden waren große Laster und Verbrechen verbunden. Engherzig und neidisch suchten die Carthager andere Nationen auf alle Weise, durch Gewalt und List, von jeder Handelsgemeinschaft fern zu halten und mißbrauchten ihre Seeherrschaft nicht selten zu unwürdigem Corsarenwesen; gegen ihre Unterthanen und Schutzgenossen waren sie hart und unbarmherzig, gönnten ihnen keinen Antheil an den Früchten der Siege und suchten sie nicht durch billige Rechtsverhältnisse an ihr Staatswesen zu knüpfen; gegen ihre Sclaven, deren sie eine zahllose Menge auf ihren Schiffen, in ihren Bergwerken, bei ihren Handels- und Industriegeschäften verwendeten, waren sie grausam, gegen ihre Miethtruppen streng und unerkenntlich. Ihr Staatswesen litt an aristokratischem Nepotismus, an Stellenhäufung in einer Hand, an Käuflichkeit und Bestechung, an Parteisucht und Factionsgeist. Der Reichthum und der angeborene Hang zur Sinnlichkeit erzeugte eine Ueppigkeit und Sittenlosigkeit, die im ganzen Alterthum verrufen war und durch die Religion gefördert wurde. Während sie den angeborenen Scharfsinn und das schnelle Fassungsvermögen, das allen semitischen Völkern eigen war, im Verkehr mit Anderen in so selbstsüchtiger Weise in Anwendung brachten, daß „punische" Treue die sprüchwörtliche lästernde Nebenbedeutung von verschlagener Treulosigkeit und perfider Verdrehungskunst erhielt, blieben die edleren Bestrebungen und die höheren Güter ohne Pflege und Anerkennung. Die Carthager erschufen keine Cultur, wie die Griechen, keinen Rechtsstaat, wie die Römer, keine mit dem Religionsleben in Zusammenhang gesetzte Sternkunde, wie die Babylonier und Aegyptier; und selbst in der Technik und Kunst scheinen sie das tyrische Mutterland nicht eingeholt, viel weniger übertroffen zu haben. Der gänzliche Verlust ihrer Litteratur kann als Beweis gelten, daß nichts von großem innern Werthe vorhanden war, sonst würde

es nicht spurlos untergegangen sein in einer Zeit, die für geistige Güter keineswegs unempfänglich war, sonst würde sich mehr erhalten haben, als Hanno's Reisebericht in griechischer Uebersetzung und einzelne vage Notizen von carthagischen Geschichtsbüchern und Litteraturwerken, welche die Römer den mit ihnen verbündeten einheimischen Fürsten überlassen haben sollen. Das Reich der Dichtkunst blieb den Carthagern verschlossen; die Philosophie und alle ideale Weisheit waren für sie verborgene Schätze, die Kunst diente bloß dem Luxus und der Pracht. Den Blick nur auf das irdische Dasein, auf das reale Leben geheftet, blieben sie unbekannt mit den idealen Gütern, unbekannt mit dem innern Glück und dem heitern Seelenfrieden, den nur das Streben nach dem Unvergänglichen und Dauernden zu gewähren vermag.

Zweites Buch.

Die Culturvölker Europa's.

IX. Die Griechen.

44. Die welthistorische Bedeutung des griechischen Volkes.

(Nach Friedrich Jacobs, Hellas.)

Schon frühe hat sich dieses thätige Volk über seine engen Gränzen ausgebreitet und eine ebenso große als wohlthätige Rolle in der Geschichte gespielt. Griechische Schiffe befuhren alle Küsten des Mittelländischen und Schwarzen Meeres; griechische Pflanzvölker waren über die Länder in Osten und Westen verbreitet; griechische Heere drangen siegreich durch weite Länderstrecken vor und waren überall gefürchtet; aus der Mitte der Griechen erhoben sich Geister, welche auf Jahrhunderte hin die Gestalt der äußern und der geistigen Welt verändert haben. Kein anderes Volk hat in dieser doppelten Eigenschaft eine gleiche Würde behauptet.

Die Ueberlegenheit der Griechen bestand zunächst darin, daß sie alle anderen Völker der alten Welt an Bildung übertroffen haben. Schon von Natur ein regsames Volk, waren sie in ein Land gesetzt, dessen fruchtbare Thäler dem Fleiße seiner Bewohner noch hinreichende Beschäftigung gaben, um die Trägheit zu verbannen; in ein Land, das, von zahlreichen Flüssen durchschnitten, die sich zum Theil in tiefe Meerbusen ergossen, zu einem regen Verkehr mit den Menschen einlud; in ein Land, in welchem die verschiedenen Völker und Stämme durch natürliche Gränzen getrennt und doch nicht von einander abgeschlossen waren; und wo ein reiner und heiterer Himmel, eine warme, aber elastische und nicht erschlaffende Luft den Einwohnern jene Spannung und Lebendigkeit erhielten, die ein charakteristisches Abzeichen der Hellenen war. Mögen sich die Aegyptier ihrer unter dem Geheimniß räthselhafter Hieroglyphen versteckten Weisheit rühmen; diese Weisheit ist doch immer nur das Eigenthum einer beschränkten Priesterkaste gewesen und hat nie dem fleißigen, gedrückten Volke gefrommt oder andere Völker erleuchtet. Die astronomischen Kenntnisse der Chaldäer waren ebenfalls nur auf Wenige beschränkt und konnten, ihrer Natur nach, wohl die

Ungereimtheiten der Astrologie, aber keine Bildung des Geistes hervorbringen. Die Wissenschaften der Phönicier beschränkten sich wohl größtentheils auf Gegenstände des Handels und wurden daher mit kaufmännischer Eifersucht Andern verhehlt, die Kenntniß der Buchstabenschrift ausgenommen, durch deren Erfindung oder Verbreitung sie sich um die Menschheit hoch verdient gemacht haben. Wie unbedentend sind diese Bruchstücke gegen die Masse der Wissenschaft, die in Griechenland als ein Gemeingut der Menschheit aufgehäuft war, das durch tausend Canäle zu anderen Völkern nach Osten und Westen geleitet wurde?

Es zeigt sich aber die höhere Cultur der Griechen fast in allen Gegenständen ihrer Wirksamkeit: so zunächst in ihrer politischen Verfassung und Gesetzgebung. Griechenlands Gränzen hegten die Monarchie, die Aristokratie und die Demokratie; und in verschiedenen Epochen der Bildung gingen die Hellenen von der patriarchalischen Verfassung zu der monarchischen und von dieser zur republikanischen über. Die letztere war, bei vielen unverkennbaren Nachtheilen, den kleinen, abgesonderten, unendlich regsamen Völkerschaften der Hellenen die angemessenste, und gewiß eine der Hauptquellen, aus denen ihre Cultur geflossen ist. Denn hier bildete fast jede Stadt einen eigenen Staat mit eigenthümlichen Einrichtungen; und die größeren Verbindungen, in welche sich einige Eidgenossenschaften vereinigten, waren meist ohne Zwang und Einfluß auf die innere Verfassung. Der regste Wetteifer entstand in dieser Inselwelt republikanischer Städte; wer Kraft in sich fühlte und Einsicht und starken Willen, der trat in die Laufbahn; und wenn auch nicht immer die Besten obsiegten, so stärkte doch schon der Kampf die Kraft eines Jeden. Daher ist auch hier die Kunst der Gesetzgebung auf den höchsten Gipfel gebracht worden. Hier fand Lykurgus das Geheimniß, die höchste Weisheit mit dem schmerzlichsten Gehorsam zu vereinen; hier gab Solon seinem Volke in den mildesten Gesetzen ein treffliches Mittel, sich weiter zu bilden; hier bildete Pythagoras in seiner Schule weise Lenker der Staaten; hier stellte Plato die Idee des vollkommensten Staates zur Bewunderung der Welt und Nachwelt auf.

Nicht minder aber zeigte sich jene hohe Ueberlegenheit des griechischen Geistes in der Denkungsart und in den Sitten der Hellenen. In den Freistaaten Griechenlands galt nur der Bürger, aber er behauptete als Herr des Landes, als Gesetzgeber, als Richter, als Vertheidiger seines Eigenthums den Rang eines Souveräns. Ihn beschäftigten die wichtigsten Angelegenheiten des Staates, und sein Antheil daran war um so lebendiger, je näher sie ihm bei der engen Umgränzung seines Gebietes lagen. Auch die Uebel des alten Lebens trugen zur Erhebung der Staatsbürger bei. Alle drückenden Geschäfte des Broderwerbs lagen auf dem Rücken der Sclaven; der Bürger selbst genoß der vollkommensten Muße, um nur den liberalen Beschäftigungen, die Körper und Geist bilden, obzuliegen; und da seine

Bedürfnisse gering waren, so war auch der größte Theil seines Lebens frei von irdischen Bestrebungen. Nun war es aber unmöglich, daß ein Leben, welches der Lenkung des Staates, der Handhabung der Gerechtigkeit, der Vertheidigung der Freiheit und der Rechte des Vaterlandes und, wenn diese Geschäfte rasteten, der väterlichen Verwaltung des Hauswesens gewidmet war, gänzlich unedel sei; und die größere Anzahl erhob sich gewiß in würdiger Denkungsart weit über die Masse der Völker neuerer Zeit, die zu gleicher Entwicklung ihrer edelsten Kräfte weder Muße noch Gelegenheit haben. Nun ging aber mit der Würde die Mäßigung und, bei einigen Stämmen, wie bei den Athenern, mit beiden die Anmuth Hand in Hand. In einem solchen Leben war die Allgemeinheit des Enthusiasmus für Ideen möglich, aus welchem die großen Thaten entsprangen, die noch jetzt die Welt mit freudigem Erstaunen erfüllen; jene schöne Liebe zum Leben mit Verachtung des Lebens gepaart, wenn es ein höheres Gut galt; und der zarte Schönheitssinn, dem alles Schöne auch göttlich und heilig schien und der daher seine Götter durch Spiele ehrte und seine höchsten Feste mit den Gaben der Musen schmückte.

Ferner zeigt sich auch in der Religion die Eigenthümlichkeit der hellenischen Bildung. Wenn auch die griechische Religion ein sonderbares Chaos war, so hat sie doch vor allen anderen Religionen des Alterthums den poetischen Charakter voraus. Sie hat sich schon dadurch über andere ihrer Art emporgeschwungen, daß ihre Bekenner die Fetische, die ersten rohen Gegenstände der Anbetung, zu menschlichen Gestalten veredelten, und indem sie die Götter zu Menschen machten, sich selbst zu Göttern erhoben. Weit waren sie also auch schon hierdurch vor dem Aegyptier, dem Phönicier, dem Inder voraus, welche nie aufhörten, die Thiergestalt oder irgend ein gemischtes Ungeheuer auf ihren Altären zu ehren, und ihren Anhängern keinen Weg ließen, als entweder dem alten Unsinn zu huldigen oder in höhnenden Unglauben überzugehen, während die hellenische Religion einer fortschreitenden Veredelung fähig war; und die Sitten des Olympus besserten, die Götter veredelten sich, so wie die ihnen verwandten Menschen größer und edler wurden.

Es übertreffen ferner die Griechen alle anderen Völker der alten Welt auch durch ihre geistigen Productionen. Kein Volk der alten und neuen Zeit hat eine so lange Reihe von Jahrhunderten hindurch die Gärten der Musen mit einem so glücklichen Erfolge angebaut und in allen Gattungen, aus eigener Kraft und ohne alle fremde Einwirkung eine so große Menge musterhafter Werke erzeugt. Wäre auch nur ein einziger Dichter, wie Sophocles, ein Geschichtschreiber, wie Thucydides, ein Philosoph, wie Plato, auf uns gekommen, welche Vorstellung müßten wir uns auch dann schon von der Bildung der Hellenen machen! Aber nun zieht sich ein langer Kranz solcher Heroen von Homer (ungefähr 950 Jahre vor Chr.) bis zum Longinus (starb 273 nach Chr.) herab; und obgleich in der spätern Zeit die Flamme

der griechischen Genialität ermattet, so erlischt sie doch nie ganz, und der feine Kunstsinn dieser Nation erhält sich fast bis zu ihrem Erlöschen. Daher lebt Griechenland noch in jedem empfänglichen Gemüthe, in welchem die Werke seiner genialen Söhne den Samen des Schönen und Edlen entwickeln.

Endlich erkennen wir den hohen Standpunkt der hellenischen Bildung auch in den Kunstwerken dieser Nation. Ganz Hellas und alle hellenischen Städte waren mit Kunstwerken angefüllt, welche theils die Religion, theils das gemeine Wesen, theils die Pietät der Familien forderte. Noch sind die Trümmer ihrer Tempel und öffentlichen Gebäude das Wunder der Welt, und selbst die Bruchstücke ihrer Statuen das Studium sinniger Künstler. Kein anderes Volk ist fruchtbarer gewesen an Werken der Kunst, an hohen und großen Gestalten jedes Charakters. Um einen Steinhaufen zu ägyptischen Pyramiden aufzuthürmen oder die Hieroglyphen eines Obeliskenkegels auszuschleifen, oder die kolossale Gestalt einer Sphinx aufzumauern, ist der geistlose Handwerksfleiß eines emsigen Sclavenvolks vollkommen genug, aber damit die leichte und würdige Gestalt eines Apollo in Marmor aufstrebe, damit der homerische Kronide, der mit dem Bewegen seines Hauptes den Olymp erschüttert, menschlichen Augen erscheine; damit sich die Blüthe der Schönheit und süßer Anmuth in einer Aphrodite entfalte, mußte die Kunst zum Himmel emporsteigen und ihm Gestalten entwenden, wie sie auf der Erde nicht erwachsen.

Wenn wir so nachgewiesen haben, daß das hellenische Volk alle anderen Völker der alten Welt an Bildung übertroffen hat, so müssen wir ihm auch das hohe Verdienst einräumen, daß es seine Bildung allgemein mitgetheilt hat, und dadurch ist der Einfluß von Griechenland auf die Bildung des Menschengeschlechtes von universal-historischer Wichtigkeit geworden. Wie die Blicke des gläubigen Muselmannes bei seiner Andacht nach dem Grabe des Propheten, so sind die Blicke aller Freunde der Kunst und Humanität nach dem heiligen Lande der hellenischen Cultur gewendet. In einem weit andern und höhern Sinne als Perser, Tataren und Araber sind die Hellenen ein weltbeherrschendes Volk gewesen; nicht auf der Oberfläche der Erde, sondern in dem Gebiete der Geisterwelt. Kein anderes Volk hat hier so weit um sich gegriffen oder seine Eroberungen so lange behauptet. Seine Sprache verbreitete sich über die ganze bekannte Erde; seine Werke wurden gelesen, wo man sich nur einigermaßen um Bildung bewarb. Und als die politischen Kräfte des Volkes erschöpft waren und es einem Mächtigern erlag, unterjochte es auch seinen Sieger durch die Ueberlegenheit seiner Cultur, befreundete ihn mit seiner Sprache und nöthigte ihm eine Bewunderung seiner Kunstwerke ab, die endlich in eifrige Nachahmung ausschlug; so zeigt sich wahr, was der römische Dichter (Horat. Epist. 2, 1, 156) singt, daß

> Hellas, bezwungen, bezwang den verwilderten Krieger, die Künste
> Uebersiedelnd in Latiums Gauen.

Viele Völker sind mächtiger gewesen, aber wenn ihre politische Macht scheiterte, lebten sie nur noch in den Denkmälern der Geschichte fort, ohne Einfluß und meist ohne Achtung. Nur die Griechen und die Zöglinge der Griechen, die Römer, machen eine Ausnahme hiervon. Nie ist die geistige Macht von Hellas erloschen; es gibt eine Graecia, wie eine Roma aeterna. Die feurige Vaterlandsliebe, die stolze Verachtung der Gefahr, die heilige Verehrung auch der strengsten Gesetze, die in den Seelen spartanischer Bürger herrschte; die Aufklärung und sittliche Bildung, deren Wohnplatz Athen war; die innigste Verschlingung des Kunstsinnes mit der kräftigsten Sinnlichkeit, der Würde mit der Anmuth, der Strenge mit der Milde, der Tiefe mit der Leichtigkeit — dieser durchaus einzige Verein der schönsten Eigenthümlichkeiten der Menschheit wird nie aufhören, die Blicke zu fesseln, so lange noch ein Rest ihrer Geschichte in dem Meere der Zeiten schwimmt. Bei den Namen eines Lykurgus und Solon, eines Miltiades und Leonidas, eines Themistokles und Aristides, eines Epaminondas und Pelopidas, eines Phocion, eines Timoleon, eines Demosthenes und Kleomenes erhebt sich jedes edle Gemüth und sieht staunend zu den Zeiten hinauf, in denen diese Kolosse patriotischer Tugenden auftreten konnten. In dem Glanze, den sie verbreiten, schwinden die Flecken, welche jeder irdischen Erscheinung anhängen, und die Uebel der alten Staaten werden vergessen, wenn wir uns der köstlichen Erzeugnisse jenes Bodens erfreuen.

Als die römische Gewalt das mürbe Gebäude der hellenischen Staaten darniederschlug, war dem rohen Sieger die Kunst und Wissenschaft der Griechen fremd oder der Gedanke daran war mit der allgemeinen Verachtung verwebt, mit der er die entarteten Sitten des besiegten Volkes betrachtete. Doch erschien Einigen der Genius des alten Landes in seiner göttlichen Herrlichkeit über den rauchenden Trümmern schwebend und ergriff die Gemüther der Besten mit einer vorher unbekannten Sehnsucht und Lust. Die Scipionen, die Laelier, die Aemilier, die Catone huldigten ihm. Ein geistreicheres Leben begann in der kriegegewohnten Stadt, und wo bisher nur Waffen geklirrt und die trocknen Formeln des Rechtes auf dem Forum ertönt hatten, klangen jetzt die melodischen Weisen der griechischen Musen. Was in der fremden Sprache eine bewundernde Freude erregt hatte, wurde in der Muttersprache nachgeahmt, und die rauhen Töne von Latium milderten sich in dem Wettstreit mit der ältern Schwester. So erstrebte auch Rom auf den Flügeln der griechischen Muse einen dauernderen Ruhm, als der war, den ihm seine Welteroberung zusicherte.

Seit der Wiedererweckung des Studiums der classischen Litteratur ist die Einwirkung der griechischen Bildung auf die Cultur der Neueren fast ununterbrochen gewesen. Fast zu allen unseren Wissenschaften hat sie den Grund gelegt, und die wissenschaftliche Methode, die sie bei einigen Zweigen derselben, wie bei der Philosophie und Mathematik, beobachtet hat, ist noch

nicht übertroffen worden. Vor Allem aber haben die Werke der redenden und bildenden Kunst nie aufgehört, den Kunstsinn zu wecken und den Geschmack auszubilden. An dem Ruhme der alten Classiker ist der Ruhm der neueren emporgestiegen.

---

45. Das vordorische (heroische) Zeitalter und seine Cultur.

(Nach M. W. Heffter, das vordorische Zeitalter in W. A. Schmidt's Zeitschrift für allgemeine Geschichte, VI. B.)

Das griechische Volk ist kein autochthonisches (wozu der Vaterlandsstolz der alten Griechen es wenigstens in mehreren Theilen hat machen wollen), sondern ein eingewandertes gewesen, eingewandert nicht über's Meer her, von Osten oder Süden, sondern von Norden, vom angrenzenden europäischen Festlande. Denn, den sichersten historischen Anzeichen und Nachrichten zufolge, sind alle Wanderungen der griechischen Stämme immer in dieser Richtung geschehen, nicht umgekehrt. Die hellenische Nation wird auch theils an sich schon eine Neigung gehabt haben, immer weiter nach den wärmeren Gegenden mit schönern Producten vorzudringen, theils von barbarischen Nationen gedrängt worden sein. In historischer Zeit wenigstens hausen im Norden von Griechenland barbarische Völkerstämme, die immer auch den Drang nach Süden haben, in Epirus, Illyrien, Macedonien, und allem Anscheine nach erfolgten die Wanderungen oder das Vorrücken der hellenischen Stämme stoß- oder ruckweise, d. h. so oft ein barbarisches Volk sich stark genug fühlte, die Gränzen zu überschreiten und die griechischen Stämme zu drängen.

Die Hellenen können bei ihrer Einwanderung in Hellas gar nicht mehr so roh gewesen sein, als vielleicht Mancher denkt. Der sicherste Beweis hierfür ist die Sprache, die sich, nach den Resultaten der vergleichenden Sprachwissenschaft, in Griechenland nicht erst kann gebildet, sondern nur ausgebildet haben. Daß nämlich der Reichthum an grammatischen Formen, den wir im Griechischen wahrnehmen, gleich aus der frühesten Periode der Sprache herzuleiten ist, muß man unbedenklich zugestehen, wenn man die Spuren fast aller dieser Formen in den verwandten Sprachen wiederfindet, was nicht der Fall sein könnte, wenn nicht diese Sprachen offenbar vor ihrer Absonderung diese Formen gemeinschaftlich besessen hätten. Aber Sprache an sich ist schon ein Zeichen von Cultur, und noch dazu eine solche, wie die griechische, die in ihrem Schooße von Anfang an alle die Anlagen und Vorzüge barg, die späterhin bei ihr in so reichem Maße hervorgetreten sind. Mit ihr sind die Griechen in Hellas eingezogen.

Das Zweite, was sie ebenfalls mitbrachten, aber wohl nur als Embryo, als einen Kreis von dunkeln Gefühlen, die sich noch zu keinen festen

Vorstellungen fixirt und gestaltet hatten, war die Religion. Allem Anscheine nach hat sich selbige erst im Lande selbst unter und in dem Volke selbst zu einem bestimmten Typus ausgeprägt. Gerade dieses erste Zeitalter war recht productiv in Bezug auf die Schöpfung von Götternamen und Gottheiten. In allen auffallenden, nützlichen, großartigen Erscheinungen und Dingen sahen die Griechen etwas Göttliches, das sie von einer besondern Gottheit herleiteten. Anfangs indessen huldigten sie gewiß nur dem Glauben an einen Gott, und später erst sind hauptsächlich wohl die Wanderungen und in Folge derselben die mannichfache Mischung der einzelnen Stämme die Ursache des Polytheismus geworden. Schon bildeten sich, mindestens zu Ende der Periode, Amphiktyonieen Behufs religiöser Gemeinculte, z. B. zur Verehrung der Demeter bei den Thermopylen. Auch waren wohl bereits mit manchen solcher Festversammlungen Kampfspiele verknüpft, z. B. bei Delphi die pythischen; selbige reichen jedenfalls ins vordorische Zeitalter hinüber. Zugleich griff hier, wenn mit den religiösen Festlichkeiten Kampfspiele verbunden waren, die Religion über in das politische Leben und unterstützte die militärische Verfassung, die eine Ausbildung des Körpers Behufs des Kriegsdienstes bedingte. Ueberhaupt ward die Religion eine Dienerin des Staates, und wie sie früherhin Sache der Familien gewesen war, so ging sie, nebst der Familien-Verfassung, gegenwärtig ins Staatsleben über.

Aus der Religion zumeist, die den Ursprung von so Vielem auf höhere Wesen zurückführen lehrte, die mithin das Combiniren von Ursache und Wirkung, von Grund und Folge unterstützte und nährte, verbunden mit Lebendigkeit des Geistes und der Phantasie, die sich in damaliger Zeit, in der Kindheit des griechischen Volkes, vornehmlich in Erzählungen auszusprechen beliebte, ging die Mythendichtung hervor, in diesem Zeitalter lebendig und recht originell-productiv. Zuerst waren es kosmogonische Mythen oder Versuche, sich die Entstehung der Welt und der Körper und Erscheinungen in der Welt zu erklären. Sodann war man bemüht, die früheren religiösen Gebilde der Phantasie, die Götter und das, was sie betraf, ihre Eigenschaften, Symbole u. dgl., auf ähnliche Weise auf ihren Urgrund zurückzuführen: der Ursprung der theologischen und der Götter-Mythen überhaupt. Nebenbei bildeten sich historische Mythen von Heroen und ihren Schicksalen und Thaten, wozu das an feindlichen Conflicten der Volksstämme so reichhaltige Zeitalter reichen Stoff lieferte, ingleichen die Ereignisse in manchen Königsfamilien, einzelne für die damalige Zeit großartige, weite Handels-Unternehmungen. Da waren es denn manche Oerter, die vornehmlich fruchtbar wurden an solchen Sagen, in welchen und um welche sich ganze Sagenkreise bildeten; so um Jolkus und von da aus der Mythus vom Argonautenzuge, in Theben der Mythus von den Labdaciden, vom Zuge der Sieben gegen Theben und der Epigonen. In Athen entwickelte sich, in Folge der dortigen tellurischen Verhältnisse, die reiche Mythologie von der Pallas, als

Pallas Athene (der attischen P.), d. h. als Göttin des Oliven- und des Getreidebaues, von Erechtheus und, nicht unwahrscheinlich im Gegensatze zu dem Poseidonsdienste bei den Joniern in Aegialea, der Mythus vom Streite beider Gottheiten um Attika, in Argolis der von den Pelopiden und Atriden und von dem trojanischen Kriege. Nicht minder wird die eigentliche Heroen-Sage von übermenschlichen aber doch nicht ganz göttlichen Wesen, mindestens zu Ende des Zeitalters, aufgekommen sein, z. B. von einem Hercules unter den Doriern, von einem Chiron, der personificirten Handfertigkeit und darum der Geschicklichkeit, der Klugheit überhaupt, in Thessalien. Die mythische Auffassungs- und Darstellungsweise war besonders jenem frühern Zeitalter eigen, welches die nachfolgende Zeit das heroische nannte, und in ihm entstanden schon alle die Mythenkreise, welche nachmals durch die Sänger weiter verbreitet wurden. Aus solcher Mythenpoesie ging hervor die epische Poesie, die nur weiter auszuführen gesucht hat, was jene begründete. Sie wird in dieser Periode schon manches Werk zu Tage gefördert haben. Denn Homer und Hesiodus in der folgenden, zweiten, sind offenbar nicht die ersten Dichter der Art gewesen; sie haben den Hexameter, „den würdevollsten und zugleich den gelassensten Vers" (wie Aristoteles sagt), nicht erst geschaffen, sondern vorgefunden als epischen Vers; sie stehen auf den Schultern von Vorgängern, deren Leben in unsere vordorische Zeit herüberreicht.

Nächstdem wird die Liebe zur Poesie und zum Gesange, welche den Griechen von Natur eigen war, verbunden mit dem Natur- und religiösen Leben, das sie geführt, nicht minder die lyrische Dichtkunst hervorgerufen haben, und zwar in mehrfacher Gestalt: in Hymnen, Gebeten, Päanen, Trauer- und Freudengesängen beim Ersterben und Erwachen der Natur, bei frohen oder traurigen Familien-Ereignissen, bei Erntefesten u. dgl. Auch wird es nicht an besondern Sängern gefehlt haben, die ihre Kunst vor Allen übten. Und da der Vortrag der Lieder in jener frühen Zeit immer begleitet zu sein pflegte mit Gesang und Spiel, so werden auch diese beiden Künste bei den Griechen schon damals gang und gäbe gewesen sein. Selbige müssen sie schon so entzückt haben, daß sie ihnen bereits für Gaben von Gottheiten galten, daß man die Musen für die Spenderinnen des Gesanges, Apollo für den Urheber des Saitenspieles erkannte.

Was die materiellen Beschäftigungen anlangt, so fanden die Griechen im Lande selbst reiche Gelegenheit zur Jagd und zum Fischfang, nächstdem zur Zucht von Schafen, Rindern, Pferden, denn das Land ist an sehr vielen Stellen zu Weiden geeignet. Sie werden diese Zuchtthiere mitgebracht haben aus ihrer Urheimat, aus Asien. Eben so wird ihnen eben daher die Kunde der Getreidearten gewesen sein; sie werden den Ackerbau gekannt haben. Zu demselben fanden sie gleichfalls mehrere Theile des Landes höchst geeignet. In Hellas selbst aber lernten sie wohl erst die Olive und den Weinstock kennen und den Bau derselben üben. Und alle diese Beschäftigungen und die

desfallsigen Producte daher erkannten sie ebenfalls als göttliche Geschenke an und stellten sie unter die Obhut besonderer Götter, und die betreffenden Mythen, welche sie darüber schufen, gewiß ebenfalls, wenigstens zum großen Theile, schon in dieser Periode, tragen nicht selten den Charakter der feinsten Beobachtung, der religiösesten Gesinnung, des artigsten Kunstsinnes. Man denke nur an den Dienst der Demeter und des Dionysos!

Als die Griechen anfingen, ihre Wohnsitze zu fixiren und Städte anzulegen, bedurften sie der Baukunst, wobei die Massen der griechischen Gebirge frühzeitig zu Steinbauten geführt haben werden. Und die meist feindselige Gesinnung der Volksstämme gegen einander, die Seeräubereien anderer, fremder Völker, z. B. der Phönicier, zwangen die Griechen sehr bald, ihre Städte zu bewehren und sogar Burgen (ἀκροπόλεις) anzulegen, wie bei Orchomenus, Theben, Athen, Argos (Larissa), Mycenä. Und diese Bauten muß man sich nicht als ganz roh denken. Außer Gebäuden für bürgerliche Wohnungen gab es solche, in welchen sich die Kunst in höherem Grade als zum gewöhnlichen Bedürfnisse versuchte: Königspaläste, Schatzhäuser, Begräbnißstätten, Tempel. Bei den ersteren brauchte sich der ursprüngliche alte Burgbau nur fortzusetzen mit Anbringung von Verzierungen und unter gesteigerter Größe, Geräumigkeit, Bequemlichkeit. Die Schatzhäuser, deren außer bei Orchomenus und Mycenä sich auch bei Amyklä und bei Pharsalus gefunden haben, domartige, meist unterirdische Gebäude, zur Aufbewahrung kostbarer Waffen, Becher und anderer Kostbarkeiten, die man durch Erbschaft oder Schenkung erhalten hatte, bestimmt, von denen es noch hin und wieder in Griechenland so merkwürdige Ueberbleibsel gibt, sind hinreichende Zeugnisse von dem mächtigen Aufschwunge und von der großartigen Handhabung der Baukunst schon in dieser frühen Zeit. Das Schatzhaus in Mycenä, das am besten erhaltene Muster dieser so weit verbreiteten und so oft angewandten Gattung von Bauwerken, ist aus horizontalen, allmählich nach oben zusammentretenden, in einen Schlußstein sich vereinigenden Steinlagen errichtet und mit einer pyramidalen, kunstreich überdeckten Pforte versehen gewesen. An seinen Ueberresten erblickt man Zierrathen der Steinmetzkunst, zum sichern Zeugnisse, daß man damals wirklich auch schon für Bildnerei Geschmack hatte. Nicht minder gibt hiervon das dasige sogenannte Löwenthor ein Beispiel. Aber, nach den Trümmern zu urtheilen, muß das orchomenische Schatzhaus an Größe und Schönheit das der Atriden zu Mycenä weit übertroffen haben.

Zu Tempeln dienten Anfangs zwar natürliche Höhlen und Grotten (z. B. die der Here auf dem Berge Cithäron); wo aber dergleichen nicht vorhanden waren, mußten welche errichtet werden. Diese mochten Anfangs freilich nur höchst einfach und sehr eng sein, denn das Heiligthum sollte damals bloß zur Wohnung des Gottes, nicht zur Aufnahme der Verehrenden dienen.

Bei einem Lande, welches fast ringsum vom Meere umgeben ist, was

so viele Einschnitte, Meerbusen, Buchten hat, was überall umkränzt ist von Inseln in der Nähe und in der Ferne, was mithin gleichsam herausfordert zur Schifffahrt und außerdem in der ältesten Zeit gewiß reich an Waldungen gewesen sein mag, läßt sich unbedenklich annehmen, daß Schiffbau schon ganz frühzeitig wird betrieben worden sein, und selbst im Großen. Dafür zeugen zur Genüge die Sagen von einem Argonautenzuge, so wie vom trojanischen Kriege, denen sicherlich doch etwas Historisches zum Grunde liegt. Wie hätte man denn auch in der folgenden Periode so viele und so entfernte Colonieen anlegen können, wenn man nicht längst mit dem Meere vertraut gewesen wäre? Man kann unbedenklich selbst in der vordorischen Zeit mehr als bloß ängstliche Küsten- und Buchtenschifffahrt und Reisen bloß nach den zunächst gelegenen Inseln annehmen. Die epirotischen Pelasger werden sicherlich Italien schon gekannt, die Jonier am korinthischen Meerbusen die nach ihnen benannten Inseln besucht, wahrscheinlich ebenfalls Italien erreicht, die Minyer von Jolkus mindestens den Hellespont, wenn nicht schon das Schwarze Meer gesehen haben.

Natürlich mußte bei solchen weiten Fahrten Gewinnsucht, Handel mit im Spiele sein. Mercantilischer Drang scheint die Veranlassung zum s. g. Argonautenzuge gewesen zu sein. Korinth, das schon bei Homer das reiche heißt, wird zu diesem Reichthume den Grund bereits in vordorischer Zeit gelegt haben. An ferne Colonieen dachte man indessen in diesem Zeitraume noch nicht.

Indem aber die meisten der griechischen Volksstämme gegen Ende dieser Periode sich zu städtischen und staatlichen Gemeinden bildeten, behielt man im Allgemeinen gewiß so viel als möglich die alte patriarchalische Familien-Verfassung bei, nach der nun das Staats-Oberhaupt, der König, an die Stelle des Familien-Oberhauptes trat, das Uebrige aber sich gliederte nach gewissen Beschäftigungen (Zünften), oder nach Geschlechtern, oder nach tellurischen Verhältnissen. Solche Staaten, wie z. B. der athenische, haben selbst in ihren späteren Einrichtungen noch die deutlichsten Spuren jener Grundverfassung.

Bei dem Umfange dieser materiellen und intellectuellen Bildung wird auch die moralische nicht zurückgeblieben sein. Die Principien einer gesunden, höhern Humanität blicken in Vielem hindurch, was wir nicht ohne Grund schon in dieses vordorische Zeitalter zurückversetzen können. Das Schließen und die Heilighaltung der Ehe zwischen einem Manne und einem Weibe — daher der Cultus des Zeus als Ehegott und vornehmlich der Here als Ehegöttin und der ihr angedichtete Charakter als eifersüchtige Ehefrau —, die Bildung von städtischen und staatlichen Gemeinden, die Achtung des Gesetzes und des Eides, die Sühnung des Mordes, besonders des unvorsätzlichen, das Gastrecht, die fromme Scheu vor den Schutzflehenden, die Unverletzlichkeit der Herolde, die Abschaffung der Menschenopfer, die

ehrenhafte Bestattung der Todten und die Klage um sie, die Heilighaltung alles dessen, was die Götter betraf, dieses und unzählig Anderes der Art begegnet uns nicht etwa erst bloß im historischen Zeitalter, auch in vielen der ältesten Mythen, die tief ins vordorische Zeitalter zurückreichen, thut sich uns dergleichen kund.

Und diese ganze, so vielseitige Bildung hat das griechische Volk gewonnen durch sich selbst und aus sich selbst, was ihm zu desto größerem Ruhme gereicht. Es läßt sich nämlich durchaus nicht nachweisen, daß es eine Einwirkung von außen, wenigstens eine recht durchgreifende und nachhaltige, in diesem Zeitraume erfahren habe. Bekanntlich hat man in späteren Zeiten aus Mangel an Kriticismus und aus übergroßer Xenomanie vier Haupt-Einwanderungen aus der Fremde angenommen: die des Cecrops und des Danaus aus Aegypten, die des Kadmus aus Phönicien und die des Pelops aus Klein-Asien*). Aber alle Umstände zeugen für reine Erdichtung. Kadmus ist aus dem Namen der Burg Kadmea gebildet und nur schwierig nachzuweisen, aus welchem Grunde man ihn zum Phönicier gestempelt. Und wie sollten Phönicier gerade nach dem binnenländischen Theben gekommen sein? Cecrops ist der erdichtete Heros Eponymos der cecropischen Phyle und aus späterer Aegyptomanie zum Aegyptier geworden, eben so wie Danaus, der Repräsentant eines tellurischen Verhältnisses des Landes Argolis. Pelops verdankt seine Entstehung einer falschen Ableitung des Namens Pelopennesus und ist sicherlich in Folge des Mythus von der thebanischen Niobe — eine Niobe sollte auch aus Argos sein — zu einem Lydier gedichtet worden. Damit sind alle Einwirkungen von außen her auf die Griechen beseitigt, sofern sie auf litterarischen Nachrichten beruhen. Allenfalls könnten die Phönicier den Griechen Manches mitgetheilt haben, aber doch gewiß erst in nachdorischer Zeit, als die letzteren mit jenen in nähern Verkehr traten. Früher dürfte das nie etwas Wichtiges, Allgemeines gewesen sein. Und Einzelnes haben die Hellenen gewiß alsbald nationalisirt.

So hätten wir denn eine ungefähre Anschauung von den Verhältnissen in Griechenland in vordorischer Zeit und damit nicht bloß einen Grund zur Erörterung und Beurtheilung der nachmaligen Ereignisse und Verhältnisse, sondern auch an sich ein nicht uninteressantes Bild, in bestimmten Rahmen gefaßt.

---

*) Auch B. G. Niebuhr (kl. histor. und philos. Schriften I. Bd. S. 370) sagt: Pelops' Wanderung nach der Halbinsel seines Namens ist nur Bezeichnung der Verwandtschaft der Völker an beiden Ufern des Aegäischen Meeres. Vgl. G. F. Schoemann, griechische Alterthümer I. S. 12 ff.

46. Die älteste Bevölkerung Griechenlands.

(Nach Joh. Wilh. Loebell, die Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen.)

Die Hellenen, mit deren Namen wir später das Gesammtvolk der Griechen bezeichnet sehen, erscheinen in den ältesten Zeiten nur in einem kleinen Theile Griechenlands herrschend; sie hatten andere Stämme neben sich, besonders den großen, weitverbreiteten Stamm der Pelasger. Diese wohnten vor Alters in einem großen Theile des Peloponnes und des mittlern Hellas, in Thessalien und Epirus, so wie auf mehreren nahen Inseln, aber auch außerhalb der griechischen Lande nach Morgen und Abend hin, im westlichen Kleinasien und in Italien. Die schon früh begonnene Verschmelzung der Pelasger mit den eigentlichen Hellenen ging um so leichter von Statten, da beide Nationen nahe verwandte Zweige eines und desselben Völkerastes, eines uralten, griechischen Gesammtvolkes, waren und Sprachen redeten, die unter einander nicht viel mehr als mundartlich verschieden waren.

Wir haben entschiedene Gründe, uns die Pelasger als ein in der Civilisation freilich noch wenig fortgeschrittenes, aber doch innerhalb der Anfänge derselben lebendes Volk vorzustellen. Dahin deutet, daß uralte Städte und Staatsgründungen auf sie zurückgeführt werden, dahin deuten Mythen, welche Pelasger als Erfinder von allerlei zum Landbau gehörigen Dingen nennen. Auch die Sage, daß sie zuerst von den durch die Phönicier nach Griechenland gebrachten Buchstaben Gebrauch gemacht, zeigt wenigstens, daß man ihren Bildungszustand mit einiger Kenntniß der Schrift verträglich fand. Und bis auf unsere Tage haben sich in Griechenland Zeugnisse ihrer Civilisation erhalten in großen Mauerresten uralter Königsburgen und Städte (s. S. 156).

Die Religion der Pelasger war ohne Zweifel im Wesentlichen Naturdienst. Sie verehrten in ihren Göttern vor Allem die Kräfte der Natur, dann auch andere sich daran knüpfende übermenschliche Eigenschaften. Ihr Hauptgott war Zeus; als einem Naturgotte war ihm die Eiche heilig, deren eßbare Früchte für die älteste Nahrung der Menschen galten. Ein uralter Cultus desselben war zu Dodona in Epirus, wobei Zeus vorzugsweise als Weissager erscheint. Dodona war der älteste Orakelort in Griechenland, und blieb als solcher lange in hohem Ansehen, obschon es später, als Epirus nicht mehr so mit Hellas in Verbindung stand, wie in der mythischen Zeit, hinter Delphi zurücktrat. Die Weissagungen geschahen hier nicht durch Worte, sondern durch Zeichen. Diese wurden aus dem Rauschen des Windes in der Krone heiliger Eichen und aus dem Rieseln und Plätschern einer Quelle, die an ihrem Fuße entsprang, entnommen. Später sah man im Tempel eine eherne Menschenfigur, die sich über einen Kessel

bog. Sie hielt eine Kette, an der Klöppel hingen; wenn diese, vom Winde bewegt, an den Kessel schlugen, entstanden lang anhaltende Töne, aus deren Klang ebenfalls geweissagt worden sein soll. Doch melden dies nur einige sehr späte Schriftsteller. Ganz eigenthümlich und gegen spätere Götterdienste fremdartig erscheint der nach den bestimmtesten Zeugnissen auf die Pelasger zurückzuführende Cult der Kabiren. Auf den im nördlichsten Theile des Aegäischen Meeres zwischen Thracien und Kleinasien gelegenen Inseln Samothrake, Imbros und Lemnos, wo Pelasger wohnten, war er besonders heimisch; in Samothrake gab es sehr alte und berühmte Mysterien dieses Cultus, in welche sich viele Fremde aufnehmen ließen, doch findet er sich auch an anderen Orten. Die Nachrichten der Alten über die Kabiren sind voller Widersprüche und Räthsel. Darin stimmen jedoch die meisten Ansichten überein, daß in ihnen auch wieder die erzeugenden, befruchtenden und fruchtbringenden Kräfte in der Natur verehrt worden sind, aber dieser Grundgedanke ist durch eine große Mannichfaltigkeit von Combinationen so verschieden ausgebildet worden, daß die Kabiren Einigen als die höchsten, überweltlichen und weltschöpferischen Kräfte, Anderen als untergeordnete Dämonen der Fruchtbarkeit erscheinen. So erblicken wir Alles, was die Pelasger betrifft und von ihnen ausgeht, in einem ungewissen Dämmerlichte. Sie haben unzweifelhafte Spuren ihres Daseins und ihrer Wirksamkeit hinterlassen, aber wegen des hohen Alterthums, aus dem sie stammen, fast unkenntlich gewordene und schwer zu deutende.

Wir übergehen die Leleger und einige andere nicht bedeutende Stämme, die neben den Pelasgern als Urbewohner Griechenlands genannt werden, müssen aber die Thracier beachten, da sich an sie ein eigenthümliches Culturelement knüpft. Diese Thracier der mythischen Zeit, die in der macedonischen Landschaft Pierien am Nordabhange des Olympus ihre Heimat hatten, von wo aus sie nach verschiedenen Gegenden von Hellas zogen, haben höchst wahrscheinlich mit den barbarischen Thraciern in dem Lande dieses Namens nichts gemein. Thracien scheint den ältesten Griechen das unbestimmt gedachte Land im Norden des ihrigen gewesen zu sein. Pierien wurde damals noch darunter begriffen, bei späterer genauerer Kunde wurden die thracischen Gränzen weiter nach Mitternacht gerückt, und so der Name auf ganz andere Völker übertragen. Die pierischen Thracier waren gewiß ein den Hellenen nahe verwandter Volksstamm, wie die Pelasger, und wurden, wie diese, später zu Hellenen, daher es auch zu erklären ist, daß sie nur in der mythischen Zeit vorkommen. Wie die Pelasger als Gründer der Civilisation zu betrachten sind, welche den Menschen an den Boden fesselt und die Bedürfnisse des Lebens befriedigt, so diese Thracier als Urheber der musischen Künste, als Väter der griechischen Poesie. Wir finden sie am Helikon und Parnaß, den Musenbergen, deren Natur, deren Wälder und Quellen zum Gesange begeistern, wo gleichsam der Gesang der Natur den

menschlichen hervorrief. Die ältesten, noch dazu dem Mythus angehörenden Dichter, Sänger, Tonkünstler werden Thracier genannt. Hieher gehört vor Allen Orpheus, der von Apollo die von Hermes erfundene Laute erhalten hat. Was von den Wirkungen erzählt wird, die er durch die wunderbare Macht ihrer Töne und seiner Stimme hervorbrachte, gehört zu den bekanntesten griechischen Fabeln. Er entzückt die Menschen und zähmt die wilden Thiere, Bäume und Felsen, ihrer Stelle entrückt, folgen ihm, ja, selbst die unerbittlichen Götter der Unterwelt werden von diesem unwiderstehlichen Zauber so ergriffen, daß sie ihm gestatten, seine schon gestorbene Gattin Eurydice aus dem Schattenreiche in die Oberwelt zurückzuführen. Orpheus ist der rein mythische Ausdruck für die von den Göttern stammenden und sich in dankbarer, preisender Verehrung zurückwendenden Anfänge der Musenkünste, für die erste Auffassung und Verbreitung derselben durch die pierischen Thracier, und für die zauberische, zähmende, entwildernde Macht, die sie auf rohe Gemüther üben.

Auch einen andern Sänger, der in die Urzeit versetzt ward, den Linus, kann man einen Pierier nennen, in so fern er, wie Orpheus, ein Sohn des Apollo und einer der Musen genannt wird. Entschiedener noch heißen thracisch die mythischen Sänger Musäus, Thamyris und Eumolpus. Von dem letztern heißt es, er sei nach Attika gekommen und habe dort zu Eleusis die berühmten Mysterien gestiftet, in welchen der Cultus der Demeter, der Göttin der fruchttragenden, nährenden Erde, und der des Dionysos, des Gottes der erzeugenden, in der überströmenden Fülle und Stärke ihrer Gaben berauschenden Naturkraft, sich vereinigten. Ueberall also sehen wir in der thracisch-pierischen Cultur eine musische, von der Natur angeregte Begeisterung in steter Anwendung auf die Verherrlichung der Religion und des Götterdienstes.

Die griechische Bildung trat in ein neues Stadium der Entwicklung, nachdem die im engern Sinne hellenisch genannten Stämme sich über das mittlere und südliche Griechenland verbreitet hatten. Die Anfänge dieser Stämme wurden von der am meisten angenommenen und bekanntesten Sage an die fabelhafte Urzeit folgendermaßen geknüpft. Des Titanensprößlings Prometheus, des Bildners der Menschen und ihres Wohlthäters, Sohn war Deukalion, König von Phthia in Thessalien, in dessen Tagen Zeus das frevelnde Menschengeschlecht zu vertilgen beschloß und deßhalb eine große Flut über Hellas sandte. Aus diesem Untergange retteten sich nur Deukalion und sein Weib Pyrrha; nachdem die Flut abgelaufen war, warfen sie, um die Erde wieder zu bevölkern, einem erhaltenen Götterrathe zufolge, Steine hinter sich, die zu Menschen wurden. Indeß ließ der Mythus, wie es scheint, von diesen Steinmenschen nur die Leleger abstammen, die Hellenen aber waren natürliche Abkömmlinge des Deukalion, durch Hellen, den er mit Pyrrha zeugte. Hellen hatte drei Söhne, Dorus, Xuthus und Aeolus; diese und ihre Nachkommen zogen aus und nahmen den größten Theil von Griechenland

und der dazu gehörigen Inseln ein. Xuthus kam nach Attika, stand dem dortigen Könige Erechtheus in einem Kriege bei, und erhielt zum Ehrenlohn die Hand seiner Tochter Kreüsa, mit der er zwei Söhne zeugte, Jon und Achäus. Der erstere wurde als Enkel des Erechtheus in der Folge Herrscher in Attika. Er erscheint aber auch im Peloponnes, wo er die Landschaft Aegialea einnimmt, die nach ihm nun Jonia genannt wird.

So leitete die mythische Erzählung die vier Stämme, in welche die hellenische Nation zerfiel, die Dorier, Jonier, Achäer und Aeolier, von den Söhnen und Enkeln des Hellen ab. Diesen Ahnherren fehlte außer der historischen Wahrheit auch die poetische der Charakteristik und Individualisirung, vermöge deren Helden, die in der Wirklichkeit nie gelebt haben, in der Dichtkunst ein Leben unvergänglichen Ruhmes führen. Hellen, seine Söhne und Enkel sind nur ethnische Symbole, buchstäblich und ohne Kunst gemachte Personificationen, jener des Gesammtvolkes, diese der einzelnen Stämme.

Den angeführten Sagen von den Zügen der Hellenssöhne und Enkel scheint eine schwache, dunkle Kunde von der ersten Völkerwanderung in Griechenland, die sich aus der Erinnerung der Menschen nicht ganz verlor, zu Grunde zu liegen. Nehmen wir das, was sich außer jenen Sagen aus Andeutungen und Berichten schöpfen läßt, so finden wir in den nächsten Menschenaltern vor Troja's Zerstörung die Aeolier in einem Theile Thessaliens, in derselben Landschaft die zu ihnen gehörigen Böotier und Minyer, die letzteren auch am kopaischen See; gleichfalls in Thessalien die achäischen Myrmidonen oder Hellenen, und andere Achäer im östlichen Peloponnes. Beide Stämme, Aeolier und Achäer, sind in der Zeit der Sage die berühmtesten und mächtigsten, in der historischen werden sie von den beiden anderen, den Doriern und Joniern, ganz überflügelt, wogegen diese in der heroischen noch im Hintergrunde stehen. Die Dorier waren nach mehreren Wanderungen in dem Ländchen zwischen dem Oeta und dem Parnaß, welches von ihnen den Namen behielt, geblieben; weiter ausgebreitet waren die Jonier, sie saßen außer in Attika auch auf Euböa und in Aegialea.

---

47. Charakteristischer Unterschied zwischen den Doriern und Joniern.

(Nach G. F. Schoemann, griechische Alterthümer.)

Der charakteristische Unterschied der beiden Hauptstämme tritt für uns am sichtbarsten zunächst in den Mundarten hervor. Die ionische zeichnet sich der dorischen gegenüber durch größere Weiche und Biegsamkeit, eine vielfachere Vocalisation, eine größere Fülle und Mannichfaltigkeit der Formen aus. Nicht weniger sichtbar ist der Unterschied in dem Gebiete des geistigen

Lebens, in welchem der eigenthümliche Geist eines Volkes sich am meisten zu offenbaren pflegt, in dem Gebiete der Kunst, zunächst der Architektur und der Musik. Der dorische Baustil wird einstimmig als ein solcher bezeichnet, der einerseits in Zweckmäßigkeit, Solidität, andererseits in edler Einfachheit und Harmonie seinen unterscheidenden Charakter habe, und ihm gegenüber der ionische als durch heitere Anmuth, Zierlichkeit und größere Mannichfaltigkeit verschönernden Beiwerkes charakterisirt. In der Musik, gleichsam einer Architektur in Tönen, wie jene eine Musik in körperlichen Formen, wird der dorischen Gattung ein ernster und würdiger Charakter beigelegt, die Fähigkeit, erregte Leidenschaft zu beruhigen und feste männliche Stimmung der Seele zu bewirken, was sowohl von der Harmonie, über die wir nur von Hörensagen urtheilen können, als von den Rhythmen gilt; der ionischen dagegen wird der Charakter der Weichheit und ein aufgelöstes Wesen zugeschrieben, wodurch sie einerseits für den Ton fröhlicher Geselligkeit, andererseits aber auch für den der Wehmuth und Klage geeignet gewesen sei. — Auch in der Poesie läßt sich der Unterschied beider Stämme wohl bemerken. Die älteste Gattung derselben, das Epos, reicht mit seinen Anfängen ohne Zweifel in eine Zeit hinein, welche der Ausbreitung des dorischen Stammes voraufgeht und in welcher der den Joniern näher stehende achäische Stamm vorherrschte; darum trug es, auch nachdem es Gemeingut aller Stämme geworden war und von allen gepflegt wurde, doch immer ein ionisch zu nennendes Gepräge, nicht nur in der Sprache, sondern auch in der ganzen Weise der Darstellung. Bei dem dorischen Stamme herrscht auch in der Poesie eine gewisse praktische und den naheliegenden Interessen des Lebens zugewandte Richtung vor, indem der Dichter theils Belehrung ertheilt, theils Stimmungen und Zustände ausspricht, wogegen jene andere Gattung, welche in den Gestalten, die sie darstellt, höhere allgemeinere Ideen veranschaulicht, ihre Blüte unter dem ionischen Stamme entfaltete. — Auch in den mehr vom allgemeinen Volksleben und allgemeiner Theilnahme entfernten Gebieten des geistigen Lebens kann ein Unterschied zwischen beiden Stämmen verfolgt werden. Die philosophische Speculation begann unter den Joniern, und beschäftigte sich hier vorzugsweise mit den naturphilosophischen Problemen von der Welt und den weltschaffenden und regierenden Kräften, verrieth also ein regeres Interesse des Geistes für die Natur und die uns umgebenden Dinge, wogegen die Speculation der italischen Philosophen, die, außer dem ersten in dieser Reihe, dem Pythagoras, der wenigstens seinem Geburtsort nach ein Jonier war, meist dem dorischen Stamme angehörten, vorzüglich den Geist und die geistigen Verhältnisse zum Gegenstand nahm, auch die Natur von dieser Seite betrachtete, daneben sich aber auch auf das menschliche Leben richtete und die Ethik oder die praktische Philosophie anzubauen begann, welche bei den Joniern ganz im Hintergrunde geblieben war. — Ferner die Kunde der Vorzeit und die merkwürdigen Ereignisse in der Nähe und Ferne zu

erforschen und zu berichten waren die Jonier mehr als die Dorier beflissen, und unter den Logographen, die vor Herodot Geschichte schrieben, sind, mit Ausnahme des Hellanicus aus Mitylene und des Akusilaus aus Argos, die übrigen Jonier, und selbst die Nichtionier, wie Herodot aus dem dorischen Halikarnaß, bedienten sich, so viel wir urtheilen können, der ionischen Mundart. Endlich die kunstmäßige Form des prosaischen Vortrages ist alleiniges Eigenthum des ionischen Stammes geblieben, und von den Doriern, die sich nur auf das Nothwendige beschränkten und nichts weiter als Bestimmtheit und Deutlichkeit, Präcision und Kürze des Ausdrucks erstrebten, niemals ausgebildet worden.

Ist nun in solchen Zügen ein allgemeiner Unterschied des ionischen und dorischen Wesens gewiß und unverkennbar, so ist auf der andern Seite nicht weniger zuzugeben, daß bei der nähern Betrachtung der einzelnen dem einen oder dem andern Stamme zugehörigen Völker der Stammescharakter in Folge natürlicher und geschichtlicher Bedingungen und Verhältnisse gar vielfältig modificirt und alterirt erscheint. Als diejenigen aber, welche das dorische Wesen am reinsten bewahrt haben, werden allgemein die Spartaner bezeichnet, und bei diesen erscheint es in einer Gestalt, der man Anerkennung nicht versagen kann, wenn auch freilich einestheils der Gegensatz gegen die dem spartanischen Staatsprincip Gefahr drohenden freieren Regungen des Auslandes eine einseitige Abschließung herbeiführte, anderntheils der Gegensatz zwischen einer herrschenden und unterjochten Bevölkerung einen inhumanen Egoismus nährte, der späterhin, als die Spartaner, um das Principat in Griechenland zu behaupten, sich auf Unternehmungen und Eroberungen in der Ferne einließen, noch greller hervortritt, während zugleich die Tugenden altdorischer Sinnesart durch die immer häufiger werdende ansteckende Berührung des Fremden untergraben und vernichtet wurden. Der ionische Charakter auf der andern Seite entfaltete sich am frühesten in den asiatischen Colonieen, wo die vielfältigen Berührungen mit anderen zum Theil in der Bildung bedeutend vorgeschrittenen Völkern die geistigen Anlagen des reich begabten Volkes und vielfältige Entwicklung förderten, während im Mutterlande, wo solche Einflüsse weniger wirksam waren, die Keime länger schlummerten, aber nur um sich dann, als ihre Zeit gekommen war, zu desto reicherer und schönerer Blüte zu entfalten. Den Athenern war es vorbehalten, alles was von höherer und edlerer Bildung unter den Griechen beider Stämme vorhanden war, nicht nur bei sich aufzunehmen, zu hegen und zu pflegen, sondern auch weiter zu führen und zum höchsten Gipfel zu erheben, den zu erreichen überhaupt dem griechischen Volke beschieden war.

48. Die Sage von Hercules.

(Nach Philipp Buttmann, Mythologus, bearbeitet vom Herausgeber.)

Das Leben des Hercules ist ein schöner, uralter Mythus, darstellend das Ideal menschlicher Vollkommenheit, d. h. im Sinne des heroischen Zeitalters die höchste Körperkraft, gepaart mit allen Vorzügen des Geistes und des Gemüthes, die jenes Zeitalter anerkennt, geweiht dem Heile der Menschen und zunächst dem Heile seiner eigenen Nation.

Ein solcher Held ist ein Mensch, aber jenes Große und Herrliche in ihm ist göttlichen Ursprungs; Hercules bestand also aus zwei Naturen, einer göttlichen und einer menschlichen, daher ist er Sohn des Zeus und der Alkmene (einer Enkelin des Perseus). Um die Vollkommenheit des Göttersohnes anschaulicher zu machen, stellt sie der Dichter in einen einfach erfundenen Contrast: auch von dem sterblichen Gemahl Amphitryon, einem Enkel des Perseus, Könige von Tiryns, gebiert Alkmene einen Sohn, den Iphikles, den Zwillingsbruder des Hercules, an Kraft weit geringer. Die kolossale Stärke und der hohe Muth des Hercules ist eine von Gott her innewohnende Kraft, sie äußert sich also schon im Kinde. Dem Lager der beiden Säuglinge nahen zwei furchtbare Schlangen; der bloß menschliche Iphikles entflieht mit Angstgeschrei, aber Hercules, dessen Wiege ein Schild war, richtet sich auf, ergreift und erdrosselt mit jeder Hand eines der gewaltigen Thiere. Die verschiedenen einem Helden ziemenden Künste lernte er jede von dem, welchen die Mythologie als den größten Meister darin nennt: Amphitryon lehrt ihn die Wagenkunst, Eumolpus die Musik, Linus die Wissenschaften, Castor die Handhabung der Waffen. Nun folgt die Epoche, wo Hercules als vollendeter Jüngling in die Welt tritt; diese ist bezeichnet durch die schöne Dichtung (bei Xenophon Mem. II, 1, 21) von Hercules auf dem Scheidewege zwischen Tugend und Weichlichkeit: er entscheidet sich für die Tugend. Sollte seine angeborne und durch Erziehung gepflegte Tugend Werth erhalten, so mußte sie eine Wahl seines freien Willens werden; er mußte versucht werden und die Versuchung bestehen.

Große, vollendete Tugend kann nur durch großen, fortdauernden Widerstand sich bewähren, diesen muß also Hercules in seiner ganzen Laufbahn finden. Widerstand aber, den eine göttliche Kraft bekämpft, muß auch von einer Gottheit herrühren. Dazu wählte die Dichtung am schicklichsten die eifersüchtige Here (Juno), welche ihren heftigen Zorn über die Nebenliebe ihres Gemahls an der Frucht derselben ausläßt. Sie war es, die den Thron der Perseiden, der ihm gebührte, dem Eurystheus, Könige von Mycenä und Tiryns, zuwandte, indem sie Alkmenen's Niederkunft verzögerte (Hom. Il. XIX, 98); sie war es, die jene Schlangen sandte, kurz, die alles Unglück

schickte, was den Helden in seinem ganzen Leben betraf; sie gebrauchte dazu als Werkzeug unter den Sterblichen den Eurystheus, welchem Hercules, dem Willen der Götter gehorsam, diente. Dem höhern Wesen feindlicher Natur muß aber auch ein schützendes gegenüberstehen, dies erfordert eine sehr natürliche poetische Gerechtigkeit. Sein Vater Zeus kann dies selbst nicht sein, denn er ist die oberste, unparteiisch waltende Gottheit. Der Here gegenüber steht in diesem Mythus Pallas, die den Helden nie aus den Augen verliert und hülfreich erscheint, wo es nöthig ist, ohne doch ihm sein eigenes Verdienst zu schmälern (Hom. Il. VIII, 362 ff.). Daß gerade diese seine Schutzgöttin ist, zeigt, daß er nicht bloß das Ideal ungebildeter Körperkraft ist, sondern zugleich das menschliche Ideal aller der Geistesvorzüge, deren göttliches Ideal Pallas Athene ist.

Zwölf Abenteuer bestand Hercules auf Eurystheus' Befehl. Zeus hatte nämlich die dem Eurystheus von der Here erschlichene Oberherrschaft dahin gemildert, daß Hercules von derselben völlig frei sein sollte, sobald er zwölf Arbeiten, die ihm Eurystheus auflege, verrichtet habe. Was die Natur dieser Abenteuer betrifft, so bringt es Zweck und Sinn des Mythus mit sich, daß sie in Vertilgung schadender und gewaltthätiger Wesen, sowohl menschlicher als thierischer Art, bestehen. Auch läßt es sich erwarten, daß nützliche Unternehmungen, deren Ausführung große Kraft oder Muth und Ausdauer erforderte, mit zu seinem Beruf gehörten. Ungeheuer werden vertilgt, Riesen erlegt, der herrliche Besitz entfernter Länder — die goldnen Aepfel der Hesperiden — dem Vaterlande zugeführt u. dgl. Zu den ältesten Allegorieen vielleicht aller Völker gehört eine Darstellung gewisser schädlicher Kräfte und Erscheinungen in der Natur und der Gesellschaft unter dem Gleichnisse von Ungeheuern, die gewisse Theile ihres Leibes in ungewöhnlicher Zahl, Größe oder Verbindung hatten. Sehr natürlich kamen also auch solche Gebilde in die Thatenreihe eines Hercules. So ist zuverlässig die Lernäische Hydra ursprünglich das Gleichniß, wozu sie immer gebraucht wird. Die im Pfuhl liegende Schlange mit vielen Köpfen ist eine unthätige, doch des Bösen viel in sich hegende Volksmenge mit ihren Häuptern, gegen welche aber der Einzelne mit blindem Angriff nicht verfahren darf. Statt eines, den er darniederwirft, erheben sich andere zehn, die sonst arglos und unschädlich geblieben wären. Aber ein bedächtig angelegtes Bündniß auch nur von zweien, die stets in Uebereinstimmung handeln, wird Herr über das blinde Gewühl. Dies lehrt Hercules, der dies Ungeheuer mit Hülfe des Jolaus bekämpft, welcher die Rümpfe sogleich mit einem Feuerbrande senget.

Hercules beschloß die Reihe seiner Arbeiten damit, daß er in die Unterwelt hinabstieg und auch von dort als Sieger zurückkehrte. Tod und Unterwelt sind in der ältesten Zeit die furchtbarsten Begriffe, und ein Sterblicher setzt sich die Krone des Heldenmuthes auf, wenn er die Schrecknisse des Todes unerschüttert besteht, wenn er den Hades besiegt; dies ward bildlich durch

ein siegreiches Hinabsteigen des Lebenden in die Unterwelt vorgestellt; den Cerberus schleppte Hercules nur herauf, um sich vor dem Eurystheus über die Vollendung seines Auftrages auszuweisen.

Bisher sehen wir den Hercules nur in seiner Größe, aber der Dichter muß seinen Helden auch fehlen lassen, damit der gewöhnliche Mensch erkenne, daß auch der Vortrefflichste fehle, aber jedesmal aus seinem Fehler sich wieder herausreiße; nur ein solches Vorbild ist fruchtbar. Daher wird erzählt, in einem Anfalle von Raserei habe er seine und seines Bruders Iphikles Kinder ins Feuer geworfen, später habe er seinen Freund Iphitus von einem Thurme herabgestürzt, darauf habe ihn eine furchtbare Krankheit befallen, und der delphische Apollo ihm, auf sein Befragen, als Buße auferlegt, sich der Lydier-Königin Omphale als Sclave zu verkaufen. Der Sinn dieser Dichtung ist: Hercules gibt sich den Reizungen der Wollust hin; die Gefahr, welche daraus entsteht, konnte nicht anschaulicher dargestellt werden, als wenn man das Ideal männlicher Kraft so in einer sträflichen aber doch menschlichen Verirrung sah. Es versteht sich, daß der Held sich wieder ermannte und in seiner Laufbahn fortfuhr.

Der Mythus schließt erhaben mit der Aufnahme des Helden in den Olymp, herbeigeführt durch seinen physischen Tod, welchen ebenfalls die Here veranlaßte. Ein übernatürliches, brennendes Gift, das ihm den ganzen Körper schmerzhaft durchwühlte, dient nur, seine Seelengröße bis ans Ende seines Lebens zu bewähren. Ueberzeugt von der Unheilbarkeit seiner Krankheit, baut er sich selbst seinen Scheiterhaufen, besteigt ihn, macht seinen Freund Philoktetes, der ihn anzündet, zum Erben seines Geschosses, und endet sein heilbringendes Leben mit dem Feuertode. Allein das Göttliche, was von seinem Vater her in ihm wohnte, konnte nicht verderben; nur was er Sterbliches von der Mutter an sich hatte, wurde verzehrt; als der Scheiterhaufen noch brannte, senkte sich eine Wolke mit Donner herab und nahm den von allen sterblichen Stoffen befreiten Körper in den Himmel auf, wo er, versöhnt mit Here, sich mit deren Tochter Hebe, der Göttin der Jugend, vermählt, und selbst nun ein unsterblicher Gott ist.

---

49. Die Sage von Theseus.

(Nach Joh. Wilhelm Loebell, die Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen.)

Die mythische Geschichte liebt es, hervorragende Helden und ihre Großthaten mit einander in Verbindung zu bringen, daher die Zeit, in welche die irdische Laufbahn des Hercules verlegt wurde, zusammenfällt mit dem Leben vieler anderer Heroen. Zu den berühmtesten derselben gehört Theseus, „ein anderer Hercules", der Sohn des athenischen Königs Aegeus, eines

Urenkels des Erechtheus und der Aethra, der Tochter des trözenischen Königs Pittheus. Als er bei seiner Heimkehr vom delphischen Orakel, das er als Kinderloser um Nachkommenschaft befragt hatte, die Aethra zurückließ, hieß er sie, ihm den Sohn, wenn sie ihm einen gebären sollte, nicht eher nach Athen nachzusenden, als bis er sein Schwert und seine Schuhe, die er unter einen gewaltigen Felsblock legte, hervorzunehmen im Stande sei. Der zum Jüngling herangewachsene Theseus legte diese Probe großer Stärke ab, und trat nun die Reise über die Landenge von Korinth nach Athen an, ein gefährlicher Weg, da er von Räubern unsicher gemacht wurde, welche die Wanderer, die in ihre Hände fielen, grausam tödteten oder verstümmelten. Theseus überwand sie Alle, und ließ Jeden auf dieselbe Art, wie er zuvor Andere getödtet hatte, sterben. So kam er nach Athen, wo ihn sein Vater am mitgebrachten Schwert erkannte. Als kräftiger Schützer des Landes, das er beherrschen sollte, bewährte er sich, indem er einen wilden Stier, der seine Fluren verwüstete, fing und tödtete, bald auch, indem er es von einem schrecklichen Tribut befreite, den das Orakel den Athenern als Sühne für einen bei ihnen ermordeten Sohn des Königs Minos von Kreta auferlegt hatte. Sieben Jünglinge nämlich und eben so viele Jungfrauen, schön und von edler Geburt, mußten sie alle neun Jahre nach jener Insel liefern, wo sie einen schrecklichen Tod erduldeten. Minos, ein Sohn des Zeus und der Europa, hatte eine Gemahlin, Pasiphae, Tochter des Sonnengottes, die, von unnatürlicher Liebe zu einem schönen Stier entflammt, von diesem den Minotaurus gebar, der auf einem menschlichen Leibe ein Stierhaupt hatte. Die Schande zu verbergen, schloß Minos das Ungeheuer in das Labyrinth ein, welches ihm Dädalus, der mythische Urheber vieler Kunstfertigkeiten und Kunstwerke, erbaute. In dies Irrgebäude wurden die unglücklichen Opfer gesperrt, und mußten darin, da sie den Ausgang nicht finden konnten, entweder verschmachten oder dem Minotaurus zur Beute werden, der sie würgte und verzehrte. Als nun zum dritten Mal die zur Todessendung durch das Loos bestimmten Knaben und Mädchen in Athen eingeschifft wurden, begleitete sie freiwillig Theseus, in der Hoffnung, das Unglück und die Schmach für immer zu enden. Mit seiner Heldenkraft überwand und erlegte er den Minotaurus, aus dem Labyrinth rettete ihn die Liebe, welche des Minos Tochter Ariadne zu ihm gefaßt und sie bewogen hatte, ihm den sprüchwörtlich gewordenen Faden zu geben, der ihn aus den gefährlichen Irrgängen hinausleitete.

Bei der Rückkehr nach Athen hatte der Steuermann die Verabredung vergessen, als Zeichen der glücklich vollbrachten Rettung statt des schwarzen Segels, das das Unglücksschiff sonst führte, ein weißes aufzuziehen. Da Aegeus vom Ufer aus jenes erblickte, stürzte er sich verzweifelnd in das Meer, welches von nun an seinen Namen trug. Nachdem Theseus den so erledigten Thron bestiegen hatte, zog er das seit den Zeiten des Cecrops in

zwölf Ortschaften zerstreute Volk mit Aufhebung der besonderen Obrigkeiten in die eine, am Fuße der alten cecropischen Burg gelegene Stadt Athen zusammen und stiftete zur Feier dieser Vereinigung die Feste der Gesammt-Athenäen (Panathenäen) und der Zusammenwohnung (Synoikien). Die Bürger des so vereinigten Volkes theilte er in die 3 Classen der Edeln (Eupatriden), der Landbauern und der Gewerbtreibenden. Den ersten übertrug er die obrigkeitlichen Aemter und die Auslegung der göttlichen und menschlichen Gesetze. Ferner dehnte er das attische Gebiet bis an die Gränzen des Peloponnes aus, und weihte die dort mitten auf der Landenge gefeierten isthmischen Spiele dem Poseidon. Nach diesen Anordnungen zog er mit dem Hercules gegen die Amazonen, später auf andere Abenteuer mit seinem Busenfreunde, dem Lapithenkönige Pirithous. Dieser half ihm die Helena rauben, wogegen Theseus ihm Beistand leistete bei einem Unternehmen, dem an Keckheit und Gefahr kaum ein anderes gleichkommen konnte, die Schattenfürstin Kore oder Persephone aus der Unterwelt zu entführen. Pluto ließ beide für ihre Vermessenheit an einen Felsen festwachsen, bis Hercules kam und ihre Befreiung (nach einer andern Erzählung nur die des Theseus) erlangte. Als Theseus von diesen Zügen nach Athen zurückkam, wollte das Volk, durch seine Feinde aufgeregt, ihm nicht mehr gehorchen; Schmerz und Zorn über diese Undankbarkeit ergriffen ihn so, daß er den Fluch über Athen aussprach und nach der Insel Skyros ging, wo er durch den Verrath des dortigen Königs Lykomedes den Tod fand.

Ob es je einen athenischen Fürsten und Helden Theseus gegeben, dessen Begebenheiten die Dichtung zum Ausgangspunkte genommen hat, oder ob auch er ganz als freies Geschöpf des Mythus zu betrachten ist, läßt sich schwer ausmachen. Als gewiß aber ist anzunehmen, daß in der Idee dieses Mythus nicht die Einheit, die den des Hercules auszeichnet, herrscht, sondern daß Theseus symbolischer Träger verschiedener Verhältnisse ist. Daß er vom Vater und der Mutter her sterblichen Ursprungs war, scheint ihm einen niedern Rang unter den Heroen anzuweisen; es bestand aber außer der oben angeführten gewöhnlichen Sage eine andere, welche den Poseidon zu seinem Vater machte, und diese ist ohne Zweifel die ältere und echtere, ja, Aegeus ist wahrscheinlich ursprünglich von diesem Gotte gar nicht verschieden gewesen. Poseidon aber wurde besonders von den Joniern als Vorsteher des ihnen befreundeten Elements des Meeres verehrt; Theseus scheint also der ursprünglichen Idee nach der die alten Eroberer Attika's in Bezug auf den Meeresgott und seinen Cultus darstellende Heros gewesen zu sein. Aber diese Bedeutung tritt durch die vielen Ausschmückungen, welche seine Sage erfuhr, in den Hintergrund, eine reiche Zuthat, welche einen Hauptgrund hat in der Eitelkeit der Athener, dem böotischen und peloponnesischen Hercules einen Nationalheros von ähnlicher, vielfach erprobter Kraft entgegenzustellen, daher er denn auch als dessen Genosse erscheint, ja, wie dieser eine Höllenfahrt

unternehmen muß. Daraus ist auch zu erklären, daß ihm viele mit Attika in gar keiner Beziehung stehende Thaten angedichtet werden.

---

50. Die kretische Meerherrschaft.

(Nach Ernst Curtius, griechische Geschichte.)

Auf dem Meere beginnt die Geschichte der Hellenen; der eröffnete Verkehr zwischen Inseln und Küsten ist ihr Anfang, aber ein Anfang voll wüster Verwirrung. Denn so wie die erste Scheu überwunden war, so wurde dasselbe Meer, an dessen Ufern bis dahin nur Fischer ihr friedliches Gewerbe getrieben hatten, ein Schauplatz wildester Fehden, wozu die kaum erlernte Kunst der Seefahrt und die neue Macht, welche sie dem Menschen gab, verlockte. Denn in einem Meere, wo es keiner Sternkunde bedarf, um mit leichter Barke sein Ziel zu erreichen, wo Schutzhäfen, Lauerplätze und Schlupfwinkel in versteckten Felsbuchten aller Orten sich darbieten, wo plötzliche Ueberfälle leicht gelingen und kurze Beutezüge reichlichen Gewinn gewähren, da gewöhnten sich die anwohnenden Stämme, den Seeraub als einen natürlichen Lebensberuf anzusehen. Die friedlicher gesinnten Küstenbewohner zogen sich angstvoll vom Meere zurück; immer weiter verbreitete sich das Piratenhandwerk und frecher Menschenraub über alle Gestade; es entbrannte ein Krieg Aller gegen Alle. Sollten also die kaum geweckten Volkskräfte sich nicht in verzehrenden Kämpfen wieder aufreiben, so mußten sich in diesem Chaos entfesselter Willkür Mittelpunkte bilden, von denen eine neue Ordnung der Dinge ausgehen konnte. Die Phönicier konnten das Amt der Zuchtmeister und Gesetzgeber nicht übernehmen. Tyrus und Sidon waren zu entlegen und haben es auch nie verstanden, wirkliche Hauptstädte für ihre Handelsgebiete zu werden. Es bedurfte eines nähern, eines schon der griechischen Welt angehörigen Mittelpunktes, und dies war Kreta.

Wie ein breiter Querriegel liegt diese Insel vor dem südlichen Zugange des Archipelagus, eine hohe Meerburg mit seinen bis Karien einerseits und andererseits bis Taenarum sichtbaren Schneegipfeln, das bunte, unruhige Inselmeer ernst und ruhig begrenzend. Es ist ein kleines Festland für sich, wohl ausgestattet und selbstgenügsam; es hat die wilden Schönheiten eines Alpenlandes, heimlich abgeschlossene Bergthäler zwischen staunenerregenden Felszacken und dann wieder jene weitgestreckten Küsten, welche nach Asien, nach Libyen und Hellas hingekehrt sind. Aber hafenreich sind Kreta's Küsten nur an der Nordseite; hier reiht sich Bucht an Bucht, hieher wurden die Schiffe, wie das des Odysseus, von den Nordstürmen des Archipelagus getrieben, um daselbst ihre letzte Zuflucht zu finden. Kreta war durch seine Lage und die Beschaffenheit seiner Nordküste zu deutlich auf den Zusammenhang

mit dem Archipelagus hingewiesen, als daß seine Geschichte sich nach einer andern Richtung hin hätte entwickeln können.

Die erste Kunde, die von Kreta auf uns gekommen ist, meldet von einem hundertstädtigen Lande und von der Hauptstadt Knosus, dem Herrschersitze des Minos. Die erste Reichsmacht des hellenischen Alterthums war ein Insel- und Küstenstaat, sein erster König ein Seekönig. Die Inselgruppen des Archipelagus, welche die Alten als ein großes Trümmerfeld ansahen, gleichsam als die übrig gebliebenen Pfeiler einer von den Fluten zerrissenen Brücke zwischen Asien und Europa, liegen zu zerstreut im Meere, als daß sie aus sich selbst und unter sich eine staatliche Ordnung hätten begründen können. Es hat hier zu allen Zeiten einer auswärtigen Macht bedurft, um die schwächeren Insulaner zu schützen, die übermächtigen zu züchtigen, um Recht und Gesetz zu begründen. Diese erste große That hellenischer Geschichte ist an den Namen des Minos geknüpft. Ihm haben es die folgenden Geschlechter gedankt, daß er zuerst eine Seemacht gegründet hat, welche einen andern Zweck hatte, als Plünderung der Küsten; er hat die mit Phöniciern gemengten Griechen der asiatischen Küste, welche unter dem Namen der Karer das Inselmeer als einen ihnen überlassenen Tummelplatz gegenseitiger Befeindung ansahen, zu geordneten Niederlassungen und friedlichem Erwerbe gezwungen, die sich aber dieser Ordnung nicht fügen wollten, mit ihren Piratennachen aus dem Archipelagus vertrieben.

Bis zum Hellesponte, der nördlichen Pforte des Meeres, reichen die Niederlassungen derselben Insulaner, welche im Süden die Thorwächter waren und gegen phönicische Kaperschiffe den Eingang hüteten. Unter weitreichendem Schutze des Königs zieht der kretische Schiffer seine Straße; er eröffnet neue Bahnen jenseits Malea in dem pfadlosern Meere des Westens; dem Golfe von Tarent gibt ein Enkel des Minos seinen Namen; in Sicilien wird das phönicische Makara zur Griechenstadt Minoa — so erscheint schon alles Land, das an griechischem Küstenklima und griechischer Vegetation Theil hat und nun auch an griechischer Bildung Theil zu nehmen vorzugsweise berufen war, zu einem großen Ganzen vereinigt.

Man erkennt leicht, daß sich an das minoische Kreta die Vorstellung einer durchgreifenden Culturepoche anschließt, und was nach dem Bewußtsein der Griechen damit zusammen hing, haben sie um die Gestalt des Minos vereinigt, so daß es unmöglich ist, durch den Nebelduft der Sage die festen Umrisse einer geschichtlichen Persönlichkeit zu erkennen. Wie alle Heroengestalten, reicht auch die des Minos durch verschiedene Perioden hindurch; denn Alles, was die Griechen ihrem Minos zuschreiben, der Kern aller Ueberlieferung, an welchem der besonnene Thucydides festhält, hat ja keinen andern Inhalt, als daß Ordnung und Recht, Staatengründung und mannichfaltige Gottesdienste von seiner Insel ausgegangen sind.

51. Die Sage vom Argonautenzuge.

(Nach Joh. Wilh. Loebell, die Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen.)

Wenn die kretische Meerherrschaft sich als nackte Thatsache im Andenken der späteren Geschlechter erhalten zu haben scheint, so ist dagegen eine von dem Festlande Griechenlands ausgegangene Seeunternehmung, der Argonautenzug, eine ganz in Mythen gehüllte und mit vielen Wundern geschmückte Sage. Die Hauptrolle in derselben spielen die Aeoliden. Pelias, durch seine Mutter Tyro von dem Aeolussohne Salmoneus stammend, hatte seinem Halbbruder Aeson die Herrschaft über das Reich von Jolcus in Thessalien geraubt. Als nun dessen Sohn Jason herangewachsen und ein herrlicher, kühner Held geworden war, erschien er vor dem Oheim, die Herrschaft zurückzufordern. Pelias stellte die Bedingung, daß er zuvor das goldene Vließ aus weiter Ferne hole und damit zugleich einen Fluch löse, der von Phrixus, einem Sohne ihres gemeinsamen Großoheims, her auf dem Geschlechte der Aeoliden laste. Es hatten nämlich Phrixus und Helle, Kinder des Aeolussohnes Athamas und der Wolkengöttin Nephele, von den Ränken ihrer bösen Stiefmutter Ino viel zu dulden. Vermöge eines falschen, von Ino untergeschobenen Orakelspruchs sollte Phrixus, um den Fluch einer Unfruchtbarkeit der Felder abzuwenden, geopfert werden, Nephele aber entrückte ihre Kinder auf einem wunderbaren Widder, der über das Meer und durch die Luft zu wandeln vermochte; Helle fiel auf dem Wege herab, und die Meerenge, in die sie sank, wurde nach ihr Hellespont genannt, Phrixus aber kam über das Schwarze Meer nach Aea (d. h. Land), einer Gegend im äußersten Osten der Erde, wo König Aeetes, ein Sohn des Sonnengottes, herrschte. Auf Götterbefehl wurde der Widder hier geopfert, sein goldenes Fell, an einen Baum im Haine des Ares gehängt, blieb unter der Hut eines nie schlummernden Drachen.

Die Argo, ein zu dem Zuge eigens gezimmertes Schiff, welches im Hafen von Jolcus Jason und seine Begleiter aufnahm, gab ihnen den Namen der Argoschiffer. Zu diesen Begleitern und Gefährten gehörten die glänzendsten Heroen; denn „alleinnehmende, süße Begierde nach dem Schiffe Argo entzündete Here in den Halbgöttern, daß Keiner zurückblieb“, wie Pindar sagt. Daher denn auch Hercules, Theseus, selbst Orpheus unter ihnen aufgeführt sind, und besonders die Väter der berühmtesten Helden des trojanischen Krieges, denn der Argonautenzug wird etwa ein Menschenalter vor diesem gedacht; doch bleibt Jason, der eigentliche Vollbringer des kühnen Unternehmens, ganz im Mittelpunkte. Nach vielen Gefahren und Abenteuern gelangte man endlich nach Aea. Hier versprach König Aeetes dem Jason die Auslieferung des goldenen Vließes, wenn er zuvor zwei feuerschnaubende

erzfüßige Stiere in das Joch spanne, mit ihnen ein Stück Land pflüge, in die Furchen den Rest der Drachenzähne des Kadmus, die in des Aeetes Besitz gekommen waren, säe, und die aus der Saat aufgehenden Geharnischten erlege. Wie auf Kreta die für den Theseus in Liebe entbrannte Königstochter dem Helden das Mittel gab, die Gefahr zu besiegen, geschah es hier — so spielt auch in das poetische Ritterthum der Griechen die Liebe hinein. Medea, des Aeetes Tochter, Meisterin übernatürlicher Künste, versah den Jason mit Zaubermitteln, durch welche er Alles, was ihm auferlegt war, vollbrachte, und als der König sich dennoch weigerte, den Schatz auszuliefern, schläferte sie in der Nacht den Drachen ein, nahm das Vließ und schiffte sich mit ihrem geliebten Jason und seinen Gefährten auf der Argo ein. Nach langem und vielfachem Umherirren erreichten sie Jolcus, wo sie den Aeson nicht mehr am Leben fanden, er hatte sich auf des Pelias Gebot durch getrunkenes Stierblut selbst den Tod gegeben. Jason und Medea wandten sich nach Korinth. Das tragische Ende ihrer Liebe und Ehe in dieser Stadt, indem Jason, einer neuen Neigung zu der dortigen Königstochter wegen, Medea verstieß, diese sich durch Vergiftung der Braut und Ermordung ihrer eigenen Kinder furchtbar rächte, steht mit dem Argonautenzuge nur noch in entfernter Beziehung.

Die Heldenfahrt selbst haben Sage und Poesie, wie wohl keine andere, umgebildet. In allen Perioden der griechischen Litteratur und von Dichtern jeder Gattung ist sie behandelt worden. Schon vor Homer war sie ein vorzüglich anziehender Stoff von Gesängen*), denn nichts regte Neugier und Phantasie des Griechen so an, als Erzählungen von Helden, die durch Götterverhängnisse bis an die äußersten Enden der Erde geführt waren. Lange Zeit hindurch kannte das Volk der Griechen außerhalb seines fast meerumgebenen Landes nur etwa noch die Küsten der nahe gelegenen mit einiger Genauigkeit, von allen entfernteren hatte es, da weite Meerfahrten sehr gescheut wurden und für ein großes Wagniß galten, nur eine höchst unvollkommene Kunde, so daß die Phantasie allen Spielraum hatte, sie mit Wundern und Schrecknissen zu erfüllen. Als sich dieser enge Gesichtskreis langsam und allmählich erweiterte, gewannen auch die Erzählungen von der Argonautenfahrt eine andere Gestalt. Das zuerst ganz unbestimmt gedachte Aea wurde zu dem bestimmten Lande Kolchis, nachdem griechische Schiffer aus Milet bis dahin gedrungen waren und dort das äußerste Ende des Schwarzen Meeres gefunden hatten. Besonders aber hatte die wachsende Länderkenntniß auf die Vorstellung von dem Wege, den die Argofahrer bei der Heimkehr

*) *Πασιμέλουσα*, die bei Allen Theilnahme erweckende, nennt Circe, Odyssee XII, 70, die Argo, d. h. die, von der Jeder gern singen hört, was Voß in die Uebersetzung „Argo, die allbesungene“ hineinlegt.

nahmen, den größten Einfluß. Denn die Gestalt der Sage, welche sie denselben Weg, den sie gekommen waren, zurückführte, fand wenig Beifall; man liebte es, sie recht große und gefahrvolle Umwege nehmen zu lassen. Griechische Städte an fernen Gestaden wollten mit dem berühmten Zuge in Verbindung sein, spätere Dichter verknüpften willkürlich die mythischen Vorstellungen der früheren Zeiten mit den gelehrten der ihrigen; so wurde die Rückfahrt fast über den ganzen Umkreis der bekannt gewordenen Erde ausgedehnt.

Da von der Urgestalt der Sage sich keine Darstellung erhalten hat, so haben wir auch keine Ueberlieferung von der Art der Heimkehr in derselben, können aber schließen, daß man die Argonauten in der homerischen Zeit von Osten erst nach dem fernen unbekannten Westen, und von da wieder nach Griechenland führte. Von den nachhomerischen Gestaltungen der Heimfahrt sind besonders drei verschiedene auf uns gekommen. Die älteste unter diesen läßt die Helden aus dem berühmten Flusse von Kolchis, dem Phasis, da dessen Mündung in das pontische Meer von Kolchiern bewacht war, von der entgegengesetzten Seite in den Ocean gelangen, welchen die Griechen der frühern Zeit als einen die flache Erdscheibe rings umkreisenden Strom dachten. Aus dem Ocean kamen sie nach Libyen, trugen das Schiff bis an den See Triton, und gelangten durch diesen und einen gleichnamigen Fluß in das Mittelmeer. Als man später in Erfahrung gebracht hatte, daß der Phasis nicht in den Ocean münde, das östliche Meer überhaupt bekannter wurde, das westliche aber noch mit Wundern erfüllt erschien, kehrte man zur westlichen Heimfahrt zurück, bildete sie aber anders aus. Man ließ die Argonauten erst nordwärts in den Tanais fahren, von dessen Quellen das Schiff wieder tragen bis an den Ocean, auf diesem von Norden nach Westen bis zu den Herculessäulen und durch diese in das Mittelmeer gelangen. Die dritte Vorstellung, durch das auf uns gekommene Epos eines alexandrinischen Dichters, des Apollonius von Rhodus, die gangbarste geworden, ist die zusammengesetzteste und an Abenteuern reichste. Sie führt die Argonauten aus dem Pontus in den Ister, dann in den Eridanus und aus diesem in das Mittelmeer; nach vielem Mühsal werden sie nach Libyen verschlagen, wo sich denn aus der ersten Vorstellung das Tragen der Argo bis an den tritonischen See und Fluß und die Fahrt aus diesem in das Meer wiederholt.

Handelsreisen gaben zur Erweiterung der Erdkunde zu allen Zeiten Anlaß, und für eine in Fabeln gehüllte Handelsreise nach Kolchis ist der Argonautenzug von Alten und Neueren häufig gehalten worden. Das goldene Vließ ist auf die Goldgruben von Kolchis, oder, mit bestimmterer Beziehung, auf das Gold, welches in den dortigen Flüssen von den Einwohnern durch wollige Felle aufgefangen wird, oder auf Pelzhandel gedeutet worden. Wenn man aber den Mythus vom Phrixus, von dem die ganze folgende Entwicklung der Sage abhängt, näher betrachtet, sieht man, daß der Widder vielmehr in Beziehung zum Cultus steht. Die Stiefmutter, welche dem Phrixus

Verderben bringen will, ist ein später in die Fabel hineingedichteter Zug, nach ursprünglicher Form derselben soll Phrixus dem Zeus Laphystios (dem Gefräßigen) geopfert werden, vermöge eines alten auf den Athamantiden lastenden Fluches, nach welchem immer der älteste Sprößling entweder sterben oder flüchtig werden mußte. Aber diesmal senden die Götter einen Widder, der statt des Phrixus dargebracht wird, ein Mythus, der die Abschaffung dieser furchtbaren Menschenopfer andeutet.

---

52. Die Sage vom Kriege gegen Theben.

(Nach Georg Weber, allgemeine Weltgeschichte.)

Nicht minder berühmt als die Argonautenfahrt war die thebanische Heldensage von König Oedipus und seinem fluchbeladenen Geschlechte. Laius, ein Nachkomme des Kadmus im dritten Geschlecht, wünscht sich Kinder, erhält aber vom pythischen Apollon den Spruch, wenn er einen Sohn zeuge, so würde dieser den Vater tödten, die Mutter heirathen und das ganze Haus in Blutschuld und Verderben stürzen. Als dennoch Jocaste dem „weichlichen" Laius einen Knaben gebiert, will dieser den Schicksalsspruch dadurch umgehen, daß er den Neugebornen mit gebundenen Füßen einem Hirten zum Aussetzen auf dem Cithäron übergibt. Durch das Mitleid des Hirten gerettet, kommt der Knabe, von dem unvertilgbaren Merkmal der geschwollenen Füße Oedipus genannt, in das Haus des Polybus, des heerdenreichen Königs von Korinth, der ihn als seinen Sohn erzieht. Als er herangewachsen ist und über seine Herkunft Zweifel empfindet, wendet er sich um Auskunft an das Orakel in Delphi. Dieses warnt ihn vor der Rückkehr in seine Heimat, sonst würde er Vatermord und Blutschande begehen. So meidet er denn den bisherigen Aufenthaltsort, seine vermeintliche Heimat, und wendet sich nach Theben. Da begegnet er auf einem Kreuzweg dem Laius, der ihn übermüthig behandelt und daher nebst dem Diener von dem Sohne unerkannt erschlagen wird. Es war aber Laius nach Delphi gezogen, um sich Raths zu erholen wegen der großen Noth, die durch die Sphinx über das Land gekommen. Dieser „Würgengel" stellte allen Vorübergehenden die Frage, was für ein Geschöpf des Morgens auf vier, des Mittags auf zwei und des Abends auf drei Beinen einhergehe. Viele Jünglinge, welche nicht errathen konnten, daß darunter der Mensch in drei Lebensstufen gemeint sei, hatten schon das Leben verloren, zuletzt auch noch der Sohn von Jocaste's Bruder Kreon. Darum bietet jetzt Kreon demjenigen, der das Räthsel lösen und das Land von der Noth befreien würde, die Königswürde in Theben und die Wittwe des erschlagenen Laius zur Gemahlin. Oedipus bringt die gewünschte Rettung und vermählt sich mit Jocaste, seiner königlichen Mutter.

Nach der ältern Sage kommt die Blutschuld bald zu Tage, worauf sich Jocaste das Leben nimmt, Oedipus aber mit der zweiten Gattin, Euryganeia, zwei Söhne, Eteocles und Polynices, und zwei Töchter, Antigone und Ismene, zeugt. Nach den Tragikern gebiert Jocaste selbst dem Oedipus in längerer Ehe diese Kinder. Endlich kommt eine Pest über das schuldbefleckte Land. Man forscht bei dem Seher Tiresias nach der Ursache und nach dem Mittel der Sühnung, worauf der ganze schreckliche Zusammenhang an Tag kommt. Jocaste tödtet sich mit dem Strick. Oedipus sticht sich die Augen aus und wird dann von den Thebanern aus dem Lande getrieben. Geleitet von seinen Töchtern, Antigone und Ismene, wandert der blinde Greis nach dem attischen Flecken Colonus, nachdem er den Fluch über die Söhne, die ihn verrathen, ausgesprochen. Im Hain der Erinnyen, wo die „eherne Schwelle" in die Unterwelt führte, findet der greise Dulder endlich Sühnung und Lösung seines harten unverschuldeten Schicksals.

Der Fluch des Oedipus über seine Söhne erfüllte sich bald. Eteocles und Polynices geriethen über das Erbe in Streit, und der letztere mußte aus Theben fliehen. Die Veranlassung seiner Flucht wird in der Dichtung und Sage verschieden angegeben. Nach der geläufigsten Darstellung hatten beide Brüder die Verabredung getroffen, daß sie abwechselnd die Stadt ein Jahr regieren und ein Jahr meiden wollten, aber Eteocles sei der Uebereinkunft nicht nachgekommen, worauf Polynices Hülfe suchend sich zu Adrastus, dem Herrscher von Argos und Sicyon, begeben habe. Mit ihm trifft zugleich ein anderer Flüchtling bei Adrast ein, Tydeus, des ätolischen Oeneus Sohn, der seine Vettern im feindlichen Streit erschlagen und darum die Heimat meiden mußte. Adrastus nimmt die Flüchtlinge, die in einer stürmischen Nacht auf seinem Gehöfte erscheinen, gastfreundlich auf, vermählt ihnen seine beiden Töchter und verspricht ihnen, sie mit gewaffneter Hand in die Heimat zurückzuführen.

Mit dem Kriegszug nach Theben sollte der Anfang gemacht werden. Zu dem Zwecke werden alle Vettern und Verwandten von Adrastus zur Versammlung und zum Mahle in die Königsburg berufen. Amphiaraus, dem vermöge seiner Seherkunst der unglückliche Ausgang des Unternehmens bekannt war, widerrieth den Zug; aber Eriphyle, seine Gemahlin, Adrastus' Schwester, hatte von Polynices das prächtige Halsband erhalten, das einst Kadmus der Harmonia verehrt, und sprach zu Gunsten des Unternehmens, das daher auch beschlossen ward.

Sieben argivische Helden, voran Adrastus und Amphiaraus, zogen aus gegen Theben, aber unter ungünstigen Zeichen, denn Zeus mißbilligte das Vorhaben. Durch das Loos werden die sieben Thore der Stadt den sieben argivischen Helden zugetheilt; aber Eteokles stellte jedem der Führer einen auserwählten thebanischen Krieger entgegen. Im ersten Treffen werden die Kadmeer besiegt und in die Thore zurückgetrieben, worauf die Argiver den

Sturm beginnen. Der riesige Kapaneus vermißt sich, die Stadt auch gegen den Willen der Götter zu erobern; schon hat er auf einer Sturmleiter die Mauer erstiegen, als Zeus mit dem Blitzstrahl den Uebermüthigen niederschmettert, so daß die Leiche mit der Leiter zusammenbricht, „ein warnendes Beispiel des frevelnden Uebermuths". Auch der schöne, blondgelockte Jugendheld Parthenopäus, in strahlender Waffenrüstung, fiel, von einem gewaltigen Felsblocke aus der Hand des Periklymenus getroffen, in den Staub hin. Nun wird der Sturm aufgegeben und beschlossen, den Krieg durch den Zweikampf der beiden Urheber zu entscheiden. Der Kampf zwischen dem fluchbeladenen Bruderpaar endigt mit Beider Tod, indem einer von der Hand des andern fällt. Dem Untergang der Brüder folgt eine zweite furchtbare Schlacht, worin die Besten der Argiver von den Kadmeern erschlagen werden.

Krieg der Epigonen. Der Untergang der argivischen Helden sollte nicht ungerächt bleiben. Unter günstigen Zeichen zogen die Nachkommen der Gefallenen, die Epigonen, abermals wider Theben, um Rache zu nehmen für den Tod ihrer Väter. Alkmäon, der Sohn des Amphiaraus, war der Anführer. In der Ilias rühmt sich Sthenelus, „daß die Söhne stärker gewesen als die Väter; denn obwohl mit geringerer Macht ausziehend, hätten sie doch das siebenthorige Theben eingenommen, den Zeichen der Götter und dem Ausspruch des Zeus gehorchend, jene aber seien durch ihren Frevelsinn zu Grunde gegangen". Durch ein günstiges Orakel des Amphiaraus ermuthigt, belagern die Nachgebornen die Stadt, verheeren die Felder und besiegen dann die thebanischen Streiter, die Laodamas, des Eteokles wilder Sohn, in die Schlacht führte. Die Kadmeer verlassen hierauf mit Weib und Kind die Stadt, nordwärts ziehend. Thersander, des Polynices Sohn, erlangt die Herrschaft in Theben.

---

53. Die Sage vom Kriege gegen Troja (Ilium).

(Nach Max Duncker, Geschichte des Alterthums.)

Die nordwestliche Ecke Kleinasiens vom Hellespont im Norden bis gegen das Vorgebirge Lekton und die Bucht von Adramyttium hinab war von den Troern und Dardanern bewohnt. Ihr Gebiet erstreckte sich über die hohen und waldigen Gipfel des Ida hinweg in das innere Land etwa bis zum Flusse Granicus. Dardania und Ilium mit der Burg Pergamus waren die Hauptstädte dieser Stämme.

Dardanus, welchen Zeus von allen Kindern, die ihm von sterblichen Weibern entsprossen, am meisten liebte, hatte Dardania gegründet, als die Troer noch auf dem Abhange des quellenreichen Ida wohnten. Sein Urenkel Ilus gründete Ilium „in der Ebene". Dessen Urenkel war Priamus,

sein und der Hekuba ältester Sohn Hektor, der zweite Paris. Diesen schmückte Aphrodite mit schönem Antlitz und Haar. Einst fuhr er über das Meer und gelangte nach Sparta zum blonden Menelaus, dem Sohne des Atreus. Paris wurde gastlich empfangen, aber während Menelaus nicht daheim war, entführte er ihm sein Weib, die schöne Helena, die Schwester der Dioskuren, welche Aphrodite bethörte, ihm zu folgen.

Den Schimpf zu rächen, Helena und die Schätze zurückzuholen, erhoben sich die beiden Söhne des Atreus, Agamemnon, der ältere Bruder, der mächtige Völkergebieter von Mycenae, und Menelaus von Sparta, von hohem Wuchs und wenig Worten, aber milden und verständigen Sinnes; mit ihnen die besten Helden aller griechischen Gaue. Von Argos kam, schon im Kampfe gegen Theben versucht, des Tydeus Sohn Diomedes, von Tiryns Sthenelus, der Sohn des Kapaneus, von Pylus Nestor, der einzige von den zwölf Söhnen des Neleus, welcher der Gewalt des Hercules entgangen war, ein ehrwürdiger Greis, der drei Menschenalter gesehen hatte, mit seinem raschen Sohne Antilochus. Von den Inseln im westlichen Meer kam, von Agamemnon selbst herbeigeholt, Odysseus, des Laertes Sohn, der Herrscher von Ithaka. Von der Insel Salamis kam Ajax, Telamon's Sohn, ein gewaltiger Held, höher als alles Volk an Haupt und Schultern, der Thurm der Achäer, mit seinem Stiefbruder Teukrus, einem trefflichen Bogenschützen; der Lokrer Schaaren führte Ajax, des Oïleus Sohn, die Athener Menestheus. Von der Insel Kreta schloß sich Idomeneus, ein Enkel des Minos, vieler Männer Beherrscher auf diesem weiten Eiland, dem Zuge an. Der beste von allen Helden der Achäer, welche gegen Ilium aufbrachen, war Achilles, der Sohn des Peleus, des Herrschers des heerdenreichen Phthia in Thessalien; er führte fünfzig Schiffe mit 2500 Streitern bemannt gegen Ilium. Die Götter liebten den Peleus und Here hatte ihm die Nereide Thetis, welche sie selbst aufgezogen, zum Weibe gegeben. Alle Götter kamen die Hochzeit des Peleus und der Thetis zu feiern, auch Apollo war mit dem Saitenspiel beim Hochzeitsmahle, und die Götter schenkten dem Peleus eine schöne Rüstung und zwei unsterbliche Rosse; der Centaur Chiron aber gab ihm eine gewaltige Lanze, deren Schaft er aus einer Esche auf dem Pelion gehauen. Der Ehe des Peleus und der Thetis war Achilles entsprungen, Chiron hatte ihn in den Künsten des Krieges und der Rede und in der Kunde, Wunden zu heilen, unterwiesen. Als Nestor und Odysseus nach Phthia kamen, den Achilles zum Zuge gegen Ilium aufzurufen, wurden sie gastlich empfangen, und obwohl dem Achilles seine göttliche Mutter verkündete, er werde nach seiner Wahl entweder daheim in Phthia in hohem Alter sterben oder großen Ruhm erwerbend ein Jüngling vor Ilium fallen, war dieser eifrig zum Kampfe bereit.

Stark und zahlreich waren die griechischen Helden, welche in Aulis zur Ueberfahrt nach Ilium die „schwarzen Schiffe" bestiegen, aber auch den Troern fehlte es nicht an eigenen Kämpfern und Bundesgenossen unter ihren Stamm-

verwandten und Landsleuten auf der Küste Asiens. Sarpedon, ein Sohn des Zeus und der Laodamia, der Tochter des Bellerophontes, führte mit dem Helden Glaukus die Lycier herbei, dazu kamen Mysier, Mäoner (Lyder), Paphlagonier und Phrygier; auch Thracier vom andern Ufer der Meerenge zogen den Troern zu Hülfe, sogar Päoner aus den fernen thracischen Gauen am Axius kamen unter Asteropäus. An der Küste von Ilium zogen die Achäer ihre Schiffe auf den Strand. Menelaus und Odysseus wurden in die Stadt gesendet, die Zurückgabe der Helena und der Schätze zu fordern; die Troer wiesen beide Forderungen ab. Dreimal versuchten es die Achäer, die Stadt am Feigengebüsch, wo die Mauer am leichtesten zu erklimmen war, zu erstürmen — aber vergeblich. Nun verwüsteten sie die Umgegend von Ilium, trieben die Heerden vom Ida weg und zerstörten die Orte der Umgegend, da die Troer, von Hektor geführt, den schnellen Achilles fürchtend, sich nicht weit aus dem skäischen Thore wagten. Darüber vergingen neun Jahre, schon moderte das Holz an den Schiffen und noch war die Stadt unbezwungen. Achilles hatte unterdeß zwölf Städte an der Küste und eilf im Binnenlande verbrannt, die Bewohner niedergemacht oder als Sclaven behalten oder in die Ferne verkauft. Agamemnon erhielt bei der Theilung der Beute die Tochter des Priesters des Apollo zu Chryse, die Chryseïs, als Ehrenantheil. Der Vater kam zu den Schiffen und bot dem Agamemnon reiche Gaben zur Lösung der Tochter. Agamemnon's trotzige Weigerung erregte den Zorn des Gottes, mit der Artemis sandte er Todesgeschosse in das Lager der Achäer. Den Gott zu versöhnen, mußte Agamemnon die Jungfrau dem Vater heimsenden, aber sich selbst schadlos zu halten, entriß er dafür dem Achilles die Briseïs, die dieser aus der Beute des zerstörten Lyrnessus als seinen Antheil gewählt. Achilles fügte sich dem Willen des Mannes, der ihm an Würde und Macht voranstand, aber ergrimmt im Herzen, blieb er einsam am Strande des wogenden Meeres bei seinen Schiffen und ging nicht mehr in die Schlacht. Wohl zogen die Haufen der Achäer ohne den Achilles zum Kampfe gegen die Troer, und der Boden hallte dumpf unter den Tritten der Rosse und Männer, aber die Troer begegneten ihnen nun im offenen Gefilde mit lärmendem Ruf, wie Geschrei von Kranichen unter dem Himmel tönt. Zeus gewährte den Troern Sieg und donnerte vom Ida herab, warf den zuckenden Blitz in die Reihen der Achäer, daß der Strahl blendend vor Dimodes' Gespann in den Boden fuhr und die Rosse angstvoll zurückbebten.

Seit Achilles nicht mehr kämpfte, hatten die Achäer auf Nestor's Rath ihr Lager und die Schiffe mit Wall und Graben umzogen. Sie wurden in die Verschanzung getrieben und die Troer kehrten nicht in die Stadt zurück, sondern lagerten draußen am Grabhügel des Ilus um helle Feuer. Am folgenden Tage wird die Schlacht erneuert, Agamemnon treibt die Troer bis zur Stadt, aber er selbst, Diomedes und Odysseus werden verwundet und die Achäer werden von Neuem hinter den Wall gedrängt. Am Graben

lassen die Helden der Troer ihre Gespanne dahinten und ordnen sich unter Hektor, Paris, Aeneas, Sarpedon in fünf Schaaren zum Sturm. Die Achäer schleudern Steine auf die Stürmenden, wie Schneegestöber zur Erde fällt; aber der Wind vom Ida wehte ihnen den Staub der Ebene ins Gesicht, und es gelang dem Fürsten der Lycier, Sarpedon, den Wall an der Stelle zu ersteigen, wo dem Menestheus mit den Athenern die Vertheidigung oblag, und die Brustwehr mit gewaltiger Hand herabzureißen. Innerhalb des Walles schwankte die Schlacht rückwärts und vorwärts, aber die Troer kamen den Schiffen näher und näher, die Griechen stiegen auf die Hinterdecke (die Schiffe waren den Spiegel voran auf den Strand gezogen) und versuchten den Sturm mit Bogen und Ruderstangen abzuwehren.

Dem Flehen und den hellen Thränen des Patroclus, des lieben Freundes, mit dem er aufgewachsen war, wich Achilles endlich. Er gewährte ihm, die Phthioten den schwer bedrängten Achäern zu Hülfe zu führen, aber er legte ihm ans Herz, sogleich zurückzukehren, wenn er die Troer von den Schiffen getrieben, und die anderen dann im Gefilde sich morden zu lassen. Patroclus legte die Rüstung des Achilles an — die Troer sollten ihn für den gefürchteten Helden halten — jagte die Feinde über den Graben hinaus und trieb sie, fortgerissen von seinem Erfolg und seinem Muthe, bis an das skäische Thor. Da zerbrach Apollo dem Patroclus die Lanze und riß ihm den Schild von der Schulter, daß Hektor ihm seine Lanze in die Weiche stoßen konnte. Rasch wendete sich mit Patroclus' Fall die Schlacht, so heftig verfolgte Hektor mit den Troern bis an den Graben. Grimmiger Schmerz zerriß den Achilles um den geliebtesten Freund, den Patroclus. Er hatte keinen anderen Gedanken, als den Fall des Freundes durch Hektor's Tod zu rächen, wenn ihm auch seine göttliche Mutter verkündete, daß gleich nach Hektor's Fall sein Ende bestimmt sei. Auf dem Hügel des Feldes begegneten den Achäern die Troer, welche im Freien übernachtet hatten. Mit furchtbarem Ruf drang Achilles ein. Priamus stieg von der Mauer herab und gebot den Wächtern, den staubbedeckten und durstigen Schaaren der Fliehenden das Thor zu öffnen, aber die Flügel in der Hand zu halten, daß Achilles nicht in die Stadt dringe. Hektor allein blieb vor dem Thor, den Schild an den Thurm gelehnt. Doch entsank ihm der Muth, als Achilles nahte, er floh längs der Mauer; ein Starker voran, ein Stärkerer folgte. So rannten die Beiden dreimal um Priamus' Stadt. Endlich stand Hektor, er vermied den Lanzenwurf des Achilles, indem er sich bückte, daß die Esche über ihn weg tief in die Erde fuhr. Aber seine eigene Lanze prallte vom Schilde des Achilles zurück. Hektor zog das Schwert und sprang auf Achilles ein; doch diesem hatte Athene selbst seine Lanze zurückgereicht, er stieß sie dem Hektor in die Kehle, daß sie am Nacken herausdrang, durchbohrte ihm die Füße zwischen Ferse und Knöchel, zog einen Riemen hindurch, band diesen an den Sessel des Wagens, daß das Haupt im Staube nachschleppte und sich das dunkle

Haar zerrüttet im Sande zog. Nachdem Achilles vier Rosse und zwölf gefangene Troer auf dem Scheiterhaufen des Patroclus geschlachtet, den Freund bestattet und ihm Leichenspiele gehalten, wagte sich Priamus, nur von einem alten Herold begleitet, der die Maulthiere lenkte, in der Nacht, mit reicher Lösung auf dem Wagen, in das Lager der Achäer, in das Zelt des Achilles und küßte die Hand, die seinen Sohn erschlagen. Achilles lud ihn zum Mahle und versagte ihm den Leichnam des Hektor nicht, wie sehr er auch zürnte, — er selbst legte ihm den Sohn gereinigt auf den Wagen und gewährte den Troern eilf Tage Waffenruhe zur Bestattung des Todten. Doch nun war auch des Achilles Stunde gekommen. Am skäischen Thor traf ihn ein Pfeil, welchen Paris, von Apollo geleitet, entsendete, zum Tode. Groß, weithin gestreckt, lag der Held, des riesigen Kampfes vergessend, in den Wirbeln des Staubes. Um den Leichnam wurde den ganzen Tag hindurch gekämpft, Odysseus empfing an jenem Tage die meisten Geschosse der Troer; endlich trugen ihn die Achäer glücklich zu den Schiffen und vergossen viele Thränen um den gefallenen Helden.

Um die Stadt auszukundschaften, hüllte sich Odysseus in Lumpen, zerfleischte sich selbst mit der Geißel und schlich sich als Bettler in die Mauern. Niemand erkannte ihn, als Helena, aber ihr Herz war nun wieder zur Heimat gewendet, und sie schwur ihm einen feierlichen Eid, den Troern nichts zu verrathen, bis er zurückgekehrt sei zu den Schiffen. Endlich zimmerte Epëus ein gewaltig großes Roß von Holz; die Achäer warfen Feuer in ihre Zelte und steuerten heimwärts. Das Roß, in welchem die besten Helden, Diomedes, Menelaus, Odysseus, mit vielen anderen verborgen waren, blieb am Ufer zurück, Tod und Verderben nach Ilium zu bringen. Die Troer zogen das Roß hinauf in ihre Stadt, um es als ein Weihgeschenk für die Götter aufzubewahren. Als die Nacht herangekommen war, stürmten die Helden dann aus dem hohlen Pferde und verheerten die Stadt.

---

54. Die Verfassung im homerischen Griechenland.

(Nach G. F. Schoemann, griechische Alterthümer.)

Was wir aus den homerischen Gedichten gewinnen können, ist ein Bild der alten Heroenzeit, wie es sich im Geiste der Dichter spiegelte; aber da wir uns ohne Mittel finden, ein anderes Bild mit mehr Anspruch auf Wahrheit zu entwerfen, so müssen wir uns an diesem genügen lassen.

Wir finden nun zuvörderst das griechische Volk damals so wenig als in irgend einer späteren Zeit zu einem staatlichen Ganzen vereinigt. Zwar ist eine gemeinsame Unternehmung, ein Rachekrieg gegen Troja, zu Stande gekommen, und Agamemnon, der König von Mycenae, steht als allgemein an-

erkannter Oberanführer an der Spitze des aus den verschiedensten Theilen Griechenlands gesammelten Heeres; er beherrscht aber doch nur einen großen Theil der Halbinsel, die späterhin nach seinem Ahnen Pelops ihren Namen trug*), und viele Inseln, und die Fürsten des übrigen Griechenlands sind, jeder in seinem Gebiete, unabhängige Könige, nicht durch irgend ein Abhängigkeitsverhältniß zur Heeresfolge verpflichtet, sondern nur in Folge eines besondern Vertrages und eidlichen Gelöbnisses gerade zu diesem Rachekriege verbunden.

Als die allgemeine Regierungsform aller einzelnen Staaten erscheint in den homerischen Gedichten das Königthum. Das Königthum gilt als göttliche Stiftung, Zeus hat die Könige ursprünglich eingesetzt, sie stammen selbst von ihm oder von andern Göttern ab, weswegen sie *διοτρεφέες*, *διογενέες* heißen, und ihre Würde geht regelmäßig vom Vater auf den Sohn über. Aber es gibt neben dem Könige in jedem Staat auch eine Anzahl anderer Häuptlinge, denen selbst der Name *βασιλῆες* ebenfalls zukommt, und deren Stellung über der Masse des Volkes gleichermaßen als eine von den Göttern verliehene und beschirmte Auszeichnung betrachtet und durch dieselben Beiwörter bezeichnet wird. Die Absonderung des Adelstandes vom Stande der Gemeinen oder des *δῆμος* erscheint uns in den homerischen Gedichten nicht so schroff und verletzend, als sie späterhin in manchen Staaten wurde. Schon allein die Bemerkung, daß ähnliche ehrende Beiwörter wie jenem nicht selten auch Leuten niedern Standes beigelegt, daß der Name *ἥρως*, wenn auch vorzugsweise den Fürsten und Edlen, doch daneben auch jedem Ehrenmanne aus dem Volke gegeben, daß selbst persönlich-Unfreie, wie der Sauhirt Eumäus, *δῖοι* oder *θεῖοι*, d. h. mit gottbegabter Trefflichkeit versehene, genannt werden, kann zum Beweise dienen, daß die persönliche Tüchtigkeit auch in dem Geringeren der Anerkennung und Ehre werth geachtet worden sei.

Die Häupter der edlen Häuser bilden des Königs Rath, seine *βουλὴ*, und heißen deswegen *βουληφόροι* oder *βουλευταί*. Auch *γέροντες* werden sie genannt, welcher Name keineswegs nur die Bejahrten, sondern allgemein auch die Geehrten und Angesehenen bedeutet. Mit dem Rath der Geronten werden alle wichtigeren Angelegenheiten verhandelt. Die gewöhnliche Form der Berathung scheint diese zu sein, daß die Angelegenheiten beim gemeinschaftlichen Mahle an des Königs Tisch verhandelt werden. „Lade die Geronten zum Mahle", sagt Nestor zum Agamemnon, als er ihm empfiehlt, einen Rath der Edlen zu berufen, um zu berathen, was in der dringenden Gefahr zu thun sei.

---

*) Bei Homer kommt dieser Name noch nicht vor, aber in dem homerischen Hymnus auf den pythischen Apollon. Er deutet übrigens wohl auf einen Volksnamen Pelopes, als andere Form für Pelasger.

Auch Versammlungen des gesammten Volkes kommen öfters vor, doch nicht sowohl um dasselbe über eine Angelegenheit zu befragen und einen Volksbeschluß durch Abstimmung fassen zu lassen, als vielmehr um ihm den von den Geronten gefaßten Beschluß bekannt zu machen, oder es wird das Volk berufen, damit in seinem Beisein über eine wichtige Angelegenheit, z. B. über Abwehr eines feindlichen Einfalls oder über ein Abhülfe forderndes Unheil, Rath gepflogen werde, wie in der von Achilles im ersten Gesange der Ilias wegen der Seuche berufenen Heeres-Versammlung. Die Berufung des Volkes zur Versammlung geht natürlich in der Regel vom Könige aus, nach vorheriger Berathung mit den Geronten. Die Berufung geschieht durch umhergesandte Herolde. Der Versammlungsplatz ist entweder in der Nähe der Königswohnung, wie zu Ilium auf der Burg, oder sonst an einer schicklichen Stelle, wie zu Scheria am Hafen; und er ist auch wohl mit Plätzen zum Sitzen versehen, weswegen auch Sitzung (θόωκος) für die Versammlung gesagt wird. Wer vor dem Volke reden will, steht auf und läßt sich vom Herolde den Stab, das Scepter, in die Hand geben, wohl als Zeichen, daß er als Redner eine Art von amtlicher Function ausübe. Eine Rednerbühne findet sich nicht; der Redende tritt hin, wo er meint, am besten von Allen gehört zu werden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß das Recht, das Scepter zu empfangen und zum Volke zu reden Anderen als den Edlen zukomme: wenigstens gibt es kein Beispiel dafür bei Homer. Von förmlicher Abstimmung des Volkes ist nirgends die Rede; nur durch lautes Geschrei gibt die Versammlung ihren Beifall oder ihr Mißfallen über das Vorgetragene zu erkennen, und wenn es sich um eine Sache handelt, zu deren Ausführung die Mitwirkung des Volkes erforderlich ist, so verräth uns Homer kein Mittel, wie dasselbe gegen seinen Willen dazu gezwungen werden könne.

Die zweite Function der Könige ist die richterliche, und wie sie wegen des Rathpflegens βουληφόροι heißen, so werden sie wegen der Rechtspflege δικασπόλοι genannt. Auch hier aber sind die Geronten Theilnehmer an dem königlichen Amte, und die Frage, welche Rechtshändel etwa der König für sich allein, welche in Gemeinschaft mit den Geronten zu entscheiden habe, ist aus Homer eben so wenig zu beantworten, als die andere, ob nicht aus der Zahl der Geronten Einzelrichter entweder vom Könige bestellt oder von den Parteien gewählt werden können. Wie sehr aber gerade die Rechtspflege als dasjenige Amt des Fürsten betrachtet wurde, wodurch er sich am meisten um das Volk verdient machen könne, beweisen viele Stellen. Odysseus weiß keinen höheren Ruhm zu nennen, als den eines untadeligen Königs, welcher gottesfürchtig unter den Seinen waltend das gute Recht erhält und sichert: da bringt die Erde reichen Ertrag, die Bäume sind voll von Früchten, die Heerden gedeihen und das Meer wimmelt von Fischen. Denn der gerecht regierende König ist den Göttern wohlgefällig, weil er das Amt, welches er von ihnen überkommen, nach ihrem Willen verwaltet.

Eine dritte Function des Königthums ist die Anführung des Heeres. In der Ilias sehen wir überall an der Spitze der Krieger die Könige als Anführer, jeden über die Mannschaft seines Volkes; nur wo ein König durch Krankheit oder hohes Alter zurückgehalten ist, ersetzt ihn ein Anderer aus der Zahl der Häuptlinge oder der Edeln, die ja selbst auch βασιλῆες heißen.

Zu den Functionen des Königthums müssen wir auch noch die Verrichtung von Staatsopfern hinzufügen, so viele derselben nicht priesterliche sind. Wenn aber der König für das Volk opfert, so ist dies nicht so anzusehen, als ob mit dem Königthum auch ein Priesterthum verbunden wäre, sondern er thut das, weil er als Haupt der Staatsgenossenschaft im gleichen Verhältniß zu dieser steht, wie der Hausherr zu den Hausgenossen, und ein priesterliches Königthum ist in der Staatsform wenigstens, die die homerischen Gedichte uns darstellen, nicht zu erkennen. Erscheint nichts desto weniger die königliche Würde auch bei Homer als eine geheiligte, so beruht diese Heiligkeit lediglich auf der Anerkennung, wie auch der Staat eine göttliche Ordnung sei, und die ihm vorstehen, durch den Willen der Götter dazu erwählt und berufen seien. Daher kommt auch die Erblichkeit der königlichen Würde, die dem Hause, welches die Götter einmal erkoren haben, nicht entzogen werden darf. Daß der Sohn dem Vater in der Regierung folgen müsse, wird als allgemein anerkannter Grundsatz ausgesprochen; sind mehrere Söhne, so folgt natürlich der Erstgeborne; doch kommen in alten Sagen auch Theilungen unter mehrere Brüder vor, von denen dann aber wohl einer als Oberkönig den übrigen vorgeht; denn mehrere gleichberechtigte neben einander sah man gewiß immer als einen Uebelstand an, wie es auch Homer ausspricht: οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη. Sind keine Söhne vorhanden, so geht das Reich auch wohl durch eine Tochter auf den Eidam über, wie Menelaus durch die Vermählung mit der Helena Nachfolger des Tyndareus in Lacedämon geworden ist. Persönliche Tüchtigkeit ist ihm freilich unentbehrlich, und wem diese abgeht, der thut wohl, dem Thron zu entsagen, wie es der altersschwache König Laertes auf Ithaka gethan und seinem Sohne die Regierung überlassen hat.

Wie sich die Häuptlinge überhaupt nicht ohne bedeutenden Reichthum in ihrer vorragenden Stellung über dem Volke erhalten können, so bedarf auch das Königthum einer beträchtlichen Ausstattung mit Besitz und Einkünften, um seine Würde zu behaupten und den Anforderungen seines Amtes zu genügen. Dazu gewährten ihm aber, neben seinem Privatvermögen, auch das Krongut, dessen Ertrag ihm zukam, und mancherlei Abgaben und Darbringungen des Volkes die nöthigen Mittel. Die Abgaben, welche das Volk dem Könige entrichtet, heißen Gaben und Gebühren, und es läßt sich annehmen, daß der letztere Name bestimmte und festgesetzte, der andere mehr freiwillige und gelegentliche bedeute. Noch mag erwähnt werden, daß im Kriege dem Könige ein vorzüglicher Theil der gemachten Beute als sein Ehrentheil (γέρας)

zukommt, und daß bei gemeinsamen Mahlzeiten ihm außer dem Ehrenplatze auch größere Portionen und vollere Becher gebühren.

Aeußerliche Abzeichen der königlichen Würde in Kleidung oder Schmuck werden nirgends erwähnt. Zwar ist häufig genug von purpurnen Zeugen, Teppichen und Geräthen die Rede, aber aus allem diesem ist nichts weiter zu entnehmen, als daß die Purpurfarbe für die schönste und köstlichste, und darum den Fürsten wie den Göttern vorzugsweise geziemend angesehen wurde; als eine besondere Auszeichnung der Könige aber, deren nur sie, und nicht auch Andere, denen ihre Mittel es erlaubten, sich hätten bedienen dürfen, finden wir sie nirgends bezeichnet. Noch weniger kommen Diademe, Kronen oder ähnlicher Kopfschmuck vor, und es ist auch hinlänglich bekannt, daß in der historischen Zeit vor Alexander dem Großen und seinen Diadochen griechische Fürsten dergleichen nicht getragen haben. Nur allein das Scepter läßt sich als ein der königlichen Würde besonders zugehöriges Zeichen erkennen, schon aus dem ihnen davon gewöhnlich gegebenen Beiworte σκηπτοῦχοι, sceptertragende, oder aus Ausdrücken, in welchen Scepter als gleichbedeutend für Herrschaft des Königs gesetzt wird: „die Völker sind seinem Scepter unterworfen, zollen unter seinem Scepter ihre Steuer".

---

55. Die Wanderung der Dorier*) und ihre Folgen.

(Nach K. Fr. Hermann, Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer.)

Phthiotis, das älteste Hellas, wird als Ursitz der Dorier unter dem mythischen Stammvater Deukalion bezeichnet. Später haben sie das dryopische Land zwischen Parnaß und Oeta erobert, von wo aus sie dann im Gefolge der Herakliden ihren Zug nach Süden fortsetzen. Hier scheint ihnen der Isthmus lange einen unüberwindlichen Damm in den Weg gestellt zu haben, bis sie endlich im Jahre 1104 v. Chr. eine andere Straße einschlugen, und mit Aetolern unter Oxylus verbündet, über die Meerenge von Rhium in den Peloponnes eindrangen.

Von den Pelasgern, welche der Sage nach in der Urzeit den größten Theil des Peloponnes in zwei oder drei großen Reichen besessen hatten, fanden die Dorier nur die Arkadier noch übrig, die, obschon durch Trennung in viele kleinere Staaten geschwächt, ihre Unabhängigkeit auch ferner glücklich bewahrten. Ueber Argolis und Lacedämon herrschte das achäische Königshaus der Atriden in Mycenae, dessen Besitzungen Agamemnon's Sohn Orestes durch Verheirathung mit Menelaus' Tochter Hermione vereinigt hatte. Auch Messenien gehorchte diesen; das Reich der Neliden in Pylus an der Küste

---

*) Nach neueren Ansichten fällt der trojanische Krieg nach der Wanderung der Dorier. Vgl. Jahn's Jahrbuch 51, S. 205, und E. Curtius' griech. Geschichte I. S. 113 (3. Auflage).

umfaßte hauptsächlich Triphylien und das südliche Elis oder Pisa; das nördliche oder hohle Elis bewohnte ein eigener mit den Aetolern verwandter Stamm, die Epeer, welche sich leicht mit den Begleitern des Oxylus, den Aetolern, verschmolzen. Von hier aus scheint sich dann der Zug der Dorier an der Küste herum bewegt zu haben; sechzig Jahre, nachdem Melanthus aus Pylus vor ihnen entflohen ist, sehen wir sie an den Grenzen von Attika ankommen, wo sein Sohn Kodrus gegen sie fällt. Die Achäer, welche sie verdrängen, entreißen ihrerseits wieder den Joniern die Nordküste, die seit dieser Zeit Achaja heißt, die Jonier ziehen über Attika nach Kleinasien.

Die drei Länder der Atriden wurden darauf unter die Söhne des Königs Aristomachus getheilt: Temenus, als der Aelteste, bekam Argos als den alten Herrschersitz; Kresphontes soll sich durch List in den Besitz des besten Theils, Messeniens, gesetzt haben; die unmündigen Söhne des Aristodemus, Eurysthenes und Procles, mußten sich mit dem schlechtesten Loose, Lakonika, begnügen. Von Argos aus wurden dann in Epidaurus, in Sicyon, in Korinth eigene dorische Reiche gestiftet; Attika verlor wenigstens Megaris, das seitdem zuerst in Abhängigkeit von Korinth, wie Aegina von Epidaurus, später selbständig in die Reihe der dorischen Staaten eintritt. Inzwischen dürfen alle diese Eroberungen nicht als so plötzlich vollendet betrachtet werden; es scheint vielmehr, daß nicht geringe Reste der Achäer noch lange theils in den festen Burgen des Landes den Einwanderern Widerstand leisteten, theils in friedlichen und freundschaftlichen Verhältnissen neben ihnen fortlebten. Sicher ist, daß Amyklä und andere Städte von den Spartanern erst Jahrhunderte später eingenommen wurden, und noch bis ins achte und siebente Jahrhundert v. Chr. gingen achäische Colonieen von Lacedämon aus.

Rücksichtlich der besiegten Landesbewohner aber ist ein doppeltes Verhältniß wohl zu unterscheiden. Ein Theil derselben behielt seine persönliche Freiheit und das Eigenthumsrecht an Grund und Boden, mußte jedoch den Siegern Tribut entrichten, und theilte überhaupt mit diesen die staatsbürgerlichen Lasten, nicht die Rechte. Ihr gemeinschaftlicher Name war περίοικοι als Umwohner der Hauptstadt; in Lakonika blieb ihnen der allgemeine Landesname Lacedämonier, wärend die Dorier von der Stadt Spartiaten genannt werden. Andere dagegen, die auch ihre Feldmark an die Sieger verloren hatten, traten zu diesen in ein Verhältniß, das sich von der Sclaverei anderer Länder nur darin unterschied, daß es ihren Herren nicht freistand, sie zu tödten oder außer Landes zu verkaufen; sie bestellten die Ländereien ihrer Herren, entrichteten diesen einen bestimmten Theil des jährlichen Ertrages und begleiteten sie im Kriege als Waffenknechte, leisteten aber zugleich die Dienste von Leichtbewaffneten, woher sie in Sicyon κορυνηφόροι, in Argos auch γυμνῆτες oder γυμνήσιοι hießen; in Lacedämon war ihr Name Heloten.

56. Die delphische Amphiktyonie.

(Nach G. F. Schoemann, griechische Alterthümer.)

Der Name Ἀμφικτύονες, richtiger Ἀμφικτίονες, bezeichnet eigentlich die Umwohner, also Benachbarte ganz allgemein, wie περικτίονες, wird jedoch speciel von solchen Völkerschaften gebraucht, die bei einem ihnen nahe belegenen Heiligthume dieser oder jener Gottheit zu bestimmten Zeiten zusammenkommen, um eine gemeinschaftliche Festfeier zu begehen, wobei denn aber auch anderweitige Angelegenheiten zur Sprache gebracht, Streitigkeiten geschlichtet, Bündnisse geschlossen, Unternehmungen zum Angriff oder zur Vertheidigung verabredet werden können.

Die berühmteste unter allen Amphiktyonieen war die delphische oder pythische, deren gemeinschaftliches Heiligthum der Tempel des pythischen Apollo zu Delphi war Sie hatte indessen noch ein anderes gemeinschaftliches Heiligthum in der Nähe von Thermopylä, den Tempel der Demeter zu Anthela im Gebiete der Malier. Nichts ist wahrscheinlicher, als daß hier der ursprüngliche Vereinigungspunkt einer Amphiktyonie anzunehmen sei, der sich nachher andere entfernter wohnende Stämme anschlossen, was denn zur Folge hatte, daß auch deren Hauptheiligthum, weil es ein hochgeehrtes und sehr angesehenes war, ebenfalls zum Bundesheiligthume für alle wurde, gegen welches das ursprüngliche in die zweite Stelle zurücktrat. So weit es sich historisch nachweisen läßt, gehörten folgende zwölf Stämme der Amphiktyonie an: die Malier, die phthiotischen Achäer, die Aenianen oder Oetäer, die Doloper, die Magneten, die Perrhäber, die Thessaler, die Lokrer, die Dorier, die Phocier, die Böoter, die Jonier. Man sieht also, daß keineswegs sämmtliche griechische Völkerschaften in dem Vereine waren. Alle diese zwölf Völkerschaften waren in der Amphiktyonie formel gleichberechtigte Glieder, so ungleich an Ausbreitung und Macht sie auch in der späteren Zeit erscheinen, wo einige von ihnen ganz unbedeutend, zum Theil nicht einmal politisch unabhängig waren, andere dagegen mächtige Staaten und zahlreiche Colonieen gegründet hatten, welchen das Recht der Amphiktyonie ebenfalls zukam. Diese Gleichberechtigung darf als Beweis gelten, daß bei der Stiftung des Vereins die Machtverhältnisse der zusammentretenden Völker noch im Ganzen gleich waren. Der Zweck aber, zu welchem sie zusammentraten, war schwerlich wohl Befriedigung eines religiösen Dranges zur gemeinschaftlichen Verehrung der Demeter oder des Apollo, sondern eine völkerrechtliche Einigung, theils um sich gegen gemeinschaftliche Feinde zu verstärken, theils um gegenseitige Entzweiungen entweder friedlich zu schlichten, oder wenigstens allzu feindselige und vernichtende Kämpfe zu hindern. Hierauf deutet, was uns von den amphiktyonischen Satzungen bekannt ist, zu

deren Befolgung sich die Bundesglieder durch feierliche Eide verpflichteten. Eine derselben — die einzige dieser Art, die uns überliefert ist — gebietet, keine amphiktyonische Stadt zu zerstören, keiner das Trinkwasser abzuschneiden, im Kriege so wenig als im Frieden; so weit ein Staat dawider handelt, sollen die übrigen gegen ihn zu Felde ziehen und ihn vertilgen. — In der Folgezeit, als die Verhältnisse sich so gestaltet hatten, daß eine politische Wirksamkeit der Amphiktyonen kaum noch möglich war, tritt uns vorzugsweise ihre religiöse Bedeutung entgegen, besonders in Beziehung auf das delphische Heiligthum. Der hierauf bezügliche Theil ihres Eides enthielt das Gelöbniß: so Jemand das Eigenthum des Gottes beraube, oder Mitwisser und Mitberather zu einer Unternehmung gegen das Heiligthum sei, solchen zu strafen mit aller Macht. Und was uns von Beschlüssen und Maßregeln der Amphiktyonen, von Klagen, die bei ihnen angebracht, von Entscheidungen, die sie gefällt haben, berichtet ist, bezieht sich denn auch zum großen Theil auf den delphischen Tempel. Nach altem Rechte sollten die nach Delphi wallfahrtenden Pilger von Abgaben und Zöllen frei sein; diesem Rechte zuwider hatten die Krisäer von denen, die durch ihr Gebiet zogen, schwere Zölle erhoben, und den Abmahnungen der Amphiktyonen nicht nur kein Gehör gegeben, sondern sich selbst noch Unbilden gegen sie und gegen das Eigenthum des Gottes zu Schulden kommen lassen. Deswegen wurde Krieg gegen sie beschlossen — der erste sogenannte heilige Krieg —, der um 586, nach zehnjähriger Dauer, mit Zerstörung ihrer Stadt und Weihung ihres Gebietes zum Eigenthum des Tempels endigte. Als der delphische Tempel im Jahre 548 abgebrannt war, sorgten die Amphiktyonen für den Wiederaufbau. Als die Phocier von den Delphern beschuldigt wurden, das Gebiet des Tempels verletzt zu haben, wurde ihnen dafür eine Buße zu zahlen auferlegt, und da sie diese nicht zahlten, war dies Veranlassung zu einem zweiten heiligen Kriege, 355 bis 346; und einen dritten veranlaßte im Jahre 340 ein ähnliches den amphissäischen Lokrern schuld gegebenes Vergehen.

In specieller Beziehung zum delphischen Heiligthum steht ferner die Anordnung und Leitung der pythischen Spiele, die von den Amphiktyonen nach dem ersten heiligen Kriege übernommen wurde.

Die Versammlungen der Amphiktyonen fanden regelmäßig zweimal jährlich Statt, im Herbste und im Frühling. Die Versammlungsorte waren Delphi und Anthela; doch scheint es nicht, daß einer dieser beiden Orte ausschließlich für die herbstliche, der andere für die Frühlings-Versammlung bestimmt gewesen, sondern vielmehr, daß die Abgeordneten sich jedesmal zuerst nach Anthela und dann nach Delphi begeben haben. Es kamen aber auch außerordentliche Versammlungen vor. Jede der zwölf Völkerschaften beschickte die Versammlung durch zwei Gesandte, welche den Namen Hieromnemones führten, d. h. Besorger der heiligen Angelegenheiten. Unter mehreren zu einer und derselben Völkerschaft gehörigen Staaten fand eine

gewisse Ordnung und Reihenfolge in der Beschickung der Versammlungen Statt, und es scheint, daß die mächtigeren wie Athen unter den Joniern hierin einen Vorzug vor den minder mächtigen hatten und öfter an die Reihe kamen, vielleicht sogar jede Versammlung beschickten, während die geringeren unter einander abwechselten. Es versteht sich übrigens von selbst, daß jedem amphiktyonischen Staate, auch wenn er nicht an der Reihe war, einen Hieromnemon abzuordnen, doch frei stand, Gesandte zu schicken, um den Gang der Verhandlungen zu beobachten und möglicher Weise im Interesse des Staates Einfluß darauf zu üben, wozu es ja immer Mittel und Wege gab, wenn sie auch nicht berechtigt waren, an den Sitzungen selbst Theil zu nehmen. Auch außer solchen Gesandten war an den Versammlungsorten der Amphiktyonen, namentlich zu Delphi, eine nicht geringe Anzahl von Leuten aus allen Theilen Griechenlands anwesend; wir wissen, daß auch Märkte dort gehalten wurden. Mitunter geschah es nun, daß der vorsitzende Hieromnemon eine allgemeine Versammlung aller aus den amphiktyonischen Völkerschaften Anwesenden berief, nicht freilich, um mit ihnen zu berathen, sondern um die Beschlüsse ihnen kund zu thun, wobei es denn aber nicht fehlen konnte, daß die Versammlung ihre Stimmung und Gesinnung zu erkennen gab und dadurch einen Einfluß auf die Maßregeln ausübte.

---

57. Die Umgestaltung der Verfassungen; die Tyrannis.

(Nach Zeiß, Lehrbuch der allgemeinen Geschichte vom Standpunkte der Cultur.)

Der Entwicklungsgang der griechischen Verfassungen war im Allgemeinen folgender: die älteste Regierungsform war die Monarchie; den Königen standen Edle berathend zur Seite. Als die königlichen Familien theils ausstarben, theils entarteten, ging die oberste Staatsgewalt auf die Edlen über. Die ersten Spuren dieses Uebergangs finden sich schon bei Homer. Oft führten die Könige durch Mißbrauch der Gewalt ihren Sturz herbei oder erkauften bei Thronstreitigkeiten durch Verzichtleistung auf ihre Rechte den Schutz der edeln Geschlechter, in welchem letztern Falle sie sich mit der Stellung eines obersten Beamten der Aristokratie begnügen mußten. Die oberste Staatsgewalt ging an den begüterten und kriegsgeübten Theil der Nation über, und die Verfassung wurde eine erbliche Aristokratie. Die thätige Theilnahme an der höchsten Staatsgewalt beschränkte sich auf den engen Kreis der aristokratischen Familien, die sich, im Gegensatze zu dem gemeinen Volke, als die allein guten und wahren Bürger bezeichneten. Die Aristokratie ging in Oligarchie über, wenn die Geschlechter aufhörten, Gesetz und Herkommen zu achten, wenn sie nur ihr Interesse, nicht das gemeine Wohl im Auge hatten, und wenn sie sich nur unter sich, nicht aber mit ihren plebejischen Mitbürgern verschwägerten. Der Staat trennte sich dann in zwei

feindlich gesinnte Theile oder in ein abgeschlossenes Gemeinwesen von Unterdrückern und einen rechtslosen Haufen von Unterdrückten. Ein solcher Zustand mußte ein Ende nehmen, sobald das Volk, der Demos, zum Bewußtsein seiner Stärke gelangte. Zur Stütze gereichte den Oligarchen die dem Volke innewohnende Achtung vor angeerbten Rechten und Thatenruhm, ihr Reichthum, der ausschließliche Besitz der Waffen und Burgen, die höhere Einsicht und der Besitz aller der Kenntnisse, welche sich auf die Geschichte, das Recht und die Religion des Landes bezogen, endlich ihre Verbindungen mit anderen Staaten und ihr festes Zusammenhalten. Der Oligarchie waren vorzugsweise diejenigen Gegenden günstig, in welchen Ackerbau die Hauptbeschäftigung war, und dieser den gemeinen Mann an seine Hufe fesselte und in einzelnen Gehöften über das Land zerstreute. Dagegen entstanden da bald Kämpfe zwischen dem Volke und den Oligarchen, wo die Unfruchtbarkeit des Bodens oder die vortheilhafte Lage des Landes zur Gewerbsthätigkeit, zum Handel und zur Schifffahrt reizte, wo sich ein Markt und eine Stadt als Mittelpunkt des Verkehrs bildete, in welcher der brodlose Haufe zusammenströmte.

Verschieden waren die Ursachen, welche den Sturz der Oligarchieen herbeiführten. Bisweilen schwächte ein gefährlicher Krieg die herrschenden Geschlechter und nöthigte sie, das Volk zu bewaffnen und dessen Beistand durch Zugeständnisse zu erkaufen. Verderblicher wurde den Oligarchen eigener sittlicher Verfall, welcher sich häufig auch in übermäßigem Drucke des Volkes kundgab. Gewöhnlich trat ein Mann aus den herrschenden Familien, welcher verarmt war, oder von Ehrgeiz getrieben wurde, an die Spitze des zur Verzweiflung getriebenen Volkes; seltener erstand dem Volke aus seiner eigenen Mitte ein Führer, welcher hinlänglichen Einfluß und Talent zur Leitung besaß. Das Volk pflegte zunächst Ackervertheilung, Schuldenerlaß, das Recht zu rechtsgültigen Ehen mit den Gliedern der herrschenden Familien und Rechtsgleichheit zu erzwingen und überließ die Regierungsgewalt gewöhnlich dem Manne, welcher sich an seine Spitze gestellt und ihm zum Siege über die Oligarchen verholfen hatte. Der frühere Volksführer wurde nun der „Tyrann" des Staates. Tyrann hieß bei den Griechen der gegen die bestehenden Gesetze und ohne Wahl der Bürger zur Regierung gelangte Herrscher, ohne daß man mit dem Worte den Begriff der Gewaltthätigkeit und Grausamkeit verband. Der Tyrann befestigte seine unumschränkte Herrschaft, indem er sich der Burg und des öffentlichen Schatzes bemächtigte, und sich eine ihm ergebene Leibwache hielt. Der Druck des Tyrannen richtete sich zunächst nur gegen die reichen und angesehenen Familien. Im siebenten und sechsten Jahrhundert v. Chr. hatten sich in den meisten griechischen Staaten Tyrannen aufgeworfen, sie suchten ihre angemaßte Herrschaft durch gegenseitige Bündnisse, Verschwägerung und Gastfreundschaft zu stützen. Auch mit auswärtigen Königen suchten sie sich zu befreunden und waren selbst der Einführung orientalischer Sitten nicht abgeneigt. Sie wetteiferten in Glanz und Prunk mit

den Barbaren, besonders in Bauten, Weihgeschenken und Kunstwerken. Auf diese Weise schwächten sie theils durch Steuern und Erpressungen das Volk, theils beschäftigten und nährten sie den müßigen Haufen. Ihre Prachtliebe, verbunden mit der erzwungenen Ruhe, war eine treffliche Pflegerin der Wissenschaft und Kunst; Dichter, Künstler, Gelehrte waren die Zierden ihres Hofstaates. Die Zeit der Tyrannen war für Griechenland in Bezug auf Geistesbildung, Landescultur und Verkehr eine Zeit des Fortschritts; der starre Sinn und die alte Sitte wurde hier gebeugt, und eine freiere Weltansicht begann sich zu verbreiten. Dennoch dauerte die Herrschaft der von Tyrannen gegründeten Dynastieen außer in Sicyon und Korinth (s. Nr. 58) nicht lange.

---

58. Korinth unter den Bakchiaden.

(Nach Ernst Curtius, griechische Geschichte.)

Im 9. Jahrhundert kam in Korinth das Königthum an einen Zweig der Herakliden, welcher sich von Bakchis herleitete; durch die außerordentliche Begabung dieses Regentenhauses ist die Größe der Stadt begründet worden. Die Bakchiaden öffneten die Stadt dem Zuzuge betriebsamer Ansiedler, welche hier an dem Kreuzpunkte aller griechischen Handelswege schneller als anderswo ihr Glück zu machen hofften. Sie hegten und förderten jede wichtige Erfindung; sie erkannten, je mehr die Bevölkerung anwuchs, daß Korinth nicht auf der Landseite, sondern auf dem Meere seine Gebietserweiterung zu suchen habe, daß es nicht, wie hundert andere Küstenplätze, zu einem lebhaften Fährorte bestimmt und zu einem gewinnreichen Transitgeschäfte berufen sei, sondern zur Seeherrschaft. Unter den Bakchiaden traten die Korinthier als selbständiges Handelsvolk auf. Sie nahmen den Verkehr in eigene Hand und richteten die Fahrbahn auf dem Isthmus ein, wo die Schiffe auf Rollgestellen von einem Golfe zum andern geschafft wurden. Diese Einrichtungen führten zu technischen Erfindungen mancherlei Art; die Korinthier fingen an, für fremde Rechnung solche Schiffe zu bauen, welche für die Isthmusfahrt eingerichtet waren, und der Transport selbst sicherte dem Staatsschatze bedeutende Einnahmen, wodurch die Ausbildung einer städtischen Marine möglich wurde. Sie machten den Golf, welcher bis dahin von Krisa seinen Namen geführt hatte, allmählich zum korinthischen.

Das war die Heldenzeit Korinth's, als seine Trieren jährlich mit dem Aufgange der Plejaden zu neuen Wagnissen und neuem Ruhme die junge Mannschaft in die Westsee führten. Korinth hatte seine Bahn gefunden, und die Bakchiaden thaten Alles, die Stadt auf derselben vorwärts zu leiten. Sie förderten die einheimische Industrie, um den Seehandel immer mehr zum Hebel eines allgemeinen Wohlstandes zu machen. Die Töpferscheibe war eine

Erfindung Korinth's; die Plastik der Thongefäße, ihre malerische Ausstattung war hier zu Hause. Die Bakchiaden selbst traten an die Spitze der Flotte, wie die Nobili von Venedig, und suchten jenseits des Meeres Befriedigung ihres Ehrgeizes, für welchen die enge Heimat keinen Raum hatte.

Schon die Könige Korinth's hatten diese Unternehmungen begünstigt, um die Mitglieder der reichen Geschlechter, welche mit steigenden Ansprüchen den Thron umdrängten, auswärts zu beschäftigen. Als nun in der Mitte des 8. Jahrhunderts das Königthum dem Ehrgeize der ebenbürtigen Geschlechter unterlag und zweihundert Familien, die sich alle von Bakchis herleiteten, eine neue Regierungsform einrichteten, nach welcher jährlich Einer aus ihrer Mitte als Prytane die königliche Machtvollkommenheit verwalten sollte, da mußten neue Gährungen und Parteikämpfe eintreten; jüngere Linien, die sich von dem Kreise der Regierungsfähigen ausgeschlossen sahen, bekämpften die neu gestiftete Oligarchie, und von Neuem mußte die Flotte dazu dienen, die drohenden Gährungsstoffe aus der Stadt zu entfernen. Darum entstand bald nachher an den jenseitigen Seegestaden eine Reihe wichtiger Pflanzstädte unter der Führung junger Bakchiaden.

Die wichtigste von allen war Corcyra, der Knotenpunkt aller Seefahrten im ionischen Meere. Hier lernten sie eine Reihe neuer Handelswege kennen, nordwärts zu den illyrischen Häfen, westlich nach Italien und Sicilien. Sie leiteten und schützten mit ihren Trieren die Colonisation, welche aus dem krisäischen Golfe nach Westen ging, und legten selbst an dem schönsten Hafen Siciliens, auf der Insel Ortygia, den Gundstein zu Syrakus.

Die Zahl der Bakchiaden schmolz immer mehr zusammen, und je weniger ihrer waren, desto eifersüchtiger wachten sie über ihre Privilegien, desto mehr betrachteten sie den ganzen Staat als ihre Domäne, desto ungerechter und unerträglicher erschien ihre Macht dem Volke. Ihr Hochmuth wurde immer verletzender, ihr weichliches Wohlleben machte sie verächtlich, und endlich trug auswärtiges Mißgeschick, namentlich ein unglücklicher Krieg mit Corcyra, dazu bei, den gährenden Unwillen gegen die Oligarchen zum Ausbruche zu bringen.

Neunzig Mal hatten die jährlichen Prytanen aus dem Hause der Bakchiaden gewechselt, als **Cypselus**, ein Verwandter der Bakchiaden, diese Ordnung der Dinge umstürzte. Auf die Gunst des Volkes gestützt, machte er sich zum unumschränkten Herrn von Stadt und Land, von Heer und Flotte und verstand es gegen 30 Jahre lang sich inmitten der vielbewegten Seestadt auf dieser Machthöhe zu erhalten. An dem kunstsinnigen Hofe des Machthabers von Korinth, in der Mitte weitreichender Handelsverbindungen, welche einen Ueberblick über die Städte der Hellenen in Asien und Africa, Italien Sicilien eröffneten, in dem durch Vorbild und Lehre erziehenden Umgange mit Weisen und Künstlern wuchs des Cypselus Sohn **Periander** auf. Er benutzte die Gunst seiner Stellung, um sich eine Bildung von ungewöhnlichem Umfange anzueignen, und wußte derselben so sehr das Gepräge seiner

Persönlichkeit zu geben, daß er selbst unter den Weisen seiner Zeit als Weiser galt. Andererseits vermochte er nicht, die Gefahren einer fürstlichen Jugend zu vermeiden. Er hatte zu wenig gelernt, fremde Rechte zu achten.

Als Periander die durch eine ruhige Regierung des Vaters befestigte Herrschaft wie ein rechtmäßiges Erbe antrat, glaubte er sich berufen, den Thron der Cypseliden auf dem schlüpfrigen Boden einer neuerungssüchtigen Seestadt mit allen Mitteln äußerer Gewalt und seiner Klugheit dauerhaft zu befestigen. Er trennte sich vom Volke, damit der Ursprung seiner Macht vergessen werde; auf seiner hohen Burg, wo er ungesehen den ganzen Verkehr der Golfe und des Isthmus überwachen konnte, saß er, von einer starken Leibwache umringt, in einem Kreise von Hellenen, welche er nach seinem Geschmacke ausgewählt hatte. Sie bildeten einen kostspieligen Hof und verwöhnten ihn durch schmeichlerische Nachgiebigkeit. Das steigende Geldbedürfniß machte ihn zum Finanzpolitiker. Namentlich suchte er durch indirecte Besteuerung (Marktsteuern, Hafenzölle) immer neue Finanzquellen zu öffnen. Er soll sogar ernstlich daran gedacht haben, einen Canal durch die Landenge zu graben, so daß der ganze Seeverkehr von dem Aegäischen nach dem Jonischen Meere durch sein Gebiet gegangen wäre und ihm die reichen Einkünfte eines Sundzolles verschafft hätte. Aber weder Markt-, noch Hafen- und Transitzölle genügten; auch unmittelbar wurde das Vermögen der Bürger in Anspruch genommen und kostbarer Frauenschmuck, wie erzählt wird, mit herrischer Willkür eingefordert. Das Gehässige solcher Maßregeln sollte aber dadurch gemildert werden, daß Periander das Geld nicht für sich behielt, sondern es zu außerordentlichen Geschenken für die Götter verwandte. Auf fremde Kosten freigebig, machte er sich so bei den Göttern und ihren einflußreichen Priesterschaften beliebt, mehrte den Ruhm der Stadt, beschäftigte eine Menge von Künstlern und Handwerkern und gewann an Popularität, indem er das Geld der Capitalisten unter die kleinen Leute brachte.

Vierundvierzig Jahre hat Periander in Korinth geboten, bei aller Härte, als ein Muster fürstlicher Klugheit weithin anerkannt. Aber der alte Periander war ein ganz anderer Mann als der, welcher unter so großen Hoffnungen den Thron der Cypseliden bestiegen hatte. Man schrieb die Veränderung dem Einflusse zu, welchen der Verkehr mit anderen Tyrannen und ihr ansteckendes Beispiel auf ihn gehabt hatte. Auch mögen Empörungsversuche und auswärtige Drohungen dazu beigetragen haben, ihn immer mehr zu einem argwöhnischen Despoten zu machen. Endlich war es häusliches Unheil, welches mit den schwärzesten Wolken das Haupt des alternden Periander umzog und seinen Sinn verfinsterte.

Sein unmündiger Neffe Psammetichus vermochte kaum drei Jahre das Regiment zu behaupten. Unter spartanischem Einflusse wurde eine dorische Verfassung wieder hergestellt; die vertriebenen Familien kehrten zurück. Die ganze Regierung der Cypseliden erschien nun wie eine frevelhafte Unterbrechung

der gesetzlichen Verfassung, und die jüngeren Geschlechter lernten Periander's Namen wie den eines fluchwürdigen Despoten verabscheuen.

---

59. Die Gesetzgebung des Lykurgus.

(Nach G. F. Schoemann, griechische Alterthümer.)

Ueberwiegende Gründe sprechen für die Ansicht, daß Lykurgus keineswegs eine nur fingirte Person sei, sondern daß wirklich ein alter Gesetzgeber dieses Namens einst in Sparta gelebt und sich um die Ordnung des Gemeinwesens so ausgezeichnete Verdienste erworben habe, daß man späterhin auf ihn Alles oder das Meiste der Einrichtungen übertrug, die zu verschiedenen Zeiten, theils vor ihm, theils nach ihm, aufgekommen waren, und von denen manche vielmehr alter Sitte als ausdrücklicher Gesetzgebung ihren Ursprung verdankten. Seine Lebenszeit fiel wahrscheinlich in die erste Hälfte des neunten Jahrhunderts v. Chr. Damals soll, nach der am meisten gangbaren Erzählung, Lykurgus, aus herakliдischem Geschlechte, jüngerer Sohn eines Königs aus dem Prokliden- oder Eurypontidenhause, als Vormund seines unmündigen Brudersohnes Charilaus, die Regierung geführt, dann, nachdem sein Mündel selbst den Thron bestiegen hatte, längere Zeit im Auslande auf Reisen zugebracht haben, die Einige ihn selbst bis nach Aegypten, ja, bis nach Indien hin ausdehnen ließen, endlich aber auf den Wunsch des Volkes zurückgekehrt sein, um die Verfassung des damals an Uneinigkeit und Verwirrung krankenden Gemeinwesens zu ordnen. Als Ursachen dieser Verwirrung werden angegeben theils die Unzufriedenheit mit dem Charilaus, der tyrannisch, d. h. mit Ueberschreitung der herkömmlichen Schranken der königlichen Gewalt, regiert habe, theils die Ungleichheit der Besitzthümer, da der größte Theil des Volkes arm war, die Minderzahl der Reichen aber durch Uebermuth und Unterdrückung Neid und Mißvergnügen erregte. Zu seinem Geschäfte als Gesetzgeber und Ordner des Staates ward Lykurgus ausdrücklich durch den Spruch des delphischen Orakels autorisirt und damit seinen Satzungen eine göttliche Sanction gegeben. Diese Satzungen werden Rhetren (ῥῆτραι, ῥᾶτραι) genannt, wohl nicht, wie Einige gemeint haben, um sie als Götteraussprüche zu bezeichnen, sondern weil dieser Name ganz allgemein von jeder in bestimmter Form ausgesprochenen Festsetzung, wie das lateinische lex, gebraucht wurde. Seine Rhetren waren übrigens nur mündlich ausgesprochene, nicht schriftlich aufgezeichnete Anordnungen, und wurden also auch nur im Gedächtniß, nicht in Archiven aufbewahrt.

Die Anordnungen, die dem Lykurgus zugeschrieben werden, lassen sich auf fünf Hauptpunkte zurückführen. Sie betreffen nämlich 1) die Eintheilung des Volkes in Phylen und Oben; 2) die Landvertheilung unter

die Bürger und Periöken; 3) die Einsetzung der Gerusia; 4) die regelmäßigen Volksversammlungen; 5) die öffentliche Zucht. Ist die Vermuthung richtig, daß von Lykurgus neue Phylen und Oben gestiftet worden, und daß der Zweck dabei gewesen sei, die von den Doriern im Laufe der Zeit aufgenommenen Fremden auf angemessene Weise in den auf Phylen- und Obeneintheilung beruhenden Organismus des Staates einzuordnen, so läßt sich auch ein Zusammenhang dieser Eintheilung mit der Agrargesetzgebung vermuthen. Die Angabe, daß jetzt schon 9000 Landloose gemacht seien, ist offenbar weit weniger glaublich, als die andere, nach welcher von Lykurgus nicht mehr als 4500 oder 6000 gemacht, die Zahl von 9000 aber erst nach der Besiegung Messeniens, etwa anderthalb Jahrhunderte nach Lykurgus, erreicht wurde. Damals soll auch das Periökenland in 30,000 Loose getheilt worden sein, ob gleiche oder nicht, bleibt ungewiß.

Was nun aber die specielleren Anordnungen hinsichtlich der Verfassung des Staates betrifft, so ließ die lykurgische Gesetzgebung das Königthum, wie sie es vorfand, bestehen, regelte aber seine Macht durch den ihm zur Seite gesetzten Rath der Alten oder die Gerusia und die der Volksversammlung zugestandenen, freilich sehr beschränkten Befugnisse.

a. Die Könige. Das Königthum war in Sparta an zwei Fürsten vertheilt, beide heraklidischen Geschlechtes, aber aus verschiedenen Häusern, die ihren Ursprung von den Zwillingssöhnen des Aristodemus, Eurysthenes und Prokles, ableiteten, aber nicht nach diesen, sondern das eine nach dem Agis, Sohn des Eurysthenes, Agiden, das andere nach dem Eurypon, Enkel des Prokles, Eurypontiden genannt wurden. In allen wesentlichen Stücken standen die Könige aus beiden Häusern einander gleich; aber es fand gewöhnlich wenig Einigkeit unter ihnen statt, und, was besonders auffallend ist, sie scheinen sich nie unter einander verschwägert zu haben, hatten auch nicht, wie es sonst bei Geschlechtsgenossen zu sein pflegte, einen gemeinsamen, sondern getrennte Begräbnißplätze in zwei verschiedenen Stadttheilen.

Das Königthum ging durch Erbfolge nicht unbedingt auf den erstgebornen, sondern auf denjenigen Sohn über, der zuerst während der Regierung des Vaters geboren war, und zwar von einer echt spartanischen Mutter, denn nur mit einer solchen durfte der König sich vermählen; Ehen mit Fremden waren ihm untersagt. Waren keine Söhne vorhanden, oder die vorhandenen aus irgend einem Grunde unfähig zur königlichen Würde, wohin z. B. schwere körperliche Gebrechen gehörten, so folgte der nächste Agnat. Eben derselbe führte auch als Vormund die Regierung während der Minderjährigkeit des Thronfolgers.

Seiner politischen Bedeutung nach war das Königthum in Sparta am meisten dem der Heroenzeit ähnlich, wie dieses uns von Homer geschildert wird (s. Nr. 54). Die Könige waren berathende und richtende Häupter des Volkes im Frieden, Anführer des Volkes im Kriege und Vertreter des

Staates den Göttern gegenüber. Als solche hatten sie alle Staatsopfer entweder selbst zu verrichten oder doch zu beaufsichtigen. Als Oberpriester bekamen sie bei allen öffentlichen Opfern, auch die sie nicht selbst verrichteten, die Felle der geschlachteten Opferthiere, und im Kriege auch die Rückenstücke; ferner wurde von allen Würfen der Säue im Lande ein Ferkel für die Könige abgegeben, damit es ihnen nie an Opferthieren fehlen möchte. Mit dem priesterlichen Charakter des Königthums hängt es auch zusammen, daß körperliche Gebrechen dazu unfähig machten; denn die Priester mußten überall vollkommen und makellosen Leibes sein.

Als Kriegsherren hatten die Könige in früherer Zeit die Macht, das Heer zu führen, gegen wen sie wollten, und sie darin zu hindern, war mit einem Fluche belegt. Doch ist anzunehmen, daß nicht jedem einzelnen Könige, sondern nur beiden gemeinschaftlich eine solche Macht zugestanden habe, wie denn auch vormals das Heer beide gemeinschaftlich zu führen pflegten, wogegen man es späterhin zweckmäßig fand, die Anführung jedesmal nur Einem zu überlassen. Von der Kriegsbeute gebührte dem Könige ein Antheil, und zwar, wie es scheint, ein Drittel.

Die richterliche Function konnten natürlich die Könige nicht allein ausüben, sondern mußten Gehülfen dazu haben, als welche die Ephoren und andere Beamte anzusehen sind. Einnahmen von der Rechtspflege bezogen die spartanischen Könige eben so wenig als die homerischen; dagegen aber genossen sie reiche Einkünfte anderer Art, außer den schon oben erwähnten, die ihnen als Oberpriester oder als Feldherren zuflossen. Im Periökenlande waren ihnen beträchtliche Bezirke angewiesen, von denen die Periöken steuern mußten; in der Stadt wohnten sie in einem auf öffentliche Kosten unterhaltenen, freilich nur einfachen und bescheidenen Hause, gewiß aber jeder in einem besondern; ihr Tisch wurde auf Staatskosten versorgt und zwar mit doppelten Portionen. Daß ihr Privatvermögen nicht gering gewesen sein müsse, läßt sich namentlich aus der Größe der Geldbußen schließen, die einigen auferlegt wurden.

b. Die Gerusia. In Ausübung der berathenden und beschließenden Gewalt waren die Könige an die Mitwirkung eines Rathes von Geronten gebunden. Etwas Aehnliches ist auch früher schon herkömmlich gewesen. Wie die Könige des heroischen Zeitalters mit den Angesehensten des Herrenstandes, die ebenfalls Geronten hießen, Rath pflogen, so werden es auch die spartanischen Könige gethan haben, nur mit dem Unterschiede, daß, da es keinen bevorrechteten Herrenstand unter den Spartanern gab, die Auswahl derer, die sie in ihren Rath berufen wollten, mehr von persönlichem Vertrauen oder von anderen durch die Verhältnisse bedingten Rücksichten abhing, und eine feststehende Regel hierüber, sowie über das ganze Verhältniß zwischen den Königen und ihren Rathgebern, nicht vorhanden war. Eine solche gab erst Lykurg, welcher die Zahl der Geronten auf 28 bestimmte, die

Wahl der Volksversammlung anheimgab, zur Wählbarkeit ein Alter von mindestens 60 Jahren forderte, und dem einmal Gewählten die Würde auf Lebenslang gewährte.

Den Hergang bei der Wahl eines Geronten beschreibt uns Plutarch folgender Maßen: Wenn das Volk, d. h. die sämmtlichen stimmberechtigten Spartaner, versammelt war, so begaben sich einige auserlesene Männer in ein nahegelegenes Gebäude, von wo aus sie den Versammlungsplatz nicht übersehen, wohl aber die Stimmen der Versammelten hören konnten. Dann schritten die Bewerber um die erledigte Gerontenstelle in einer durch das Loos bestimmten Folge einzeln schweigend durch die Versammlung, welche dann, je nachdem sie dem Einen oder dem Andern mehr oder weniger günstig gestimmt war, ihre Stimmung durch stärkeren oder schwächeren Zuruf zu erkennen gab. Die Eingeschlossenen aber, denen die durch's Loos bestimmte Aufeinanderfolge der Bewerber nicht bekannt war, merkten an, welches Mal der Zuruf am stärksten gewesen sei, und derjenige, dem dieser Zuruf gegolten hatte, ward als der Erwählte des Volkes angesehen. Ihr Geschäft war zunächst die Berathung aller wichtigen Staatsangelegenheiten, von denen sie über diejenigen, welche auch der Volksversammlung vorzutragen waren, einen Vorbeschluß abfaßten, den das Volk entweder anzunehmen oder zu verwerfen hatte. Außerdem hatten sie die Gerichtsbarkeit über Capitalverbrechen, d. h. solche, die mit dem Tode oder mit Atimie zu bestrafen waren, sowie über Vergehungen der Könige. — Ueber die Form der Verhandlungen ist uns nichts Näheres bekannt. Den Vorsitz mochten die Könige abwechselnd haben, wie die Consuln in Rom.

c. Volksversammlungen gab es sicher auch vor der lykurgischen Gesetzgebung in Sparta ebenso, wie dergleichen in der Heroenzeit vorkommen. Lykurg ordnete sie nicht zuerst an, sondern gab nur genauere Bestimmungen über sie. Dahin gehört namentlich, daß das Volk regelmäßig zu gewissen Zeiten berufen werden sollte, und zwar, wie es scheint, monatlich ein Mal, zur Vollmondszeit. Berechtigt zum Besuch der Versammlungen waren alle Spartaner, in so fern sie nicht ihrer bürgerlichen Ehre verlustig erklärt worden waren, vom 30. Lebensjahre ab. Die Berufung zu den Volksversammlungen ging von den Königen, später auch von den Ephoren aus, wenigstens zu den außerordentlichen. Die Gegenstände der Verhandlungen bezeichnete der Vorbeschluß der Gerusia, welcher entweder schon selbst eine Beschlußnahme darüber enthielt, die nun dem Volke nur zur Annahme oder zur Verwerfung vorgelegt wurde, oder auch dem Volke die Entscheidung zwischen den in der Versammlung zu machenden Vorschlägen anheimgab. Als Gegenstände, die in der Volksversammlung verhandelt wurden, finden wir bei den Geschichtschreibern Wahlen von Beamten und Geronten, Entscheidungen über Successionsstreit unter verschiedenen Kronprätendenten, Beschlüsse über Krieg, Frieden und Verträge mit auswärtigen Staaten, endlich Gesetzgebungsmaßregeln. Was die Gesetzgebung betrifft, so war diese im spartanischen

Staate so entschieden stabil, daß die Volksversammlung damit viel weniger als irgend wo anders zu thun hatte. — Die Abstimmung des Volkes erfolgte weder durch Täfelchen oder Stimmsteine, noch, wie anders wo gewöhnlich, durch Handaufheben (Cheirotonie), sondern mündlich durch Zuruf; nur wenn sich auf diese Weise die Wahrheit nicht deutlich genug herausstellte, ließ man die Versammelten nach verschiedenen Seiten auseinander treten. Nach Lykurg's Anordnung stand über die Vorschläge, die von der Gerusia an das Volk gebracht wurden, diesem kein anderes Recht zu, als sie einfach anzunehmen oder zu verwerfen, Aenderungen (oder Amendements) waren nicht zuläſsig.

d. **Die bürgerliche Zucht.** Die spartanische Agoge oder die Lebensordnung und Zucht, welcher Sparta seine Bürger unterwarf, beruht zwar ohne Zweifel ursprünglich auf einer vorhandenen Grundlage des Nationalcharakters und volksthümlicher Sitte, ist dann aber auf dieser Grundlage absichtlich und planmäßig ausgebildet und zu einem wohldurchdachten und den besonderen Verhältnissen des spartanischen Staates angepaßten System von Verhaltungsmaßregeln gestaltet, welche das gesammte Leben des Bürgers von der frühesten Jugend bis in das späteste Alter umfaßten, und ihm keine andere Richtung, keine andere Bildung zu gewinnen erlaubten, als nur eine solche, wie sie das allgemeine Beste, d. h. das Bestehen des Gemeinwesens, zu fordern schien.

Gleich beim ersten Eintritt in das Dasein verfiel das Kind der Verfügung des Staates. Ob es am Leben erhalten oder aus dem Wege geschafft werden sollte, ward nicht, wie anders wo, der väterlichen Entscheidung überlassen, sondern es bestimmte darüber der Ausspruch einer aus den Aeltesten der Phyle niedergesetzten Commission, welcher der Neugeborene vorgezeigt werden mußte. Befanden sie es schwach, gebrechlich, fehlerhaft gebildet, so befahlen sie, es auszusetzen, zu welchem Zweck ein Platz am Taygetus bestimmt war, der deswegen der Aussetzungsplatz (ἀποθέται) hieß. Das gesunde und fehrlerlose Kind befahlen sie aufzuziehen. Der Knabe ward bis zum siebenten Jahre dem elterlichen Hause und weiblicher Fürsorge überlassen. Mit dem siebenten Jahre ward er dem elterlichen Hause entnommen und dem Pädonomen, dem Vorsteher der gesammten Jugenderziehung, zugeführt, der ihn dann einer bestimmten Abtheilung von Altersgenossen zuwies. Die körperlichen Uebungen waren nach den verschiedenen Altersstufen zweckmäßig vertheilt, worüber sich indessen nichts Genaueres sagen läßt. Gänzlich ausgeschlossen aber war der Faustkampf und das Pankration, als nur für Athleten, nicht für künftige Krieger passend; dagegen Laufen, Springen, Ringen, Discus- und Speerwerfen wurden fleißig getrieben, und daß auch Uebungen im Waffenkampfe nicht fehlen konnten, versteht sich von selbst. Dazu kamen dann ferner mancherlei Tänze, unter denen namentlich ein rascher Tanz in Waffen beliebt war, zu dem selbst schon fünfjährige Kinder angeleitet sein sollen. Die ganze Lebensordnung der Jungen war auf Kräftigung und Ab-

härtung des Körpers berechnet. Sie gingen unbeschuht, ohne Kopfbedeckung, leicht und knapp bekleidet, vom zwölften Jahre an selbst im Winter im bloßen einfachen Oberkleide, ohne Untergewand, und mußten mit einem Kleide das ganze Jahr hindurch ausreichen. Sie lagen in ihren Schlafstellen nur auf Heu oder Stroh, und vom fünfzehnten Jahre an auf Schilf und Rohr. Ihre Kost war nicht bloß einfach im höchsten Grade, sondern auch so knapp zugemessen, daß sie zur vollen Sättigung nicht hinreichte, und die Knaben, wenn sie nicht hungern wollten, genöthigt waren, sich Lebensmittel zu stehlen, was denn, wenn sie es geschickt ausführten, als Beweis von Klugheit und Gewandtheit belobt, wenn sie sich aber ertappen ließen, bestraft wurde. Endlich, um sie auch gegen körperliche Schmerzen abzuhärten, diente, außer anderen täglich dargebotenen Mitteln, besonders die jährlich angestellte Diamastigosis oder Geißelprobe am Altare der Artemis, wo die Jungen bis aufs Blut gepeitscht wurden, und es für schimpflich galt, Schmerz zu äußern oder um Nachlaß zu bitten, derjenige aber, der am längsten standhaft aushielt, als Bomonikas, Sieger am Altar, gepriesen wurde. Es kam aber auch vor, daß Knaben unter der Geißel den Geist aufgaben. Eingesetzt übrigens soll der Brauch ursprünglich sein, um der Artemis, welche nach alter Satzung mit Menschenblut gesühnt werden mußte, auf diese Weise einen Ersatz für die vormals gebräuchlichen Menschenopfer zu gewähren.

So angelegentlich und übermäßig nun die allseitige Entwicklung und höchste Steigerung der körperlichen Tüchtigkeit erstrebt wurde, so eng begrenzt war auf der andern Seite der Kreis der geistigen Bildung. Von wissenschaftlichem Unterricht war freilich zu der Zeit, als die Regeln der spartanischen Agoge festgestellt wurden, auch im übrigen Griechenland noch nirgends etwas vorhanden; aber auch späterhin, als wenigstens die Elementarkenntnisse des Lesens und Schreibens überall einen Gegenstand des Jugendunterrichts bildeten, wurden diese in Sparta nicht in die vorschriftsmäßige Disciplin aufgenommen. Dagegen gehörte die Musik zu den Gegenständen der vorschriftsmäßigen Unterweisung und galt als ein vorzügliches Mittel nicht bloß angenehmer Unterhaltung, sondern auch sittlicher Bildung. Die Knaben und Jünglinge lernten nicht allein die Tonwerkzeuge, Flöte und Kithara, zu gebrauchen, sondern sie wurden auch zum Singen von Liedern angehalten, deren Inhalt dem Geiste des Staates entsprechend war.

Von der Verstandesbildung meinten die Spartaner, daß sie durch das Leben selbst und die im täglichen Verkehr sich darbietenden Gelegenheiten zur Einwirkung auf die Knaben in hinreichendem Maße gewonnen werden könne, ohne daß es dazu eigentlichen Unterrichts bedürfte. Deswegen gab es keine Schulen; aber es wurden die Knaben häufig zu den gemeinschaftlichen Mahlzeiten der Männer mitgenommen, damit sie deren Unterhaltungen anhörten, in denen Gegenstände der mannichfaltigsten Art zur Sprache kamen, bald öffentliche Angelegenheiten, löbliche oder tadelnswürdige Thaten im Kriege

oder im Frieden, bald heiterer Scherz und witzige Neckereien der Tischgenossen, wozu die Spartaner sehr aufgelegt waren. In diese Unterhaltungen wurden denn auch die Jungen selbst hineingezogen, sie mußten ihre Meinung sagen und wurden dafür gelobt oder zurechtgewiesen, sie mußten auf verfängliche Fragen oder Neckreden rasch und treffend mit Witz und Geistesgegenwart zu antworten und dabei sich allen unnützen Geredes zu enthalten, möglichst viel in möglichst wenig Worten zu sagen lernen.

Die Erziehung der Jünglinge dehnte sich bis zum 30. Jahre aus, indem sie bis dahin in ihren bestimmten Abtheilungen zu vorschriftsmäßigen Uebungen angehalten wurden. Die Verpflichtung zum Dienst in der Linie begann aber mit dem vollendeten 20. Jahre. Vom 30. Jahre an zählten sie zu den Männern, und konnten nun erst einen eigenen Hausstand begründen, obgleich es gar nicht unmöglich war, daß sie auch schon vor diesem Alter heiratheten. Aber dies entband nicht von der Pflicht, sich in der Abtheilung von Altersgenossen, der sie angehörten, regelmäßig zum Speisen und zu den vorschriftsmäßigen Uebungen einzufinden.

In Sparta war der Staat das Erste, das Haus das Zweite, und hatte nur in so fern Werth und Bedeutung, als es auch dem Staate diente. Dieser Sinn lag auch dem Institute der Syssitien oder der gemeinschaftlichen Männermahle zu Grunde, wodurch das häusliche Leben mit Frau und Kindern allerdings beeinträchtigt, dafür aber die Bürger gewöhnt wurden, wie Plutarch sich ausdrückt, gleich den Bienen mit einander verbunden, sich nur als Glieder und Theile der Gesammtheit zu fühlen, und nicht für sich, sondern nur für das Ganze leben zu wollen. Die Theilnahme an diesen Syssitien war unerläßliche Pflicht eines jeden Spartaners, sobald er das 20. Jahr zurückgelegt hatte. Auch die Könige durften sich von den Syssitien nicht ausschließen. Ihr Vorzug vor jedem andern Bürger bestand nur darin, daß sie doppelte Portion bekamen, um davon denjenigen mittheilen zu können, welchen sie eine Ehre erweisen wollten. Die Kosten des königlichen Tisches gewährte der Staat; alle Uebrigen aber mußten zu den Syssitien einen bestimmten Beitrag entrichten an Gerstengraupe oder Mehl, Wein, Käse, Feigen und außerdem eine Kleinigkeit an Geld.

Die Kost war, wie sich denken läßt, im höchsten Grade einfach; das alltägliche Hauptgericht bestand in der berühmten schwarzen Blutsuppe, das Fleisch in dem Blute gekocht und mit nichts als mit Essig und Salz gewürzt. Hiervon wurde Jedem seine bestimmte Portion besonders vorgesetzt, Gerstenbrod dagegen konnte einer essen nach Belieben, und auch Wein ward in hinreichender Menge verabreicht, um selbst ziemlich starkem Durste zu genügen. Sich zu betrinken aber galt für schimpflich. Zum Nachtisch gab es dann Käse, Oliven, Feigen. Doch war es den Tischgenossen nicht verwehrt, auch ein Extragericht zum Besten zu geben, ein Stück Wildpret z. B. oder ein Geflügel oder einen Fisch oder ein Weizenbrod. Dergleichen zu geben, ward

bisweilen als Buße für leichtere Vergehen auferlegt, Reichere aber oder Solche, die auf der Jagd etwas Gutes erbeutet hatten, thaten es oft freiwillig. Die Kleidung war vorschriftsmäßig dieselbe für den Reichsten wie für den Aermsten, und die schäbigen Tribonen der Spartaner dienten oft genug den übrigen Griechen zum Gegenstand ihrer Spöttereien. Sie selbst aber thaten sich wohl diesen gegenüber etwas darauf zu Gute und prunkten mit ihren schlechten Kitteln.

Wie die Tracht, so war auch die Wohnung des Spartaners höchst einfach und schmucklos. Es wird eine Rhetra Lykurg's angeführt, nach welcher zur Decke und zur Thüre keine anderen Werkzeuge als Beil und Säge angewandt werden, also alles Holzwerk nur aus roh bearbeiteten Balken und Brettern bestehen sollte. Dieser Einfachheit entsprechend war denn natürlich auch das Hausgeräth. Ja, edle Metalle zu besitzen, untersagte dem Bürger das Gesetz, und als späterhin im übrigen Griechenland Gold- und Silbergeld allgemein geworden, war den Spartanern verboten, dergleichen zu haben, und als Hülfsmittel des inländischen Handelsverkehrs nur Eisengeld üblich, Anfangs in Barren, später in rundlichen Stücken, πέλανοι oder Fladen genannt. Daß für solches Geld keine Gegenstände von Werth aus dem Auslande bezogen werden konnten, ist klar; es konnte nur im Lande selbst als Scheidemünze dienen, und auch das nur zur Ausgleichung geringer Differenzen, indem der Handel vorzugsweise im Austausch von Waaren bestand. Das Verbot sollte dienen, mit den Waaren des Auslandes auch den verführerischen Reiz fremder Sitte fern zu halten und die altspartanische Einfachheit und Genügsamkeit in unverfälschter Reinheit zu bewahren. Dieselbe Absicht liegt auch dem Gesetz zu Grunde, welches jedem Spartaner, wenigstens jedem, der noch im kriegspflichtigen Alter stand, Reisen ins Ausland ohne specielle Erlaubniß der Ephoren untersagte. Auswanderung war unbedingt verboten; wer dieses Verbot übertrat, den traf, wenn er zurückkehrte, Todesstrafe. Ausländern ward Ansiedelung in Sparta, als Metöken, nicht gestattet; zeitweiliger Aufenthalt ward ihnen nicht verwehrt, aber sie wurden sorgfältig beaufsichtigt und ausgewiesen, sobald ihre Anwesenheit den Ephoren unräthlich schien.

---

60. Die beiden ersten messenischen Kriege.

(Nach Friedr. v. Raumer, Vorlesungen über die alte Geschichte, mit einer Einleitung nach E. Curtius, griechische Geschichte.)

Ursprünglich war der spartanische Staat auf nichts weniger angelegt, als auf Erweiterung, sein Beruf war vielmehr Beschränkung innerhalb der natürlichen Landesgränzen und Absonderung gegen außen; jede fremdartige Berührung galt für gefährlich. Das Heer war die Schutzwache des Thrones,

es sollte nur das Gegründete erhalten. Indessen ist es unmöglich, die ganze Bürgerschaft eines Staats auf Krieg zu erziehen, mit absichtlicher Verabsäumung aller andern Geistesrichtungen nur nach dieser Seite hin den Ehrgeiz in aller St:rke beim Jünglinge aufzuregen und beim Manne wach zu halten, ohne daß zugleich das Verlangen nach kriegerischer Thätigkeit sich einstellen sollte. Die Periöken Lakoniens kehrten, wie die Bürger aller andern Staaten, nach beendetem Feldzuge zu ihren Beschäftigungen zurück, aber die Spartiaten blieben stets in Waffen; sie hatten nur zu wählen zwischen der Einförmigkeit des Soldatenlebens im Frieden, das nicht einmal den Reiz der Bequemlichkeit hatte, und dem freiern Leben des Feldlagers. Wen hatten sie zu fürchten, sie, die Krieger waren, wie sonst keine in Hellas, die mit Verachtung auf die von den Feldern und aus den Werkstuben zusammengerufenen Milizen der andern Staaten blickten! Dazu kam die Beengung der Spartiatengemeinde auf ihrem Grund und Boden. Hier und dort mußten mehrere Brüder von einem Ackerloose leben. Da war kein Ausweg als Eroberung, als neue Landtheilung. Der wohlberechtigte Siegesmuth steigerte den Wunsch nach Krieg, und so wurde die Stadt der Spartiaten unwillkürlich in die Bahn eines erobernden Staates hineingedrängt, auf welcher sie immer mehr verlernten, Frieden zu halten.

Messenien war in der achäischen Zeit, deren Erinnerungen man nicht preisgeben wollte, ein Stück von Lacedämon gewesen, und während das Eurotasthal noch immer die Spuren der langen Bürgerkriege trug, welche es seiner ganzen Ausdehnung nach verheert hatten, war Messenien, nachdem die ersten Erschütterungen der dorischen Invasion überwunden waren, unter einer Reihe friedlicher Regierungen im Stillen zu einem ungemeinen Wohlstande gediehen. Die verschiedenen Stämme der Bevölkerung hatten sich mit einander verschmolzen; das dicht bewohnte Pamisusthal war ein Bild des blühendsten Landbaues, der Golf voll von Schiffen, Methone der belebte Hafenplatz des Landes. Es konnte also nicht anders sein, als daß die Spartaner von ihren kahlen Felsjochen mit Neid hinunterblickten in das gesegnete Nachbarland und auf die nahen Terrassen, welche sich mit wohlgepflegten Oel- und Weinpflanzungen zum Flusse niedersenkten. Nun kam dazu, daß das drüben eingewanderte Doriervolk unter den Einflüssen der älteren Bevölkerung und des behaglichen Wohllebens seinen ursprünglichen Charakter gänzlich eingebüßt hatte. Kurz, vielerlei Gründe wirkten zusammen, um gerade nach dieser Seite hin zuerst ein erobernde s Ausschreiten zu veranlassen, und die Streitigkeiten der Festgenossen im gemeinsamen Artemisheiligthume auf dem Taygetus waren nur die zufällige Veranlassung, den lange glimmenden Nachbarhader zur Kriegsflamme zu entfachen. Es fehlte auch nicht an Spaltungen im messenischen Lande, die den Erfolg zu erleichtern versprachen. Schon bei dem ersten Nachbarzwiste war eine ansehnliche Partei dafür, den Spartanern die verlangte Genugthuung nicht zu verweigern, und die Uneinigkeit war so groß,

daß die Anhänger dieser Partei auswanderten und nach Elis übersiedelten.

Unter der Regierung des messenischen Königs Phintas erhob sich der erste Zwist mit den Lacedämoniern. Nach der Erzählung der letzteren übten Messenier in dem auf der Gränze belegenen, zur gemeinsamen Verehrung der Artemis Limnatis bestimmten Tempel gegen lacedämonische Jungfrauen Gewalt, worauf mehrere von diesen sich das Leben nahmen und der spartanische König Teleklus in dem gegen die Uebelthäter erhobenen Streit erschlagen ward. Dem Allem widersprechend behaupteten die Messenier: Teleklus habe unbärtige Spartaner als Jungfrauen verkleidet und in den Tempel geführt, um messenische Edle zu ermorden und sich des Landes zu bemächtigen; der Betrug sei entdeckt, Teleklus getödtet und die übrigen Spartaner besiegt worden. Im Gefühle ihres Unrechts hätten diese auch keine Genugthuung verlangt, sondern ein Menschenalter hindurch sei die Ruhe ungestört geblieben.

Jetzt fand sich eine neue Veranlassung zum Streite. Polychares, ein Messenier, der zu Olympia in der Rennbahn gesiegt hatte, gab seine Heerden gegen einen Antheil an der Nutzung auf die Weide des Spartaners Euäphnus, welcher sie aber heimlich verkaufte und vorgab, sie wären von Seeräubern genommen worden. Der Hirte entfloh jedoch und entdeckte den Betrug an Polychares, welchen Euäphnus hierbei um Verzeihung bat und ihm die Rückgabe des erhaltenen Geldes versprach. Statt dessen tödtete er wortbrüchig mit größerm Frevel den Sohn des Polychares, welcher zu ihm kam, um jenes Geld abzuholen. Vergeblich erhob Polychares deßhalb Klage in Sparta, er erhielt keine Genugthuung und erschlug nun aus Rache entweder den Sohn des Euäphnus oder andere Spartaner, welche ihm in die Hände fielen.

Jetzt erklärten die Lacedämonier den Krieg aus drei Ursachen: 1) weil sie von Kresphontes bei Verloosung des Landes betrogen worden; 2) wegen der Ermordung des Teleklus; 3) wegen der Frevelthaten des Polychares.

Die Messenier lieferten Polychares nicht an Sparta aus, weil ihnen Euäphnus nicht ausgeliefert ward; doch wollten sie sich gern der Entscheidung der argivischen Amphiktyonen oder der Areopagiten unterwerfen. Diesen friedlichen Ausweg wiesen die Lacedämonier zurück und alle verbanden sich eidlich, den Krieg nicht eher zu endigen, als bis Messenien in ihrer Gewalt sei.

Vier Jahre lang verwüsteten beide Völker gegenseitig ihr Gebiet, eine große Schlacht im fünften und eine noch heftigere im sechsten Jahre blieben unentschieden. Den Messeniern fehlte es an Geld zur weitern Fortsetzung des Krieges, manche ihrer Knechte gingen zu den Lacedämoniern über und ansteckende Krankheiten rafften ihre Mannschaft dahin; deßhalb beschlossen sie, nicht mehr alle einzelnen Orte des Landes zu besetzen, sondern die Bergstadt Ithome aufs Höchste zu befestigen, zu erweitern und zu vertheidigen.

Hier erhielten sie ein Orakel des delphischen Apollo, dem Staate Rettung verkündigend, wenn eine Jungfrau aus dem königlichen Stamme der Aepytiden den unterirdischen Göttern geopfert werde. Da trat Aristodemus aus dem Geschlechte der Aepytiden, ein Mann von unvergleichlichem Kriegsruhme, hervor, und bot seine Tochter zur Rettung des Vaterlandes dar. Schnell aber drängte sich ein Messenier durch die Menge, laut rufend: der Vater habe kein Recht, über die Jungfrau zu schalten, da sie ihm verlobt sei. Dieser Einwand ward verworfen, und verzweifelnd behauptete jetzt der Jüngling das Mädchen sei keine Jungfrau. Hierüber in Wuth, ergriff Aristodemus seine Tochter und tödtete sie.

Fünf Jahre lang wagten die Lacedämonier aus Besorgniß vor der Wirkung des Orakels keinen Angriff, erst im sechsten unternahmen sie einen Zug gegen Ithome, und eine neue Schlacht ward mit äußerster Tapferkeit, jedoch wiederum ohne Entscheidung, gefochten; nur verloren die Messenier ihren König Euphaes. Aristodemus ward zum Nachfolger erwählt, obgleich einzelne Edle und Wahrsager wegen der auf ihm haftenden Blutschuld widersprachen. Beide Theile waren des Krieges überdrüssig, und fünf Jahre hindurch ereigneten sich nur ganz unbedeutende Vorfälle.

Um diese Zeit träumte dem Aristodemus: er sei gewaffnet zur Schlacht, und bereit zum Opfer. Die Opfertheile lagen schon auf dem Altar; da nahete ihm langsam seine Tochter in schwarzer Tracht, und zeigte die aufgeschnittene blutige Brust und den Leib. Sie warf die Opfertheile vom Altar, zog ihrem Vater die Waffen aus, setzte ihm nach Art messenischer Todtengebräuche die Krone auf und legte ihm weiße Kleider an. Aristodemus sah hieraus, daß die Götter den Untergang seines Vaterlandes beschlossen hatten, ihn jammerte das fruchtlose Unglück seiner Familie, er tödtete sich selbst. Da verloren die Messenier den Muth und zerstreuten sich in die Städte und bei den Bundesgenossen; die Lacedämonier aber besetzten Ithome und ließen die Messenier schwören, nie von Sparta abzufallen oder Aufstand zu erregen, die Hälfte ihrer Früchte den Siegern abzuliefern und bei den Begräbnissen der lacedämonischen Könige und obrigkeitlichen Personen in Trauer zu erscheinen. So endigte der erste messenische Krieg 724 Jahre v. Chr., zwanzig Jahre nach dem Ausbruche der Feindseligkeiten.

Obgleich die neue Herrschaft der Spartaner drückend erschien, so ertrugen sie dennoch die älteren, kriegsmüden Messenier; sobald aber ein neues Geschlecht herangewachsen war, überwog die Sehnsucht nach der Freiheit; und vierzig Jahre nach der Eroberung von Ithome, um die Zeit der Einführung jähriger Archonten in Athen, brach die Empörung gegen Sparta aus. Unentscheidend war das erste Treffen, obgleich Aristomenes, ein Aepytide, mit solchem Heldenmuth focht, daß ihm das Volk die königliche Würde antrug; bescheiden nahm er nur die Stelle eines Feldherrn an. Bald darauf schlich er verkleidet heimlich nach Sparta, und hing in dem Tempel der Athene seinen

Schild mit der Inschrift auf: „Aristomenes, zum Denkmal des Sieges über die Lacedämonier.“ Wegen solcher Kühnheit und so gefährlicher Andeutung erschreckt, befragten die letzteren das Orakel und erhielten die Antwort: sie sollten von den Athenern einen Feldherrn erbitten. Diese, in Verlegenheit, wie sie den Befehl des Orakels erfüllen, und dennoch nicht dazu beitragen möchten, daß die Lacedämonier Herren des Peloponnesus würden, erwählten (so lautet die unwahrscheinliche Sage) nach langer Berathung einen lahmen Dichter Tyrtäus zum Feldherrn, den die Spartaner, weil sie die athenische List wohl erkannten, Anfangs zwar nicht feindlich, jedoch gleichgültig behandelten; dann aber, als er durch Heldenlieder und Kriegsgesänge anfeuerte und begeisterte, für ein heiliges Geschenk des Gottes hielten. Deßungeachtet wurden die Lacedämonier durch des Aristomenes unbezwinglichen Muth nochmals geschlagen und nur Tyrtäus brachte sie dahin, die Waffen nicht niederzulegen.

Im Vertrauen auf den erneuten Bund mit den Arkadern hoffte Aristomenes jetzt entscheidend zu siegen, aber deren König Aristokrates hatte sich heimlich von den Lacedämoniern bestechen lassen, forderte in der Schlacht seine Mannschaft zur Flucht auf und brachte dadurch die Messenier in solche Verwirrung, daß ungeachtet aller Tapferkeit ihre Niederlage nicht zu vermeiden war. Als Aristomenes sah, daß nunmehr das offene Land nicht mehr behauptet werden könne, führte er die Messenier nach dem Berge Ira, ließ diesen auf alle Weise befestigen und von hier aus so viele und so bedeutende Raubzüge unternehmen, daß, nach mannichfaltiger abschreckender Zerstörung, die Lacedämonier vorzogen, alles benachbarte Land unbebaut liegen zu lassen. Doch vergaßen sie nicht der Vorsicht gegen größere Unternehmungen, sondern stellten hin und wieder versteckte Posten aus. In einen solchen Hinterhalt fiel endlich der zu kühn gewordene Aristomenes, ward verwundet, mit seinen Begleitern gefangen, und von den Lacedämoniern verurtheilt, in die Keaden oder tiefen Höhlen bei Sparta hinabgestürzt zu werden. Alle Anderen fanden durch den Fall ihren Tod, nur Aristomenes kam unversehrt hinab, hüllte sich in seinen Mantel und erwartete sein Ende drei Tage lang. Da hörte er endlich ein Geräusch, ungewiß woher, und entdeckte mit Mühe in der Finsterniß, daß ein Fuchs durch irgend eine Oeffnung hineingekommen war und an den Leichnamen nagte. Leise schlich Aristomenes hinzu, ergriff den Fuchs mit einer Hand, deckte sich mit der in den Mantel gehüllten zweiten gegen Bisse und folgte dem Thiere so bis zu dem Orte, wo es in die Höhle eingedrungen war. Die Oeffnung erschien zwar zu klein, um hindurch zu kriechen, allein Aristomenes erweiterte sie mit großer Anstrengung, entkam nach Ira und erzählte das Geschehene den Messeniern, welche über seine Gefangennehmung, mehr noch aber über seine Rettung erstaunten. Als die Lacedämonier durch Ueberläufer hiervon Nachricht bekamen, spotteten sie des Mährchens, bis Aristomenes die nachlässig gegen Ira anrückenden Korinthier in der Nacht

überfiel, gänzlich schlug und ihr Lager eroberte. Bald nachher brachte er dem Zeus zum zweiten Male das Opfer der Hekatomphonia, weil er mit eigener Hand nun zweihundert Feinde getödtet; er soll das Glück oder Unglück gehabt haben, dies Opfer auch zum dritten Male darzubieten.

Durch ein Weib bereiteten die Götter den Untergang von Ira, wie von Troja. Ein lacedämonischer Ueberläufer, der dicht vor Ira wohnte, hatte die Frau eines Messeniers gewonnen und besuchte sie, wenn ihr Mann auf dem Posten war; aber unerwartet kehrte dieser einst in einer stürmisch regnerischen Nacht heim und erzählte, daß Aristomenes verwundet sei und die mehresten Wachen des argen Wetters halber nach Hause gegangen wären. Dies alles hatte der versteckte Lakonier mit angehört, eilte, sobald er entwischt war, in das lacedämonische Lager, erzählte und führte die Feinde nach Ira. Unbemerkt erstiegen sie die Mauern, und erst das laute, anhaltende Bellen der Hunde machte die Messenier aufmerksam. Zwar sammelten sie sich jetzt ohne Verzug, allein die Dunkelheit der Nacht (denn der Regen löschte alle Fackeln aus) erlaubte keine entscheidenden Thaten. Erst mit dem Anbruche des Tages begann der Kampf, Weiber und Kinder fochten wie Männer; Regengüsse, Donner und Blitze erschienen, als göttliche Zeichen, bald ermunternd, bald schreckend; drei Tage und drei Nächte widerstanden die Messenier. Da ermatteten ihre Kräfte, weil sie sich nicht, wie die weit zahlreicheren Lacedämonier ablösen konnten, und Theokles der Wahrsager trat zu Aristomenes und sprach: was machst du dir so große Arbeit, weißt du nicht, daß die Götter den Untergang Messeniens beschlossen haben? Ich will mein Ende erreichen mit dem Vaterlande, du aber erhalte die Messenier, erhalte dich ihnen! Mit diesen Worten stürzte er in die Feinde und fand seinen Tod. Aristomenes rief hierauf die Messenier von dem Kampfe zurück, nahm die Weiber und Kinder in die Mitte, stellte sich an ihre Spitze und neigte Haupt und Lanze gegen die Spartaner zum Zeichen, daß er den Durchzug verlange. Diese öffneten den stumm verzweifelnden ihre Reihen und ließen sie ungestört ziehen. Sie kamen zu den Arkadern, und Aristomenes beschloß, mit fünfhundert auserlesenen Messeniern Sparta in der Abwesenheit des Heeres zu überfallen, dreihundert Arkader gesellten sich zu ihnen. Aristokrates aber verrieth den Lacedämoniern dies Unternehmen nicht ungestraft, denn seine Boten wurden auf dem Rückwege gefangen und seine Treulosigkeit entdeckt, worauf ihn die Arkader im höchsten Zorn steinigten und verlangten, daß auch die Messenier an dieser Rache theilnehmen sollten. Diese erwarteten ihres Feldherrn Weisung, allein Aristomenes schwieg im Uebermaße seines Schmerzes und sah weinend zur Erde.

Gorgus und Mantiklus führten einen großen Theil der Messenier, auf die Einladung des Beherrschers von Rhegium, Anaxilas, nach Sicilien gegen die Zankläer. Diese wurden besiegt und Anaxilas wollte sie vertilgen; Gorgus und Mantiklus aber, in Erinnerung gleicher Leiden, söhnten sich mit

ihnen aus und wohnten seitdem gemeinsam in der neuen Stadt Messana. Aristomenes ging nach Rhodus, und im Begriff, an Ardys, dem Könige von Lydien, und Phraortes, dem Könige von Medien, den Spartanern Feinde zu erwecken, starb er, ward ehrenvoll begraben und als ein Held verehrt. So endete Messenien 668 Jahre vor Chr., nach rühmlichem Kampfe für eine wahrscheinlich gerechte Sache.*) Die Spartaner vertheilten jetzt das durch seine Größe und Fruchtbarkeit für sie höchst wichtige Gebiet, und machten die Bewohner, ursprünglich Brüder und Stammgenossen, zu leibeigenen Unterthanen.

---

61. Reform der spartanischen Verfassung; die Ephoren.

(Nach Max Duncker, Geschichte des Alterthums, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Der Herrschaft des spartanischen Adels (der eigentlichen Spartiaten) drohte eine doppelte Gefahr, einmal von ihren Unterthanen, den Periöken, wenn sich aus ihnen durch Aufblühen des Handels in den Hafenplätzen Messeniens und Lakoniens ein wohlhabender Bürgerstand bildete, wie es im Norden des Peloponneses (Korinth, Sicyon) bereits geschehen war; nähere und schlimmere Gefahren aber hatte der Adel von seinen Oberhäuptern, den Königen, zu erwarten, wenn diese der ihnen durch Lykurg auferlegten Beschränkungen, der Souverainetät des Adels, müde, die Wege der Tyrannen von Korinth und Sicyon einschlugen, wenn einer derselben sich an die Spitze der Periöken und Heloten stellte und, um die Adelsherrschaft zu stürzen, diesen gleiche Rechte mit ihren bisherigen Herren verhieß. Einer solchen Coalition des Königthums mit den Periöken und Heloten konnte die Macht der Adelsgeschlechter, zumal bei der demokratischen Richtung der Zeit, welche der Herrschaft der Spartaner widerstrebte, unmöglich gewachsen sein, um so weniger, als die kriegerische Tüchtigkeit des Adels, die

*) Wie unsicher der historische Gehalt der Sage von Aristomenes sei, beweis't am stärksten der Umstand, daß die Ueberlieferung ihn bald zum Helden des ersten, bald zu dem des zweiten Krieges macht. Diodor läßt die Frage unentschieden, und Pausanias, der uns einen Auszug aus der Aristomeneïs des Rhianus, eines Dichters im 3. Jahrh. vor Chr., aufbewahrt hat, welcher der obigen Erzählung zu Grunde liegt, begnügt sich, zu sagen, daß Aristomenes „seiner Meinung nach dem späteren Kriege angehöre", in welchen ihn auch das Gedicht des Rhianus setzt. Die Messenier häuften auf den Heros ihres Landes die größten Thaten in der Schlacht, die kühnsten und verwegensten Anschläge, die schlaueste List, und nicht der Uebermacht oder der Tapferkeit der Spartaner unterliegt Messenien, sondern dem doppelten Verrath, nämlich dem des arkadischen Königs und dem eines ehebrecherischen Sclaven. Historisch scheint die Unterstützung, welche die Arkader den Messeniern leisteten, weil die Spartaner versuchten, ihre Grenze gegen Arkadien hin vorzurücken. Vergl. Max Duncker, Geschichte des Alterthums, III., S. 428 ff. Zur Kritik der Sage vergleiche auch K. O. Müller's Dorier, I., 141—152.

einzige Säule des Staates, immer mehr der Verweichlichung und dem bürgerlichen Treiben weichen mußte, seitdem Streben nach Geld und Gut auch bei den Edelleuten am Eurotas Eingang gefunden hatte.

Um daher die Adelsherrschaft zu sichern, erfand Chilon, den die Griechen unter die Zahl ihrer weisen Männer rechnen, als er 580 in die Gerusia gewählt worden war, eine neue Beschränkung der königlichen Gewalt. Die legislative Befugniß der Könige war hinreichend durch die Gerusia und die große Versammlung des Adels beschränkt; die Gefahren lagen in der Executivgewalt, welche den Königen geblieben war. Um diese zu beaufsichtigen und unschädlich zu machen, durfte man sich nicht mit einer nachträglichen Controle begnügen. Der Adel mußte in der Lage sein, selbständig in die Regierung einzugreifen, über die Machtmittel des Staates unmittelbar zu verfügen, er mußte eine Regierung neben und gegen die Staatsverwaltung der Könige gründen. Dazu schien eine neue Behörde, beweglicher als die Gerusia, als die große Adelsversammlung, erforderlich, abgesehen davon, daß diese beiden Körperschaften seit Alters unter dem Vorsitze der Könige standen. Aber man blieb dem Geiste der Stabilität treuer, wenn man eine bereits bestehende Behörde zur Beaufsichtigung des Königthums, zu dieser Gegenregierung benutzen, wenn man eine solche in diesem Sinne umwandeln konnte. Für diesen Zweck bot sich das Ephorat dar, welches die Könige Theopomp und Polydor während des ersten messenischen Krieges eingeführt hatten. Damals hatten jene beiden Könige für jeden der fünf Bezirke der Stadt einen Aufseher (Ephoros) ernannt, die während ihrer langen Abwesenheiten im Felde ihre Stelle im täglichen Gericht, in den Processen über Mein und Dein vertreten sollten. Das Amt war stehend geworden; die Könige ernannten die Ephoren, so wie die übrigen Beamten des Staates, und wechselten mit den Personen, so oft es ihnen gut schien. Da die Klagen des Marktes die Thätigkeit der Ephoren vorzugsweise in Anspruch nahmen, da sie neben der richterlichen auch die Funktion einer städtischen Polizeibehörde übten, hatten sie ein Amtshaus am Markte, in welchem sie stets bei einander waren und mit einander speis'ten. Nun hatte Asteropus bereits die wichtige Neuerung durchgesetzt, den Königen die Ernennung der Ephoren zu entziehen; ihre Wahl wurde seitdem alljährlich von dem gesammten Adel vollzogen. Es war dies eine bedeutende Erwerbung für den Adel. Einmal war damit den Königen der Weg versperrt, ihre Anhänger zum Ephorat zu ernennen, durch diese die Periöken im Marktverkehr und im Gericht begünstigen zu lassen und dadurch die Anhänglichkeit derselben zu gewinnen; andererseits waren die Rechte der Edelleute dadurch erheblich erweitert worden. Das Recht, die Geronten zu wählen, hatte geringen Werth. Die achtundzwanzig Sitze der Gerusia wurden nur durch den Tod der Inhaber erledigt; die selten vorkommenden Neuwahlen wurden innerhalb der einzelnen Obe, deren Vertreter gerade mit Tode abgegangen war, vollzogen; die Wählbarkeit war auf wenige Familienhäupter beschränkt und an ein Alter

von sechszig Jahren gebunden. Für das Ephorat wurde alljährlich gewählt, das Ephorat war jedem Edelmanne zugänglich, der das dreißigste Jahr überschritten hatte, gleichviel ob er dem hohen oder niedern Adel angehörte, ob er arm oder reich war. Diese Behörde versuchte Chilon den Königen nicht bloß gleich zu stellen, sondern über das Königthum hinauszuheben.

Chilon ließ den Epimenides von Creta nach Sparta holen, um das Königthum zu einer dem Adel verantwortlichen Behörde herabzusetzen. Er hatte gesehen, welche Wirkungen die Anwesenheit des Epimenides zu Athen gehabt, er hatte das Beispiel Solon's vor Augen. Epimenides gab dem Ephorat die religiöse Stellung, welche ihm fehlte. Er verordnete, daß die Ephoren von Zeit zu Zeit in einem Tempel, welchen er in der Nähe der Stadt gründete und der Pasiphae (d. h. der Allscheinenden), der Gattin des kretischen Minos-Melkart, weihte, schlafen sollten; sie würden hier im Traum die Weisungen der Götter empfangen, wie solche dem Epimenides selbst in der Grotte von Knossus zu Theil wurden. Von acht zu acht Jahren hatte Zeus dem Minos Offenbarungen ertheilt, so sollten nun auch die Ephoren in jedem neunten Jahre gemeinsam in einer stillen und mondlosen Nacht schweigend den Himmel beobachten. Wenn sich eine Sternschuppe zeigte, so hätten die Könige gegen die Götter gefehlt. In diesem Falle sollten die Ephoren die Könige so lange suspendiren, bis ein von Delphi oder Olympia eingeholtes Orakel den Weg angezeigt habe, wie der Fehler wieder gut gemacht werden könne.

Die Ephoren waren damit nicht nur gleich, sondern höher berechtigt, als die Könige. Die Götter selbst gaben ihnen das Recht, die Könige zur Verantwortung zu ziehen, ihre Gewalt zu suspendiren. Die Aufseher des Marktes waren die Aufseher der Könige geworden.

Die Könige wurden verpflichtet, zu Anfang jedes Monats, wo sie dem Apollo das Opfer für das Gemeinwesen darbrachten, den Ephoren zu schwören, daß sie die Regierung den bestehenden Gesetzen gemäß führen wollten, worauf die Ephoren ihnen wiederum das Gelübde ablegten, in diesem Falle ihre Herrschaft nicht anzutasten. Es war die erste Pflicht der Ephoren, darüber zu wachen, daß die Könige ihrem Eide treu blieben. Sie dazu in den Stand zu setzen, wurden sämmtliche Spartaner angewiesen, alles Verdächtige und Auffällige in dem Benehmen der Könige bei den Ephoren zur Anzeige zu bringen. Fanden die Ephoren diese Anzeigen gegründet, entdeckten sie einen Fehltritt, eine Gesetzüberschreitung des Königs, so waren sie befugt, den König selbst in ihr Amtshaus zu laden. Auf die dritte Ladung mußte er erscheinen. Sie hatten das Recht, den Königen Verweise zu ertheilen und Geldbußen aufzuerlegen. Bei schweren Vergehen, welche die Sicherheit des Staates, d. h. den bestehenden Zustand, bedrohten, erhoben die Ephoren die Anklagen bei dem höchsten Gericht. Für dringendere Fälle wurde es ihnen sogar gestattet, den König verhaften zu lassen.

Um so weit greifende Befugnisse gegen die Nachkommen des Hercules

wirksam auszuüben, mußte den Ephoren selbst eine ausgedehnte Executivgewalt übertragen werden. Diese erhielten das Recht, jeden Beamten zu suspendiren, zu verhaften und vor der Gerusia, sogar auf den Tod, anzuklagen, für besondere Zwecke im Kriege und im Frieden Commissare auszusenden und Beamte zu ernennen. Die Beute des Krieges sollte an die Ephoren abgeliefert werden. Sie hatten demnach den Schatz des Staates in Händen. Das Siegel der Ephoren (es trug das Bild des Königs Polydorus) wurde das Siegel des Staates. Alle öffentlichen Urkunden mußten durch Beidrückung desselben von ihnen beglaubigt werden. Hierdurch erhielten die Ephoren das Recht, alle wichtigen Beschlüsse der Könige und der Gerusia zu bestätigen oder zu verwerfen. Wenn den Königen das Recht blieb, den Staat nach Außen zu vertreten und mit den fremden Gesandten zu verhandeln, so waren die Ephoren trotzdem nicht ohne Einfluß auf die auswärtigen Verhältnisse. Wie über die inneren, stand es den Ephoren zu, auch über die auswärtigen Verhältnisse des Staates Anträge an die Gerusia und die Adelsversammlung zu richten und dieselben in dieser zu vertreten. Die Aufbietung des Heeres wurde in ihre Hand gelegt. Ueber Krieg und Frieden hatten die Könige auch bisher nur in Gemeinschaft mit der Gerusia und der Adelsversammlung entscheiden können. Wenn die Aufbietung, die Zahl und Ausrüstung der Armee nun den Ephoren überlassen wurde, so hatten diese dadurch mittelbar in letzter Stelle auch über Krieg und Frieden zu entscheiden. Die Periöken wurden der Aufsicht der Könige entzogen und unter die Polizei der Ephoren gestellt. Diese polizeiliche Gewalt war unbeschränkt; sie konnten die Todesstrafe gegen jeden Periöken verfügen, sie konnten jeden Heloten aus dem Wege räumen lassen. Ueber die Spartaner blieb den Ephoren die Civilgerichtsbarkeit, wie sie dieselbe seit den Zeiten Theopomp's geführt.

Es war eine fundamentale Veränderung der Verfassung, welche Chilon durchgeführt hatte. Die öffentlichen Urkunden wurden seit dieser Zeit nicht mehr nach den Regierungsjahren der Könige datirt, sondern mit dem Namen des ersten Ephoren des Jahres bezeichnet. Chilon, der öfter zum Ephoren gewählt wurde, war im Jahre 560 oder 566 erster Ephor.

Nachdem der Compromiß, welchen Lykurg einst zwischen den streitenden Königsfamilien geschlossen, zu der wunderlichen Einrichtung des Doppelkönigthums geführt, bot die Verfassung Sparta's jetzt das noch sonderbarere Schauspiel einer erblichen Monarchie, welche fünf jährlich wechselnden Beamten gehorchen muß, welche diesen verantwortlich ist und von ihnen suspendirt und bestraft werden kann. Und doch standen dieser Monarchie noch immer die vollen Ehrenrechte, doch stand ihr noch immer der Oberbefehl über das Heer, das Recht über Leben und Tod im Felde zu. Doch führten die beiden Könige noch immer den Vorsitz im höchsten Rathe und im höchsten Gerichte des Landes, doch bekleideten sie noch immer die höchsten Priesterthümer, ver-

traten den Staat noch immer den Göttern gegenüber im Frieden wie im Kriege. Trotz alledem war die factische Gewalt, die Regierung des Landes an den Sicherheitsausschuß des Adels, an die Ephoren, übergegangen, und man verlangte nachmals von den Königen, daß sie den Ephoren, wie Kinder den Vätern, gehorchten. Während ringsum die Adelsherrschaften zusammenbrachen, während der Adel in Sicyon der Tyrannis erlag, während das Bürgerthum in den ionischen und äolischen Städten siegte, hatte der Adel von Sparta den entschiedensten Sieg erfochten, hatte er, in wohl begründeter Besorgniß vor dem demokratischen Königthum, die Monarchie vollständig zu Boden geworfen und die Regierung einer jährlich aus seiner Mitte hervorgehenden Behörde übertragen. Sparta war seitdem eine reine Aristokratie mit dem Namen der Monarchie.

---

62. Die Olympischen Spiele.

(Nach E. Curtius, „Olympia".)

Als Xerxes die Heere des Morgenlandes über den Hellespont geführt, Thessalien eingenommen und das feste Thor des innern Griechenlands, den Seepaß der Thermopylen, sich durch Verrath geöffnet hatte, konnte er nicht anders glauben, als daß nun jeder ernstliche Widerstand beseitigt wäre und daß die Hellenen der südlichen Landschaften in Zittern und Angst des über sie hereinbrechenden Schicksals warteten. Da kamen Ueberläufer aus Arkadien in das Lager, unstete Leute, die des Lebens Noth hintrieb, wo es zu verdienen gab. Man brachte sie vor den König, um sie auszufragen, was die Hellenen machten. „Sie feiern das Fest der Olympien", war die unerwartete Antwort; „sie schauen den Wettkämpfen und Wagenspielen zu"; und als man sie weiter fragte, um welchen Preis jene Kämpfe gehalten würden, erwiderten sie: „Um den Kranz vom Oelbaum". Da sprach einer der persischen Großen ein Wort aus voll edler Weisheit, wenn es ihm auch als Feigheit ausgelegt wurde: „Wehe, Mardonius, gegen was für Männer hast du uns geführt, die nicht um Gold und Silber Wettkämpfe halten, sondern um Männertugend!"

Die Griechen erkannten in dem Baue des Leibes und der hohen Bildungsfähigkeit seiner Glieder eine unabweisliche Forderung der Götter, die Kräfte des Körpers mit nicht minderer Sorgfalt zu stärken und zu veredeln, als die des Geistes. Die Frische leiblicher Gesundheit, Schönheit der Gestalt, ein fester und leichter Schritt, rüstige Gewandtheit und Schwungkraft der Glieder, Ausdauer im Lauf und Kampf, ein helles, muthiges Auge und jene Besonnenheit und Geistesgegenwart, welche nur in täglicher Gewohnheit der Gefahr erworben wird, diese Vorzüge galten bei den Griechen nicht geringer als Geistesbildung, Schärfe des Urtheils, Uebung in den Künsten der Musen.

Darum stand neben der Musik die Gymnastik, um eine Leibes und Seele gesunde Jugend zu erziehen, und deßhalb wurde überall die von den Vätern überlieferte Sitte gymnastischer Uebungen vom Staate geordnet und gefördert. Oeffentliche Gymnasien mit großen, sonnigen Uebungsplätzen, von Hallen und Baumreihen eingeschlossen, meistens vor den Thoren in ländlicher Umgebung angelegt, boten den Knaben und Jünglingen tägliche Gelegenheit, die wachsenden Kräfte an einander zu messen; der Wetteifer steigerte sich, wenn bei festlichen Anlässen das Volk sich versammelte, den Wettkämpfen männlicher Tüchtigkeit und Jugendkraft zuzuschauen. Darum waren die Festspiele für die Hellenen die höchste Lust des Lebens. Es gab keine größeren Götterfeste ohne Festspiele; aber die olympischen übertrafen nach Pindar's Worten alle anderen so, wie das Quellwasser die Schätze des Erdbodens und wie das Gold die Güter des Reichthums.

Gleichzeitig mit der Wanderung der Dorier kamen ätolische Stämme über den Meerbusen von Korinth, besetzten das westliche Uferland der Halbinsel und gründeten unter ihrem Führer Oxylus den Staat Elis. Da aber die Eleer sich immer enger an die dorischen Spartaner anschlossen und diese in sich den Beruf fühlten, die in viele Stamm- und Stadtgebiete zerrissene peloponnesische Halbinsel zu einigen, ward Olympia als ein gemeinsames Bundesheiligthum eingesetzt. Zunächst schlossen die beiden Vertreter von Sparta und Elis, Lykurgus und Iphitus, ein heiliges Bündniß mit einander, indem sie sich für die Sicherheit des Heiligthums und für freies Geleit der zu den Festen Wallfahrenden verbürgten. In der ganzen Halbinsel des Pelops wurde Waffenruhe angesagt, wenn die Zeit der Festspiele herankam. Den Eleern wurde die Verwaltung des gemeinsamen Bundes-Heiligthums übertragen und dafür ihrer Landschaft eine ewige Waffenruhe verliehen; keine bewaffnete Schaar durfte ihre Gränzen überschreiten, ganz Elis war ein dem olympischen Zeus geweihtes Land. Nach und nach stieg das Ansehen des Heiligthums, und es wurde aus einem peloponnesischen ein hellenisches. Die Hellenen zählten nach Olympiaden, maßen nach olympischen Stadien und schlossen sich den heiligen Gebräuchen Olympia's an.

Olympia *), ursprünglich ein Tempelbezirk vor den Thoren Pisa's, bestand aus zwei scharf gesonderten Theilen, aus dem nicht geheiligten Raume und aus der Altis, dem Tempelhofe des Zeus, welcher alles Eigenthum der Götter enthielt. Nur durch ein Eingangsthor mit schimmernder Säulenhalle durften die Festzüge den Boden der Altis betreten. Trat man hinein, so hatte man gleich zur Rechten den heiligen Oelbaum, von dessen Zweigen ein Knabe mit goldenem Messer die Siegeskränze abschnitt. Jenseits des Kranzbaums erhob sich auf mächtigem Unterbaue der Tempel des Zeus, die wich-

---

*) S. den Plan in C. Bursian, Geographie v. Griechenland, 2. Bd. 8. Tafel.

tigste Stelle innerhalb der Altis. Schon frühe stand hier ein Tempel; als aber Athens Denkmäler auf der Akropolis alle früheren Kunstschöpfungen verdunkelten, beschlossen die elischen Behörden einen Umbau und wandten sich nach Athen, der hohen Schule griechischer Kunst. Auf ihren Ruf eilte Phidias herbei, von seinen namhaftesten Schülern und einer ganzen Schaar attischer Werkmeister begleitet. Im Einverständnisse mit ihm füllten Alkamenes und Päonius die Giebelfelder mit Gestalten der Götter und Heroen; er selbst, der König der Kunst, widmete seine ganze Kraft und Erfahrung der höchsten Aufgabe seines Lebens, den Nationalgott der Griechen an seiner würdigsten Stelle zu verherrlichen. Nach der Mitte des Hofes vorliegend, erhob sich der große Zeusaltar auf einem mächtigen Unterbau zu einer Höhe von 22 Fuß, so daß der Opferrauch frei über die Häupter der Festversammlung fortziehen konnte. Auf einer aufgemauerten Terrasse an der nördlichen Seite standen in einer Reihe die Schatzhäuser zur Aufbewahrung der Weihgeschenke, deren letztes an das Stadium grenzte. Dieses stieß mit dem Hippodrom im rechten Winkel zusammen. Die dicht gedrängte Masse von Gebäuden, Altären, Statuengruppen, von Viergespannen und Standbildern der Sieger, von Götterbildern, Dreifüßen und Weihgeschenken aller Art wurde durch die Bäume zu einem landschaftlichen Ganzen verbunden.

Die gewöhnliche Einwohnerschaft Olympia's bestand aus den in der Altis waltenden Priestern aus erlauchten peloponnesischen Geschlechtern; ihnen standen Opferschlächter, Flötenbläser, Holzverwalter und andere Diener zur Seite. Olympia war ein ländlich stiller Ort, und die Waldeinsamkeit des Alpheusthales wurde nur durch die Schritte der Wanderer unterbrochen, die des Weges zogen und am Zeusaltare ihr Gebet sprachen. Aber wie veränderte sich Alles, wenn das vierte Jahr, das Jahr der großen Olympien, herankam. Alle Hellenen wurden eingeladen und ausgeschlossen nur die Schuldbeladenen oder die sich an der gemeinsamen Sache der Hellenen versündigt hatten, wie einst auf des Themistokles Antrag der Syrakuser Hiero, weil er von dem Kampfe gegen Xerxes zurückgeblieben war. Die eingeladenen Städte schickten ihre angesehensten Männer als Gesandtschaften nach Olympia, die auf stattlichen Wagen, in Prachtgewänder gekleidet, mit zahlreichem Gefolge zum Zeusfeste wallfahrteten und im Namen ihrer Städte herrliche Opfer darbrachten. Die Städte der Colonieen benutzten dies Fest, um sich mit dem Mutterlande in lebendigem Zusammenhange zu erhalten. Ihre Bürger eilten in den von Stürmen selten beunruhigten Sommermonaten herbei, und das ionische Meer so wie die breite Alpheusmündung füllte sich mit den bekränzten Festschiffen der auf den Küsten von Asien und Africa, von Italien, Sicilien und Gallien wohnenden Hellenen. Bewundernd musterte das am Gestade versammelte Volk die auf fernen Weiden gezogenen Rosse und Maulthiere, welche durch fremdländische, dunkelfarbige Sclaven auf den Boden von Elis geführt wurden. Die Kampflustigen unter den versammelten Hellenen mußten

sich bei den Kampfrichtern melden sie wurden; in Hinsicht ihres Ursprunges, ihres Rufes, ihrer körperlichen Tüchtigkeit geprüft; sie mußten nachweisen, daß sie zehn Monate lang in einem hellenischen Gymnasium die Reihe hergebrachter Uebungen gewissenhaft vollendet hatten, und mußten vor einer Bildsäule des schwurhütenden Zeus, der in jeder Hand den Blitzstrahl führte, einen Eid darauf leisten, daß sie im heiligen Kampfe sich keine Unredlichkeit und keinen Frevel zu Schulden kommen lassen wollten. Die Spiele wurden im Laufe der Zeiten vergrößert, und aus einem Festtage ward allmählich eine Reihe von fünf Tagen.

Den behendsten Läufer zu sehen, füllten sich zuerst die Stufensitze des Stadiums mit Zuschauern, und wenn die Volksmenge beisammen war, dann traten die Kämpfergruppen herein, von den Kampfrichtern geführt, welche, durch Purpurgewänder ausgezeichnet, auf ihrem Ehrensitze Platz nahmen. Die Kämpfer wurden mit Namensaufruf dem Volke vorgestellt; wer einen derselben seiner Sitten oder seiner Herkunft wegen für unwürdig hielt, um den Kranz des Zeus zu kämpfen, der konnte sich zur Anklage erheben, die von den Richtern sofort erledigt wurde. Dann traten die Kämpfer an die silberne, dem Zeus heilige Loosurne heran, einer nach dem andern nahm, nachdem er ein kurzes Gebet gesprochen hatte, eines der Loose hervor, welche nach gleichen Buchstaben die Paare oder Gruppen bestimmten. So viele der Gruppen da waren — denn es liefen immer Vier mit einander —, so oft wurde der Kampf erneuert, und da Einer Sieger bleiben mußte, so traten, die in den verschiedenen Gruppen gesiegt hatten, zuletzt zum entscheidenden Preiskampfe zusammen.

Nach Art des Wettlaufs wurden auch die anderen Wettkämpfe des Stadiums eingeleitet und ausgeführt: der Sprung, in welchem Schwungkraft der Glieder und Entschlossenheit sich bewährte, der Ringkampf, durch welchen Männer, wie Milo, der reiche Schüler des Pythagoras, ihren Ruhm durch alle Länder verbreiteten, ferner der rohere Faustkampf, der Wurf des Discus und des Speers. In allen den genannten Gattungen der gymnastischen Uebungen bewährte sich des Mannes eigene Kraft und Gewandtheit. Ihnen gegenüber standen die ritterlichen Spiele, wo man der Rosse Tüchtigkeit den Sieg verdankte. Wenn dieser Kampf dennoch alle anderen überstrahlte, so war es nicht sowohl die Kunst des Wagenlenkers, als vielmehr der Glanz des Reichthums, die Pracht des Aufzugs, welche zu Gunsten dieser Kampfart entschieden. Nur die Reichsten traten hier in die Schranken; die Könige von Syrakus und Cyrene sandten ihre Wagenlenker; hochfahrenden Jünglingen, wie dem Alcibiades, erschien nur der Sieg im Hippodrom als ein begehrungswürdiges Ziel. Zu diesem herrlichsten der Schauspiele füllten sich am vierten Festtage die langen Stufenreihen zu den Seiten der Rennbahn. Die Wagenstände wurden verlooft; vor jedem Wagenstande war ein Seil gezogen, hinter welchem die Renner ungeduldig den

Boden stampften. In der Nähe saß auf einem Altare ein eherner Adler, welcher, in die Luft steigend, den ersehnten Anfang des Spieles verkündete. Es kam auf der breiten Bahn, welche ein Viergespann zwölfmal durchmessen mußte, Alles darauf an, einerseits die kürzesten Fahrten zu machen und möglichst nahe an der Zielsäule mit dem linkslaufenden Pferde herumzulenken, andererseits aber dem auf dieser Linie sich zusammenschiebenden Wagengedränge vorsichtig auszuweichen. In einem Rennspiele scheiterten vierzig Wagen an dieser Klippe, und ließen dem allein übrig bleibenden einen leichten Sieg. Die Zuschauer verfolgten mit Angst und Jubel die rasch sich vollendenden Ereignisse des ergreifenden Schauspiels, bis sie mit lautem Beifallssturme den Glücklichen begrüßen konnten, den des Herolds Stimme ausrief. Der Sieger wurde von seinen Angehörigen und Landsleuten umringt, von den anwesenden Hellenen begleitet; der festliche Zug bewegte sich vom Hippodrom und Stadium nach dem Tempel des Zeus, denn hier zu den Füßen des Gottes standen die Sessel der Kampfrichter; hier stand der heilige Tisch, auf welchem die frisch geschnittenen Kränze des Oelbaums lagen; vor den Augen des Zeus wurde des Siegers Haupt geschmückt, wurde die Palme in seine Hand gegeben, während die Versammlung in den Hallen und auf den Galerieen heilige Lieder anstimmte. Dann brachte der Sieger sein Dankopfer am Altare des Zeus dar und wurde mit seinen Siegesgenossen als Gast des olympischen Gottes am Heerde des Heiligthums bewirthet. Die Masse des Volkes aber lagerte sich vor der Altis zwischen wohlversorgten Buden im Freien oder unter Zelten, und beim Lichte des Mondes erschallte die ganze Flur von Siegesgesängen. Hier schlossen sich neue Freundschaften, hier begegneten sich alte Gastfreunde; hier erzählte Jeder von den Wundern seines Landes und seiner Stadt, alle griechischen Mundarten tönten durch einander; es war das bunteste Treiben eines südlichen Jahrmarkts. Damit die Gestalt der Sieger nicht nach flüchtigem Eindrucke aus dem Gedächtnisse der Hellenen wieder verschwinden möchte, wurden sie im Erzgusse dargestellt, kommenden Geschlechtern zur Erinnerung und zur Nacheiferung; wer dreimal gesiegt hatte, durfte in ganzer Größe dargestellt werden. Diese Bildsäulen wurden häufig vervielfältigt, um auch in des Siegers Vaterstadt aufgestellt zu werden, so wie sich auch an die Festfreude Olympia's noch eine Nachfeier bei des Siegers Heimkehr anschloß. Man riß die Stadtmauern ein, um seinem Wagen Bahn zu machen; ein unabsehlicher Zug schloß sich an, indem der Sieger im Purpurgewande voranfuhr und die Festgenossen durch die Hauptstraßen zu dem Tempel der stadthütenden Gottheit führte; ihr wurde das Opfer des Dankes dargebracht, und der schönste Schmuck dieses Tages war das Lied eines gefeierten Sängers, welches den Zug begleitete oder beim Mahle gesungen wurde.

63. Athen vom Tode des Kodrus bis auf die Gesetzgebung Solon's.

(Nach E. Curtius, griechische Geschichte.)

Welch' eine Fülle geschichtlicher Entwickelung die attische Königszeit in sich schließt, davon gibt schon die Reihe der Geschlechter, welche sich auf dem Throne gefolgt sind, der Cecropiden, Erechtiden, Aegiden und Neliden, eine Vorstellung, denn jeder dieser Namen bezeichnet eine eigene Entwickelungsperiode. Das Königthum bewährte sich, als die Dorier, vom Peloponnes vordringend, ihre südlichen Wohnsitze mit den nördlichen verbinden und ganz Hellas zu einer Doris machen wollten. Noch in späteren Jahrhunderten zeigte man am Ilissus die Stelle, wo der Nelide Kodrus, des Melanthus Sohn, für die Unabhängigkeit des Landes sein Leben hingegeben habe. Dennoch folgte das Ende des Königthums, und zwar wird es von der patriotischen Sage, welche von keinem Verfassungsbruche wissen wollte, so dargestellt, daß nach dem Heldentode des Kodrus sich Keiner würdig gefühlt habe, der Nachfolger zu sein. In der That war es aber auch hier die Eifersucht der jüngeren Zweige des königlichen Geschlechts und der anderen Adelsfamilien welche den Uebergang vom Königthume zur Aristokratie bewirkte. Nirgends aber ist dieser Uebergang so allmählich und stufenweise verwirklicht worden, wie in Athen.

Es folgten zunächst lebenslängliche Oberhäupter aus dem Stamme der Könige; sie folgten nach dem Rechte der Erstgeburt, und es war scheinbar kein anderer Unterschied, als daß sie nicht mehr Könige, sondern Archonten oder Prytanen genannt wurden. Auf jeden Fall deutet das Aufhören des Königsnamens darauf hin, daß von den geistlichen Functionen, welche die Athener immer als den Kern der Basileia betrachteten, ein wesentlicher Theil abgetrennt wurde. Damit wurden dem Amte die heiligen Attribute genommen, welche seine Unveränderlichkeit verbürgten und jede fremde Einmischung fernhielten. Die Regenten waren lebenslängliche Präsidenten einer aristokratischen Republik, und zugleich traten die Eupatriden, welche schon den Königen zur Seite eine verfassungsmäßige Geltung hatten, jetzt mit ausgedehnteren Vollmachten vor und beaufsichtigten die Verwaltung des königlichen Richter- und Regierungsamtes.

Dreizehn Regenten waren auf einander gefolgt, als ein neuer Angriff der Aristokratie auf die Erben des Königthums gelang. Die Lebenslänglichkeit wurde aufgehoben und ein zehnjähriger Cyclus eingeführt (753). Noch blieb das Vorrecht des königlichen Stammes durch vier Herrschaften, bis endlich (714) der vom höchsten Amte ausgeschlossene Adel die Schranke durchbrach und freien Zutritt erkämpfte. Bald darauf (683) wurde auch das

Amt selbst ein wesentlich anderes. Seine Dauer wurde einjährig, seine Macht unter neun Amtsgenossen vertheilt, welche nach Ablauf ihres Jahres rechenschaftpflichtig waren. Das war das eigentliche Ende der attischen Monarchie, indem jetzt die Staatshoheit von dem durch Geburt berufenen Geschlechte überging in den Kreis derer, welche nach ihrer Wahl die Staatsämter besetzten.

Der erste Archon hatte eine Art Oberaufsichtsrecht über das Gemeinwesen; er sorgte für die, welche des wirksamen und persönlichen Schutzes am meisten bedurften, die Unmündigen und Waisen; er hatte das Ehrenrecht, daß nach ihm in allen öffentlichen Urkunden das Jahr benannt wurde. Der zweite trug den Titel und Schmuck des Königs; er hatte, als sein Nachfolger, über die öffentlichen Heiligthümer und Opfer zu wachen, damit Alles zur Befriedigung der Götter in hergebrachter Ordnung erfolge. Auf den dritten ging das Heerführeramt, die Herzogswürde, über, wie sein Amtsname Polemarchos, Kriegsoberster, beweis't. Es ist also unverkennbar, daß die drei wesentlichsten Attribute des Königthums unter die drei Archonten vertheilt waren; für die anderen sechs blieben keine besonderen Hoheitsrechte übrig; sie hatten auch keine Amtsnamen, als den gemeinsamen der Thesmotheten oder Gesetzgeber. Sie bildeten also neben den Trägern der königlichen Macht ein besonderes Collegium unter sich; ihre Aufgabe war die Hut der Gesetze.

Wenn aber in den äußeren Einrichtungen der Landesverwaltung auch Alles möglichst beim Alten gelassen wurde, so änderte sich desto mehr im innern Gange derselben. Alle Vortheile der Staatsveränderungen kamen den Eupatriden zu gut; der Demos verlor hier, wie überall, beim Aufhören des Königthums. Die jährigen Regenten konnten nichts Anderes sein, als Organe ihrer Partei; sie konnten und durften nicht anders handeln, als im Sinne ihrer Wähler und Standesgenossen. Die Kluft der Stände wurde immer größer; die Eupatriden hatten kein anderes Augenmerk, als ihre Vorrechte zu sichern und die Leute der Gemeine niederzuhalten. Sie hatten alle Staatsgeschäfte, Regierung und Gericht, in Händen, und je mehr sie selbst zur Partei im Staate wurden, um so weniger konnten sie geeignet sein, unparteiische Rechtspflege zu gewähren. Dies war der erste Uebelstand, welcher sich fühlbar machte. Denn das attische Volk hatte von Anfang an einen besonders feinen Sinn für die Idee des Rechts, welche sich im Staate verwirklichen soll, und war in keinem Punkte empfindlicher.

Das wichtigste Vorrecht des Adels war die ausschließliche Kenntniß des Rechts, die Ausübung der heiligen Gebräuche, welche durch mündliche Ueberlieferung in den Geschlechtern vererbt wurden; seine Macht beruhte also auf dem ungeschriebenen Rechte.

Es war daher ein großer Fortschritt in der Entwicklung des bürgerlichen Lebens, als eine öffentliche Aufzeichnung des geltenden Criminalrechts

beschlossen und im J. 621 durch den Archonten Drakon ausgeführt wurde. Nun waren die Archonten an einen festen Rechtsgang, an bestimmtes Strafmaß gebunden. Wenn aber von seinen Gesetzen gesagt wurde sie seien mit Blut geschrieben, sie hätten für alle Vergehen als einzige Strafe den Tod u. s. w., so ist das keineswegs einer persönlichen Härte des Gesetzgebers zuzuschreiben der gewiß weit entfernt war, ein neues System des Strafrechts, aufstellen zu wollen, sondern es erschienen die drakonischen Bestimmungen im Vergleiche mit späteren Gesetzgebungen ungemein strenge und einfach, weil sie aus einfachen und strenge geordneten Lebensverhältnissen erwachsen waren.

Durch solche Zugeständnisse suchten sich die Eupatriden zu stützen, denn sie konnten die Gefahren der Zeit nicht verkennen. An der Land- und Seeseite war Attika von Staaten umgeben, in welchen die Volksbewegungen mit siegreicher Kraft die alten Ordnungen des Lebens durchbrochen hatten. In Megara, das ursprünglich nur ein Stück von Attika war, jetzt aber seemächtiger und glänzender als Athen, in Korinth, in Sicyon, in Epidaurus bestanden Fürstenherrschaften, welche von Führern der Volkspartei errichtet worden waren, und es wurden Versuche gemacht, in Athen gleiche Bewegungen hervorzurufen. Hervorragende Adelsfamilien benutzten die Lage der Dinge, um sich im Umkreise ihrer Besitzungen einen Anhang zu bilden und eine Macht zu verschaffen, welche mit der Verfassung des Landes in offenem Widerspruche stand.

Einem dieser Häuser gehörte Kylon an, der 640 im Stadium von Olympia gesiegt hatte und sich dadurch zu höheren Ansprüchen berufen fühlte, als ihm die gesetzliche Ordnung der Dinge gestattete. Er hatte eine Tochter des Tyrannen Theagenes von Megara zur Frau und hier die Reize der Tyrannis kennen gelernt, und vielerlei Verbindungen angeknüpft; so kam er auf den Gedanken, die schon mehrfach erschütterte Regierung in seiner Vaterstadt zu stürzen und sich zum Herrn von Stadt und Land zu machen. Indem er Erleichterung der Schuldverhältnisse und Ackervertheilung in Aussicht stellte, gelang es ihm, eine entschlossene Schaar Parteigänger um sich zu sammeln. Theagenes stellte ihm Mannschaft zur Verfügung, und so glaubte er nach Vorgang der peloponnesischen Tyrannen nur den entscheidenden Schritt wagen zu müssen, um am Ziele zu sein. Es war griechische Sitte, die wiederkehrenden Jahrestage der Wettsiege zu feiern; dann zog der Sieger, begleitet von seinen Genossen und Angehörigen, geschmückt mit dem Kranze, der seinem Hause wie seiner Vaterstadt unvergängliche Ehre machte, in der Stadt umher zu den Tempeln der Götter, und allem Volke trat dabei die außerordentliche Stellung ihres Mitbürgers entgegen. Deßhalb erkor Kylon diesen Tag, an welchem er, ohne Argwohn zu erregen, eine ansehnliche Schaar seiner Freunde um sich haben konnte, zur Ausführung seiner That. Die Burg war leicht überrumpelt und

das Thor besetzt; aber weiter wurde nichts erreicht. Kylon erkannte bald, daß er sich verrechnet hatte. Das Gefühl der Entrüstung über den gewaltthätigen Bruch der gottesdienstlichen Feier wandte sich entschieden gegen den Bürger, welcher das Fest zu verrätherischen Plänen benutzen wollte, und einmüthig strömte das Volk herbei, um die Burg wieder zu gewinnen. Als Kylon seine Hoffnung vereitelt sah, entfloh er mit seinem Bruder auf heimlichem Pfade; die Uebrigen hielten sich noch kurze Zeit und wurden dann durch Hunger zur Uebergabe gezwungen. Erbittert, daß ihnen der Anstifter entgangen sei, rückten die Archonten in das offene Burgthor ein und fanden die hungerbleichen Männer an den Stufen der Altäre sitzend. Unter dem Versprechen der Lebenserhaltung führte man sie fort; aber kaum waren die zitternden Hände vom Altare los, so stürzten Bewaffnete über sie her und machten sie nieder. In kurzen Augenblicken blinder Leidenschaft war Unheilbares geschehen. Der Ruhm der gottesfürchtigen Athener war auf immer befleckt, die heiligsten Räume waren entweiht, die Götter mußten von ihren Lieblingsplätzen sich mit Abscheu abwenden.

Am meisten wandte sich der allgemeine Zorn gegen das Geschlecht der Alkmäoniden. Denn der Alkmäonide Megakles stand als Archon an der Spitze der Regierungspartei; sein Geschlecht und seine Clienten hatten sich bei dem Burgfrevel am meisten betheiligt; darum verlangte das Volk, von dem kylonischen Anhange unterstützt, ihre Bestrafung, auf daß ihre Schuld nicht auf der Stadtgemeinde laste.

Die Eupatriden schwankten hin und her zwischen der Erkenntniß der Schuld und dem Gefühle der Standesgenossenschaft, welches um so lebhafter war, je heftiger der revolutionäre Zeitgeist die Privilegien des Adels bekämpfte. Um hier auszuhelfen, bedurfte es eines Mannes, welcher Rang und Ansehen eines Edelmannes hatte, aber zugleich einen politischen Blick, der über die Standesinteressen hinausging, und eine den ganzen Staat umfassende Liebe hatte. Ein solcher war Athen zum Heile inmitten der Parteikämpfe unbemerkt herangewachsen, dem edelsten Blute entsprossen, das in Attika zu finden war, vom Geschlechte des Neleus und vom Stamme des Kodrus.

Mit eindringender Beredsamkeit überzeugte Solon seine Standesgenossen von der Gefahr des Augenblicks; er erklärte offen, daß die Gemeinde alles Recht habe, einem Adel, der seine Hände von Blutschuld zu reinigen weigere, Vertrauen und Ehrerbietung zu versagen, und daß es von Seiten der Geschlechter eine Thorheit wäre, wenn sie um der Verschuldung einzelner ihrer Mitglieder willen ihre ganze Stellung und die Ruhe des Staates preis geben wollten. Es gelang ihm, die Seinigen zu überzeugen. Die Alkmäoniden waren bereit, sich einem Gerichte zu unterwerfen, welches aus 300 Männern ihres Standes zusammengesetzt war; sie wurden hier des Frevels gegen die Götter schuldig befunden und in den Bann gethan.

Scheu, von Allen gemieden, zogen sie in langem Zuge zur Unglückspforte der Stadt hinaus und selbst die Gebeine der inzwischen verstorbenen Familienglieder ließ man nicht in attischem Boden ruhen.

Zu der innern Noth kam äußeres Mißgeschick. Die Unterdrückung des Aufstandes hatte Athen mit Megara in neue Feindschaft gebracht. Vielleicht war Kylon selbst beim Theagenes und reizte gegen Athen. Gewiß ist, daß Megara den saronischen Golf beherrschte und Salamis besetzt hielt. Nach einer Reihe mißlungener Unternehmungen ergaben sich die Athener in ihr Schicksal und verboten endlich jede neue Anregung zum Kampfe. Waren aber politische Reden, die das Volk aufregten, in jener schwülen Zeit verboten, die Muse fand freie Bahn. In heiliger Begeisterung, die Niemand zu stören wagte, drängte sich Solon unter das Volk; eine Elegie von hundert Versen, welche unter dem Namen „Salamis" lange im Munde der attischen Jugend gelebt hat, stellte der horchenden Menge die schmachvolle Erniedrigung dar. Die Athener zeigten sich ihres Solon würdig, und kaum hatten sie die letzten Reihen vernommen:

Auf! Nach Salamis hin! Laßt uns um das liebliche Eiland
Kämpfen! Das Joch der Schmach werfen wir zornig hinab!

so stürzten sie, von Beschämung und Begeisterung ergriffen, vom Markte in die Schiffe und eroberten Salamis. Das war der erste salaminische Sieg der Athener, ein entscheidender Wendepunkt in ihrem Leben. Sie waren wieder Herren in den eigenen Gewässern, sie konnten wieder ohne Scham ihre Augen aufheben.

Wie tief aber Solon seine Aufgabe faßte, beweisen seine nächsten Schritte. Denn es kam ihm nicht auf einige äußerliche Erfolge an, sondern auf die sittliche Hebung der ganzen Volksgemeinde. Er erklärte eine allgemeine Demüthigung vor den Göttern und eine Sühnung der ganzen Stadt für nothwendig. Um dieser ernsten Feier eine durchgreifende Bedeutung zu geben, veranlaßte er die Berufung des Epimenides aus Kreta, eines Mannes, welcher ein hohes priesterliches Ansehen bei allen Hellenen genoß und von Haus- und Staatsgenossenschaften gerufen zu werden pflegte, um durch Zuspruch, Unterweisung und Sühngebräuche das gestörte Verhältniß zu den unsichtbaren Mächten wiederherzustellen. Epimenides weihte, nachdem durch umwandelnde Opferzüge die alte Schuld gesühnt war, die ganze Stadt und den ganzen Staat dem Gotte der ionischen Geschlechter. Mit heiligem Lorbeerreis wurden alle Häuser und Höfe, alle Altäre und Heerde geweiht.

Nachdem so die Bürgerschaft gleichsam neu geboren war und mit der Sühnung des Volkes auch eine neue Zählung, Ordnung und Gliederung, also gleichsam eine neue Constituirung der attischen Bürgerschaft Statt gefunden hatte, kam Alles darauf an, sie von den inneren Angelegenheiten abzulenken und auf die Bahn kühner Unternehmungen zu leiten, wo durch gemeinsames Kämpfen und Siegen die neubegründete Harmonie der Stände

sich befestigen und bewähren könnte. Welche günstigere Gelegenheit konnte sich aber zu diesem Zwecke darbieten, als die Bedrängniß des delphischen Tempelsitzes? Hier war der Kampf ein Gottesdienst, eine That zu Ehren des Apollo.

Solon war die Seele der ganzen Unternehmung. Ihm gelang es im Anschlusse an Sicyon, den Bund zu Stande zu bringen, mit welchem ionische Thatkraft zuerst in die allgemeinen Angelegenheiten der Hellenen eingriff, das Bundesheer zu sammeln, den Kampf zu leiten, und als derselbe vor den Mauern von Cirrha hartnäckigeren Widerstand fand (s. Nr. 56), die Gemüther bis zum endlichen Siege in ausdauernder Spannkraft zu erhalten. Solon verbrachte die zehn Kriegsjahre nicht im Heerlager der Verbündeten. Er überließ die Ausführung des Unternehmens und was damit an Waffenehre und Gewinn verbunden war, seinen ehrgeizigeren Bundesgenossen, weil er selbst höhere Gedanken in seinem Haupte trug und während der Kriegsjahre sich berufen fühlte, ein Werk zu beginnen, von welchem die ganze Zukunft seiner Vaterstadt abhangen mußte.

64. Die Solonische Verfassung.

(Nach Friedr. v. Raumer, Vorlesungen über die alte Geschichte.)

Um die Zeit, wo Astyages den medischen Thron bestieg, 594 vor Chr., ward Solon zum Archon und Gesetzgeber ernannt. Nicht ohne reifliche Ueberlegung entschloß er sich zur Annahme dieser schweren Würde, denn die Habsucht der einen und der Trotz der andern Partei standen jeder wahren Besserung gleichmäßig entgegen. Deshalb riethen ihm seine Freunde und nicht minder viele Bürger, er möge, unbekümmert um alle Vorurtheile, lieber die Alleinherrschaft antreten. Solon aber verglich die Tyrannei einer schönen Gegend, die keinen Ausgang habe, und blieb, ohne Rücksicht auf die Vorwürfe der Unempfindlichkeit und Furchtsamkeit, ohne Rücksicht auf Wünsche und Hoffnungen Einzelner, bei seinem Plane, nämlich: die drückende Herrschaft Weniger zwar abzuschaffen, aber keine unbedingte Volksherrschaft einzuführen.

Zwei große Maßregeln schufen dem Solon erst reine Bahn zu einer neuen Gesetzgebung: 1) das Aufheben der Gesetze des Drakon, mit Ausnahme derer, welche den Mord betrafen und wahrscheinlich aus früheren Zeiten herrührten; 2) die Seisachtheia oder die Erleichterung der Lasten. Sie bestand wahrscheinlich in einer Verminderung der Zinsen für die aus früherer Zeit geschuldeten Capitalien und in einer Erhöhung des Nennwerths der Münzen, welche eine theilweise Herabsetzung der Schulden in sich schloß. Gleichzeitig mit dieser Schuldenermäßigung war es für die Zukunft untersagt, sich wegen Geldforderungen an den Leib des Schuldners halten zu

dürfen. Mit diesen Maßregeln waren nun anfänglich weder die Reichen noch die Armen zufrieden: jene, weil sie ungeachtet der innern Zahlungsunfähigkeit der Schuldner durchaus keinen Verlust leiden wollten; diese, weil sie eine neue, gleiche Vertheilung des Grundvermögens auf spartanische Weise erwartet hatten. Endlich beruhigten sich aber beide Theile und Solon rechtfertigte seine Uneigennützigkeit zunächst dadurch, daß er selbst bedeutende Schuldforderungen erließ oder ermäßigte.

Bei Betrachtung der solonisch-athenischen Verfassung verdienen vorzügliche Aufmerksamkeit: 1) die neue Eintheilung der Bürger in Klassen, 2) die Volksversammlungen, 3) der große Rath und 4) der Areopagus.

Zum Verständniß zuvörderst der neuen Klasseneintheilung dient Folgendes: Es gab damals in Attika 1) Sclaven; 2) Freigelassene (welche aber den etwa übernommenen Verpflichtungen nicht untreu werden oder eigenmächtig ihren Schutzherrn wechseln durften); 3) zahlreiche Metöken oder steuerpflichtige Schutzverwandte, die sich in Attika niedergelassen hatten und auf Verlangen Kriegsdienste leisten mußten, aber an den vollen politischen Rechten der Bürger keinen Antheil nahmen und ihnen selbst in mancher privatrechtlicher Beziehung nachstanden. Auch hatten sie unter jenen stets einen Beschützer, welcher auch ihre Steuern an die Staatscasse ablieferte; 4) Isoteleis, Gleichbesteuerte, welche den Bürgern in sehr vielen Dingen gleich standen, schwerlich aber Stimmrecht hatten oder zu öffentlichen Aemtern gelangen konnten; endlich 5) von athenischen Eltern geborene volle, zur demokratischen Mitherrschaft berechtigte Bürger.

Diese wurden seither eingetheilt nach Phylen und nach Demen oder Ortschaften. Wie nun aber auch diese Eintheilungen zu einander oder über einander gepaßt haben mögen, so bleibt gewiß, daß in jener ältern Zeit der wichtigste staatsrechtliche Unterschied auf den Ständen beruhte; daß die Eupatriden, der Adel, auf Aemter und Herrschaft wo nicht ausschließlichen, doch überwiegenden Einfluß hatten, daß politische Erbrechte eingeführt waren und streng behauptet wurden. Diese Verhältnisse erschienen dem Solon mangelhaft, und indem seine neue Eintheilung in Klassen auf einer ganz andern Grundlage, auf dem Vermögen (oder vielmehr den Einnahmen), beruhte, mußte Vieles eine ganz andere Gestalt gewinnen. Die Mitglieder der ersten Klasse hatten eine jährliche reine Einnahme von wenigstens 500 Medimnen Früchte (ein Medimnus hielt etwa 15 Berliner Metzen, und die reine jährliche Einnahme betrug damals etwa ein Zwölftel vom Werthe des Grundvermögens). Zur zweiten Klasse berechtigte eine Einnahme von 300, zur dritten eine von 200 Medimnen; geringere Einnahmen verwiesen in die letzte Klasse. Die beiden ersten Klassen leisteten die kostspieligeren Reiterdienste, die dritte gab die Schwerbewaffneten, die vierte stellte Leichtbewaffnete und später größtentheils auch das Schiffsvolk.

Nur Mitglieder der drei ersten Klassen gelangten zu den unbesoldeten Staatsämtern; alle hatten dagegen (Anfangs ohne Sold und Entschädigung) Antheil an den Gerichten und Volksversammlungen. Bei der Volksversammlung war eigentlich die höchste Gewalt, sie gab die Gesetze, sie entschied über wichtige Verwaltungsangelegenheiten, sie übernahm oft das Richteramt; Krieg, Friede, Bündnisse, Steuern, Münzwesen, öffentliche Anlagen, Belohnungen, Feste, Gottesdienst, Ertheilung des Bürgerrechts u. s. w. hingen von den versammelten Bürgern ab. Diese überschwengliche Gewalt wurde dadurch ermäßigt und geregelt, daß nichts an die Versammlung gebracht, nichts in ihr verhandelt werden sollte, ehe der große Rath darüber vorberathen hatte.

Auch auf den Rath mußten Solon's Gesetze Einfluß haben. Jede der vier damals bestehenden Phylen oder Hauptabtheilungen gab hundert Glieder zum Rathe der Vierhundert. Sie wurden jährlich aus den drei ersten Klassen genommen. Später, als Klisthenes die Zahl der Phylen auf zehn erhöhte, loosete man aus jeder derselben 50, mindestens 30 Jahre alte Männer zu dem nunmehrigen Rathe der Fünfhundert. Diese Zahl blieb bis gegen die Zeit des Verfalles von Athen, wo zu Ehren des Antigonus und Demetrius zwei Phylen und 100 Räthe hinzugefügt wurden. Vor dem Eintritt in den Rath mußten sich alle einer Prüfung unterwerfen *); man durfte jeden aus erheblichen Gründen zurückweisen, ja, sogar im Laufe der jährlichen Verwaltung durch die Mehrheit der Stimmen entfernen. Erst nach Ablauf eines Zwischenjahres konnte Jemand nochmals in den Rath eintreten.

Der Rath hatte die Aufsicht und die Vorberathung über Einkünfte, Krieg, Frieden, über die Angelegenheiten der Bundesgenossen, die Polizei, die Schauspiele u. s. w. Außerdem aber hatte der Rath auch einen eigenthümlichen Wirkungskreis, innerhalb dessen seine Verfügungen fortgalten, sofern sie nicht vom Volke aufgehoben wurden. Reichten Angelegenheiten über seine verwaltende Befugniß hinaus, so mußte die Entscheidung des Volkes eingeholt werden.

Der Rath der Fünfhundert theilte sich, seit Klisthenes (s. Nr. 66), nach den Stämmen (Phylen) in 10 Prytanieen zu 50 Gliedern, von denen jede, nach der durch das Loos bestimmten Reihenfolge, den Geschäften 35 Tage lang vorstand. Dies gab 350 Tage; die 4 oder 5 noch übrigbleibenden Tage

---

*) Die Prüfung war keine wissenschaftliche, sonden hauptsächlich eine moralische. Die durch's Loos Gewählten mußten sich nämlich darüber ausweisen, a) daß sie von Vater und Mutter her bis zum dritten Gliede aufsteigender Linie echt athenischer Abkunft wären; b) daß sie den vaterländischen Apollo und den Zeus Herkeios (die alten National- und Hausgottheiten) verehrten; c) daß sie ihre Eltern geziemend behandelten; d) daß sie Kriegsdienste für das Vaterland gethan; e) daß sie ihren sonstigen Verpflichtungen gegen den Staat Genüge leisteten.

des Jahres, so wie der Monat, welchen man der Uebereinstimmung mit dem Sonnenjahre halber einschaltete, wurden nach Regeln vertheilt, die wir nicht genau kennen oder die nicht unbedingt feststanden.

Aus den Prytanen loosete man für jeden Tag einen Vorsteher (Epistates), welcher den Geschäftsgang im Rathe und auch (mit bedeutendem Einflusse) in der Volksversammlung leitete, so lange überhaupt diese Geschäftsstellung den Prytanen verblieb. Jenem Vorsteher übergab man die Schlüssel der Burg und zum Schatze; doch hatte er mit Auszahlungen und Kassengeschäften nichts zu thun. Einige heilige Tage und die Festtage ausgenommen, war täglich Sitzung des Rathes. Vor dem Anfange der Geschäfte opferte man im Versammlungshause dem Zeus und der Athene. Die 50 regierenden Prytanen aßen zusammen in der Tholos.

Der Areopagus, bisher wohl nur ein Werkzeug der Adelsherrschaft, sollte jetzt eine Hauptstütze der Verfassung werden. In denselben traten die abgegangenen Archonten auf Lebenszeit, doch mußten sie vorher Rechenschaft über ihre Amtsführung ablegen. Der Areopagus war nicht bloß der höchste Gerichtshof für alle Hauptverbrechen, sondern er bekam auch die Aufsicht über die Gesetze, die Jugend, die Sitten und die Religion. Die Sitzungen wurden gewöhnlich an den drei letzten Tagen jedes Monats, aber keineswegs in der Nacht gehalten, und eben so wenig konnte bei der Einleitung so wichtiger Processe die Kraft und Einwirkung des lebendigen Wortes ganz zurückgewiesen werden.

Die neuen Archonten wurden, seit Solon, aus der ersten Klasse Anfangs erwählt, dann erlooset; seit Aristides ohne Unterschied der Klasse erlooset. Ihr Wirkungskreis ward im Laufe der Zeit in mehrfacher Hinsicht beschränkt und nur selten traten sie zu einer gemeinsam wirkenden Behörde zusammen; doch blieben sie noch immer die angesehensten Beamten. Nach dem ersten, Eponymos, benannte man das Jahr. Er sprach über Klagen, welche unter Bürgern aus Personenrechten entstanden; so insbesondere über Erbschaften, Heirathsgut, Heirathsstreitigkeiten, Vormundschaften u. s. w. — Der zweite, Basileus, hatte die Aufsicht über einige religiöse Angelegenheiten (namentlich die eleusinischen Mysterien) und die Rechtspflege in allen auf Religion und heiliges Recht bezüglichen Dingen. Er war ferner Vorsteher des Areopagus bei Einleitung der Processe über Mord, Todschlag, vorsätzliche Verwundung und Brandstiftung. — Der Polemarch urtheilte über Streitigkeiten unter Fremden und Beisassen, so wie zwischen Bürgern und Fremden; er leitete in älteren Zeiten zugleich mit den Feldherren die Kriegsangelegenheiten. — Sechs Thesmotheten hatten den Vorsitz in Gerichtshöfen über alles das, was nicht dem Wirkungskreise anderer Beamten zugewiesen war.

Für die Gerichte wurden in späterer Zeit (und vielleicht erst nach Einführung des Richtersoldes) jährlich 6000, mindestens 30 Jahre alte Bürger

durch's Loos ernannt, welche nach dem ursprünglichen Orte der Gerichtssitzungen Heliasten hießen. Aus jenen wurden 5000 in 10 Abtheilungen von je 500 für die einzelnen Rechtsfälle ausgesondert, während die übrigen 1000 als Stellvertreter dienten. Nach Maßgabe besonderer Bestimmungen und der Wichtigkeit der Gegenstände stieg die Zahl der wirklich in Thätigkeit gesetzten Richter von 201 zu 501, 1001 u. s. w. bis 6000.

Die Heliasten oder Richter schwuren beim Zeus, Poseidon und der Demeter einen furchtbaren Eid: „sie wollten nach den Gesetzen des Volkes und den Beschlüssen des Rathes richten, Tyrannei und die Herrschaft Weniger behindern, jedem Vorschlage wegen einer neuen Erlassung der Schulden oder einer Vertheilung des Grundvermögens widersprechen, Niemanden gegen die Gesetze verweisen oder zurückberufen, keine Geschenke nehmen, sondern Kläger und Beklagte ohne Vorurtheil anhören."

65. Die Pisistratiden.

(Nach Ernst Curtius, griechische Geschichte.)

Während Solon's Ruhm sich über alle Küsten des griechischen Meeres ausbreitete, erwarteten ihn in der eigenen Heimat die schwersten Erfahrungen. Er mußte sich überzeugen, daß sein Friedenswerk nur ein Waffenstillstand gewesen sei. Denn in Attika waren nicht so einfache Gegensätze wie in den dorischen Staaten, wo sich das Fremde und das Einheimische deutlich gegenüberstand. Es waren mehr Parteien da als anderswo, und die Parteien in sich weniger geschlossen. Sie wechselten an Stärke, an Einfluß und Richtung; der Führer Talent und Persönlichkeit war das Entscheidende. Unter streitenden Parteien hat aber diejenige immer einen großen Vortheil, welche am weitesten gehen will und sich auf den Theil der Bevölkerung stützt, in welcher sich am meisten Unzufriedenheit angesammelt hat. Das waren die armen Leute, die Hirten, die Kohlenbrenner und Winzer im Gebirge. Sie glaubten sich durch Solon in ihren Erwartungen getäuscht; sie hatten auf reellere Vortheile, auf Gütervertheilung, auf eine Ausgleichung des Grundbesitzes gerechnet. Hier waren alle Leidenschaften am leichtesten in Bewegung zu setzen; hier waren lauter Leute, die wenig zu verlieren und Alles zu gewinnen hatten, hier fand die aufregende Rede den günstigsten Boden. Die Rede aber war nirgends mehr eine Macht, als unter dem hörlustigen und erregbaren Volke der Athener. Deßhalb hatte sich die Bildung der attischen Eupatriden seit lange vorzugsweise der Redekunst zugewendet, und dieselbe Macht, welche Solon zum Heile des Vaterlandes angewendet hatte, mußte nun auch den selbstsüchtigen Zwecken der Parteiführer dienen.

Homer preis't den gerenischen Nestor und stellt die Honigreden der Weis-

heit, welche von seinen Lippen fließen, neben die Heldenthaten eines Achill und Agamemnon. Aus dem Stamme des Nestor leitete sich das Haus der Pisistratiden ab, und sie konnten, um diesen Ahnenruhm zu bestätigen, die Gabe der Rede als Erbgut ihres Geschlechtes aufweisen. Es war ein vornehmes Haus von weitreichenden Verbindungen; es besaß ansehnlichen Grundbesitz und ließ an den Gebirgen bei Marathon seine Rosse weiden, um durch sie am Alpheus Kränze zu gewinnen.

Hippokrates war das Haupt der Familie, von dem erzählt wird, daß er in Olympia den Gott wegen seiner Nachkommenschaft befragt und die Verheißung eines großen Sohnes empfangen habe. Der Sohn empfing den im Neleidenhause herkömmlichen Namen Pisistratus und rechtfertigte durch glänzende Eigenschaften frühzeitig die großen Erwartungen des Vaters. Er war mit Solon, seinem älteren mütterlichen Verwandten, einverstanden, so weit es galt, die Ehre der Vaterstadt durch kühne Thaten zu verherrlichen. Wie es darauf ankam, daß von Seiten der Großen des Landes durch selbstverläugnende Vaterlandsliebe das Friedenswerk gefördert werden sollte, da schlug Pisistratus seine eigenen Wege ein; er war zu sehr vom Glück verzogen, zu sehr in Plänen des Ehrgeizes groß geworden, als daß er sich hätte entschließen können, ein Bürger unter Bürgern zu sein. Er spendete Geld, er öffnete seine Häuser, er ließ seine Gärten ohne Wächter; er wurde nicht müde, der Menge ihre kümmerliche Lage, ihre getäuschten Hoffnungen vorzuhalten und ihr eine glänzende Zukunft vorzuspiegeln. Er wußte allen Adelstolz in Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit umzuwandeln und als der uneigennützigste Freund der Bedrückten zu erscheinen; der Zauber seiner Person und seiner Rede war für die Menge unwiderstehlich; in ihm stellt sich zum ersten Male das Bild eines vollendeten attischen Demagogen dar.

Er hatte seinen Widersachern gegenüber Alles für sich. Denn die Partei der Pedieer, welche Lykurgus führte, war zwar eine geschlossene und wußte, was sie wollte. Aber sie wollte mehr rückwärts gehen, als vorwärts; ihr gehörten diejenigen an, denen Solon schon zu weit gegangen war. Die Geschlechter, welche den großen Grundbesitz vertraten, hingen nur durch Standesinteresse zusammen, sie waren einer festen Führung abgeneigt. Zwar tritt Megakles, des Alkmäon Sohn, der Schwiegersohn des Klisthenes, als Parteihaupt in Attika auf und bildet sich, da die demokratische Partei in den Händen des Pisistratus ist, eine Mittelpartei aus den Paraliern, in deren Bezirke er auch wohl vorzugsweise begütert war. Aber die Alkmäoniden hatten etwas Hoffärtiges in ihrem Wesen, was sie verhinderte, rechte Leute des Volkes zu werden. Außerdem waren die Paralier schon ihrer weit zerstreuten Wohnungen wegen nicht geeignet, zu einer geschlossenen Parteibildung zu gelangen; auch lebten sie bei ihren Geschäften im Ganzen zu harmlos und zufrieden dahin, als daß sie an eine Veränderung der öffentlichen Zustände viel hätten wagen sollen. Unter diesen Umständen

war Pisistratus seinen mächtigen Rivalen überlegen; er war unter den Parteiführern der persönlich begabteste, rücksichtslos zum Aeußersten entschlossen, sein Anhang der am besten organisirte, ein derbes, handfestes Bergvolk. Wie er Alles vorbereitet sah, begann er das Spiel, das schon vor ihm so manchem Herrschsüchtigen zum Ziele verholfen hatte. Verwundet, mit blutigem Gespanne, jagte er eines Tages auf den gefüllten Markt und berichtete der ihn umdrängenden Menge, wie er mit genauer Noth den mörderischen Nachstellungen seiner Feinde entkommen sei, die nicht ruheten, bis sie ihn zu Grunde gerichtet und damit alle seine Anschläge zum Heile des Volkes zerstört hätten. Wie die Menge durch das Gesehene und Gehörte entzündet ist, tritt unter seinen Anhängern Ariston auf, um den günstigen Augenblick zu benutzen, und beantragt bei dem versammelten Volke, Pisistratus, dem Märtyrer der Volkssache, eine Sicherheitswache zu geben, um seine Person gegen die Tücke der Gegenpartei zu schützen. Die Zahl seiner Leibwächter wurde von 50 auf 300, 400 vergrößert; am Ende war es eine beliebige Schaar von Söldnern, die ihm zur Verfügung stand und ihm eine Stellung gab, welche die Grundbedingung republikanischer Verfassung, die Gleichheit vor dem Gesetze, aufhob.

Dennoch war es dem neuen Gewaltherrn unmöglich, durch den ersten Sieg einen dauerhaften Zustand der Dinge herbeizuführen. Denn die Lage der Dinge in Attika war der Art, daß die herrschende Partei zwei andere gegen sich hatte und durch deren vereinte Macht bedroht wurde. Namentlich war es die Mittelpartei der Paralier, welche sich je nach den Umständen bald der einen, bald der andern Seite anschloß. Megakles suchte Verständigung mit Lykurgus; durch vereinte Anstrengung gelang es ihnen, Pisistratus zu verdrängen, ehe er sich in seiner Macht befestigen konnte. Er mußte Athen räumen, doch verließ er das Land nicht, sondern hielt sich in den Bergen der Diakria als unabhängiger Häuptling. Die nächsten Jahre war also offene Fehde in Attika; die Straßen waren unsicher, das öffentliche Vertrauen zerstört; Niemand wußte, wer Herr im Lande sei.

Pisistratus hatte sich nicht verrechnet, wenn er eine dauernde Eintracht zwischen seinen Gegnern für unmöglich hielt. Er bemerkte bald, wie durch das engere Zusammenhalten der Pedieer die Alkmäoniden mit ihrem Anhange bei Seite geschoben wurden; er durchschaute ihre im Grunde demokratische Richtung und konnte von ihrer Seite ein Entgegenkommen erwarten. Megakles schickte in der That einen Herold in die Diakria und ließ, indem er für seine Person auf den Preis der Tyrannis verzichtete, dem Pisistratus die Hand seiner Tochter anbieten. Zur Rückführung des verbannten Häuptlings wurde eine List verabredet, welche wohl in dem Kopfe des erfindungsreichen Pisistratus ihren Ursprung hatte. Ein Athenefest stand bevor, an welchem vom Lande eine feierliche Procession in die Stadt geleitet wurde und die Göttin selbst hoch zu Wagen durch eine an Wuchs und Würde

ausgezeichnete Jungfrau dem Volke leibhaftig vor Augen gestellt zu werden pflegte. In diesem Zuge, den Niemand zu stören wagte, gleichsam von der Göttin geleitet, die ihm zur Seite stand, kehrte Pisistratus in die Stadt zurück und herrschte dort, auf seinen und der Alkmäoniden Anhang gestützt.

Auch diese Verbindung war eine unnatürliche. Megakles' Tochter fühlte sich gekränkt im Hause des Gatten, welcher keine Nachkommenschaft aus dieser Ehe haben wollte; der Vater sah sich von Neuem nur als Mittel benutzt für die listigen Pläne seines Gegners. Sein ganzer Zorn flammte auf, und ehe Pisistratus stark genug war, das Geld und den Anhang der Alkmäoniden entbehren zu können, riß Megakles sich von ihm los, und vermochte in Kurzem einen solchen Umschwung der Verhältnisse hervorzubringen, daß der Tyrann mit den Seinigen nicht nur Burg und Stadt, sondern auch das Land der Athener meiden mußte. Er wurde geächtet und sein Grundbesitz von Staatswegen versteigert.

Diesmal war man vorsichtiger. Alles, was den Tyrannen haßte, vereinigte sich fester; es bildete sich eine starke Partei verfassungstreuer Republikaner. Indessen war es für ein Haus, das den Reiz unbedingter Herrschaft gekostet hatte, eine schwere Aufgabe, sich in die Weise des bürgerlichen Lebens zurückzugewöhnen. Am wenigsten waren die im Vollgefühle ihrer Kraft stehenden Söhne bereit, den Hoffnungen, in denen sie groß geworden waren, zu entsagen. Darum machte sich im Familienrathe vor Allem die Stimme des Hippias geltend, der von keinem Verzicht wissen wollte. Das letzte Mißlingen sei einer Unbesonnenheit zuzuschreiben. Die göttlichen Sprüche, welche ihres Hauses Größe verbürgten, könnten nicht täuschen. Sie dürften keine andere Politik befolgen, als das zwei Mal gewonnene Kleinod der Herrschaft nun zum dritten Male, und zwar mit umfassenderen Mitteln ausgerüstet, zu erwerben. Des Hippias Beredsamkeit begegnete keinem ernsten Widerstande. Schon die Wahl des Aufenthalts in Eretria zeigt, daß die Pisistratiden nur gingen, um wieder zu kommen.

Trotz reicher Geldmittel und vielfacher auswärtiger Verbindungen gingen Jahre hin, ehe die vorsichtigen Pisistratiden mit der Rückkehr Ernst machten. Erst im eilften Jahre (541) setzten sie mit Fußvolk und Reiterei über den euböischen Sund, und rückten mit anwachsender Heeresmacht langsam gegen Athen vor. Bei Pallene überraschte Pisistratus die Athener, wie sie beim Frühmahle sorglos gelagert waren; an Widerstand war nicht zu denken, der Sieg war sein und es stand ihm frei, an seinen Gegnern Rache zu nehmen. Indessen kam ihm Alles darauf an, daß der Sieg unblutig sei, und daß an den Tag seiner neuen Machterhebung keine trüben Erinnerungen sich anknüpften. Auf raschen Pferden eilten seine Söhne den fliehenden Gruppen nach, redeten ihnen freundlich zu und forderten sie auf, furchtlos zu den Geschäften ihres bürgerlichen Lebens zurückzukehren.

So zog Pisistratus zum dritten Male in Athen ein, mit zahlreichem

Gefolge und viel fremdem Kriegsvolke, das er in Stadt und Burg vertheilte. Die Eupatridenfamilien, welche den Kern der Gegenpartei bildeten, entflohen aus Attika; von den Zurückbleibenden ließ er sich, wie ein erobernder Kriegsfürst, die heranwachsenden Söhne als Geisel ausliefern.

Die Verfassung Athens umzustürzen war er weit entfernt; vielmehr blieben Solon's Anordnungen unter ihm in Kraft. Er ehrte das Andenken seines Verwandten, mit dessen Gedanken er durch frühen Umgang wohl vertraut war, indem er seine Einrichtungen pflegte und förderte, so weit sie irgend mit seiner Herrschaft vereinbar waren. Er stellte sich selbst unter die Gesetze, so daß seine Regierung im Ganzen viel dazu beigetragen hat, die Athener in die Gesetze hinein zu gewöhnen. Athen wurde eine neue Stadt, innerlich und äußerlich. Mit ihren neuen Heerwegen und Straßen, ihren Stadtplätzen, Gymnasien, Fontänen und Wasserleitungen, ihren neuen Altären, Tempeln und Tempelfesten trat die Stadt aus der Menge der griechischen Städte glänzend hervor, und die Pisistratiden versäumten nichts, um ihr durch mannichfache Verbindung mit den Inseln und Küsten des Aegäischen Meeres eine steigende Bedeutung zu verleihen. Zu diesem Zwecke mußten sich die Athener auch die geistigen Schätze der jenseitigen Gestade aneignen, wo sich die ernste Forschung sowohl wie die heitere Kunst des Gesanges so glücklich entfaltet hatte. Darum hatte Solon schon die homerischen Rhapsoden nach Athen gezogen und deren öffentliche Vorträge an den Festen angeordnet. Pisistratus schloß sich mit vollem Verständnisse für die Wichtigkeit des Gegenstandes diesen Bestrebungen an, wenn auch nicht mit der Lauterkeit solonischer Kunstliebe, sondern absichtsvoller und eigennütziger. Denn er sorgte zugleich für den Ruhm seiner Ahnen und den Glanz seines Hauses, dessen Berechtigung zur Herrschaft durch seinen alten Ruhm bestätigt werden sollte, und der gute Homer mußte hier die Ansprüche eines Tyrannen stützen, wie in Sparta die der legitimen Fürsten. Athen sollte den Ruhm haben, daß hier die alten Dichtungen, welche bis dahin von Mund zu Mund fortgepflanzt worden, zuerst in ihrem Zusammenhange gewürdigt und zu fester Ueberlieferung gelangt wären. Darum versammelte Pisistratus einen Kreis gelehrter Männer, welche den Auftrag erhielten, die rhapsodischen Texte zu sammeln und zu vergleichen, das Ungehörige auszuscheiden, das Vereinzelte zusammen zu reihen und das homerische Epos, als ein Ganzes, als eine große Nationalurkunde, in allgemein gültiger Form festzustellen. Sein Hauptzweck wurde vollständig erreicht. Seine Stadt erhielt ein gesetzgeberisches Ansehen im Gebiete der nationalen Dichtung; durch ihn gab es erst einen Homer und Hesiod, der gleichmäßig an allen Enden der griechischen Welt gelesen wurde, und wer einen Ueberblick gewinnen wollte über Alles, was der Erinnerung würdig, in hellenischer Sprache gedichtet worden war, der mußte nach Athen wandern. Hier auf

der Burg des Pisistratus war der ganze Schatz der Litteratur vereinigt, hier waren die Werke aller Weisen und Dichter der Nation in sorgfältig geschriebenen Rollen beisammen, wohl geordnet und würdig aufgestellt.

Aber es sollte nicht blos aufgespeichert werden, was aus alten Zeiten übrig war; auch die lebende Kunst wollte man fördern und ihre Meister in Athen haben, also besonders die der lyrischen Kunst, welche dem Epos gefolgt war und während der Zeit der Tyrannen in voller Blüte stand. Sie waren ja besonders geeignet, den Glanz der Höfe zu erhöhen und ihre Feste zu verherrlichen. Darum schickten die Pisistratiden ihr Staatsschiff aus, um Anakreon von Teos, den lebensfrohen Dichter und Gesellschafter des Polykrates, nach Athen zu holen. So lebten Simonides von Keos und Lasus von Hermione am Musenhofe der Tyrannen.

Aber auch ganz neue Keime nationaler Poesie entfalteten sich unter ihnen und durch sie. Denn sie waren ja die Pfleger des Dionysosdienstes, und bei den Festen desselben entwickelte sich nicht nur der Chortanz und das Chorlied des Dithyrambus, welches Arion erfunden hatte, sondern es knüpften sich daran mimische Darstellungen, indem maskirte Chöre auftraten und Vorsänger, welche den Chören gegenüber eine Rolle übernahmen, zu denselben redeten und Wechselgespräche mit ihnen führten. So entwickelte sich eine Handlung, ein Drama, und nachdem diese Gattung erfunden war, machte man sich frei von dem bacchischen Stoffe und wechselte mit dem Inhalte, wie mit den Masken; der ganze Kreis der Heldensage wurde nach und nach für dramatische Behandlung ausgebeutet, und der Gründer dieses dionysischen Spieles war Thespis aus Icaria. So sammelten die Pisistratiden die Nachklänge des Epos, pflegten die in voller Blüte stehende Kunst des Liedes und riefen durch ihre Gunst einen neuen und echt attischen Zweig nationaler Kunst ins Leben, das Lyrik und Epos verbindende Drama. Außerdem waren die besten Baumeister und Bildkünstler, die ersten Techniker ihrer Zeit thätig. Die hervorragendsten Männer aller Fächer lernten sich kennen und tauschten ihre Erfahrungen aus.

Dem Regenten selbst gelang es freilich eben so wenig, wie den anderen Tyrannen, in Ruhe seiner Erfolge froh zu werden; er fühlte sich immer auf vulkanischem Boden. Ihn ängstigte jede Volksbewegung, jedes aufstrebende Geschlecht, jedes ungewöhnliche Glück eines Atheners, und er ließ es sich gefallen, wenn Athener, die in Olympia gesiegt hatten, statt ihres Namens den des Pisistratus ausrufen ließen. Mit angstvoller Sorge wurde unaufhörlich nach Göttersprüchen gesucht, welche für die Dauer der Dynastie eine Bürgschaft gäben. Dennoch konnte der alternde Pisistratus mit guter Zuversicht erwarten, daß seine mit Herrschertalent begabten und unter ihm in die Regierung eingeführten Söhne und Enkel, seiner Politik treu, die Dynastie erhalten würden, welcher Athen nach innen und außen so viel zu verdanken hatte. In dieser Hoffnung starb er hochbetagt im Kreise der

Seinigen 527. Hippias folgte nach des Vaters Willen in der Macht der Tyrannis, und die Brüder hielten, wie sie dem Vater versprochen hatten, treu zusammen. Dem mildern und feinern Hipparchus wurde es nicht schwer, der zweite zu sein; er benutzte seine Stellung für die friedlichen Seiten der Verwaltung.

Und dennoch war ein Wechsel im öffentlichen Zustande nicht zu verkennen. Denn während der Vater, welcher sich erst durch eigene Klugheit aus der Bürgerschaft hervorgearbeitet hatte, sein geschmeidiges Wesen sich bis zu Ende bewahrt hatte, war den Söhnen jede Erinnerung eines bürgerlichen Lebens fremd. Sie hatten sich immer als Fürstensöhne gefühlt und der Wechsel ihres Schicksals hatte bei Hippias nur ein Gefühl der Bitterkeit zurückgelassen. Bald traten Zeichen von Willkür, Ungesetzlichkeit und Hoffart ein. Und wenn an solchen Gewaltsamkeiten der ältere Bruder die Hauptschuld trug, so war doch auch Hipparch nicht frei von üppiger Schwelgerei und Lüsternheit. Darum wies er als Festordner der Panathenäen ein attisches Mädchen von der Ehre des Korbtragens zurück und zwar, wie man sagte, aus keinem andern Grunde, als weil ihr Bruder Harmodius seine unreinen Gunstbezeugungen verschmäht hatte. Dieser konnte den Schimpf seines Hauses nicht vergessen. Mit Aristogiton und anderen Genossen stiftete er eine Verschwörung zum Sturze der Tyrannen, welche bei dem Aufzuge der großen Panathenäen zur Ausführung kommen sollte; war die That geschehen, so konnte man, wie die Stimmung war, der öffentlichen Billigung gewiß sein. Anfangs ging Alles nach Wunsch. Das Volk drängte sich harmlos der Hauptstraße zu und beide Brüder waren mitten darunter, Hippias draußen im Kerameikos den Zug ordnend, Hipparch am Markte, als die Verschwornen, die ihren Plan verrathen glaubten, in übereilter Wuth über Hipparchus herstürzten; ein blutiges Handgemenge unterbrach das Fest, ohne daß der Zweck erreicht wurde. Denn der überlebende Bruder handelte fest und entschlossen. Ehe der nachrückende Zug wußte, was geschehen sei, ließ er alle mit Schwertern heimlich Bewaffneten ergreifen. Schuldige und Unschuldige wurden gefoltert und getödtet; die bedrohte Herrschaft war von Neuem gesichert (514). Hippias glaubte sich nun zu einer anderen Regierungsweise berechtigt und genöthigt. Er benutzte die Gelegenheit, sich verhaßter Bürger zu entledigen und die Güter der Verbannten einzuziehen. Mürrisch und argwöhnisch zog er sich auf die Burg zurück, knüpfte mit Sparta, mit den Fürsten von Thessalien und Macedonien engere Verbindungen und suchte auf alle Weise Geld zu erpressen. Er entwerthete die gangbare Münze und gab dann das eingeforderte Silber zu höherem Werthe wieder aus; er gestattete einzelnen Bürgern, sich von den öffentlichen Lasten, namentlich von den Ausgaben für die Festchöre loszukaufen, so daß die anderen um so mehr gedrückt wurden.

So wurde aus der volksfreundlichen Regierung der Pisistratiden eine

unerträgliche Zwingherrschaft. Die Alkmäoniden, welche sich bei der Wiederherstellung des damals abgebrannten Tempels zu Delphi durch freigebige Förderung des Baues die delphischen Behörden in hohem Grade verpflichtet hatten, bestimmten diese, von nun an in ihrem Familieninteresse unabläßig thätig zu sein und gegen die Pisistratiden offen Partei zu nehmen. Endlich sahen sich auch die Spartaner, welche seit mehr als 50 Jahren einen glorreichen Krieg gegen die Tyrannen Griechenlands führten, durch wiederholte Aufforderungen aus dem Munde der Pythia in Delphi bewogen, erst zu Wasser ein Heer nach Athen zu senden und, nachdem dieses von der thessalischen Reiterei der Pisistratiden geschlagen und zum großen Theile aufgerieben war, ihren König Kleomenes mit einem zweiten Heere zu Lande in Attika einrücken zu lassen. Hippias ward in seiner Burg eingeschlossen, und als seine Kinder, die heimlich außer Landes gebracht werden sollten, den Belagerern in die Hände fielen, capitulirte er, um dieselben zu retten, auf freien Abzug, nachdem er mit seinem Bruder 14, für sich allein 3½ Jahre regiert hatte.

---

66. Die Reform des Klisthenes.

(Nach Heinr. Leo, Lehrbuch der Universalgeschichte.)

An der Spitze der nach der Vertreibung der Pisistratiden heimkehrenden Alkmäoniden stand Klisthenes, derselbe, welcher die Spartaner veranlaßt hatte, ein Heer nach Attika zu senden. Sein Ahnherr war jener Megakles, der die Kyloniden auf der Burg tödten ließ und an der Spitze der Aristokratie stand. Sein Vater war Megakles, der Führer der Paraler. Klisthenes selbst war durchaus demagogischer Volksfreund. Ihm trat, natürlich in aristokratischer Richtung, entgegen Isagoras. Da der Adel (d. h. die großen Grundbesitzer aus altangesehenen Familien) noch besonders seine Kraft in der alten Einrichtung der Phylen hatte, weil an sie und ihre Unterabtheilungen sich historische Erinnerungen, Pietätsbeziehungen, Opfer u. s. w., am Ende fast die ganze politische Gesinnung (wie im Mittelalter an die Zünfte), anlehnte, so hob Klisthenes die alten vier Phylen auf und theilte das Volk in zehn Phylen, denen er ganz neue Namen gab und in denen er Geschlechter vereinigte, die bis dahin zum Theil in gar keiner nähern Beziehung gestanden hatten, während er wieder solche, die bisher in einer Phyle zusammengewesen waren, in ganz verschiedene Phylen auseinander warf. Am durchgreifendsten wirkte die neue Eintheilung sofort auf die Zusammensetzung des Rathes. Dieser bestand sonst aus 400 Mitgliedern, aus jeder Phyle 100. Nun ward er auf 500 vermehrt, aus jeder

Phyle 50. Jede der 10 Phylen im Rathe, also je 50 Rathsglieder, stand während 35 oder 36 Tagen an der Spitze der öffentlichen Geschäfte, und führte den Namen Prytanen. Die Zeit ihres Vorsitzes ward eine Prytanie genannt.

Nachdem Klisthenes diese Einrichtung durchgesetzt hatte, waren natürlich die Eupatriden und alle, welche an den alten Einrichtungen hingen, höchst unzufrieden. Sie, und an ihrer Spitze Isagoras, wandten sich an die Spartaner, die Schützer aristokratischer Verfassungen. Klisthenes, welcher sah, daß er sich im Augenblicke nicht werde halten können, verließ freiwillig die Stadt. Der spartanische König Kleomenes kam hierauf selbst nach Athen, und alle, die man für die kräftigsten von der Volkspartei hielt, wurden vertrieben, zusammen 700 Familien, alle wie sie Isagoras genannt hatte. Auch den neuen Rath wollten hierauf Isagoras und Kleomenes auflösen und eine Aristokratie gründen, an welcher 300 Männer Theil haben und an deren Spitze Isagoras stehen sollte. Als man aber in Athen sah, daß alles Bestehende von Isagoras und seiner Partei gestürzt werden sollte, erhob sich das Volk, und Isagoras und Kleomenes wurden auf der Akropolis belagert. Am dritten Tage erhielten die Spartaner durch eine Capitulation freien Abzug, und unter ihrem Schutze entkam auch Isagoras. Die anderen aristokratisch gesinnten Athener aber, welche mit Isagoras auf der Burg gewesen waren, wurden hingerichtet, und Klisthenes und die 700 Familien kehrten zurück. Kaum war Kleomenes in den Peloponnes zurückgekehrt, als er ein großes Heer sammelte, um seine Schmach zu rächen und seinen Freund Isagoras den Athenern als Tyrannen aufzuzwingen. Die Athener zogen den Pelopennesiern entgegen, unter denen bald Uneinigkeit entstand. Zuerst trennten sich die Korinthier, die es für Unrecht hielten, einen Tyrannen über eine freie Stadt setzen zu helfen. Dann zog auch der andere König von Sparta, Demaratus, vom Heere ab und Kleomenes war nicht mehr im Stande, den Athenern die Spitze zu bieten.

In dem von der Tyrannenherrschaft befreiten Staate hoben sich die Gewerbe. Der athenische Handel that es bald dem jeder andern griechischen Stadt gleich und im athenischen Staatsleben herrschte eine große Regsamkeit einzelner Männer.

---

67. Die griechischen Colonieen.

(Nach Ernst Curtius, griechische Geschichte, mit einer Einleitung aus Alex. v. Humboldt's Kosmos.)

Kein Volk der alten Welt hat zahlreichere und in der Mehrzahl mächtigere Pflanzstädte gegründet als die Hellenen. Von der Ausführung der

ältesten äolischen Colonieen, unter denen Mitylene und Smyrna glänzten, bis zu der Gründung von Syrakus, Kroton und Cyrene sind aber auch vier bis fünf Jahrhunderte verflossen. Bei den Phöniciern hat sich zwar ein sehr ausgebildetes Colonial-System auf noch größere Räume als das griechische ausgedehnt, indem dasselbe, freilich mit sehr großer Unterbrechung der Stationen, sich vom persischen Meerbusen bis Cerne an der Westküste von Afrika erstreckte. Kein Mutterland hat je eine Colonie geschaffen, welche in dem Grade mächtig erobernd und handelnd zugleich gewesen ist, als es Carthago war. Aber Carthago stand, trotz seiner Größe, in geistiger Cultur und artistischer Bildsamkeit tief unter dem, was in den griechischen Pflanzstädten so herrlich und dauernd unter den edelsten Kunstformen erblühte.

Vergessen wir nicht, daß gleichzeitig viele volkreiche griechische Städte in Kleinasien, im Aegäischen Meere, in Unter-Italien und Sicilien glänzten; daß, wie Carthago, so auch die Pflanzstädte Miletus und Massilia andere Pflanzstädte gründeten, daß Syrakus auf dem Gipfel seiner Macht gegen Athen und die Heere von Hannibal und Hamilkar kämpfte; daß Milet nach Tyrus und Carthago lange Zeit die erste Handelsstadt der Welt war. Indem sich durch die Thatkraft eines in seinem Innern oft erschütterten Volkes ein so reich bewegtes Leben nach Außen entfaltete, wurden durch die Verpflanzung einheimischer Cultur überall neue Keime der geistigen National-Entwicklung hervorgerufen. Das Band gemeinsamer Sprache und Heiligthümer umfaßte die fernsten Glieder. Durch diese trat das kleine hellenische Mutterland in die weiten Lebenskreise anderer Völker. Fremde Elemente wurden aufgenommen, ohne dem Griechenthum etwas von seinem großen und selbständigen Charakter zu entziehen.

Was die griechischen Colonieen von allen anderen, besonders von den starren phönicischen, unterschied und in den ganzen Organismus ihres Gemeinwesens eingriff, entsprang aus der Individualität und uralten Verschiedenheit der Stämme, in welche die Nation sich theilte. Alle diese Stämme haben sich an dem großen Werke der Colonisation betheiligt; am meisten jedoch die J o n i e r, die eigentlichen Zug- oder Wandergriechen, die von ihren beiden Mittelpunkten, von Chalcis und Milet, aus die Colonisation im größten Maßstabe betrieben. Sie haben ihr angebornes Talent, sich überall zurecht zu finden und überall zu Hause zu sein, zu glänzender Meisterschaft entwickelt und durch außerordentliche Erfolge bewährt. Sie haben auch bei den von achäischen und dorischen Geschlechtern geleiteten Colonieen in der Regel den Kern der Bevölkerung gebildet, und daraus erklärt sich die unverkennbare Uebereinstimmung in Verfassung und Lebenssitte zwischen achäischen, dorischen und ionischen Colonieen. Denn diese Namen bezeichnen nur die Herkunft der die Ansiedelung leitenden Geschlechter, nicht aber die der Masse der Ansiedler. Die Vereinigung verschiedener Stämme zu e i n e r

Gründung trug aber wesentlich zum Gedeihen derselben bei, und die Geschichte von Sybaris und Kroton, von Syrakus und Akragas beweis't, welch einen Erfolg es hatte, wenn achäischer Heldensinn und dorische Energie sich mit dem beweglichen Charakter einer ionischen Menge vereinigte.

Die Colonieen haben das übervölkerte Griechenland gerettet. Denn bei der außerordentlichen Productivität, welche das griechische Volk vom 8.—6. Jahrhunderte zeigt, würden die Staaten an Menschenfülle gleichsam erstickt oder in inneren Unruhen und gegenseitigen Fehden zu Grunde gegangen sein, wenn nicht die Colonisation die überschüssige Kraft ausgeführt und in wohlthätiger Weise verwendet hätte, indem sie zugleich der Mutterstadt Zuwachs an Macht und Handelsverbindungen verschaffte. Nicht selten sind daher die Colonieen absichtlich als politische Heilmittel angewendet worden, um bei fieberhafter Aufregung gleichsam als Aderlaß zu dienen.

Die Ausbreitung der Hellenen an den Küsten des Mittelmeeres war ein Kampf gegen die Barbaren, und zwar zunächst gegen die Phönicier, von denen sie die Seefahrt erlernt hatten. Denn im Großen wie im Kleinen, d. h. bei ganzen Nationen wie bei einzelnen Staaten (Chalcis und Korinth, Korinth und Corcyra) pflegt dies der Gang der Dinge zu sein, daß einer vom andern die Seekunde erlernt und dann im Besitze derselben sich losreißt, um die selbständig gewordene Kraft an dem zu erproben, von dem er dieselbe erworben hat. So hat die Colonisation der Griechen die Phönicier immer weiter nach Westen geschoben, und im westlichen Meere ist der Kampf ununterbrochen fortgeführt worden und endlich von den Griechen auf die Römer übergegangen. Außerdem ist auch in den von den Phöniciern früher verlassenen Meergebieten, wie im Pontus, namentlich bei den taurischen und kaukasischen Völkerschaften, die feste Ansiedelung nicht ohne Kampf durchgesetzt worden.

Im Allgemeinen aber kann Handelsvölkern nur mit friedlichen Verhältnissen gedient sein. So suchten auch die ionischen Griechen sich mit den Barbaren baldmöglichst auf Friedensfuß zu stellen. Sie kamen nicht als Eroberer, sie suchten dieselben zu gewinnen, sich ihnen dienstfertig und nützlich zu erweisen; darum verschmähten sie es nicht, die nächsten Verbindungen mit ihnen einzugehen. Die Jonier hielten nicht auf Reinheit des Bluts; sie fanden ihre Weiber, wo sie sich ansiedelten, zwischen Celten, Scythen und Libyern. Die Massalioten bezeichneten als Anfang ihrer Macht in Gallien ein Hochzeitsfest, und es wird nicht ohne Grund der Gewinn eines Coloniallandes unter dem Bilde einer Vermählung zwischen dem Einwanderer und der eingeborenen Fürstentochter dargestellt.

Aber ganz anders war es doch in den Ländern, die von Anfang an einen den Griechen verwandten Grundstamm der Bevölkerung gehabt und dann massenhaften Zuzug aus Griechenland empfangen hatten, ehe die

neueren Städte gegründet wurden, wie Unter-Italien und Sicilien. Hier waren die den Pelasgern verwandten Siculer, durch die kretischen und kleinasiatischen Zuwanderungen zur Aufnahme hellenischer Bildung vorbereitet, so daß nun durch die Gründungen der Jonier, Achäer und Dorier eine griechische Nationalität sich bilden konnte, welche der des Mutterlandes durchaus ebenbürtig war.

Es bestand ein sehr nahes und wichtiges Verhältniß zwischen Mutter- und Tochterstädt. Die Pflanzstädte hatten das Bedürfniß, den Lebensgewohnheiten und Gottesdiensten der Heimat unverändert treu zu bleiben; sie suchten zu Priestern und Leitern des Gemeinwesens Männer derselben Familien zu gewinnen, welche zu Hause gleiche Aemter verwaltet hatten, und fuhren fort, ihrerseits durch Gesandtschaften und Opfergaben an den heimatlichen Festen Theil zu nehmen.

Auch die politische Verfassung ging von der Mutterstadt auf die Colonie über. Indessen konnte in bürgerlichen Angelegenheiten das frühere Abhängigkeitsverhältniß nicht lange fortbestehen. Die Entfernungen waren zu groß, die Interessen zu verschieden; auch war man zu sehr gewöhnt, jedes hellenische Gemeinwesen als ein auf sich beruhendes zu betrachten. In der Regel waren also auch die Mutterstädte zufrieden, die Handelsvortheile für sich auszubeuten, ohne Herrschaft zu beanspruchen. Die Pflanzstädte aber nahmen, je rascher sie aufblühten, um so mehr volle Unabhängigkeit in Anspruch. Unter diesen Umständen kamen keine Colonialherrschaften zu Stande, und wo Herrschaftsansprüche erhoben wurden, wie namentlich von Korinth, das zuerst eine hellenische Kriegsflotte besaß und beaufsichtigende Beamte in seine Pflanzstädte schickte, führte dies zu Colonialkriegen, welche, wie der zwischen Korinth und Corcyra, nur dazu beitrugen, die alten Bande der Pietät völlig zu zerreißen.

In der Regel aber haben die Colonieen die Mutterstädte rasch eingeholt und eine ungleich schnellere Entwicklung durchlebt, als diese. In den Colonieen ist der hellenische Geist früher geweckt, die gesammte Bildung mannichfacher entwickelt worden; die Gedanken sind früher herausgegangen über das, was zur täglichen Nothdurft gehört. Darum sind in den Colonieen die Keime der Forschung früher an das Licht getreten, hier die verschiedenen Gattungen griechischer Kunst zuerst ausgebildet worden, wenn es auch dem Mutterlande vorbehalten blieb, durch nachhaltige Energie die von den Colonieen überkommenen Bildungskeime zu ihrer höchsten Vollendung zu entwickeln.

Am meisten aber sind die Colonieen in Allem, was die bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse betrifft, den Städten des Mutterlandes vorangegangen. Hatte nicht Milet schon alle Verfassungszustände durchgemacht, als Athen noch langsam ringend sich emporarbeitete? Je mehr Fremdes

in die städtische Bevölkerung eindrang, um so lebhafter war die Reibung der verschiedenen Bestandtheile unter einander. Viel Gährungsstoff traf zusammen, und die Mitglieder alter Geschlechter, welche in der Mutterstadt zu regieren gewohnt waren, konnten in den Pflanzstädten mit geringerem Erfolge ihre Ansprüche geltend machen. Hier wuchs die buntgemischte Bürgerschaft zu schnell an Menge, Wohlstand und Selbstbewußtsein; die Standesunterschiede glichen sich aus, das Leben war rascher, bewegter; was aus den Mutterstädten mit herübergekommen war an alten Traditionen, wurde rücksichtsloser beseitigt, wenn es in den neuen Verhältnissen keine Begründung hatte, und alles Neue und Zeitgemäße kräftiger gefördert.

Die Kühnheit der Unternehmung, die Freude am Gelingen, die anregende Neuheit der Orts- und Lebensverhältnisse, der Austausch zwischen Menschen der verschiedensten Herkunft: dies Alles trug dazu bei, den ausgewanderten Bürgern einen besondern Schwung, eine gesteigerte Thatkraft zu verleihen und ihren Niederlassungen einen Glanz zu geben, welcher die Städte des Mutterlandes überstrahlte. Die Colonieen waren ja auf lauter ausgewählten Plätzen angelegt; daher waren ihre Producte vorzüglich. So kam es allmählich, daß alles Beste außerhalb des eigentlichen Hellas zu finden war, das beste Korn und Vieh, die besten Fische, der beste Käse u. s. w. Ferner gab der reichliche Raum, welcher den Ansiedlern zu Gebote stand, Gelegenheit, von Anfang die Städte in größerem Maßstabe und planmäßig anzulegen; hier wurde zur Kunst ausgebildet, was in den Mutterstädten dem Gerathewohl überlassen geblieben war. In den schönen Neustädten entfaltete sich ein glänzenderes Leben, als es das Mutterland kannte. Man wollte sich des rascherworbenen Reichthums freuen, man spottete der altväterlichen Satzungen, mit denen sich die Altstädter des Mutterlandes das Leben verkümmerten, nnd der Gast aus Sybaris, welcher einmal an der Bürgertafel Spartas Theil genommen, meinte, er könne seitdem den Spartanern ihren Todesmuth nicht mehr so hoch anrechnen. Die Sybariten suchten durch ihre Festspiele Olympia zu verdunkeln, die stolze Selbstgenügsamkeit der einzelnen Städte verdrängte den gemeinsamen Patriotismus, und während der Bedrängniß des Mutterlandes durch die Perser blieben alle Colonieen theilnahmlos.

---

68. Die beiden ersten Perserkriege (unter Darius I.).

(Nach K. Köhnhorn, Geschichte der Griechen, mit einer Einleitung aus Fr. Jacobs' Hellas.)

Die Perserkriege, in denen das größte Volk dem kleinsten, das mächtigste dem schwächsten im ungleichsten Kampfe unterlag, machen nicht nur in der

Geschichte von Griechenland und Persien, sondern in der Weltgeschichte überhaupt Epoche. Sie lehren, wie unendlich weit die moralischen Kräfte eines Volkes dem physischen und numerischen Uebergewichte eines andern überlegen sind, und wie thöricht es sei, nur Zahlen gegen Zahlen zu setzen, nur zu messen und nicht zu wägen. Sie lehren, daß die Armuth über den Reichthum obsiegt und daß die Vermehrung der Reichthümer ein gefährliches Geschenk sei, das nur zu oft den Verlust der Freiheit nach sich zieht. Kurz vor dem Anfange dieser Periode hatten die Perser, ein armes Bergvolk, unter der Führung eines klugen und kühnen Eroberers, die Herrschaft der reichen Meder niedergeworfen; mit einem Schwertstreich die Lydier, die Herren von Kleinasien, unterworfen; Babylon und Assyrien hatten dasselbe Schicksal, und an den südlichen Küsten des Mittelmeeres ergab sich ihnen das reichste Handelsvolk der alten Welt, die Phönicier. Selbst reich geworden, verließ sie der Sieg. Ein armes und beschränktes Volk stieß ihre zahllosen Heere mit Schmach zurück und erniedrigte in Kurzem den persischen Stolz so sehr, daß er Gesetze von ihnen annehmen, das Mittelmeer auf ihren Befehl gänzlich verlassen mußte und selbst nicht mehr die Küsten Kleinasiens mit seinen Heeren betreten durfte.

Aber das nämliche Schicksal erwartete auch Griechenland. Nachdem es reich, mächtig und gebieterisch geworden, wurde es die Beute eines ärmern Bergvolks, der Macedonier, die auch ihrerseits wieder dem nämlichen Schicksal unterlagen.

Der Aufstand der ionischen Griechen.

Die kleinasiatischen Griechen waren mit Ausnahme der Insulaner nach und nach von den lydischen Königen unterworfen worden, hatten aber ihre Verfassung behalten und zahlten nur einen leichten Tribut. Als jedoch Cyrus das lydische Reich auflös'te, erhielten die ionischen Städte Zwingherren (Tyrannen), welche, im persischen Solde stehend, die Unterwürfigkeit der ihnen anvertrauten Staaten überwachten. Der Wohlstand war sehr gesunken, und die Mittel zur Wiederherstellung desselben theils durch die Kriegsverheerungen, theils durch das Auswandern der Begüterten sehr vermindert. Mit dem Sinken der Kräfte hatten die Leistungen in gleichem Grade zugenommen. Denn außer dem regelmäßig zu entrichtenden Tribute mußten die Jonier die glanzvolle Hofhaltung der kleinen Herrscher bestreiten und Heeresfolge leisten. Diese Heeresfolge war um so drückender, da die Last, Flotten auszurüsten, statt der Phönicier jetzt den Joniern aufgebürdet wurde, so namentlich auf dem Zuge des Darius I. gegen die Scythen.

Histiäus, Tyrann von Milet, welcher bei dieser Gelegenheit den Darius durch Erhaltung der Brücke über die Donau gerettet hatte (s. S. 96), war für seine Ergebenheit vom Könige mit einer Landschaft am Flusse Stry-

mon belohnt worden. Hier gründete er eine neue Herrschaft, die wegen ihres schnellen Emporblühens den Argwohn und den Neid des Satrapen Megabazus erregte. Er stellte den Histiäus beim Könige als einen klugen und unternehmenden Mann dar, der bei der Vergrößerung seiner Macht gefährlich erscheinen dürfte. Darius berief daher den Histiäus an seinen Hof, unter dem Vorwande, einen so verdienstvollen Mann in seiner Nähe zu haben, in der That aber, um ihn in einem glänzenden Gefängnisse zu halten. Um jedoch die eigentliche Absicht zu verdecken, setzte man den Aristagoras, einen Schwiegersohn des Histiäus, an seine Stelle und machte ihn zum Machthaber von Milet. Aber auch diesem brachte das neue Amt kein Glück. Eine bedrängte Partei auf der Insel Naxos bat den Aristagoras um Hülfe. Dieser verwendete sich für sie bei Artaphernes, dem sein Bruder, der Großherr, die Statthalterschaft von Vorder-Asien übertragen hatte. Das Unternehmen wurde vom Hofe gebilligt und die Ausführung desselben dem Aristagoras, welchem der Perser Megabates mit 200 Schiffen beigegeben wurde, übertragen. Unterwegs entzweiten sich beide Anführer. Megabates verrieth den Naxiern, die überrumpelt werden sollten, die drohende Gefahr. Hier traf man solche Vertheidigungsanstalten, daß die feindliche Flotte nach einer kurzen Belagerung der Stadt unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte. Da Aristagoras die Kosten des mißlungenen Unternehmens tragen sollte und sowohl bei seinem Schwiegervater, als auch bei dem Großherrn selbst in Ungnade gefallen zu sein glaubte, so entschloß er sich, wenigstens sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Während er daher mit dem Gedanken, eine allgemeine Empörung gegen die Perser anzuspinnen, umging, wurde er heimlich von Histiäus, der am Hofe schmerzlich die verlorne Freiheit vermißte, in seinem Vorhaben bestärkt. Indessen reichte die Stärke, der Muth und die Begeisterung der kleinasiatischen Griechen nicht hin, um sich von der Macht des persischen Reiches los zu reißen; es war ihnen der Schutz und die Mitwirkung ihrer europäischen Brüder nothwendig. Daher begab sich Aristagoras zuerst nach Sparta. Hier waren gerade die Bürger mit ihren beiden Königen auf dem Markte versammelt, als Aristagoras sein Gesuch mit vieler Beredsamkeit vortrug. „Wie weit", unterbrachen ihn die Spartaner, „ist doch vom Meere nach Susa?" „Drei Monate Weges", war die Antwort. „O, Freund von Milet", riefen sie ihm zu, „mach', daß du noch vor Sonnenuntergang aus unserer Stadt kommst!" Indessen wollte Aristagoras noch einen Versuch machen. Er folgte dem Könige Kleomenes in's Haus und suchte ihn für seine Sache zu gewinnen, aber vergebens. Da zog er auf einmal einen Beutel mit Gold hervor, um den, welchen er mit seiner Ueberredungskunst nicht gewinnen konnte, mit Geld zu bestechen. Als dies die kleine Königstochter Gorgo sah, rief sie dem Könige zu: „Vater! geh' weg, sonst besticht dich noch der Fremde". Sogleich mußte Aristagoras Sparta verlassen und nahm seinen Weg nach

Athen. Die Athener waren gerade damals in einer gereizten Stimmung gegen die Perser; denn noch vor Kurzem hatten sie die sonderbare Zumuthung des persischen Satrapen Artaphernes, daß sie den Hippias wieder aufnehmen sollten, mit muthiger Entschlossenheit zurückgewiesen. Bei dieser Stimmung ward es dem beredten Milesier leicht, die Ehrsucht der ohnehin leicht beweglichen Athener so rege zu machen, daß auf der Stelle 20 Schiffe ausgerüstet wurden, welche, durch 5 Schiffe von Eretria verstärkt, in den Hafen von Milet einliefen. Sobald die athenisch-eretrische Flotte an Jonien's Küste angekommen war, standen die Jonier in Masse auf, vereinigten sich mit dieser Flotte und segelten nach Ephesus, wo die Kriegsmannschaften ausgeschifft wurden. Sie setzten über das Gebirge Tmolus und erschienen ganz unerwartet vor den Mauern von Sardes. Die Stadt wurde ohne Widerstand genommen und den Flammen Preis gegeben. Inzwischen war auch die persische Macht, die am Halys lag, auf diese Nachricht herangerückt, holte die Aufrührer auf ihrer Rückkehr nach Ephesus ein und schlug sie gänzlich. Die Athener zogen gleich nach Hause. Aristagoras zweifelte jetzt selbst an einem glücklichen Ausgang des Kampfes. Mit feiger Gesinnung entzog er sich dem Unternehmen, dessen Urheber er gewesen war, entfloh nach Thracien, wurde aber dort bald von den Eingebornen erschlagen.

Die ganze persische Macht zu Lande und zu Wasser hatte sich um Milet zusammengezogen. Eine entscheidende Schlacht in den Gewässern zwischen Samos und Milet machte dem Kriege vollends ein Ende. Die Samier ergriffen in der Hitze des Gefechts zuerst die Flucht; ihnen folgten die Lesbier und diesen bald andere. Nur die Chier leisteten den hartnäckigsten Widerstand und wichen erst, von allen verlassen, vor der überlegenen persischen Macht. Hierauf wurde Milet zu Wasser und zu Lande angegriffen und mit Sturm genommen. Die Bewohner wurden meistens niedergehauen, Weiber und Kinder aber gefangen nach Susa geschleppt, die Stadt selbst dem Erdboden gleich gemacht. Obschon Milet später wieder aufgebaut wurde, so hat die Stadt doch nie wieder ihre frühere Größe erlangt. Im nächsten Frühjahre wurden die Inseln Lesbos, Tenedos und Chios genommen. Chios wollte sich noch unter der Anführung des Histiäus zur Gegenwehr stellen. Allein Histiäus wurde von den Persern gefangen genommen und zum Artaphernes gebracht. Dieser ließ ihn ans Kreuz schlagen, den Kopf einsalzen und nach Susa bringen. So war nun die Empörung gedämpft und die Ruhe sowohl in Aeolis als in Jonien wiederhergestellt.

Der erste Feldzug der Perser, 493.

Als Darius die erste Nachricht von der Einäscherung der Stadt Sardes bekam, befahl er, daß ein Diener ihm täglich bei der Mahlzeit die Worte zurufen sollte: „Herr, gedenke der Athener!" Auch unterließ Hippias, der

jetzt am persischen Hofe lebte, nichts, was den Zorn des Königs gegen Athen noch mehr zu entflammen vermochte. Mardonius, der Schwiegersohn des Königs, erhielt demnach den Auftrag, den kühnen Hochmuth der Republik zu bestrafen und Griechenland zu Wasser und zu Lande anzugreifen. Im zweiten Jahre nach Milet's Zerstörung rückte derselbe an der Spitze eines Heeres aus Ober-Asien heran. Am Hellespont vereinigte sich die Land- und Seemacht. Das Landheer setzte auf Schiffen ans europäische Gestade, wo Thracien schon die Oberherrschaft Persiens anerkannte; die Macedonier wurden durch die heranrückende persische Macht so in Schrecken gesetzt, daß sie ungesäumt ihre Unterwürfigkeit antrugen. Als aber die persische Flotte die mit gefährlichen Vorgebirgen umzackte Landzunge Athos umfahren wollte, erhob sich ein fürchterlicher Sturm und warf die Fahrzeuge gegen die schroffen Klippen. An 300 Schiffe sollen an den Felsen gänzlich zertrümmert und an 20,000 Menschen dabei ums Leben gekommen sein. Zugleich wurde auch das Landheer von den Brigern, einer thracischen Völkerschaft, überfallen und litt dabei einen so empfindlichen Verlust, daß Mardonius mit dem Reste seiner Mannschaft und Schiffe nicht weiter vorzudringen wagte, sondern mit Schimpf und Schande nach Asien zurückkehrte. Dieser unglückliche Ausgang führte indessen nur zu neuen und größeren Rüstungen.

Der zweite Feldzug der Perser, 490.

Der persische König, der den verfehlten Ausgang des ersten Zuges der Ungeschicklichkeit des Mardonius beimaß, beauftragte seine beiden Feldherren, Datis, einen Meder, der sich eben so sehr durch Erfahrung als durch Klugheit auszeichnete, und seinen Neffen Artaphernes, den Sohn des Statthalters von Sardes, ein neues Heer zu rüsten und ganz Griechenland zu unterwerfen. Um aber zu erfahren, wie viele unter den hellenischen Staaten wohl geneigt wären, ernstlichen Widerstand zu leisten, wurden Herolde nach Griechenland geschickt, um Erde und Wasser für den König zu fordern. Fast alle Staaten Griechenlands huldigten furchtsam und kleinmüthig dem Großherrn; nur die Spartaner und Athener wiesen diese Aufforderung muthig und höhnend zurück. In Sparta hatte man sogar die Herolde in Brunnen geworfen, mit dem Bedeuten, dort Erde und Wasser nach Belieben zu nehmen. Indessen setzte sich das persische Heer unter der Oberanführung des Datis und Artaphernes, denen Hippias beigegeben war, in Bewegung.* Zur Vermeidung der gefährlichen Vorgebirge im Norden und wegen des eben so lästigen als langsamen Marsches durch Thracien ward das ganze Heer auf die 600 Schiffe starke Flotte gesetzt, die von Samos aus quer durch die Inselgruppe nach Hellas hinübersteuerte. Die Perser unterwarfen Naxos und andere kleine Inseln, welche alle Geisel stellen und Heeresfolge leisten mußten. Endlich geschah die Landung auf

Euböa; die Perser verheerten alles mit Feuer und Schwert; Eretria, welches sich widersetzte, wurde erobert und von Grund aus zerstört, die Einwohner aber theils niedergehauen, theils in Ketten geworfen und später nach Susa geschleppt. Erst auf die Nachricht von Eretria's Falle traf man in Athen ernstliche Anstalten und schickte einen Eilboten nach Sparta, der dringend um Hülfe bat. Die Spartaner erklärten sich auch dazu bereit, konnten aber diese Hülfe nicht sogleich senden, weil es bei ihnen ein durch die Religion geheiligtes Gesetz war, vor dem Vollmonde nicht auszuziehen. Dagegen stellte Platää, welches erst seit Kurzem eng mit Athen verbündet war, eine Schaar von 1000 Kriegern, die zeitig genug eintrafen. Athen bot in der Eile alles auf, was in seinen Kräften stand; jede der zehn Phylen stellte ihre Mannschaft mit einem Anführer, so daß sich außer den Platäern die ganze Kriegsmannschaft auf 10,000 Mann belief. Diese kleine Schaar rückte, sobald man in Athen die Landung des Feindes auf Attika's Gebiet vernahm, sicher mit schwerem Herzen, doch muthig dem Feinde entgegen, der sich auf den Rath des Hippias mit seinen unabsehbaren Schaaren auf der marathonischen Ebene gelagert hatte. Unter den zehn Feldherren befand sich auch Miltiades, welcher seine Herrschaft auf dem thracischen Chersones (wo er dem Bruder seines Vaters in der Tyrannis gefolgt war) nach dem Falle von Milet verlassen und sich nach Athen begeben hatte, wo er seinen Einfluß darauf verwendete, daß jetzt alles zu den Waffen griff. Allein eine so überlegene Macht anzugreifen, worauf Miltiades zuerst antrug, fand man sehr bedenklich, zumal da die spartanische Hülfe ausgeblieben war. Weil nun die Meinungen gleich getheilt waren, so mußte dem Gesetze gemäß der Polemarch Kallimachus den entscheidenden Ausschlag geben. Ihn wußte Miltiades für seine Ansicht zu gewinnen, und so ward beschlossen, dem Feinde eine Schlacht zu liefern. Einen bestimmten Oberanführer hatte man nicht, sondern der Feldherr einer Phyle übernahm allemal auf einen Tag die Oberanführung und wechselte so mit seinen übrigen Collegen. Aristides trat nun mit rühmlicher Bescheidenheit an seinem Tage den Oberbefehl an Miltiades ab, und seinem Beispiele folgten auch die anderen Feldherren. Doch erst an dem Tage, an welchem die höchste Leitung dem Miltiades der Ordnung nach zukam, gab er das Zeichen zur Schlacht. Die Perser durchbrachen die von Miltiades absichtlich schwächer eingerichtete Mitte der griechischen Schlachtordnung, wo Aristides und Themistokles mit ihren Phylen stritten; auf beiden Flügeln aber wichen die Perser bald und stürzten in wilder Flucht zu ihren Schiffen.*) Sogleich

*) Nach Curtius, griech. Gesch. II. 22, hätte Miltiades nur die zur Deckung der Einschiffung am Ufer aufgestellten Perser besiegt, die Uebrigen (namentlich die Reiterei) wären schon wieder auf den Schiffen gewesen, weil sie den Plan aufgegeben hatten, den von Miltiades besetzten Küstenpaß nach Athen zu erzwingen.

wandten sich die griechischen Schwerter nach der Mitte gegen den Kern des feindlichen Heeres, und unter ergrimmten Schlägen erlag hier, was bisher noch gestanden hatte. Der muthige Haufe der Athener und Platäer verfolgte den fliehenden Feind bis zum Meeresstrande und plünderte das ganze Lager, welches die Perser mit allen darin aufbewahrten Schätzen im Stiche lassen mußten. Die Freude über den errungenen Sieg war bei den Athenern so groß, daß ein Krieger, der vom Heere abgeschickt war, um diese frohe Botschaft der Stadt zu verkünden, nur die Worte auf dem Markte ausrief: „Χαίρετε, χαίρομεν!“ und todt zur Erde stürzte. Indessen hatten die Perser noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Sie umsegelten schnell das Vorgebirge Sunium und dachten Athen von der Seeseite zu überrumpeln, ehe dessen Krieger dahin zurückkehren könnten. Diese Absicht hatten die Athener zeitig genug wahrgenommen, waren nach der Stadt geeilt und erwarteten schlagfertig die Perser im Hafen von Piräus. Sobald die Perser dies merkten, nahmen sie, ohne einen weitern Versuch zu machen, den Rückzug nach der kleinasiatischen Küste und eilten beschämt in ihre Heimat zurück. So war auch der zweite Versuch, Griechenlands Freiheit und Unabhängigkeit zu untergraben, völlig mißlungen. Das Volk empfing den Sieger mit Jubelliedern als seinen Retter, und noch lange nachher feierten die Athener diesen glanzvollen Tag durch Opfer und feierliche Umzüge.

Das Vertrauen der Athener zu Miltiades war so groß, daß sie ihm auf sein Verlangen 70 wohlbemannte Kriegsschiffe zur Disposition stellten, um Contributionen von denjenigen Inseln beizutreiben, welche es heimlich mit den Persern gehalten hatten. Zunächst nahm er mit seiner Flotte die Richtung nach Paros, weil diese Insel, wie er vorgab, den Persern beim letzten Angriffe behülflich gewesen wäre, in der That aber, weil Miltiades von früheren Zeiten her einen persönlichen Groll auf diese Insulaner hatte. Allein das Glück war dem Unternehmen nicht günstig. Miltiades sah sich genöthigt, nachdem er die Stadt Paros 26 Tage vergebens belagert hatte, Befehl zum Abzuge zu geben, und kam so, ohne die den Athenern verheißenen Schätze nach Athen zurück. Schon längst hatte hier sein Ansehen und Einfluß die republikanische Eifersucht erweckt. Das gescheiterte Unternehmen auf Paros war der Vorwand einer entehrenden Anklage und Verurtheilung desselben. Xanthippus, der Vater des berühmten Perikles, trat als Ankläger gegen ihn auf. Wegen Krankheit unfähig, selbst vor Gericht zu erscheinen, mußte Miltiades seinen Freunden die Vertheidigung überlassen. Vergebens erinnerten diese an den großen Tag von Marathon; sie konnten nichts Anderes damit erwirken, als Erlassung der Todesstrafe; er wurde zu einer Geldstrafe von fünfzig Talenten verurtheilt. Da er aber diese zu bezahlen nicht im Stande war, so wurde er ins Gefängniß geworfen, in welchem er bald an den Folgen seiner Wunden starb.

69. Aristides und Themistokles.

(Nach Gustav Pfizer, Geschichte der Griechen, und Ernst Curtius, griechische Geschichte.)

Aristides und Themistokles, wiewohl in ihren Grundsätzen und Ansichten von der Verfassung und Verwaltung des Staates Gegner, und in ihren Bestrebungen, in ihrer öffentlichen Laufbahn, vielleicht schon von ihrer frühen Jugend her, Feinde, trugen doch Beide zur Größe und zum Wachsthum Athens mit unermüdetem Eifer wesentlich bei; nach ihrem sittlichen Werthe sehr ungleich, zeichneten sich doch Beide durch die glühendste Vaterlandsliebe aus, und wenn Themistokles mit all seinen guten und schlimmen Eigenschaften den hellenischen oder den atheniſchen Charakter am treuesten und vollständigsten abspiegelt, so zeigt dagegen der minder glänzende aber reinere Aristides, welcher sittlichen Veredlung und Höhe dieser Charakter wenigstens in Einzelnen fähig war. Das spätere Zusammenwirken, die gegenseitige Anerkennung dieser beiden so verschiedenen Männer ist eines der erhebendsten Schauspiele in der Geschichte.

Aristides stammte aus einer edlen und angesehenen Familie, soll aber nur ein sehr geringes Vermögen besessen haben. Er bewunderte vor allen Staatsmännern und Gesetzgebern den Lykurg, und hing aristokratischen Grundsätzen an, da er dem Urtheil und der Einsicht der Menge mißtraute und sah, daß ihre Gunst oft von Unwürdigen, oft auch von den Würdigen durch unwürdige Künste und Mittel, durch Täuschung und Schmeichelei gewonnen wurde. Zu diesen Mitteln bequemte er sich nicht, denn edler Stolz, Geradsinn, Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit waren das Innerste seines Wesens. Er hielt sich gern von Parteiungen fern und ging als Staatsmann so viel als möglich seine eigene gerade Bahn. Als im Theater die Verse des Aeschylus gesprochen wurden:

„Denn nicht gerecht nur scheinen will er, sondern sein,“

wandten sich die Blicke aller Anwesenden auf Aristides, weil Alle überzeugt waren, daß ihm vor Allen das Lob dieser Tugend gebühre. Durch diese Jedermann ins Auge fallende Eigenschaft erwarb er sich den, wie Plutarch sagt, königlichen, ja, göttlichen Beinamen: der Gerechte. Auch ehrte das Volk seine Verdienste und Tugenden durch Uebertragung wichtiger und angesehener Aemter; bei der Schlacht von Marathon war er einer der zehn Feldherren und bewies als solcher eben so viel edle und kluge Bescheidenheit gegenüber von Miltiades, als glänzende Tapferkeit.

Etwa zehn Jahre jünger als Aristides war Themistokles, geboren 514 vor Chr., von nicht sehr edler Abkunft vom Vater her, und nach den strengen atheniſchen Begriffen der frühern Zeit nicht einmal ein vollbürtiger Bürger, da seine Mutter eine Thracierin war. Dieser Makel der Geburt

trug aber nur dazu bei, den Knaben um so trotziger zu machen; er wollte um so mehr persönlicher Auszeichnung Alles verdanken. Dazu hatte ihn aber die Natur in seltener Weise befähigt, denn er war an hellem Verstande, an Scharfblick, an rascher und treffender Urtheilskraft allen Altersgenossen überlegen. Schon als Knabe war er über seine Jahre reif und selbstbewußt, früh gewöhnt, auf bestimmte Ziele alle Kräfte hinzulenken, und wenn die Anderen nur spielten, suchte er Gelegenheit, vorkommende Streitpunkte mit dem Ernste eines Sachwalters und Volksredners zu behandeln. Beim Unterrichte zeigte er wenig Eifer für Poesie und Musik, um so mehr für alle Künste, welche ihm persönlichen Einfluß auf die Mitbürger versprachen. Seiner Ueberlegenheit bewußt, gewöhnte er sich früh mit keckem Selbstgefühle aufzutreten und solche Unternehmungen, deren Schwierigkeit alle Anderen zurückschreckte, hatten für seinen an Rath und Erfindung unerschöpflichen Geist nur einen um so größeren Reiz.

Während der aristokratisch gesinnte Aristides nach der Schlacht von Marathon des höchsten Ansehens genoß, im Jahre nach der Schlacht erster Archon wurde und als solcher durch seine Amtsführung sich allgemeine Bewunderung erwarb, scheint der noch junge Themistokles sich schon zum Führer der demokratischen Partei aufgeschwungen zu haben. Er sah, daß die Perser wiederkehren würden und zwar mit solcher Macht, daß ein Widerstand im offenen Felde unmöglich sein werde. Auch die Ringmauern seien ohne Nutzen, wenn das ganze Gebiet von Feinden überschwemmt wäre. Nur ein Kampfplatz bleibe übrig, das sei das Meer. Zur See könnten die Barbaren immer nur beschränkte Massen in den Kampf führen, hier seien ihre Kerntruppen, die Perser, Meder und Saker, am wenigsten an ihrem Platze; hier seien sie den seegeübten Hellenen gegenüber am meisten im Nachtheile. Also eine Flotte müsse da sein, aber nicht eine auf Küstenvertheidigung berechnete, sondern eine Flotte, groß genug, um die ganze Bürgerschaft aufzunehmen. Darum müsse der begonnene Trierenbau in einem ganz anderen Maßstabe wieder aufgenommen werden; eine Flotte von 200 Kriegsschiffen sei nöthig, um Athen unüberwindlich zu machen. Aber woher die Mittel zu so ungeheuren Unternehmungen? Ein Blick auf das arme Ländchen schien alle Pläne der Art zu Schanden zu machen. Aber Themistokles zeigte seinen Mitbürgern, daß es nur darauf ankomme, die vorhandenen Hülfsmittel richtig zu verwerthen, um das Größte erreichen zu können. Die Athener besaßen nämlich in ihrem Gebiete die sehr ergiebigen Silberbergwerke von Laurium, welche alljährlich einen großen Ertrag lieferten. Das öffentliche Einkommen aus denselben war jährlich unter die sämmtlichen freien Bürger vertheilt worden und hatte für jeden eine nicht ganz unbedeutende Summe betragen; Themistokles wagte, den Bürgern das Opfer dieses jährlichen Einkommens vorzuschlagen und traute sich den Einfluß zu, diesen Antrag durchzusetzen. Die noch immer fortdauernde Fehde mit der kleinen Insel Aegina war für Themistokles der

Vorwand, womit er zunächst seinen Antrag begründete, die Geldaustheilung einzustellen und von dem Gelde die Flotte bis auf 200 Kriegsschiffe zu vermehren, um desto erfolgreicher die Aegineten bekämpfen zu können. Der Antrag ging durch, und es ist ebenso ehrenvoll für die athenischen Bürger, daß sie der Wohlfahrt und Größe des Staates freiwillig ein nicht geringes Opfer brachten, als für Themistokles, daß er seine Volksgunst durch einen so bedenklichen Vorschlag aufs Spiel zu setzen sich getraute. Er hatte in seinem Vertrauen zu der patriotischen Großmuth seiner Mitbürger sich nicht getäuscht, und statt in ihrer Gunst zu sinken, stieg er gerade noch dadurch bei ihnen, daß er sie in ihrer eigenen Achtung gehoben hatte.

Nunmehr an der Spitze der Volkspartei, gerieth der kühne Neuerer Themistokles mit Aristides, dem Führer der aristokratischen, auf Erhaltung des bisherigen Zustandes bedachten Partei, in vielfache Reibungen. Um sich seines Gegners zu entledigen, wählte der ehrgeizige und wenig bedenkliche Themistokles das eigenthümliche Mittel, welches die athenische Verfassung darbot: den Ostracismus oder das Scherbengericht, dazu eingesetzt, um Bürger, welche durch überwiegenden Einfluß, Ansehen und Reichthum der Freiheit gefährlich waren oder schienen, durch eine ehrenvolle Verbannung auf zehn Jahre für den Staat ungefährlich zu machen. Aristides, welcher als aristokratisch gesinnt dem Volke und dessen demokratischen Häuptern anstößig, wenn schon hochgeachtet war, wurde beschuldigt, er habe dadurch, daß er bei allen Streitigkeiten den Richter und Schiedsmann mache, die ordentlichen Gerichtshöfe aufgehoben und unvermerkt eine Gewaltherrschaft ohne Leibwache errichtet. Diese Anschuldigungen fanden bei dem auf seine Freiheit eifersüchtigen und deßhalb mißtrauischen Volke Glauben. Die Verbannung wurde gegen den Aristides ausgesprochen (483), und so von aller Rachsucht fern war die Gesinnung dieses Mannes, daß er beim Abschiede von seiner Vaterstadt den Wunsch aussprach: es möchte die Athener kein Schicksal treffen, wodurch das Volk des Aristides zu gedenken gezwungen würde. Themistokles aber befestigte sein Ansehen, nachdem er seinen Nebenbuhler aus dem Wege geschafft, auf jede Weise, theils durch glückliche Kriegszüge, theils auch durch die Anlegung des für Athen so wichtigen Seehafens Piräus, und übte namentlich, wie es scheint, die Flotte für einen künftigen großen Krieg ein.

Den Ausgang beider Feldherren und Staatsmänner siehe Nr. 71.

---

70. Der Feldzug des Xerxes gegen Griechenland.

(Nach K. Köhnhorn, Geschichte der Griechen.)

Darius hatte die zweimalige Schmach seiner Heere in Griechenland nicht verschmerzen können. Er wollte zum dritten Male mit verstärkter Macht eine sichere und nachdrücklichere Rache an den Athenern und an ganz Grie-

chenland nehmen und ließ deßhalb aufs Neue durch alle Provinzen seines weiten Reiches Werbungen anstellen, Flotten bauen und Vorräthe zusammenbringen. Doch auf einmal brachen, im vierten Jahre nach der Schlacht bei Marathon, Unruhen in Aegypten aus, die seinem Zorn vorerst eine andere Richtung gaben. Die Dämpfung dieser Unruhen so wie die Beilegung des Streites, der sich zu gleicher Zeit zwischen seinen beiden Söhnen Artabazenes, dem Erstgebornen, und Xerxes, dem Sohne der einflußreichen Atossa, der Tochter des Cyrus, über die Nachfolge in der Herrscherwürde erhoben hatte, schoben die Ausführung seiner Absichten auf Griechenland immer weiter hinaus. Als aber endlich alle Schwierigkeiten überwunden waren und Darius sich schon anschickte, seinen Rachezug nach Griechenland anzutreten, da machte der Tod allen seinen Entwürfen ein Ende und sicherte Griechenland die sechs nächsten Jahre vor einem neuen Einfalle der Perser. — Erst nach langem Hin- und Herschwanken begann Xerxes, der nach dem Tode seines Vaters den persischen Thron bestiegen hatte, die bereits von seinem Vater angefangenen Rüstungen gegen Griechenland fortzusetzen. Mehr als eine Million Menschen wurden aufgeboten, drei Jahre hindurch dauerte diese gewaltige Rüstung. Dann schickte man Leute ab, welche die schmale Landzunge beim Vorgebirge Athos durchgraben und einen Canal anlegen sollten, den zwei Trieren neben einander passiren könnten. Von Sardes aus, wohin sich die Schaaren allmählich zusammengezogen hatten, sandte Xerxes Herolde nach Griechenland, um Unterwerfung zu fordern.

Im Frühjahre 480 setzte der König seine Myriaden in Bewegung, dem Hellespont zu. Dort hatten in der Gegend von Abydus ägyptische und phönicische Kriegsbaumeister eine Brücke über die Meerenge geschlagen. Als indessen diese bei der Ankunft des Xerxes vom Sturm bereits zerstört worden war, ließ der asiatische Despot in seinem vermessenen Uebermuthe die Baumeister hinrichten, dem Meere aber 300 Peitschenhiebe geben, und befahl, die Brücke ohne Verzug wieder herzustellen. Der Zug über dieselbe dauerte ohne Unterlaß sieben Tage und sieben Nächte. In Thracien, auf einer hohen Ebene bei Doriskus, hielt Xerxes große Heerschau. Herodot beschreibt uns 56 Völkerschaften, die alle nach Landessitte bewaffnet waren, und sagt, man habe einen Raum abgesteckt, der zehntausend Mann fassen konnte; dieser sei vom Fußvolke 170 Mal gefüllt worden, ohne 80,000 Reiter. Das würde ohne die Reiterei eine Heeresmacht von 1,700,000 Mann geben. Die Flotte bestand aus 1207 Trieren, jede mit 200 Mann besetzt, und 3000 Lastschiffen. Von Doriskus ging der Zug ohne weitere Hindernisse durch Thracien und Macedonien, wo sich Alles dem ungeheuern Heere anschließen mußte. Als man in Griechenland das Heranrücken des unermeßlichen persischen Heeres vernahm, gerieth man bei der ersten Nachricht in die größte Bestürzung. Noch im Winter kamen die Abgeordneten der vorzüglichsten Staaten auf dem Isthmus zusammen und beschlossen, daß

man sich mit ganzer Macht zu vertheidigen habe, und daß alle Feindseligkeiten, die zwischen den einzelnen Staaten und namentlich zwischen Athen und Aegina obwalteten, einstweilen eingestellt werden sollten. Indessen konnten sich die Abgeordneten nicht darüber einigen, wie der Krieg zu führen sei. Erst die drohenden Forderungen der Thessaler brachten die Versammlung auf dem Isthmus dahin, daß man, ohne allen wirklichen Plan, eine Schaar von zehntausend Kriegern zu ihnen sandte. Diese stellten sich in dem Thale Tempe auf, um diesen Eingang von Macedonien in Thessalien zu vertheidigen. Indessen gaben sie nach eingegangener Nachricht von der ungeheuern heranziehenden feindlichen Macht ihren Plan auf und zogen sich wieder nach dem Isthmus zurück. Einstimmig wurde nun hier beschlossen, ein Landheer von 6000 Mann unter der Oberanführung des spartanischen Königs Leonidas nach den Thermopylen zu schicken, um den Barbaren den Eintritt in Hellas zu wehren, und eine Flotte von 271 Segeln, zu denen Athen allein 127 Schiffe gestellt hatte, durch den Euripus nach dem Vorgebirge Artemisium auslaufen zu lassen, um dort der persischen Flotte den Eingang zu versperren. Xerxes stutzte nicht wenig, als er auf einmal den Engpaß bei Thermophylä von feindlichen Truppen besetzt fand. Doch kam es ihm lächerlich vor, daß eine Handvoll verzweifelter Leute entschlossen sei, ihm den Durchgang zu verwehren. Er ließ sie auffordern, ihre Waffen auszuliefern. „Komm und hole sie", war die trotzige Antwort. Xerxes gab darauf Befehl, die verwegenen Feinde anzugreifen und den Hohlweg zu stürmen. Die kleine Heldenschaar warf aber mit kühner Todesverachtung in dreitägigem Kampfe die andringenden Feinde, ja sogar die „unsterbliche Schaar" des stolzen Perserkönigs zurück. Schon hatte Leonidas mit seiner Heldenschaar Wunder der Tapferkeit verrichtet und die Perser beinahe zur Verzweiflung gebracht, als ein Verräther, Ephialtes, in das Lager der Perser kam und ihnen einen Fußsteig übers Gebirge zeigte. Leonidas, um den Griechen ein großes Beispiel zur Nacheiferung, den Barbaren einen furchtbaren Beweis hellenischen Heldenmuths zu geben, zog den ruhmvollen Tod der schimpflichen Flucht vor. Denn nachdem er sich feierlich dem Tode geweihet und alle, welche wollten, entlassen hatte, rückte er mit 300 Spartanern und 700 Thespiern, welche ihren Anführer nicht hatten verlassen wollen, dem Feinde über die Enge des Passes hinaus muthig entgegen und bahnte sich in die Reihen der Feinde einen blutigen Weg. Mit Peitschenhieben mußte bald der König seine Knechte auf die Hellenen treiben lassen. Eine Wolke von Pfeilen flog gegen diese kleine Heldenschaar. Dennoch drangen die Griechen immer weiter über die Leichen vor und verbreiteten rings um sich her Tod und Verderben. Endlich fiel Leonidas, und nun entspann sich ein mörderischer Kampf um seine Leiche. Viermal wurde die wogende Masse der Perser zurückgedrängt, und noch war die tapfere Schaar unbesiegt. Als aber der Feind im Rücken heranzog, wurde die kleine Heldenschaar von der Menge

der Feinde auf einem Hügel, auf den sie sich zurückgezogen hatte, umzingelt, und zum Vordringen zu erschöpft, erwarteten sie unter dem dichtesten Pfeilregen den Tod, um den vaterländischen Gesetzen zu gehorchen und um in späteren Zeiten durch ihr gegebenes Beispiel zu großen Thaten zu begeistern.

Zu eben derselben Zeit, als Xerxes mit seinem Landheere gegen die Thermopylen vorgerückt war, hatte auch die persische Flotte an der hafenlosen Küste Magnesia's beim Vorgebirge Sepias Anker geworfen; ihr gegenüber lag die griechische Flotte bei Artemisium in sicherer Bucht vor Anker. Als daher ein fürchterlicher Sturm sich erhob, der drei Tage lang anhielt, und die persischen Schiffe nicht zeitig genug ans Land gezogen werden konnten, so wurden 400 derselben von den Ankern losgerissen und an den Felsen zertrümmert. Die Griechen frohlockten, beteten zum Retter Poseidon und opferten ihm. Trotz dieses Verlustes erschien den Griechen die persische Flotte noch immer groß und gewaltig; daher wollten die meisten, besonders die Peloponnesier, die nur auf ihre eigene Sicherheit bedacht waren, sich lieber von Artemisium in das Innere von Griechenland zurückziehen. Die Perser dagegen schickten 200 Schiffe um Euböa herum, um den Griechen den Rückweg abzuschneiden. Sobald dies die Griechen durch Ueberläufer erfuhren, faßten sie den Entschluß, jenen 200 Schiffen rasch entgegen zu gehen. Sie erbeuteten 30 feindliche Segel und zogen sich darauf wohlbehalten mit einbrechender Nacht nach Artemisium zurück. In eben dieser Nacht erhob sich wieder ein furchtbarer Sturm, welcher 200 persische Schiffe an der hafenlosen aber klippenreichen Ostküste Euböa's zerschmetterte. Am folgenden Tage erhielten die Griechen zugleich mit dieser Kunde eine Verstärkung von 53 neu angelangten attischen Schiffen. Dies ermuthigte sie, einen neuen Angriff zu versuchen. Sie thaten einen Ausfall und nahmen vor den Augen der feindlichen Hauptflotte eine Abtheilung cilicischer Schiffe weg. Sowohl diese Verwegenheit der Griechen, als auch die Furcht vor dem Zorne des Königs veranlaßte endlich am dritten Tage die Anführer der feindlichen Flotte zu einem Hauptangriffe. Es war derselbe Tag, an welchem Leonidas sich mit seiner Heldenschaar in den Tod stürzte. Der Kampf war auch hier äußerst hartnäckig; die hereinbrechende Nacht trennte erst beide Parteien, ohne daß ein völliger Sieg auf der einen oder auf der andern Seite errungen war. Sobald indessen die Griechen Nachricht von dem Untergange ihrer Brüder bei den Thermopylen erhielten, verließ die Flotte Artemisium und zog sich nach Salamis zurück. Themistokles, der nichts unterließ, dem Feinde zu schaden, setzte überall an dem Wege, den die Perser vorbeisegeln mußten, Steine mit Inschriften, um die ionischen Griechen, die im persischen Heere dienten, zum Abfalle zu bewegen, oder doch wenigstens die Perser gegen ihre eigenen Bundesgenossen mißtrauisch zu machen. Unterdessen wälzte sich auch das persische Landheer in einer unaufhaltsamen Flut über das Gebirge nach Delphi, verwüstete ganz Phocis und Lokris und zerstörte

in Böotien die Städte Platää und Thespiä. Nur der Tempel zu Delphi blieb von den Barbaren, die bei einem Gewitter durch die zuckenden Blitze und fürchterlichen Donnerschläge in Schrecken geriethen, verschont. So nahte sich der alles mit Feuer und Schwert versengende und verheerende Feind dem attischen Gebiete. Wiederholt, aber vergebens, forderten die Athener ihre Bundesgenossen, insbesondere die Spartaner, auf, mit gesammter Streitmacht dem Feinde nach Böotien entgegen zu rücken und hier eine zweite marathonische Schlacht zu liefern. Die Peloponnesier gedachten sich auf dem Isthmus zu verschanzen. Selbst das Orakel gab den Athenern wenig Hoffnung und rieth: „Athen solle hinter hölzernen Mauern Schutz suchen". Themistokles veranlaßte in Folge dieses Orakelspruches die Athener, alle Verbannten, unter andern auch den Aristides, zurückzurufen, die Stadt Athen mit Hab und Gut zu verlassen und sich auf die Schiffe zu begeben. Dieses geschah. Weiber, Kinder und Greise wurden theils nach Aegina, theils nach Trözen eingeschifft, wo sie eine bereitwillige Aufnahme fanden. Nur wenige, welche aus Liebe zum Sitze ihrer Väter oder aus religiöser Bedenklichkeit Athen nicht verlassen wollten, blieben auf der Burg zurück und verrammten den Zugang mit Holz, indem sie so den Orakelspruch deuteten, den Themistokles sinnreich und kühn auf die Schiffe angewandt hatte.

Erst zu Anfang des Septembers 480 rückte Xerxes in Athen ein, wo er zu seinem Erstaunen alles leer und die Burg besetzt fand. Diese wurde mit Sturm genommen und die ganze Stadt bis auf wenige Häuser verwüstet. Inzwischen hatte die griechische Flotte in der Bucht bei Salamis Anker geworfen. Themistokles bot alle seine Beredsamkeit auf, um die Griechen zu überzeugen, daß gerade in den engen Gewässern bei Salamis, wo der Feind seine ungeheure Macht nicht entfalten könnte, eine Schlacht geliefert werden müßte. Allein die kurzsichtigen Peloponnesier bestanden darauf, die Flotte von Salamis zurückzuziehen und sie am Isthmus, in der Nähe der Landmacht, aufzustellen. Um indessen die Furchtsamen wider ihren Willen zum Kampfe zu bringen, schickte Themistokles einen seiner getreuesten Sclaven zum Könige und ließ ihm melden, er selbst sei ihm völlig ergeben und rathe eben deßhalb, die uneinigen Griechen, die schon morgen ihre Station verlassen würden, jetzt gleich anzugreifen, damit er nicht nöthig habe, sie einzeln zu verfolgen. Der König ging in die ihm gelegte Schlinge. Er ließ gleich die Griechen umzingeln und frühzeitig am Morgen angreifen. Die persische Seemacht hatte sich in einem großen Halbkreise um Salamis aufgestellt und kämpfte muthig unter den Augen ihres Königs, der sich auf einer Anhöhe am Strande des Meeres einen Thronsessel hatte aufschlagen lassen, um dem Kampfe zuzusehen; selbst die Jonier zeigten sich tapfer. Aber sehr bald entschied sich der Kampf zum Nachtheile der Perser. Ihre eigene Menge war ihnen in den engen Gewässern hinderlich, und die Schiffe drängten sich so zusammen, daß sie sich weder vor- noch rückwärts bewegen

konnten. Die Griechen drangen mit ihren Schiffen ein, sprangen auf die feindlichen Verdecke, hieben Löcher in die Schiffe, metzelten die Mannschaft nieder und richteten ein solches Blutbad an, daß eine allgemeine Verwirrung unter dem Feinde sich verbreitete und ihre Schiffe ebenso sehr von ihnen selbst als von den Griechen zertrümmert wurden. So erlitten die Perser eine gänzliche Niederlage, zu der die Athener und Aegineten das Meiste beigetragen hatten.

Themistokles schickte abermals dem Xerxes einen Boten, durch welchen er ihm anscheinend als Freund anzeigen ließ, daß er die Griechen von der Zerstörung der Brücke über den Hellespont nur mit Mühe hätte abhalten können und dem Könige deßhalb rathe, schleunigst den Rückzug anzutreten. Als Xerxes dies hörte, floh er dem Hellespont zu; und da er hier die Brücke vom Sturme zerstört fand, setzte der Herrscher Asiens mit Lebensgefahr in einem elenden Fischerkahne nach Asien über. Themistokles hatte durch diese doppelte List nicht nur den Griechen bei Salamis den Sieg über die Perser verschafft und die Flucht des Xerxes bewirkt, sondern sich selbst, wie wir später sehen werden, bei den Persern für die Zukunft eine bleibende Stätte gesichert.

Aber noch war die Gefahr für Griechenland nicht völlig vorüber. Denn Mardonius war mit 300,000 auserlesenen Kriegern zur Vollendung der Eroberung Griechenlands zurückgeblieben und hatte in Thessalien sein Winter-Quartier genommen. Noch während des Winters versuchte Mardonius, seiner Waffengewalt nicht recht trauend, die Verbündeten unter sich zu entzweien und einzelne Staaten auf seine Seite zu ziehen. Besonders wandte er sich durch den damaligen macedonischen König Alexander, der den Persern unterworfen war und mit mehreren Familien Athens von früheren Zeiten her in gastfreundlicher Verbindung stand, an die Athener. Alexander trat zu Athen in einer Versammlung auf und schilderte mit den lebhaftesten Farben die Vortheile, welche die Athener durch eine Verbindung mit den Persern erwarten dürften. Nicht nur die Wiederaufbauung ihrer Stadt verhieß ihnen Mardonius, sondern sicherte ihnen auch noch die Herrschaft über die übrigen Hellenen zu. Dem Alexander erklärte Aristides, der jetzt wieder den größten Einfluß übte, im Namen des Staates, daß die Athener so lange gegen die Perser kämpfen würden, als die Sonne ihren gewöhnlichen Lauf vollende; den Alexander selbst als ihren Gast und Freund ermahnte er, nie wieder mit einem so entehrenden Auftrage in Athen zu erscheinen. Nachdem also dieser Plan des Mardonius gescheitert war, rückte er im Frühjahre 479 nach Böotien vor. Das unbeschützte Attika sah einer neuen Verheerung entgegen. Den hochherzigen Bürgern dieser Stadt blieb nichts übrig, als ihre väterliche Stätte abermals zu verlassen und nach Salamis zu flüchten. Mardonius nahm die leere Stadt und ließ den Athenern bei Salamis noch einmal die vorigen Friedensbedingungen an-

tragen. Aber auch jetzt wurden sie mit solcher Entschlossenheit verworfen, daß einer aus dem Rathe, der sie anzunehmen vorschlug, dafür zu Tode gesteinigt wurde. Als aber Mardonius von dem Anzuge der Spartaner Kunde erhalten hatte, verwüstete er ganz Attika und verschanzte sich in der Ebene bei Platää an der Nordseite des Flusses Asopus. Dahin rückten auch die Griechen mit ihrer vereinten Macht vor, die etwa 100,000 Mann betragen mochte. Den Oberbefehl über das gesammte griechische Heer führte Pausanias, Vormund des Pleistarchus, eines Sohnes des gefallenen Leonidas; an der Spitze der Athener, die gleich anderen Seestaaten eine bedeutende Macht auf den Schiffen zurückbehielten, stand Aristides. Die Griechen hatten sich dem Feinde gegenüber südlich vom Asopus gelagert, im Rücken durch die Höhen des Cithäron gedeckt. Die persische Reiterei kam nahe an das Lager der Griechen und trübte ihnen die Quelle, aus denen die Griechen Wasser schöpfen mußten. Dadurch sahen sich die Griechen genöthigt, ihre Stelle zu verändern. Sie zogen näher an Platää heran, blieben aber immer noch am Abhange des Cithäron. Diese rückgängige Bewegung der Griechen gab dem Mardonius Muth; er ließ jetzt die Perser zum wirklichen Angriffe vorrücken. Seine dichtgeschlossenen Schaaren trafen zuerst auf die Spartaner, welche sie mit einem unendlichen Pfeilregen überschütteten. Doch unerschütterlich standen diese, obwohl mancher Tapfere fiel und noch mehrere verwundet wurden. Endlich fiel Mardonius. Loser und loser wurden die Glieder der Perser, bis sich zuletzt Alles in wilde Flucht auflös'te und ins Lager zurückstürzte. Inzwischen hatten auch die Athener die mit den Persern verbündeten Böotier geschlagen, so daß diese geraden Weges nach Theben eilten. Kaum hatte Artabazus, der die persische Reserve führte, die unaufhaltsame Flucht des Hauptheeres wahrgenommen, als er sich, um wenigstens die Seinigen zu retten, seitwärts zu den phocischen Bergen wandte und eiligst die Flucht ergriff.

Die persische Flotte war unmittelbar nach der Schlacht bei Salamis nach der kleinasiatischen Küste gesegelt, um gleich, da Xerxes den Abfall der ionischen Griechen befürchtete, alle Regungen im Entstehen zu unterdrücken. Sie hatte in Kyme überwintert und betrug bereits wieder 300 Segel. Sobald aber mit nächstem Jahre die griechische Flotte heranrückte, zog sie sich nach der der Insel Samos gegenüber liegenden Küste zurück, wo beim Vorgebirge Mykale die Phönicier entlassen, die übrigen Schiffe auf den Strand gezogen und um das Lager ein Wall aufgeworfen wurde; 60,000 Mann, welche Xerxes zur Beschirmung der Küste aufgestellt hatte, vertheidigten das Lager. Die griechische Seemacht steuerte unter Anführung des spartanischen Königs Leotychides und des Atheners Xanthippus nach Samos. Je mehr die Perser ein offenes Seetreffen scheuten, desto kühner drangen die Griechen vor, landeten an der ionischen Küste und forderten die Joner, wie ehedem Themistokles, auf mancherlei Weise zum

Abfalle auf. Die Perser entwaffneten auch wirklich aus Besorgniß die Samier und entfernten die Milesier. Noch mehr begeisterte die Griechen ein, wie oft geschieht, zu früh verbreitetes Gerücht von dem Siege ihrer Brüder bei Platää, der nun zufällig mit diesem auf einen Tag zusammentraf. Die Griechen griffen muthig in zwei Abtheilungen das verschanzte Lager der Perser an, erstürmten dasselbe nach blutigem Gefechte als Sieger, verbrannten die Schiffe und jagten die Ueberbleibsel der Armee aus dem befreiten Jonien hinaus.

Diese so glücklich bestandenen Kämpfe gegen die Perser hatten auf den allgemeinen Charakter des griechischen Volkes einen unendlichen Einfluß. Denn Griechenland war nicht allein von der drohenden Gefahr befreit, unter persischem Despotismus seufzen zu müssen, sondern es waren auch die Kräfte der Nation auf eine bewunderungswürdige Weise in Anregung und Thätigkeit gebracht und der Durst nach Waffenruhm bis zum höchsten Grade gesteigert. Die unermeßliche Beute an Geld und anderen Kostbarkeiten, welche den Siegern in die Hände gefallen war, veränderte schnell den Besitzstand der Griechen, sowie die im Vaterlande angerichteten Verheerungen nöthigten, Alles neu zu bauen und zu schaffen. Auch die politische Lage der Dinge in Griechenland gestaltete sich jetzt anders. Das Beispiel war gegeben, wie in Kriegszeiten und Bedrängnissen des Vaterlandes talentvolle Männer sich geltend machen, Ruhm und Ehre einernten und selbst in Freistaaten durch ihre Unentbehrlichkeit Lenker der Dinge werden konnten. Daher junge Männer, welche sich fühlten, absichtlich ähnliche Lagen herbeizuführen suchten, um eine ähnliche Bahn zu durchlaufen. Und von der Ehr- und Herrschsucht einzelner ausgezeichneter Männer hing bald wesentlich der politische Gang der Dinge ab.

---

71. Uebergang der Hegemonie an Athen.

(Nach Wilhelm Vischer, Cimon, und Ernst Curtius, griechische Geschichte.)

In Folge des Vertheidigungskrieges gegen Persien gewinnt die Geschichte Griechenlands und namentlich Athens bald eine neue Richtung. Nachdem die nächste Gefahr beseitigt war, kam es darauf an, durch Vereinigung der Kräfte eine entschiedene Fortsetzung des Kampfes möglich zu machen, die Macht Persiens in ihrem eigenen Lande anzugreifen und Griechenland gegen künftige Angriffe zu sichern. Zuerst hatte Sparta die Leitung dieser Aufgabe übernommen; in der ersten Begeisterung nach dem Siege bei Platää war der Versuch gemacht worden, auf der Grundlage der bestehenden Verhältnisse eine allgemeine griechische Bundesgenossenschaft zur Fortführung des Krieges zu organisiren. Allein die Verhältnisse hatten sich zu sehr verändert, als daß das schwerbewegliche, dem Seekriege nicht gewachsene

Sparta an der Spitze des gesammten Griechenlands hätte bleiben können, und eine erfolgreiche Kriegführung ohne kräftige, mächtige Oberleitung war eine Unmöglichkeit. Diese fand sich bald in Athen, das durch seine Verdienste im Perserkriege jetzt auf die erste Stelle kühn Anspruch machen konnte. Die Unabhängigkeit von der spartanischen Hegemonie und die Bildung eines Bundes der Seestaaten unter seiner Leitung, um zunächst den Kampf gegen Persien fortzusetzen, waren das Ziel, welches das athenische Volk, von seinen großen Männern geleitet, jetzt mit Beharrlichkeit und Erfolg anstrebte. Den Oberbefehl führten aber noch die Spartaner. Denn obgleich sie nach der Schlacht bei Mykale zuerst in die Heimat zurückgekehrt waren und den Athenern nebst den von den Persern abgefallenen Bundesgenossen die Eroberung der festen Stadt Sestus überlassen hatten, trat bald darauf wieder der Sieger von Platää, Pausanias, an die Spitze der Bundesflotte, vertrieb die Perser aus einem großen Theile der Insel Cypern und wandte sich dann nach dem Hellespont, um Europa gänzlich zu befreien. Denn noch hatten die Perser nebst anderen Punkten das wichtige Byzanz und das feste Eion am Strymon inne. Byzanz mit seinem unvergleichlichen Kriegshafen am thracischen Bosporus war fester als Sestos, und die Perser waren dieses Platzes so gewiß, daß sie hier nicht nur eine Menge von Schätzen untergebracht hatten, sondern es war auch ein Hauptquartier ihrer Truppen und der Aufenthalt vieler Perser vom höchsten Range. Die Griechen fanden die Besatzung vollkommen unvorbereitet, und ehe die Schätze gerettet werden und die Angehörigen des Großkönigs sich flüchten konnten, wurden die Mauern erstiegen, unermeßliche Beute gewonnen.

Ein solches Glück war zu groß, als daß Pausanias es zu tragen verstanden hätte. Er war ein Mann von maßloser Ruhmbegierde, und das Streben nach unbedingter Herrschermacht, das immer von Neuem in dem Stamme der Herakliden zum Vorschein kommt, war die eigentliche Triebfeder seiner Handlungen. Sein Charakter hatte sich offenbart, als er es wagte, aller hellenischen Sitte zum Trotze auf dem Dreifuße, welchen die Verbündeten nach dem platäischen Siege weihten, sich persönlich als den Besieger der Perser und den Geber des Geschenkes namhaft zu machen; er hatte die Demüthigung erfahren müssen, daß von den Behörden diese Inschrift ausgelöscht und statt ihrer einfach die Namen der Staaten, welche am Kampfe Theil genommen hatten, eingeschrieben wurden. Eigenmächtig hatte er sich auch bei der Verurtheilung der thebanischen Volksführer gezeigt und sich durch sein ganzes Benehmen viele Feindschaft, und von Seiten der Ephoren eine argwöhnische Beaufsichtigung zugezogen. Aber jeder Widerstand, jede Kränkung reizte nur um so mehr sein leidenschaftliches Gemüth. Der Einblick in die Herrlichkeit eines orientalischen Fürstenlebens, wie sie ihm im Perserlager am Asopus zuerst entgegengetreten war, hatte die un-

reinen Begierden seines Herzens entfacht, und als er nun nach seinem glorreichen Siege in Griechenland auch noch als Flottenführer das ganze Meer von Syrien bis zum Pontus siegreich durchzogen hatte, da verlor er jede Mäßigung; da wurde ihm der Gedanke, sich daheim wieder der Controle der Ephoren fügen zu sollen, immer unerträglicher, und er beschloß, um jeden Preis diesen Verhältnissen ein Ende zu machen. Er wollte aber nicht nur in Sparta freier Herr und Gebieter sein, sondern in ganz Hellas. Dazu mußte er die Unterstützung einer außergriechischen Macht haben, und je mehr er sich überzeugen mußte, daß das jetzige Staatensystem unhaltbar wäre, um so weniger machte er sich ein Gewissen daraus, mit dem Landesfeinde ein Einverständniß einzugehen, um seine selbstsüchtigen Zwecke zu erreichen.

Diese Pläne zur Reife zu bringen, war Byzanz der geeignetste Ort. Er zog einen gewissen Gongylos aus Eretria als Vertrauten an sich, machte ihn zum Befehlshaber in der eroberten Stadt und übergab ihm die vornehmen Gefangenen mit dem heimlichen Auftrage, sie unversehrt entkommen zu lassen. So wie dies ausgeführt war, schrieb er an Xerxes, daß er keinen größeren Wunsch habe, als ihm sich zu verpflichten und ihm behülflich zu sein, Griechenland unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Der Großkönig erkannte die Rettung seiner Angehörigen auf das dankbarste an und ging voll Eifer auf die Pläne des Pausanias ein. Um die weiteren Unterhandlungen zu führen, wurde Artabazus als Satrap in Mysien eingesetzt, derselbe Feldherr, der bei Platää vergeblich von der Schlacht abgemahnt hatte, und dessen Ansicht, daß man die Griechen durch Griechen besiegen müsse, d. h. durch Unterhandlung und Bestechung, seit dem Unglücke des Mardonius erst recht zu Ehren gekommen war, so daß er jetzt des Königs volle Gunst besaß. Indem er mit ausgedehnten Vollmachten zum Unterhändler bestimmt wurde, begann ein neuer Angriff auf Griechenlands Selbständigkeit, der mit der gefährlichsten Waffe geführt wurde, und die griechischen Angelegenheiten hätten die schlimmste Wendung nehmen können, wenn Pausanias mehr Selbstbeherrschung gehabt hätte, um seine Pläne auszuführen. Als dieser aber die Briefe mit dem königlichen Siegel in seiner Hand hielt und den mächtigsten Herrn der Welt mit sich wie mit Seinesgleichen verkehren sah, da verließ ihn jede Besonnenheit. Mit frevelhaftem Leichtsinne trug er seine Absichten zur Schau, prunkte in Kleidung und Mahlzeiten nach persischer Weise, ließ sich auf seinen Umzügen in Thracien von ägyptischen und medischen Leibwachen begleiten, behandelte seine Krieger mit herrischem Uebermuthe und überließ sich den empörendsten Tyrannenlaunen. Die Folge war, daß sich im Heere eine Unzufriedenheit regte, welche sich zu dem heftigsten Unwillen steigerte, vor Allem bei denen, welche für Freiheit und bürgerliche Gleichheit die lebhafteste Empfindung hatten, bei den Joniern und Athenern.

Die Jonier hatten von Anfang an keine Sympathie für die Spartaner, deren barsches Wesen ihnen eben so unangenehm war, wie ihre harte und unverständliche Sprache. Sie sahen in den Athenern ihre natürlichen Führer, und der Zug der Stammgenossenschaft, den sie zu ihnen fühlten, wurde durch die Persönlichkeit der attischen Feldherren nur verstärkt. Denn wie sehr trat nun neben dem unerträglichen Hochmuthe des Fürsten von Sparta der Charakter des Aristides hervor, des schlichten Bürgers, der sich immer gleich blieb, milde, ruhig und unparteiisch, nur von den großen Interessen des vaterländischen Kampfes erfüllt! Und neben ihm Cimon, der freigebige, ritterliche Mann, der gegen Alle freundlich und leutselig war. Die Liebenswürdigkeit dieser Männer wurde aber um so mehr anerkannt, da sie sich als diejenigen bewährten, deren Sachkenntniß und Thatkraft alle Erfolge der Seefeldzüge vorzugsweise verdankt wurden. Bei ihnen suchten also auch jetzt die Jonier Schutz gegen die Unbill des neuen Tyrannen, und die Athener waren klug genug sie nicht abzuweisen, sondern sich mit Rath und That ihrer anzunehmen. So entstand eine offene Spaltung; es bildeten sich zwei Flotten, eine ionisch-attische und eine spartanisch-peleponnesische. Als dieser Stand der Dinge in Sparta bekannt wurde, riefen die Ephoren den Pausanias zwar zur Verantwortung nach Sparta, aber mit ihm ging auch das peloponnesische Geschwader zurück. Die Athener übernahmen nun förmlich die Oberleitung des Kriegs, und die Hegemonie, welche sie der That nach schon vor seiner Abberufung in Händen hatten, befestigte sich in diesem Zwischenzustande so vollkommen, daß, als Dorkis ankam, den die Spartaner zum Nachfolger des Pausanias bestimmt hatten, der Uebergang der Hegemonie an Athen eine vollendete Thatsache war. Es wäre Aristides und Cimon auch bei dem besten Willen unmöglich gewesen, die Lage der Dinge zu ändern. Es blieb also Dorkis nichts übrig, als sich entweder der Führung Athens unterzuordnen oder zurückzukehren. Er wählte natürlich das Letztere.

Die schmähliche Heimkehr des Oberfeldherrn rief in Sparta eine große Entrüstung hervor. Die Verträge waren gebrochen, die hellenische Bundesordnung war zerstört und das vorörtliche Ansehen Sparta's, welches in den letzten Jahren so glänzend erneuert war, auf das gröbste verletzt. Es mußte rasch hergestellt oder für immer aufgegeben werden. Und es fehlte im dorischen Volke nicht an Männern, welche verlangten, daß man mit der peloponnesischen Mannschaft gegen Athen ausrücken solle, um Genugthuung zu fordern und die Herstellung der alten Bundesordnung zu erzwingen. Indessen machte sich bald eine andere Ansicht geltend; es war die Ansicht der älteren und besonneren Spartaner, deren Wortführer Hetoimaridas war, ein Mitglied des Raths der Alten und ein Herallide von Abstammung. Er und seine Gesinnungsgenossen waren immer der Meinung gewesen, daß es für ihre Stadt nichts Bedenklicheres gäbe als die Betheiligung an

weit aussehenden Unternehmungen in fernen Gegenden, wo die Bürger, jeder Beobachtung der Behörden entzogen, durch das Zusammensein mit den neuerungssüchtigen Joniern jeglicher Verführung ausgesetzt wären. Das Beispiel des Pausanias rede deutlich genug. Die erlittene Kränkung sei die Strafe dafür, daß man den Grundsatz besonnener Mäßigung und Beschränkung verlassen habe. Um sich an Athen zu rächen, seien jetzt die Mittel unzureichend. Jeder Versuch gewaltsamer Art werde nur dazu führen, den Bruch der Bundesordnung unheilbar zu machen, während man es durch friedliche Verhandlung erreichen könne, daß Sparta bei seiner Verzichtleistung auf die Führung des Seekrieges von seinem guten Rechte nichts aufgebe.

Die Friedenspartei trug den Sieg davon. Man beruhigte sich bei dem Gedanken, daß kein Uebergang der Hegemonie von Sparta an Athen stattgefunden habe, sondern daß auf den Wunsch und im Namen Sparta's Athen die weitere Kriegsführung und die Leitung der ionischen Bundesgenossen übernommen habe.

In Athen hatte man mit großer Spannung die Entwicklung der Krisis abgewartet, und ihre friedliche Lösung, zu welcher Aristides und seine Genossen gewiß das Ihrige beigetragen hatten, war ein Triumph für die Partei der Besonnenen, deren politisches Ziel kein anderes war, als ohne Bruch mit Sparta die attische Macht zur vollen Entfaltung zu bringen. Was früher durch rücksichtslose Gewaltthat hatte erzwungen werden sollen, das war jetzt in ruhiger Entwicklung der Verhältnisse gewissermaßen von selbst zu Stande gekommen, ohne Frevel und ohne Bürgerkrieg. Ol. 76, 3 (474) war nach wahrscheinlichster Rechnung das erste Jahr, in welchem Athen die Hegemonie zur See besaß, die wohlverdiente Ehre, welche den Vorkämpfern von Artemisium und Salamis, den Rettern der griechischen Unabhängigkeit, zu Theil wurde.

Nun aber folgte die schwerere Aufgabe. Es kam nun darauf an, dem neuen Bunde eine organische Einrichtung zu geben und aus vielen ungleichartigen und weit zerstreuten Küstenorten eine Seemacht zu bilden welche im Stande wäre, allen Eroberungsgelüsten der Perser entgegenzutreten und die weiten Seegebiete zu schützen. Die Sicherheit, mit welcher die Athener diese große Aufgabe anfaßten, beweist, daß sie sich schon lange im Stillen auf eine solche Stellung vorbereitet hatten. Und gewiß erkannten schon seit Solon's Zeit alle weiter blickenden Staatsmänner den Beruf Athens darin, daß es einmal die ägäischen Inseln unter seiner Leitung vereinigen müsse. Aber über die Art und Weise, wie Athen herrschen sollte, gingen die Meinungen aus einander. Die Einen dachten mit Themistokles, das Recht des Stärkeren müsse allein entscheiden; nur durch Entwaffnung und Unterwerfung der Inseln könne etwas Dauerhaftes erreicht werden. Eine solche Ansicht mußte aber bei allen Gemäßigten auf entschie-

denen Widerspruch stoßen, und Themistokles konnte deshalb seine Gewaltspolitik nicht durchsetzen. Sie wurde vollends unmöglich, als so unerwartet rasch ein freiwilliger Anschluß der asiatischen Städte erfolgte. Diese waren zum Theil groß und volkreich geblieben, wie Ephesus, zum Theil hatten sie sich auch unter persischer Herrschaft von ihrem Verfalle wieder erholt und neu bevölkert. Hier konnte also von einer unbedingten Herrschaft Athens nicht die Rede sein. Dazu kam, daß die Spannung mit Sparta mehr als je Vorsicht und Behutsamkeit zur Pflicht machte; man mußte die Fehler, durch welche Sparta seinen Oberbefehl verloren hatte, vermeiden und auf eine mildere Weise die neuen Bundesgenossen mit Athen zu verbinden suchen. Das war die Ansicht, die Aristides vertrat, und darin bestand das große Glück Athens, daß es in ihm den Mann besaß, welcher durch staatsmännische Weisheit, durch rüstige Kraft und eine in ganz Griechenland anerkannte Gerechtigkeit dazu geschaffen war, den neuen Bund so zu gründen und zu ordnen, daß einerseits die Rechte der kleineren Staaten geachtet wurden und andererseits eine Verfassung zu Stande kam, welche dem Waffenbunde Einheit und Kraft, den Athenern aber einen bestimmenden Einfluß verbürgte. Die Organisation der Bundesgenossenschaft, die Festsetzung der Contingente an Schiffen, an Mannschaft und Geld, die Einrichtung eines Bundesschatzes und die Niedersetzung einer Schatzbehörde, größtentheils durch Aristides, befestigten das in Byzanz Gewonnene.

Themistokles wurde das erste Opfer von Sparta's Eifersucht. Seine List, Athens Macht zu vergrößern, war den Spartanern unvergessen, mancher geheime Plan zu Sparta's Demüthigung war dort nicht unbekannt geblieben, und die Anhänger Sparta's beförderten in Athen die Mißgunst der Bürger, die nicht nur durch ihr Glück übermüthig, sondern auch durch manche neue Einrichtung — vornehmlich durch die Abschaffung des Gesetzes, welches die ärmeren Bürger von Staatsämtern ausschloß — demokratischer geworden. Sie waren es überdrüssig, von demselben Manne öfters Wohlthaten zu empfangen und seine Vertheidigung und die Erwähnung alles des Guten zu hören, was er ihnen gethan habe. Er ward endlich ostracisirt. Und das war Sparta's erster Triumph.

Da er sich nun während seiner Verbannung zu Argos aufhielt, fiel zu Sparta die Verurtheilung des Pausanias vor, und man fand oder gab vor, Schriften des Themistokles gefunden zu haben, die eine Mitwissenschaft der Verrätherei anzeigten. Er wurde hierauf in Athen angeklagt, und Männer abgeschickt, um ihn nach Athen zu führen, damit seine Sache durch einen Ausspruch von Richtern aus den verbündeten Stämmen entschieden werde. Bei Zeiten unterrichtet, floh er zuerst nach Corcyra, welchem Staate er einige Dienste geleistet hatte, und da ihn die Athener und Spartaner auch hier unablässig verfolgten, warf er sich dem Admetus, König der Molosser, in die Arme, den er zur Zeit seines größten Ansehens schwer beleidigt hatte, setzte sich auf den Rath seiner Ge-

mahlin mit des Admetus Knaben auf den Heerd und sprach die Großmuth des Königs an, der es nicht gezieme, einen aus der Heimat Vertriebenen zu strafen oder eine kleinere Beleidigung durch den Tod zu rächen. Da gebot ihm Admet, aufzustehen, und nahm ihn in seinen Schutz; den Gesandten schlug er die Auslieferung ab, ihn selbst aber schickte er nach Pydna. Von hier beabsichtigte der hart Bedrängte nach Jonien zu gehen; aber ein Sturm trieb ihn gegen Naxos, das gerade damals von den Athenern belagert wurde. In dieser Gefahr gab er sich dem Herrn des Schiffes, welches ihn an Bord hatte, zu erkennen, bedrohte ihn, wenn er ihn verriethe, und zwang ihn, bis zu Ende des Sturmes Seee zu halten. So kam er nach Ephesus und reis'te dann weiter hinauf, indem er an Artaxerxes schrieb, ihn an das Gute erinnernd, was er seinem Vater erzeigt habe; „jetzt", setzte er hinzu, „sei er wegen seiner Freundschaft zu den Persern vertrieben; er bitte um Aufnahme und bedinge sich ein Jahr Frist aus, um die Landessprache zu lernen, nach dessen Ablauf er dem König seine Plane mittheilen wolle". Artaxerxes bewunderte seine Entschlossenheit und befahl ihm also zu thun. Nach Verlauf mehrerer Jahre, die er zu Magnesia im größten Ueberflusse zubrachte, endete er sein Leben, indem er seine Vaterlandsliebe durch einen freiwilligen Tod bekräftigte. Denn da jetzt Aegypten durch Unterstützung der Hellenen von Persien abfiel, die athenischen Triremen bis an die Küsten von Syrien streiften, und da Cimon die Meeresherrschaft Athens immer mehr befestigte, beschloß der König, diese Unternehmungen zu hemmen und erinnerte den Themistokles an seine Versprechungen. Aber dieser fühlte jetzt keine Erbitterung mehr gegen seine Landsleute, und es schien ihm unwürdig, seine Tropäen mit einem Angriff auf sein Vaterland zu beschimpfen. Daher brachte er den Göttern ein Opfer, nahm Abschied von den eingeladenen Freunden und trank Gift. Auf dem Markte zu Magnesia ward ihm ein prächtiges Grabmal errichtet und noch zu Plutarchus' Zeiten den Fremden gezeigt.

---

72. Cimon.

(Nach Wilh. Vischer, Cimon.)

Durch die Entfernung des Themistokles war Cimon, der zweite Sohn des Siegers von Marathon, zur Leitung von Athens Angelegenheiten emporgestiegen, und entwickelte jetzt in vollem Maße seine äußere Politik: freundschaftliches Vernehmen zu Sparta, Kräftigung der attischen Bundesgenossenschaft mit möglichster Schonung der Bundesstaaten und Krieg gegen Persien. Den Einfluß Athens auf die Bundesstaaten vermehrte er hauptsächlich dadurch, daß, während andere Feldherren streng auf Erfüllung der Bundesleistungen gehalten hatten, er ihnen gestattete, statt der Schiffe einen entsprechenden Geldbeitrag zu geben. Dadurch wurde Athen in den Stand

gesetzt, selber mehr Schiffe zu bauen und die Bundesflotte mehr und mehr zu einer athenischen umzuwandeln, die Bundesgenossen selbst kamen unvermerkt in das Verhältniß tributpflichtiger Unterthanen und sahen sich zu spät der Mittel beraubt, ihre Freiheit gegen Uebergriffe Athens zu vertheidigen.

Cimon benutzte nun die Macht, die Athen zu Gebote stand, gegen die Perser. Diese hatten sich von den in Griechenland erlittenen Niederlagen allmählich wieder erholt. Die Schicksale des Pausanias und die Flucht des Themistokles nach Asien schienen die Hellenen ihrer besten Feldherren beraubt zu haben, Persien hatte die Schwächen der Gegner kennen gelernt: so gut als Pausanias waren andere hochstehende Männer zu gewinnen, die Bundesgenossen Athens bereits nicht mehr für den neuen Zustand begeistert, sondern schwierig und zum Abfall geneigt. Alle diese Umstände erklären es, daß damals Persien noch einmal den Gedanken faßte, den Krieg gegen Griechenland zu erneuern, wenigstens die verlorenen griechischen Staaten in Asien wieder zu erobern, die noch schwankenden entschieden zu behaupten. Starke Heeresmassen zu Wasser und Lande sammelten sich an der Südküste Kleinasiens. Diesmal ließen die Athener es aber nicht mehr darauf ankommen, erst im eigenen Lande eine Entscheidungsschlacht zu liefern. Cimon kam einem Angriffe zuvor, mit einer Flotte von 200 trefflichen Schiffen segelte er (469 oder 465?) nach Kleinasien, reinigte die Küste von den Feinden, eroberte mehrere Städte und ging der an der Mündung des Flusses Eurymedon in Pamphylien sich sammelnden feindlichen Macht entgegen. Noch war diese nicht ganz concentrirt, doch an Zahl der athenischen Flotte weit überlegen. Der Feldherr Tithraustes wollte der Schlacht ausweichen, bis er noch 80 phönicische Schiffe, die von Cypern heransegelten, an sich gezogen hätte, und zog sich daher ungeschickter Weise in die Mündung des Eurymedon, wo ihm die überlegene Zahl nichts nutzen konnte. Cimon griff ihn hier an und siegte nach kurzem Kampfe so entschieden, daß er gegen 200 Trieren zerstörte oder eroberte. Der größte Theil der geschlagenen Mannschaft warf sich ans Land und vereinigte sich mit dem hier aufgestellten Heere. Cimon aber ließ trotz der Ermüdung seiner Leute dem Feinde keine Zeit, sich vom Schrecken zu erholen; er schiffte seine Krieger aus, griff die Perser auch auf dem Lande an, und errang auch hier nach langem und hartnäckigem Widerstande einen vollständigen Sieg. Das ganze persische Lager mit unermeßlicher Beute fiel in die Hände des Siegers. So war Griechenland für lange Zeit von dieser Seite gesichert; mit Beute beladen zog Cimon nach Athen zurück, wo er, der gefeiertste Held, von allen Seiten mit Bewunderung empfangen wurde. Der Schrecken, der ganz Asien erfüllte, die Sicherheit, welche in der nächsten Zeit die griechischen Staaten in Kleinasien genossen, wurden Veranlassung, daß spätere Geschlechter glaubten, es sei damals ein für Persien schmählicher Friede abgeschlossen worden, der unter dem Namen des „Cimonischen" in die Geschichtsbücher übergegangen ist.

Nicht minder als durch seine Siege machte Cimon sich auch im Innern um seine Vaterstadt verdient, weckte aber vielleicht unbewußt den demokratischen Geist mehr, als seine Absicht war. Die Reichthümer, die er selber gewonnen, ließ er seine Mitbürger aufs freigebigste mitgenießen. Die reiche Beute, welche die Siege in die Staatskasse gebracht hatten, wurde auf seine Veranstaltung zur Befestigung und Verschönerung der Stadt verwendet. Er soll den Grund zu jenem staunenswerthen Bau der „langen Mauern" gelegt haben, welche Athen zu einer Seestadt machten. Den Plan zu diesem Werke hatte allerdings Themistokles gefaßt. Durch den Anfang der Ausführung hat aber Cimon auch hier bewiesen, daß er aufrichtig auf den von seinem großen Gegner gelegten Grundlagen der Größe von Athen fortbaue.

Bei allen diesen Verdiensten blieb aber Cimon's Stellung nicht unangefochten. Es lag in der Natur der athenischen Verhältnisse, daß sich eine Gegenpartei wider ihn erheben mußte, welche bald um so mehr Boden gewann, als er auf seinen Feldzügen viel von Hause abwesend war. Das Streben dieser Partei ging darauf hin, im Innern die demokratische Entwicklung auf jegliche Weise zu fördern, den sämmtlichen Bürgern nicht allein die Berechtigung zu geben, an allen Aemtern des Staats Theil zu nehmen, sondern auch die Möglichkeit, dieses Recht im weitesten Umfange auszuüben durch Entschädigung aus dem öffentlichen Schatze für jeglichen Zeitverlust bei Ausübung desselben. Nach außen drang diese Partei auf unbedingtes Geltendmachen der Herrschaft Athens über die Bundesgenossen, deren Beiträge man zu den Bedürfnissen des athenischen Staates, ohne Rücksicht auf ihre ursprüngliche Bestimmung, verwandte. Daraus ging von selbst ein entschiedener Gegensatz zu Sparta hervor, das die aristokratischen Zustände schützte. Den Mittelpunkt dieser Partei, welche so ziemlich in die Fußstapfen des Themistokles trat, bildete die Genossenschaft (Hetärie) des **Perikles**, des Sohnes des Xanthippus.

Cimon stemmte sich mit aller Entschiedenheit den Forderungen der Perikleischen Partei entgegen, und sofern diese immer weitere Entwicklung der Demokratie wollte, ward seine Richtung viel mehr als früher aristokratisch; sofern sie gegen Sparta immer feindlicher auftrat, gestaltete sich sein Bestreben, die Freundschaft mit diesem Staate zu erhalten, als Lakonismus. Zunächst entbrannte der Kampf bei Anlaß der äußern Politik. Sparta war durch ein furchtbares Erdbeben verwüstet worden (465), und seine Unterthanen, die Heloten, hatten die Gelegenheit zu einem Aufstande benutzt. In dem ebenen Lande bald besiegt, warfen sie sich in die messenische Bergveste Ithome. Die Spartaner, denen die Eroberung nicht gelang, riefen die Athener, weil sie mehr Erfahrung in der Belagerungskunst besaßen, zu Hülfe. Da traten sich in der Volksversammlung die beiden Parteien entgegen. Ephialtes von der Perikleischen Partei beantragte, das Gesuch der Spartaner rein abzuschlagen, er beschwor die Athener, der gedemüthigten

Stadt nicht zu helfen, sondern die sonst so stolze Nebenbuhlerin ihrem Geschicke Preis zu geben. Cimon dagegen sprach für Gewährung, denn man dürfe nicht zugeben, daß Hellas hinkend werde. Noch war sein Einfluß so groß, noch das Bewußtsein einer hellenischen Volksgemeinschaft so lebendig, daß das athenische Volk ihm beistimmte. Cimon führte 4000 Schwerbewaffnete über den Isthmus durch das korinthische Gebiet vor Ithome. Da die Belagerung aber nicht so schnell zum Ziele führte, als die Spartaner erwartet hatten, entließen sie die Athener wieder nach Hause, unter dem Vorwande, ihrer weiter nicht mehr zu bedürfen. Der ganze Unwille des Volkes traf den Cimon. Indessen scheint er bald nach der Rückkehr aus Lakonien noch eine Flotte in die See geführt zu haben. Allein während seiner Abwesenheit wandte nun die demokratische Partei unter ihrem damaligen Stimmführer Ephialtes, da sie jetzt die Mehrheit besaß, den Ostracismus an; Cimon mußte Athen meiden, das nun auf einmal eine ganz entgegengesetzte Politik verfolgte.

Denn jetzt bricht die lang verhaltene Eifersucht gegen Sparta und die aristokratischen Staaten des Festlandes in helle Flammen aus. Ein blutiger Krieg, in dem Sparta seine Hegemonie auf dem griechischen Festlande neu zu befestigen, Athen seine Herrschaft auch hier zu begründen trachtete, begann. Ein starkes athenisches Heer rückte dem Feinde entgegen. Da stellte sich unerwartet Cimon bei dem Heerhaufen seines Stammes ein, um in dieser Noth der Vaterstadt auch gegen Sparta seine Hülfe zu bringen. Es wurde ihm, dem Verbannten, die Gunst nicht gewährt, er mußte sich entfernen; seine treuesten Genossen aber, von ihm zu heldenmüthiger Aufopferung ermahnt, fielen alle, hundert an der Zahl, den Heldentod in der blutigen Schlacht bei Tanagra (457), indem sie sich so aufs schönste von dem Verdachte verrätherischer Verbindung mit dem Feinde reinigten. Dies edle Benehmen und die Erinnerung an Cimon's kriegerische Tüchtigkeit, auch an seinen Einfluß in Sparta, machte, daß er nach fünfjähriger Entfernung aus der Heimat schon zurückberufen wurde, Perikles selbst brachte den Antrag vor das Volk. So kehrte er allgemein geehrt wieder nach Athen zurück. Er hat zwar fortan nicht mehr in die innere Politik seiner Vaterstadt eingegriffen, dagegen nach außen ihr die glänzendsten Dienste geleistet, seinen früheren Bestrebungen getreu.

Noch einmal wandte Cimon die hellenischen Streitkräfte gegen Persien. Eine große Flotte der Athener, welche nach Aegypten abgegangen war, um dieses Land in seinem Aufstande gegen Persien zu unterstützen, war von den Persern vernichtet, Aegypten wieder unterworfen, Cypern wieder unter persische Herrschaft gebracht worden. Cimon führte (449) 200 Schiffe der Athener und Bundesgenossen nach Cypern, entsandte von da 60 zur Unterstützung des Amyrtäus, eines ägyptischen Fürsten, der sich noch immer in den Niederungen des Delta gegen die Perser behauptete, und belagerte mit

den übrigen die Stadt Citium. Allein schon vor der Abfahrt aus Athen hatten bedeutungsvolle Zeichen auf sein herannahendes Ende gewiesen, eine Gesandtschaft, die er zu Ammon schickte, erhielt die Antwort, sie möge nur wieder gehen, denn schon sei Cimon selbst bei dem Gotte. In der That war er an demselben Tage an einer Krankheit oder den Folgen einer Wunde gestorben. Aber noch im Tode führte er das Heer zum Siege durch den Glanz seines Namens. Nach seinem eigenen Rathe nämlich verheimlichten die Athener, daß er gestorben sei, und verließen ihre Stellung vor Citium, wo sie Mangel an Lebensmitteln zu fühlen begannen. Auf der Höhe der Stadt Salamis trafen sie auf die phönicisch-cilicische Flotte, schlugen sie und griffen den Feind mit eben so viel Erfolg auf dem Lande an. Des Feldherrn aber beraubt, der allein die Unternehmung zu leiten verstand, verfolgten sie die Siege nicht weiter, sondern kehrten, vom Feinde nicht beunruhigt, nach der Heimat zurück. Es war der letzte Kampf, den Athen gegen Persien führte; die Versuche, das persische Reich zu erschüttern, ruhen hinfort, ohne Zweifel nicht in Folge eines geschlossenen Friedens, sondern weil die näheren hellenischen Angelegenheiten bald die Kräfte vollauf in Anspruch nahmen und Perikles allen weiteren Unternehmungen von zweifelhaftem Erfolge abgeneigt war.

So also endigte Cimon sein Leben im Dienste für das Vaterland, dem er es von früh an gewidmet hatte. Als kühner, kluger und unternehmender Feldherr steht er den ersten Männern jener Zeit in nichts nach, keiner hat so glänzende Kriegsthaten verrichtet, keiner so oft griechische Heere zum Siege gegen Barbaren geführt und dadurch das Vaterland gesichert.

Mit dieser äußern Wirksamkeit stimmt seine innere im Ganzen wesentlich überein. Ein einfaches biederes Wesen, das sich aber in aristokratischem Glanze gefiel, Vorliebe für die herkömmliche Ordnung der Dinge, Widerstand gegen Neuerungen, die ihm schädlich schienen, zeichneten ihn aus, an Unbestechlichkeit steht er neben Aristides und Perikles, zwischen denen er in mancher Beziehung ein vermittelndes Glied bildet. Was aber den schönsten Ruhm seines Lebens bildet, das ist die bei kräftigen und ganzen Naturen, wie er war, so seltene Fähigkeit, seine eigenen Neigungen zu überwinden und erlittene Unbilden zu vergessen. Obgleich schon in früher Jugend durch des Vaters Verurtheilung (s. S. 243) von schwerem Unglücke betroffen, hat er doch zuerst sich den heilsamen Rathschlägen des Themistokles, des Führers der Gegenpartei, angeschlossen; durch den Sturz des Areopags und den Bruch mit Sparta tief verletzt, durch den Ostracismus verbannt, hat er nicht nur keine feindliche Handlung gegen die Vaterstadt unternommen, keine Verbindung mit deren Feinden eingegangen, sondern bei der ersten Gefahr sein Leben ihr darbringen wollen und seine Parteigenossen zur edelsten Hingebung begeistert; endlich zurückberufen, hat er dem ehemaligen Gegner die Hand der Versöhnung gereicht und gemeinsam mit ihm zum Heil der Vater-

stadt gewirkt. Stellen wir also auch an genialer Geisteskraft seine Gegner, Themistokles und Perikles, höher als ihn, so werden wir, was Feldherrntalent, Tüchtigkeit der Gesinnung, redliches Wollen und aufopfernde Vaterlandsliebe betrifft, dem Cimon die Hochachtung und Bewunderung nicht versagen und eine Zeit glücklich preisen, wo solche Männer, wenn auch sonst entzweit, im Augenblick der Gefahr für das Gemeinwohl Hand in Hand gingen.

---

73. Athens und Griechenlands Blütezeit.

(Nach Joh. Wilh. Zinkeisen, Geschichte Griechenlands.)

Jene vierzig Jahre, von der Zeit, da Athens Herrschaft zur See entschieden war, bis zum Anfange des peloponnesischen Krieges und Perikles' Ausgange, nennt man Athens und Griechenlands Blütezeit. Es war natürlich, daß Ereignisse, wie sie von der Schlacht bei Marathon bis zu Cimon's Tode schnell auf einander folgten, den Sinn eines an sich lebhaften und kräftigen Volkes ungemein stärken und heben mußten. Die großen Erscheinungen im äußeren Leben des Volkes wirkten mächtig auf die innere Entwicklung des lebendig erfassenden Geistes, dessen schönste und edelste Schöpfungen jetzt ins Leben traten.

Der letzte Grund von Athens Blüte in dieser Zeit war seine politische Erhebung durch die Siege über die Perser und die darauf erfolgte Anerkennung seiner Vorherrschaft in Hellas von Seiten der übrigen Staaten. Die Beweglichkeit des ionischen Geistes bekam in einer Menge neuer Verhältnisse und Beziehungen einen neuen Aufschwung und Gelegenheit, sich nach verschiedenen Richtungen auszubilden. Befördert ward diese Ausbildung vorzüglich durch den in gemeinsamer Gefahr gestärkten und immer mehr hervortretenden Gemeinsinn, welcher jedes Privatinteresse und die freie Thätigkeit des Einzelnen an den Glanz und die Schönheit des öffentlichen Lebens knüpfen hieß. Staat und Familie strebten in dauernder Harmonie nach dem einen Ziele der Verherrlichung des öffentlichen Lebens, welchem jedes ausgezeichnete Talent seine Kraft widmete. Von Athen ausgegangen, regte dieser Geist in anderen Staaten, zumal denen gleichen Stammes, ähnliche Bestrebungen an, und so wurden theils durch einen lebendigen Trieb der Nachahmung, theils durch jenen herrlichen Wetteifer im Ringen nach Vollendung für jeden Zweig menschlicher Bildung eine Menge ausgezeichneter Geister in Thätigkeit gesetzt.

Ein dem Volke der Hellenen eigenthümlicher Naturtrieb, dem Gedachten durch bildliche Darstellung Bestimmtheit und Dauer zu geben, hatte die bildenden Künste frühzeitig ins Leben gerufen, und als wesentliches Bedürfniß hellenischer Eigenthümlichkeit gediehen sie, unter günstigen äußeren Verhält-

nissen, mit der schnell fortschreitenden Entwicklung des schaffenden Geistes zu zeitiger Vollendung. Anfangs fast ausschließlich der Versinnlichung des höchsten geistigen Bedürfnisses gewidmet, gab die Kunst den Idealen des Göttlichen und Heiligen bestimmtere Gestaltung. Dann aber, als man zu tiefer Erkenntniß des menschlichen Wesens gelangt war, und in ihm selbst göttliche Vollkommenheit für möglich hielt, wurden auch des Menschen Tugend und Vortrefflichkeit durch die Darstellungen der Kunst geehrt, und den nachkommenden Geschlechtern die Thaten der Ausgezeichneten als erhebendes Vorbild der Nachahmung vergegenwärtigt. Vor Allem galt die lebendige Aeußerung einer kräftigen Natur, die man nur im Einklange mit einem starken und gesunden Geiste denken mochte, göttlicher Belohnung werth, und so waren die Sieger zu Olympia und in anderen Kampfspielen die ersten, deren Andenken der Nachwelt durch die Kunst erhalten wurde. Schon hatten die bildenden Künste eine sehr vollendete Ausbildung erreicht, als die Heldenthaten des griechischen Volkes in den Perserkriegen ihnen jene nationale Bedeutung gaben, welche vielleicht am meisten zu ihrer letzten Vollendung beigetragen hat. Ausgezeichnete Werke waren bereits aus den Kunstschulen zu Korinth, Sicyon und auf der Insel Aegina hervorgegangen, als Athen, vorzüglich nach der Vertreibung der Pisistratiden, anfing, die Pflegerin der Künste zu werden. Denn gilt auch der Ruhm, große Künstler hervorgebracht zu haben, Athen keineswegs allein, so wurden sie doch meistens hier gebildet und bekamen hier, vorzüglich nach den ersten Siegen der Athener über die Perser, Gelegenheit, ihre Talente zu entwickeln.

Die Malerei, welche bei den Griechen nicht, wie die Bildhauerei, im Dienste der Religion erscheint, und deßhalb auch in ihrer Entwicklung hinter jener zurückstand, erhielt jetzt ihre schönste Anwendung, indem sie Mittel wurde, die Thaten des Volkes durch bildliche Darstellung der Nachwelt unvergeßlich zu machen. Panänus, der Bruder, oder nach Anderer Meinung, der Schwestersohn des Phidias, übertraf in einem Gemälde, welches die erste Großthat der Athener aus den Perserkriegen, die Schlacht bei Marathon, darstellte, und sich in der Pökile zu Athen befand, alle seine Vorgänger. Auf beiden Seiten der Streitenden sah man hier gleiche Heftigkeit im Kampfe; dann die Flucht der Barbaren nach den phönicischen Schiffen und ihre Niederlage bei denselben. Kallimachus und Miltiades, die Führer der Athener, glänzten am meisten hervor unter den Gestalten der Sieger, unter den Fliehenden aber die persischen Feldherren Datis und Artaphernes. Doch bald wurde diese Kunst vervollkommnet von Polygnotus aus Thasus, von Apollodorus aus Athen, Zeuxis aus Heraklea, welche zuerst durch bestimmtere Vertheilung von Licht und Schatten ihren Darstellungen mehr Lebendigkeit zu geben suchten, und endlich von Parrhasius aus Ephesus, dessen Gemälde sich durch eine glückliche Verknüpfung technischer Genauigkeit mit freier Anmuth vor denen seiner Vorgänger auszeichneten, und erreichte

ihre Vollendung, ungefähr ein halbes Jahrhundert später, durch Apelles aus Kos.

Die Bildhauerei war die eigentlich den Olympischen geweihte Götterkunst, und als solche erhielt sie eine frühere Entwicklung und schnellere Vollendung als jene. Kurz nach Beendigung der Perserkriege blühte Phidias, und neben und nach den seinigen haben die Werke des Polykletus, Skopas, Alkamenes, Myron am meisten dazu beigetragen, den vorzüglichsten Städten in Hellas, und Athen vor allen, einen freilich vergänglichen Glanz, aber doch einen unsterblichen Ruhm zu bereiten. Während aber die Bildhauer- und Malerkunst in dieser Zeit den Gipfel ihrer Vollendung erreichten, bekam auch die Baukunst, welche früher mehr nur der Befriedigung des äußeren Bedürfnisses gedient hatte, bei der Wiederherstellung des durch die Perser zerstörten Athen, jene höhere Richtung, welche sie bald in ein geeignetes Verhältniß zu den bildenden Künsten setzte, indem sie von jetzt an im schönsten Vereine sich gegenseitig dienten und hoben.

Neben den bildenden Künsten erhielten auch die verschiedenen Zweige der lebendig sich äußernden Rede eine künstlerische Vollendung, wie sie fast in keiner Sprache wieder erreicht worden ist. Denn wenn auch die Ideen und die Denkweise, wie sie sich in den Schulen der Sophisten, eines Gorgias, Protagoras, Parmenides, gestalteten, an sich für die höhere Entwicklung des geistigen Lebens weniger Bedeutung hatten, so trugen sie doch sehr viel dazu bei, den Formen des Denkens eine bestimmtere Gestalt und den Aeußerungen des Gedachten mehr Klarheit zu geben; durch sie wurde ja der Geist eines Sokrates geweckt, der wohl am meisten dazu beigetragen hat, in dem Feuergeiste des Plato jene unvergängliche Frische der Jugend mit der herrlichen Schärfe des Verstandes zu paaren, durch welche uns in seinen Werken Ideal und Wahrheit, Göttliches und Menschliches in so schönem Vereine erscheinen. Während Aeschylus, Sophokles, dann Euripides und Aristophanes in der dramatischen Kunst und durch sie in der poetischen Schreibart das Höchste erreichten, vervollkommnete Herodot die prosaische Schriftsprache; schon im Werke des Thucydides erscheint die Prosa in ihrer edelsten und vollendetsten Gestalt. Die Kunst der freien Rede, im engern Sinne des Wortes, ward in den Schulen der Philosophen auf bestimmte Regeln zurückgeführt, und machte sich bald als fast ausschließliches Eigenthum der Athener in ihrer Anwendung auf das öffentliche Leben, als vorzüglichstes Mittel, Einfluß auf die Angelegenheiten des Staates zu gewinnen, geltend. Die öffentliche Beredsamkeit erreichte ihre Vollendung, als, bei zunehmendem äußerm Verfalle des Staates, die ausgezeichnetsten Männer durch die Kraft ihres Geistes und die Gewalt ihrer Rede den gänzlichen Untergang der Freiheit und Selbständigkeit abzuwenden sich bemühten.

So wie Wettkämpfe in der Kunst, welche zu Phidias' Zeit zuerst Statt gefunden haben sollen, nicht allein auf die Ausbildung der Künstler höchst

vortheilhaft wirkten, sondern auch namentlich dazu beitrugen, im Volke selbst den Kunstsinn zu regeln und nach und nach jenes richtige Gefühl für wahre Schönheit und Erhabenheit bei Kunstdarstellungen herrschend zu machen, was nur den Griechen, als Volk, eigen gewesen ist, — so gelten auch ähnliche Verhältnisse für das Wachsthum und die Entartung der redenden Künste, die vielleicht noch mehr, als die bildenden, im innigen Zusammenhange mit dem hellenischen Leben so gedeihen konnten. Denn bei ihnen vermochte selbst die glücklichste Nachahmung der Form nicht über den Mangel des Geistes, der sie beleben sollte, zu täuschen. Sehr glückliche Nachahmer der Werke der ausgezeichnetsten Künstler aus Athens Blütezeit hat es noch in später Zeit gegeben; etwas den Schöpfungen des Aeschylus oder Sophokles Aehnliches ist nie wieder hervorgebracht worden.

Während Sparta, mit den seiner Art und Weise huldigenden Staaten, der fortschreitenden Bildung keinen Eingang gestattete, glänzte Athen durch geistige und politische Vorherrschaft. Jenes stärkte seine Kraft zum Kampf der Entscheidung, aus dem es endlich siegreich hervorging, dieses erschöpfte sich in unaufhaltsamem Streben und erlag, als es kaum den Gipfel seines Ruhmes erlangt hatte, einem unglückseligen Geschicke. Dies geschah in der kurzen Zeit, da Perikles in Athen die Angelegenheiten des Staates leitete und im peloponnesischen Kriege um die Vorherrschaft in Hellas gekämpft wurde. Dieser hat nicht ganz dreißig Jahre gedauert, aber den aufstrebenden Geist der Hellenen hat er zuerst und auf alle Zeiten am meisten gebrochen.

---

74. Perikles.

(Nach Joh. Wilh. Zinkeisen, Geschichte Griechenlands.)

Wenn es schon als etwas Großes gelten kann, daß in einem Vereine stammverwandter Staaten, welchen unter gleicher Gunst der Verhältnisse eine freie, selbständige Entwicklung gestattet war, sich einer vor allen, in der Zeit des Glückes und des Mißgeschickes, auf eine Höhe der Bildung und Kraft zu schwingen vermochte, die ihm die anerkannte Vorherrschaft im geistigen und politischen Leben verschaffte, so ist es wohl der Bewunderung würdig, daß in diesem Staate, und zwar in seiner größten Zeit, ein Mann als der erste von Mit- und Nachwelt genannt wird. Athen ward unter Noth, Bedrängniß, Kampf und Sieg der erste Staat Griechenlands: den höchsten Glanz aber erhielt es durch den ersten seiner Bürger, den mächtigsten in That und Rede, Perikles, den Sohn des Siegers bei Mykale, Xanthippus.

Anaxagoras von Klazomenä trug vorzüglich dazu bei, Perikles die Erhabenheit der Gesinnung und die Würde im Leben zu geben, die ihn zur

Führung des Volkes tüchtig machte. Edler Stolz zeigte sich nicht allein in seiner Denkungsart; auch seine Rede und sein äußerer Anstand waren voll Ernst und hatten jene sichere Haltung, welche auf die Gemüther der Menge den bleibendsten Eindruck macht. Selbst im Bewußtsein seiner geistigen Kraft und im Besitze der reichsten äußeren Mittel, sich den Willen des Volkes geneigt zu machen, konnte er lange Zeit die Furcht vor der Launenhaftigkeit der Menge nicht überwinden. Das Schicksal des Tyrannen Pisistratus, welchem er in Gestalt und Ansehen geglichen haben soll, schreckte ihn ab von der Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Staates. Zuerst zeichnete er sich bloß aus durch kriegerische Tapferkeit und unerschrockenen Muth. Dann aber, als Aristides gestorben war, Themistokles in der Verbannung lebte und Cimon die meiste Zeit in auswärtigem Kriege zubrachte, überwand er die durch Geburt und Reichthum begründete Hinneigung zu aristokratischer Gesinnung und trat öffentlich auf als Leiter und Beschützer der Volkspartei. Auf dieser beruhte seine Macht und Größe für die Zukunft.

Vierzig Jahre leitete Perikles als Haupt der demokratischen Partei die öffentlichen Angelegenheiten seiner Vaterstadt, und wußte sich gegen seine Gegner von der aristokratischen Partei so zu halten, daß nach dem Falle des heftigsten, des älteren Thucydides, Keiner mehr es wagte, ihm entgegen zu treten; daher blieb ihm noch 15 Jahre eine unumschränkte Gewalt. Seine Macht ruhte auf tieferm und festerm Grunde, als auf der Bethörung und Leidenschaft der Menge. Er hatte seine Zeit, die Bedürfnisse seines Volkes und seine Stellung zu diesem richtig erkannt und gewürdigt; das stellt ihn den Größten aller Zeiten gleich, die sich den Zweck ihres Lebens zu klarem Bewußtsein zu bringen vermochten. Festigkeit der Grundsätze und Beharrlichkeit bei deren Anwendung waren Perikles, wie wenig Staatsmännern, eigen. Ein Ziel, seinem Volke eine verdiente Unsterblichkeit zu sichern, stand als das Höchste in vollendeter Klarheit vor seiner Seele; und je mehr es ihm darum zu thun war, dies zu erreichen, mit desto größerer Vorsicht betrat er seine ruhmvolle Bahn; er hat nie vergessen, daß er über ein freies Volk herrschen solle. Er hat nie von jenen niederrn Künsten, welche auf die leicht zu erlangende Gunst des großen Haufens berechnet waren, und vorzüglich dazu beitrugen, der Demagogie später den gehässigen Charakter zu geben, Gebrauch gemacht. Anfangs suchte er zwar das Volk durch Nachgiebigkeit und ungewöhnliche Begünstigungen zu gewinnen sobald er aber dessen Zuneigung erlangt hatte, gab er, seines Berufes eingedenk, den Launen desselben nicht mehr nach, sondern führte selbst mit Gewalt die Widerspänstigen zu dem, was er als das Beste erkannt hatte. Selten sprach er zum Volke, aber wenn er in den wichtigsten Momenten die Rednerbühne betrat, da gab sein Wort die Entscheidung. Den Unterschied der Perikleischen und der späteren Demagogie gibt Thucydides (II. 65) in wenigen Zügen also an: „Perikles, mächtig durch Würde und Gesinnung, und offenbar unbestechlich,

wußte die Menge mit Freimüthigkeit in Schranken zu halten; auch wurde er nicht sowohl von dieser geleitet, als er sie leitete; denn da er nicht auf ungeziemende Weise zur Macht gelangt war, so brauchte er nicht nach ihrem Wohlgefallen zu reden, sondern konnte, bei seinem Ansehen, ihr selbst mit Heftigkeit widersprechen. Wenn er merkte, daß die Athener etwas im Uebermuthe zur Unzeit wagen wollten, so stimmte er sie durch seine Rede zur Furcht herab; wenn sie dagegen ohne Grund in Furcht geriethen, so richtete er sie auf zu kräftigem Wagen; so war es dem Namen nach eine Volksherrschaft, in der That die Herrschaft des ersten Mannes."

Zwar hatte er im Anfange seiner politischen Wirksamkeit von Seiten der aristokratischen Partei die Feldherren Tolmides und Myronides, so wie den in Staatsgeschäften erfahrenen ältern Thucydides zu Gegnern; aber bald zeigte sich sein Einfluß in dem von dem frühern gänzlich verschiedenen Geiste der innern und äußern Staatsverwaltung. Zunächst gilt dieses von der Verwendung der öffentlichen Gelder. Hatte Aristides durch eine sehr sparsame Staatshaushaltung das Staatsvermögen vermehrt, so hielt es dagegen Perikles für zweckmäßiger, durch eine passende Verwendung des vorhandenen Reichthums den Glanz der Stadt und den Ruhm des Staates zu heben. Der öffentliche Schatz, welcher schon früher durch die Erhöhung der Beiträge der Bundesgenossen sehr bereichert worden war, wurde im Jahre 461 von Delos nach Athen gebracht, wodurch seine Verwendung natürlich noch mehr von der Willkür seiner Verwalter, der Athener, und namentlich derer, welche zu Athen an der Spitze des Staates standen, abhängig gemacht wurde. Perikles bewies dem Volke, daß es den Bundesgenossen keine Rechenschaft schuldig sei, so lange die Athener für sie Krieg führten und die Barbaren von ihnen abhielten; die Bundesgenossen gäben weder Schiffe noch Rosse und Mannschaft, sondern bloß Geld, welches nicht den Gebern, sondern den Empfängern gehöre, wenn diese nur das leisteten, wofür sie die Zahlung erhielten. Da aber der Staat genugsam mit Kriegsbedürfnissen versehen sei, so müsse man den Ueberschuß zu Dingen anwenden, welche ihm nach ihrer Vollendung bleibenden Ruhm, und bei ihrem Entstehen Wohlstand verschafften; überall zeige sich dann Thätigkeit, die Menge der Bedürfnisse hebe die Künste, alle Hände kämen in Bewegung, und der ganzen Stadt werde Verdienst gegeben, indem sie sich selbst schmücke und nähre. Neben der Tüchtigkeit im Kriege zeichnete sich in kurzer Zeit Athen in allen Künsten des Friedens am meisten aus. Perikles ward von Zeitgenossen und den kommenden Geschlechtern, gleichsam den Göttern verwandt, der Olympische genannt, und neben dem seinigen glänzten die Namen der ausgezeichnetsten Männer, welche den Ruhm Griechenlands auf alle Zeiten durch unsterbliche Werke befestigt haben. In einem Menschenalter ward zu Athen in redenden und bildenden Künsten mehr Herrliches und Vollendetes hervorgebracht, als je wieder ein Volk in Jahrhunderten schaffen konnte.

Perikles hatte kurz vor seinem Ende erreicht, was ihm als das schönste Ziel seines Lebens erschienen war, und mochte wohl nur mit finsterer Ahnung in das kommende Zeitalter der Zerstörung blicken, welches dem kräftig aufblühenden Leben seines Volkes die Vernichtung bringen sollte.

---

75. Die Parteikämpfe vor dem peloponnesischen Kriege.

(Nach J. J. Rospatt, die politischen Parteien Griechenlands.)

Während die Spartaner mit den Messeniern und die Athener zum Theil in Aegypten beschäftigt waren, fing die Parteistellung in Griechenland an sich stärker und feindseliger zu entwickeln. Athen war Sparta gegenüber zu bedeutender Macht herangewachsen; zu ihm gehörten, als halbgezwungene Bundesgenossen, alle griechischen Städte an der Küste von Macedonien, Thracien, der West- und Südküste von Kleinasien bis nach Pamphylien hin, nebst den Inseln im Archipelagus. Seine ganze Macht beruhte auf diesen demokratischen Seestädten, auf deren Beiträgen, seinen eigenen Handelseinkünften und zuletzt auf seiner Flotte, durch welche letztere dies Alles erst sicherer Besitz wurde. Gegen diese immer mehr zunehmende Macht war Sparta bisheran selbst noch nicht aufgetreten, obgleich seine Verbündeten schon seit einigen Jahren dieses immer stärkere Anwachsen der Demokratie zu bekämpfen gesucht hatten. Diese feindlichen Absichten und die von daher drohende Gefahr war den Athenern längst bekannt; und als sich jetzt eine schickliche Gelegenheit zeigte, warteten sie den Angriff Sparta's und seiner Verbündeten nicht ab, sondern wagten es, diesem zuvorzukommen. Als nämlich die Phocier die dorischen Städte am Parnaß im Jahre 457 gewaltsam besetzen wollten, zogen die Lacedämonier denselben zu Hülfe, bewogen die Phocier, Doris zu verlassen, und wollten darauf nach Hause ziehen. Da vertraten ihnen die Athener den Rückweg bei Tanagra, die Lacedämonier siegten aber durch den Verrath der mit Athen verbündeten Thessalier, welche die Reihen der Athener verließen, und setzten ihren Rückzug fort. Den Optimaten in Theben verhalfen sie bei dieser Gelegenheit zur Oberherrschaft über Böotien, wofür diese versprachen, gegen Athen zu kämpfen und sie von dieser Seite sicher zu stellen. Um diese Gefahr abzuwenden, zogen die Athener, als die Spartaner zu Hause waren, 62 Tage nach der Schlacht bei Tanagra, im Anfange des J. 456, unter Myronides von Neuem nach Böotien, siegten bei Oenophyta, führten die von den Spartanern kurz vorher vertriebenen Häupter der Demokraten zurück und wurden nun Herren von ganz Böotien außer Theben, Orchomenus, Chäronea und einigen anderen Orten, ferner von Phocis und den

opuntischen Lokrern, vertrieben aus allen in ihre Gewalt gefallenen Städten die Häupter der Optimaten und nahmen hundert derselben von den Lokrern als Geisel. Indem sie so überall, so weit ihre Macht reichte, dem Demos die Herrschaft verschafft hatten, die dieser ja nur durch Festhalten an Athen behaupten konnte, glaubten sie, ihren Einfluß auf dem Festlande, Sparta gegenüber, hinlänglich gesichert zu haben.

Während eines durch den zurückberufenen Cimon auf 5 Jahre vermittelten Friedens hatten sich die aus den böotischen Städten vertriebenen Optimaten zu Orchomenus, Chäronea und an einigen anderen Orten gesammelt und gerüstet, und trafen Anstalten, ihre alte Herrschaft wieder zu gewinnen; um dieses zu hindern, zogen die Athener im J. 447, unter Tolmides, der auch Naupaktus erobert und die von den Spartanern vertriebenen Messenier dahin versetzt hatte, ihnen entgegen und eroberten Chäronea, wurden aber auf dem Rückmarsche von den böotischen Optimaten bei Koronea überfallen und erlitten eine so bedeutende Niederlage, daß sie genöthigt waren, Böotien, Phocis und Lokris wieder frei zu lassen, wo nun die Optimaten wieder herrschend wurden. Bei diesem so bedeutenden Verluste der Athener erhoben sich nun die Optimaten, wie es scheint nach Verabredung, überall. In Euböa zuerst bewirkte die Optimatenpartei 446 einen Abfall von Athen; und als Perikles dahin gezogen war, um es wieder zu unterwerfen, kam gleichzeitig die Nachricht von dem Abfalle von Megara und daß die Peloponnesier im Begriff seien, in Attika einzubrechen. Megara hatte die Korinthier, Epidaurier und Sicyonier zu Hülfe an sich gezogen; und da die Gefahr drohend wurde, zog Perikles rasch von Euböa heran, als die Peloponnesier, unter dem Spartanerkönige Plistonax, nachdem der fünfjährige Waffenstillstand seit 450 abgelaufen, schon bis Eleusis gekommen waren. Dieser Macht sah sich Perikles nicht gewachsen; auch mochte er es auf den ungewissen Ausgang einer Schlacht nach dem großen Verluste bei Koronea nicht ankommen lassen wollen, und bewog deßhalb den beim spartanischen Heere anwesenden Kleandrides, ohne Wissen des Königs Plistonax, zum Rückzuge. Hierauf schloß er im Frühlinge 445, wohl nicht ohne Hülfe von Bestechungen, mit den Spartanern einen neuen Waffenstillstand auf 30 Jahre, gemäß welchem es jeder hellenischen Stadt, die weder auf spartanischer noch athenischer Seite stehe, gestattet sei, sich einer Partei, welcher sie wolle, anzuschließen. Diese letzte Bedingung zeigt schon klar das Bestreben der beiden Hauptstaaten, ihre Parteien gegenseitig zu vermehren und aus ganz Hellas zwei einander gegenüberstehende politische Körper zu bilden.

Fassen wir die Hauptpunkte in der Entwicklung dieser Parteistellung seit den Perserkriegen kurz zusammen, so zeigt sich, daß sowohl die Lacedämonier jede Gelegenheit zu benutzen suchten, um dem wachsenden Einflusse Athens und der Demokratie entgegen zu arbeiten, als auch in Athen selbst die

Optimaten nie ruhten, sondern ebenfalls sich nach jeder Gelegenheit umsahen, um mit Sparta's Hülfe die Oberhand wieder zu gewinnen.

---

76. Der peloponnesische Krieg bis zum Frieden des Nicias.

(Nach Joh. Wilh. Zinkeisen, Geschichte Griechenlands.)

Fünf Jahre vor dem ersten Einfalle der Peloponnesier in Attika wurden bei einem Aufstande zu Epidamnus, welches, von Corcyra am Eingange des ionischen Meerbusens gegründet, auch Korinth als Mutterstadt betrachtete, die Machthaber von der Volkspartei vertrieben. Als darauf die Verbannten mit den Taulantiern, einem benachbarten Volke illyrischer Abkunft, in Verbindung traten und ihre Vaterstadt durch Räuberei zu Lande und zur See bedrängten, da schickten die Demokraten zuerst Hülfe flehende Gesandten nach Corcyra, dann aber, als dieses sie von sich wies, in Folge eines Ausspruches des delphischen Orakels, nach Korinth, und übergaben diesem, als alleiniger Mutterstadt, Epidamnus zum Schutze. Haß gegen Corcyra, welches, auf seine Seemacht vertrauend, Korinth längst schon gering geachtet und ihm die als Stammort zustehende Ehre verkümmert hatte, bewog dieses, den Epidamniern Gehör zu geben. Die Korinthier aber wurden von den Corcyräern in einem Treffen völlig geschlagen, verloren 15 Schiffe und mußten Epidamnus seinem Schicksale überlassen, was sogleich von den Siegern besetzt wurde. Beide rüsteten zu neuem Angriff und sprachen zu gleicher Zeit die Hülfe des mächtigen Athen an. Gesandte beider Theile suchten durch feurige Reden das Volk der Athener für ihre Sache zu gewinnen. Die Korinthier hatten den Schein größeren Rechtes auf ihrer Seite, und deßhalb entschied man sich in Athen zuerst für sie; als man aber bei reiferer Ueberlegung den eigenen Vortheil bedachte, da schien es unrathsam, dem mächtigsten Seestaat am Isthmus über Corcyra, welches durch seine Lage noch mehr als durch seine Macht von höchster Bedeutung war, die Herrschaft zu gestatten, welche Athen bei einem Bruche mit den Peloponnesiern, den man als unvermeidlich voraussah, die größte Gefahr bringen mußte. Also schloß Athen mit Corcyra ein Bündniß zu gegenseitigem Schutze gegen feindlichen Angriff und schickte ihm ein Geschwader von zehn Schiffen zu Hülfe.

Mit 150 Schiffen zog nun Korinth gegen die Corcyräer aus, welche außer der athenischen Hülfe 110 Segel zum Kampfe stellten. Die größte Seeschlacht an Zahl der Schiffe, die je Hellenen gegen Hellenen geschlagen, ward hierauf am Vorgebirge Chimerium in Thesprotien geliefert; beide Theile hielten sich für Sieger und richteten Siegeszeichen am Festlande auf. So behauptete sich Corcyra mit Hülfe der Athener gegen das mächtige

Korinth; dieses aber betrachtete Athen seitdem als eine feindliche Macht, weil es, dem Vertrage zuwider, gegen Peloponnesier gekämpft hatte. Kurz darauf gab der Abfall Potidäa's Veranlassung zu neuer Erbitterung.

Potidäa nämlich, eine korinthische Pflanzstadt an der macedonischen Küste, war Athen als unfreiwilliger Bundesgenosse zinspflichtig. Als nun Athen, überhaupt für seine Bundesgenossen in jener Gegend wegen korinthischen Einflusses besorgt, kurz nach den Vorfällen bei Corcyra, von Potidäa verlangte, daß es einen Theil seiner Mauern niederreißen, keinen korinthischen Beamten mehr aufnehmen und zu fernerer Sicherheit Geisel stellen solle, da sagte sich dieses, von dem Könige der Macedonier Perdikkas, welcher mit den Athenern in Feindschaft lebte, gereizt, im Vertrauen auf die verheißene Hülfe der Peloponnesier, von seinen Verpflichtungen gegen Athen offen los. Schon 40 Tage nach dem Abfalle kamen 2000 Mann Hülfsvölker von Korinth, welche, mit Potidäern und Macedoniern vereint, einer weit überlegenen Macht der Athener auf der Landenge bei Olynth entgegentraten. Nach hartem Kampfe siegten die Athener und schlossen Potidäa von der Seite des Festlandes und des Meeres ein.

Mehr glaubten die Korinthier nicht dulden zu dürfen, ohne die gemeinsame Sache der Peleponnesier dem Uebermuthe der Athener Preis zu geben. Deßhalb beriefen sie eine Versammlung der Bundesgenossen nach Sparta zu gemeinsamer Berathung. Es waren aber zu derselben Zeit in anderen Angelegenheiten athenische Gesandte gegenwärtig, welche, als sie erfuhren, wie die Korinthier Sparta zu offener Feindschaft gegen Athen gereizt hatten, ebenfalls auftraten und in lebendiger Rede zuerst die Größe ihres Staates und was er für Hellas gethan, rühmten, dann aber die Lacedämonier ermahnten, wegen leichten Anlasses die bestehenden Verträge nicht zu brechen und keinen Krieg zu beginnen, sondern durch vertragsmäßigen Rechtsspruch die Beschwerden der Bundesgenossen zu erledigen. König Archidamus sprach, als sich die Menge für den Krieg mit Athen erklärte, im Sinne der athenischen Gesandten, und widerrieth, indem er auf die Gefahr, die Sparta der ungleiche Kampf bringen müsse, aufmerksam machte, auch die Entscheidung durch die Waffen. Doch seine Klugheit mußte der wilden Ueberredungskunst des Ephoren Sthenelaidas weichen. Denn einstimmig beschlossen die Lacedämonier, „der Waffenstillstand sei gebrochen und der Krieg müsse begonnen werden".

Also rüstete man auf beiden Seiten zum Kriege, der sofort begann. Seine lange Dauer ist vorzüglich daraus erklärlich, daß entscheidende Schläge, bei ungleichen Waffen der Kämpfenden, Anfangs nicht geschehen konnten. Athen wollte durch seine Dreiruderer siegen, während Sparta mit Schwerbewaffneten in Feindes Land eindrang. Vielleicht hätten eine oder zwei entscheidende Schlachten Hellas damals noch viel von der alten Kraft gerettet.

Die ersten Jahre wurden fast nur mit Einfällen und Verheerungszügen auf feindlichem Gebiete nutzlos hingebracht. Schon im zweiten Jahre des Krieges ward es offenbar, daß das Volk der Athener mehr an große Thaten als an Unfälle gewohnt sei. Denn als die Peloponnesier zu Anfange des Sommers zum zweiten Male in Attika einfielen und 40 Tage lang das Land verwüsteten und zu gleicher Zeit eine verheerende Pest in Athen Eingang fand, welche bei der Ueberfüllung der Stadt mit Landbewohnern hier bald am fürchterlichsten wüthete, da bestürmte das Volk in Athen Perikles, als den Urheber des Unheils, mit Vorwürfen und verlangte im ohnmächtigen Unwillen Frieden mit Lacedämon. Perikles wußte aber durch seine Rede die Gemüther der ungestümen Menge so zu beherrschen, daß er sie dazu brachte, von dem Verlangen nach einem schimpflichen Frieden mit den Lacedämoniern abzustehen. Ueberdies waren auch dieses Jahr die Unternehmungen der Flotte, welche nach dem Peloponnes geschickt worden, nicht ohne erwünschten Erfolg, und Potidäa ergab sich noch vor dem Ausgange des Winters, nach fast dreijähriger Belagerung. Perikles aber starb in der Mitte des dritten Jahres des peloponnesischen Krieges, vielleicht mehr von dem Schmerze über den Untergang seines Hauses und die Erniedrigung seines Vaterlandes, die er mit ahnendem Geiste am tiefsten fühlen mochte, überwältigt, als von jener Pest dahingerafft, welche die Seinigen vernichtet hatte. Sein Tod war von allen Unfällen, die Athen in dieser Zeit trafen, der größte.

An die Stelle eines bestimmten Planes für die innere Verwaltung des Staates und die Führung des Krieges, welchen Perikles mit unerschütterlicher Festigkeit durchzuführen vermocht hatte, trat jetzt ein unbestimmtes Streben der Parteien gegen einander, unter verschiedenen Häuptern. Weder Kleon, welcher als Haupt der Volkspartei mit der Kühnheit seiner Rede den Launen des ohnmächtigen Haufens einige Zeit Genüge that und dann verlacht wurde, noch der zaghafte Nicias,*) welcher durch Geschlecht und Reichthum die Gunst der Vornehmen gewann und von diesen dem Kleon entgegengestellt ward, konnten den Verlust des Perikles ersetzen. Der Krieg ging, wie er begonnen hatte, ohne bedeutende Ereignisse fort; nirgends gab entscheidender Sieg einem Theile bleibende Ueberlegenheit. Einzelne Vorfälle zeugen eben so sehr für die Erbitterung, mit welcher in offener Schlacht die Krieger, im Innern der Städte die Parteien kämpften, als für den Mangel eines bestimmten, klar aufgefaßten Planes der Kriegs-Operationen von beiden Seiten.

Wie sehr die Erbitterung in den folgenden Jahren zu Gewaltthat trieb, zeigt das Schicksal von Mitylene auf Lesbos. Während nämlich die

*) Vgl. die Charakteristik des Nicias bei Curtius, griech. Gesch. II 350 u. ff.

Peloponnesier abermals verheerend in Attika einfielen, erhielten die Athener Nachricht, die Mitylenäer gingen, mit Lacedämoniern und Böotiern in Verbindung, damit um, von Athen abzufallen. Als sie hierauf mit 40 Schiffen vor Mitylene zogen, dieses aber ihrem Verlangen, die Schiffe auszuliefern und die Mauern niederzureißen, nicht willfahrte, ward die Stadt von der Seite des Meeres eingeschlossen. Obgleich nun die Peloponnesier zu Anfange des folgenden Jahres wieder in Attika einfielen und 42 Schiffe nach Lesbos schickten, so sahen sich doch die Mitylenäer, als auch im Innern der Stadt das gemeine Volk gegen die Mächtigen Gewalt übte, genöthigt, noch vor der Ankunft der lacedämonischen Hülfe, sich den Belagerern durch einen Vertrag zu ergeben, dem zufolge die athenischen Schwerbewaffneten in die Stadt einziehen, sich aber jeder feindlichen Handlung gegen die Schuldigen enthalten sollten, bis man von Athen die Entscheidung über Mitylene's endliches Schicksal eingeholt habe. Hier beschloß das Volk in der ersten Hitze des Zornes, alle Männer, welche in Mitylene zurückgeblieben, umzubringen und ihre Weiber und Kinder als Sclaven zu verkaufen. Auch in einer zweiten Volksversammlung, welche die Gemäßigteren zur Abwendung des Unmenschlichen veranstaltet hatten, sprach der ungestüme Kleon mit Heftigkeit für die Ausführung des furchtbaren Beschlusses. Doch gewann dieses Mal noch die Menschlichkeit den Sieg. Aber die Urheber des Abfalls konnten der Rache der Volkspartei nicht entgehen. Auf Kleon's Vorschlag wurden mehr als 1000 in Athen anwesende Mitylenäer gewaltsam ermordet. Mitylene verlor, wie alle abtrünnigen Bundesgenossen der Athener, Mauern und Schiffe. Später wurden athenische Colonisten nach Lesbos geschickt, und auch die Plätze, welche die Mitylenäer am Festlande besaßen, von den Athenern besetzt.

Im sechsten Jahre des Krieges wurden von Seiten der Athener die gewöhnlichen Angriffe auf den Peloponnes mit Glück, aber ohne bleibende Folgen wiederholt. Entscheidender hätte im folgenden Jahre der Unfall werden können, welcher die Lacedämonier bei der Insel Sphakteria traf, wenn nicht Athens Uebermuth im Glücke jede friedliche Ausgleichung verhindert hätte. Nachdem es nämlich dem Demosthenes gelungen war, das alte, messenische Pylus zu befestigen und auf diese Weise einen höchst vortheilhaften Stützpunkt für die Unternehmungen der Athener im Peloponnes selbst zu gewinnen, besetzten die Lacedämonier die gegenüberliegende Insel Sphakteria mit Schwerbewaffneten, damit sie nicht von feindlicher Seite zum Angriffspunkte benutzt werden möchte. Schon hatte die kleine athenische Besatzung, fast von allen Mitteln zu einer kräftigen Vertheidigung entblößt, einen mörderischen Angriff der Feinde abgeschlagen, als 40 Schiffe der Athener von Zakynthus ankamen und, nach einem heftigen Gefechte mit der lacedämonischen Schiffsmannschaft, die auf der Insel befindlichen Truppen einschlossen und ihnen jede Zufuhr abschnitten. In dieser Noth ver-

standen sich die Lacedämonier schnell zu einem höchst entehrenden Waffenstillstande, dem zufolge sie alle Schiffe den Athenern so lange übergeben mußten, bis man den Erfolg der Unterhandlungen wegen eines Friedens zu Athen erfahren haben würde. Allein da man hier, auf Kleon's Antrieb, bevor man auf einen Friedensschluß eingehen wollte, die vorläufige Bedingung machte, daß zuvörderst die auf der Insel befindlichen Truppen nach Athen gebracht werden sollten, so ward der Waffenstillstand aufgehoben und der Kampf begann von Neuem. Kurz darauf aber brachte Mangel an Lebensmitteln die Athener in große Bedrängniß; selbst in Athen fing man an zu bereuen, daß man den gebotenen Frieden nicht angenommen; und als man nun am meisten gegen Kleon, den Urheber des Beschlusses, unwillig wurde, da erbot er sich, mehr durch Nicias' Klugheit dazu gezwungen, als aus freiem Antriebe, selbst den Bedrängten Hülfe zu bringen und mit geringer Macht in 20 Tagen den Kampf zu beendigen. Mit Demosthenes' Hülfe gelang es ihm in der That, sein Versprechen zu lösen. Ein entschlossener Angriff auf die Insel nöthigte die 420 lacedämonischen Schwerbewaffneten, sich nach einer verzweifelten Gegenwehr zu ergeben; 242 wurden nach Athen gebracht, die kleinere Anzahl hatte kämpfend den Tod gefunden. Hierauf zogen auch die Lacedämonier von Pylus ab, das ferner von den Athenern besetzt blieb.

Die Einnahme der Insel Cythera, welche, von lacedämonischen Periöken bewohnt, wegen ihrer günstigen Lage namentlich für die Bildung einer Seemacht im Peloponnes wichtig erscheinen mußte, durch die Athener war weit weniger an sich von Bedeutung als wegen ihrer Wirkung auf die Stimmung der Gemüther bei beiden Theilen. Denn als von hier aus die Athener auf mehreren Punkten des Festlandes glückliche Einfälle machten, wagten die Lacedämonier kaum, einigen Widerstand zu leisten.

Um diese Zeit zeigten sich auch in mehreren böotischen Städten Bewegungen zu Gunsten der Demokratie und Hinneigung zu Athen. Durch Verbannte traten die demokratisch Gesinnten mit den atheniſchen Feldherren Demosthenes und Hippokrates in Unterhandlungen und versprachen ihnen, Chäronea und Delium an einem Tage zu übergeben. Wäre der Plan gelungen, so hätte Athen leicht auch in diesem Theile von Hellas ein für den Ausgang des Krieges entscheidendes Uebergewicht gewinnen können. Allein kaum war Delium durch Hippokrates besetzt und nothdürftig befestigt worden, als das Hauptheer der Athener auf dem Heimwege von einem weit überlegenen Heere der Böotier angegriffen und völlig geschlagen wurde; siebenzehn Tage später fiel auch Delium, das noch von Athenern besetzt war, wieder in die Hände der Böotier.

Endlich schien der Krieg eine entscheidendere Richtung zu nehmen, als Brasidas an der Spitze des lacedämonischen Heeres nach einem bestimmten Plane die Macht der Athener durch den Verlust ihrer Pflanzstädte zu

schwächen suchte und in dieser Absicht den Kriegsschauplatz an die Küsten von Thracien und Macedonien versetzte (422). Schon seit der Belagerung von Potidäa hatten beide Theile die Wichtigkeit der hellenischen Niederlassungen in jenen Gegenden erkannt und sich um Verbindungen mit den benachbarten barbarischen Völkerstämmen, die ihnen dort die Ueberlegenheit sichern sollten, bemüht. Gegen das Ende des Sommers zog Brasidas durch Thessalien, fand sowohl bei den Chalcidiern als auch bei Perdikkas von Macedonien bereitwillige Aufnahme und machte durch Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe die athenischen unfreiwilligen Bundesgenossen bald den Lacedämoniern geneigt. Eion, der Hafenplatz von Amphipolis, wurde durch Thucydides, den Geschichtschreiber des peloponnesischen Krieges, der damals in der Gegend von Thasus ein athenisches Geschwader befehligte, gerettet; die übrigen Städte, welche zum Abfall geneigt schienen, erhielten stärkere Besatzungen. Doch fielen kurz darauf die meisten Plätze auf der Halbinsel des Athos zu Brasidas ab. Da unternahmen die Athener, auf Kleon's Vorschlag, einen Vernichtungskrieg gegen diese Städte. Kleon eroberte Torone, ward aber bei Amphipolis von Brasidas völlig geschlagen, wobei beide Feldherren, dieser siegend, jener als schmachvoll Fliehender, das Leben verloren. Gerade dieser letztere Umstand war entscheidend. Der Friede kam jetzt durch Nicias' und des spartanischen Königs Plistonax' Bemühen zu schnellem Abschluß. Rückgabe der gegenseitig gemachten Eroberungen, Freiheit und Unabhängigkeit der thracischen Städte, Auswechslung der Gefangenen und Entscheidung fernerer Streitigkeiten durch Rechtsspruch waren die Hauptbedingungen des Friedens, welcher gegen das Ende des zehnten Kriegsjahres auf 50 Jahre zwischen Athen und Sparta abgeschlossen wurde, und den man zum Andenken des Urhebers den des Nicias genannt hat.

---

77. Alcibiades.

(Nach Wilh. Vischer, Alkibiades und Lysandros.)

Diesem ersten zehnjährigen Abschnitte des Krieges, der auch der Archidamische Krieg heißt, folgt nun eine sechsjährige Periode angeblichen Friedens, in dem die sonderbarsten Combinationen eintreten, im Ganzen aber die Parteien einander bald mehr, bald weniger verborgen bekämpfen, bis Athen im kecken Uebermuth es übernimmt, Sicilien zu erobern und dadurch den Wiederausbruch des Krieges herbeiführt, der nach dem tragischen Ausgang jenes Unternehmens, trotz des heldenmüthigen Widerstandes, mit Athens Demüthigung endet.

Dieser zweite Theil des Krieges trägt einen ganz andern Charakter als der erste. Wenn in jenem noch gewissermaßen in Folge der alten Besonnen-

heit und der verständigen Politik des Perikles und Archidamus eine gewisse Mäßigung, ein vorsichtiges Beschränken der Unternehmungen sich kund gibt, nirgends die ganze Existenz aufs Spiel gesetzt wird, darum der Krieg auch noch mehr geführt wird um Behauptung oder Verlust der athenischen Hegemonie als um Unterwerfung des einen Staates unter den andern, so wird jetzt auf einmal die Art des Kampfes wie sein Ziel ein anderes. Athens junge Generation, nicht zufrieden mit dem mühsam Behaupteten, will eine Meeres-Herrschaft begründen, der natürlich auch der Peloponnes verfallen sollte; es setzt Alles aufs Spiel, der Wurf mißlingt, und nun kämpft es zwar heldenmüthig und oft erfolgreich, aber unstät und im Innern zerrissen, bald mehr um sein Dasein als um die Herrschaft. Sparta, dies Mal weit mehr im Rechte als im archidamischen Kriege, greift, durch die früheren Erfahrungen belehrt, nun den Feind in ganz anderer Weise an; je mehr Athen an Haltung und Besonnenheit verliert, desto consequenter, aber auch rücksichtsloser und unbekümmert um alle Mittel verfolgt jenes sein Ziel. Durch persische Subsidien unterstützt, stellt es Athen gewaltige Flotten entgegen, entreißt ihm die Bundesgenossen, blokirt die Stadt zu Lande und, was das Gefährlichste, umgarnt Athen durch verrätherische Verbindungen. Fast überall treten oligarchische Clubs als wesentliche Elemente im Kriege auf; der Krieg wird mehr und mehr ein Krieg zwischen Oligarchie und Demokratie. Zugleich ist er durch die Verbindung mit Persien an geographischer Ausdehnung und Massenhaftigkeit der Streitkräfte ungemein gewachsen; am Ende wird er ein Verzweiflungskampf von Seiten Athens. Fragen wir nun, welche Ursachen besonders für eine solche Gestaltung wirkten, so finden wir sie zum Theil natürlich in dem Charakter der Völker und in ihrer Entwicklung, zum großen Theil aber auch in zwei hervorragenden Persönlichkeiten, welche uns den Charakter ihrer beiden Vaterstädte in ihrem Verfalle abspiegeln und auf ihre Schicksale den mächtigsten Einfluß übten. Es sind Alcibiades und Lysander, von denen der erste bereits in früher Jugend den Blick auf sich gezogen hatte, der letztere erst in den letzten Jahren des Krieges den Schauplatz betritt.

Alcibiades entstammte den edelsten und reichsten Geschlechtern Athens. Sein Vater Klinias führte den Stammbaum auf Aiax und somit auf Zeus zurück; die Mutter Deinomache, eine Tochter des Megakles, gehörte den Alkmäoniden an. Große Entschlossenheit, eine an Unverschämtheit grenzende Keckheit und ein unbändiges Streben, überall der Erste zu sein, machten ihn bereits unter seinen Jugendgenossen zum ersten, gewöhnten ihn, keinen Widerspruch zu ertragen. An Geist und Körper gleichmäßig begabt, erfaßte und betrieb er alle Gegenstände der hellenischen Erziehung mit außerordentlicher Leichtigkeit, zeigte aber auch hier seinen Eigenwillen in vollem Lichte. Es war nämlich damals der Unterricht im Flötenblasen in Athen gewöhnlich geworden. Alcibiades wies ihn als unedel zurück, weil der Spielende ent-

stellt werde. Sein Beispiel wirkte so, daß die Flöte in Athen aus der Mode kam. Sokrates wollte den herrlichen Geist desselben aus dem wilden Taumel sinnlicher Genüsse zum klaren Bewußtsein seiner Bestimmung und Pflichten emporheben und auf diesem Wege auch einen Bürger bilden, der den Staat dem gegenwärtigen Verderben entreißen und dem Ideale näher führen sollte, welches Sokrates vor Augen hatte. Auch entwickelte sich bald das schönste Verhältniß zwischen beiden, ähnlich dem zwischen Vater und Sohn, und mit aller Freiheit der Freundschaft. Beweis dafür ist das gegenseitige Verhältniß der Männer in den Schlachten bei Potidäa und bei Delium, wo sie mannhaft, mit Hintansetzung des eigenen Lebens, einander schützten. So rein aber des Sokrates Bestreben, so schön des Alcibiades Anhänglichkeit in den ersten Jahren war, so war der Erfolg doch wenigstens nicht nachhaltig. Einerseits war des Sokrates Umgang an und für sich nicht geeignet, tüchtige und praktische Staatsmänner zu bilden. Seine Art, Alles dem grübelnden Verstande und einer zersetzenden Kritik zu unterwerfen, hat weit mehr die Folge gehabt, die Jugend mit den Gebrechen des Staates bekannt zu machen und sie diesen und seine Vorsteher gering schätzen zu lehren, als seine Lehre von Tugend überhaupt und der Gerechtigkeit insbesondere zu einer positiven Wiedergeburt zu führen vermochte. Und so hat denn auch Alcibiades mehr das skeptische, Alles anzweifelnde Element sich angeeignet. Sein Reichthum, sein Ansehen, die von Hohen und Niedern ihm dargebrachten Huldigungen und Schmeicheleien mußten des Sokrates Lehren vielfach neutralisiren, namentlich wo diese dem Alcibiades unbequem fielen. Sein für Alles empfänglicher, aber veränderlicher Sinn vergaß die guten Vorsätze so schnell, als er sie gefaßt hatte.

Kleon's Tod eröffnete dem jungen Manne günstige politische Aussichten. Kein Staatsmann ersten Ranges, wie Perikles, lenkte das Gemeinwesen, kein Demagoge von der Bedeutung des Kleon beherrschte mehr die Versammlung; der ängstliche Nicias ist die hervorragendste politische Persönlichkeit. Da tritt rasch Alcibiades in den Vordergrund, ausgerüstet mit allen Eigenschaften, die ihm überall, wie viel mehr bei dem empfänglichen athenischen Volke, eine glänzende Laufbahn sichern mußten. Der schönste Mann in Athen, von hohem Wuchse und unverwüstlicher Körperkraft, ein eben so tapferer Krieger als einsichtsvoller Feldherr, von unwiderstehlicher persönlicher Liebenswürdigkeit, wo er gewinnen wollte, an Beredsamkeit den meisten Zeitgenossen überlegen (selbst daß er gewisse Buchstaben nicht aussprechen konnte, erschien bei ihm nur als ein gewisser Vorzug), in diplomatischen Verhandlungen fein und gewandt, prachtliebend und freigebig bis zur äußersten Verschwendung, hochfahrend und trotzig gegen Gleiche und Höherstehende, gegen Niedere, wo sie ihm nicht in den Weg traten, wohlwollend und freundlich, so mußte Alcibiades bald der Liebling des athenischen Volkes werden, und die höchste Stellung konnte ihm, so schien es, so wenig entgehen als einst

dem Perikles. Aber die Besonnenheit, jene ächt hellenische Tugend, welche in Perikles in ihrem vollem Glanze uns entgegenstrahlt, fehlt dem Alcibiades wie seiner Zeit. Er hatte nicht gelernt, sich selbst zu beherrschen. Ein unwiderstehlicher Drang zum Herrschen, genährt durch die Schmeicheleien des Volkes und mancher Vornehmen, durch keine wohlthätigen Schranken gehemmt, nur gereizt durch die Intriguen von Gegnern, denen er sich weit überlegen fühlte, reißt ihn unaufhaltsam fort und artet zu einer unerhörten Willkür und Eigenmächtigkeit aus. Alcibiades wurde ein für einen Freistaat unerträglicher Bürger. Einen Gleichen duldete er nicht neben sich. Er wollte der Erste sein, wollte herrschen in Athen, in Griechenland, in der damals bekannten Welt; darum sollte auch Athen zu hoher Macht erhoben werden. Und diese hohe Stellung erstrebte er nicht in ruhiger, consequenter Anwendung seiner Mittel, er wollte sie gleichsam im Sturm erobern, und daneben seinen Launen und Leidenschaften keinen Zwang anthun. Unter welcher Form das Ziel erreicht werde, galt ihm gleich. Darum gehört er im Grunde weder der demokratischen, noch der sich allmählich erhebenden oligarchischen Partei an; nach Bedürfniß sucht er die eine wie die andere zu benutzen, steht aber, da die Demokratie weit mehr Vortheile darbot, meist auf ihrer Seite. Gerade dadurch aber, daß er keiner Partei aufrichtig angehört, bereitet er sich hauptsächlich seinen Sturz, um so mehr, als er durch sein rücksichtsloses Verfahren sich zahlreiche persönliche Feinde machte. Keine Partei traute ihm, Oligarchen wie Demokraten arbeiteten vereint ihm entgegen, und zwei Mal sehen wir ihn stürzen, wo er gerade dem Ziele seiner Wünsche am nächsten zu stehen scheint. Man traute ihm selbst da nicht, wo er es redlich meint; denn als er durch Erfahrung belehrt, durch Unglück geläutert, jenen Ehrgeiz bändigte, als Besonnenheit an die Stelle der Leidenschaften trat, da war es bereits zu spät, um bleibendes Zutrauen zu gewinnen.

---

78. Das Unternehmen der Athener gegen Sicilien.

(Nach Friedr. v. Raumer, Vorlesungen über die alte Geschichte.)

Nachdem der Versuch des Alcibiades, Athens Herrschaft im Peloponnes durch ein Bündniß mit Argos, Mantinea und Elis zu begründen, vereitelt worden war, indem die Lacedämonier, von den ihnen treuen Peloponnesiern unterstützt, bei Mantinea (418) einen vollkommenen Sieg über die Argiver gewonnen hatten, wodurch Sparta von Neuem als die erste Macht in der Halbinsel anerkannt wurde, da eröffneten dem aufstrebenden Geiste des ruhmsüchtigen Alcibiades die Verhältnisse Siciliens eine Aussicht auf weitere Ausdehnung der Herrschaft Athens. Es kamen nämlich um diese Zeit Bevollmächtigte aus Egesta in Sicilien nach Athen und suchten Hülfe gegen

Selinus, welches mit Syrakus verbündet war. Die Athener kannten die Lage, die Macht und die Verhältnisse Siciliens nicht hinreichend, sie schickten deßhalb Gesandte zur Untersuchung dahin ab. Diese brachten nun zwar sechszig Talente als den monatlichen Lohn für sechszig Schiffe mit zurück, waren aber von den Egestanern über die Größe ihrer Schätze durch List hintergangen worden, und hatten sich auch von den Machtverhältnissen der Staaten keineswegs hinreichend unterrichtet. Nicias erklärte sich hierauf gegen, Alcibiades für einen Feldzug nach Sicilien. Jener äußerte: der Friede sei unsicher, die Macht der alten Feinde groß und die der neuen keineswegs geringer, das entlegene Land könne nicht gewonnen, viel weniger behauptet werden; es sei nothwendig und heilsam, die Kräfte zu sammeln, unverantwortlich dagegen, wenn man sie durch neue, höchst gefährliche Unternehmungen, bloß um der ehrgeizigen Wünsche Einzelner willen, zersplittere und Ohnmacht herbeiführe. Alcibiades rechtfertigte hierauf zunächst anmaßlich seinen Ehrgeiz, seine Prachtliebe und seinen Aufwand, denn dies Alles bringe auch der Stadt Ehre; dann behauptete er, die Peloponnesier wären nicht furchtbar, und die entbehrliche Seemacht reiche vollkommen hin zur Vertheidigung und Behauptung Siciliens. Es sei Pflicht, den Bundesgenossen beizustehen, staatsklug, die Zwistigkeiten der Sicilianer zu benutzen und zu verhindern, daß der dorische Stamm und Syrakus nicht ein gefährliches Uebergewicht erhalte. Ruhe und Abspannung würden selbst die vorhandene Macht zerstören, Thätigkeit und Anstrengung dagegen zu dem größten Ziele führen. Zu diesen Ansichten kam Alcibiades nicht blos aus den ausgesprochenen Gründen, sondern auch, weil er hoffte, als Anführer Ruhm zu gewinnen, sich zu bereichern und seine zerrütteten Vermögensumstände wieder herzustellen.

Der Krieg ward hauptsächlich auf Alcibiades' thörichtes Betreiben im schroffsten Widerspruche mit den weisen Grundsätzen und Warnungen des Perikles und der Ueberzeugung des Sokrates beschlossen; wiederholt bemerkte indessen Nicias: wenn man einmal den Frieden nicht wolle, so möge man doch die Nothwendigkeit der größten Vorbereitungen an Gelde, Schiffen, Mannschaften und Lebensmitteln bedenken und sich über die große Macht der Feinde nicht vorsätzlich täuschen und ins Unglück stürzen. Anstatt aber, daß diese Darlegung der Schwierigkeiten abschrecken sollte, erhöhte sie nur die Wünsche und die Begierden bis zu einer fast beispiellosen allgemeinen Begeisterung. Die Jünglinge in den Ringschulen, die Greise in ihren Versammlungen, die Arbeiter in den Werkstätten sprachen nur von Sicilien; sie entwarfen Pläne, zeichneten die Häfen, segelten schon bis Carthago, und wer etwa noch an dem glücklichen Ausgange zweifelte, schwieg, um nicht für böswillig zu gelten. Nicias ward (wider Willen) dem Alcibiades und Lamachus als Feldherr zugesellt, damit keine Schwierigkeit übersehen werde. Das Volk gab ihnen unbeschränkte Vollmacht zur Rüstung, zur Berufung der Bundesgenossen und zu Ausgaben

aus dem jetzt wieder gefüllten Schatze. Hundert dreirudrige Schiffe, 30 Frachtschiffe gab Athen; die Bundesgenossen, die Argiver, Kreter, Mantineer u. s. w., stellten Hülfe ihren Kräften gemäß.

Schneller, als man glaubte, wurden die mannichfachen Vorbereitungen beendigt. Im Piräus versammelten sich alle Einwohner Athens; keine Furcht, nur Hoffnung bewegte die Gemüther. Der Herold gebot Stille mit der Posaune, er betete, Trankopfer wurden ins Meer gegossen und Alle erhoben heilige Gesänge. Man lichtete die Anker, winkte scheidend sich Glück und Heimkehr zu, und die Flotte verschwand am fernen Gesichtskreise. Warnende Wunderzeichen machten keinen Eindruck.

Als die Athener Corcyra erreicht hatten, sandten sie Schiffe nach Italien voraus, um eine gute Aufnahme vorzubereiten; allein ihre Hoffnungen schlugen fehl, denn Lokri und Tarent verweigerten sogar das Wasser, Rhegium verschloß die Thore, und in Egesta fand man nur dreißig Talente, weil man früher den athenischen Gesandten hier trüglich die aus dem Tempel der Venus auf dem Berge Eryx und aus anderen Städten geliehenen Schätze und kostbaren Geräthe als Eigenthum vorgezeigt hatte. Solcher Verhältnisse halber ward das Heer unwillig, Alcibiades verdrießlich; nur dem Nicias kam dies Alles nicht unerwartet. Natürlich stimmten aber die Meinungen der drei so verschieden gesinnten Feldherren über den Plan des Feldzugs nicht überein; Nicias wollte Selinus angreifen, und wenn Egesta nicht Sold und Hülfe schaffe, zurückkehren. Auf diese Weise zeige man die Macht Athens, den Eifer für die Bundesgenossen, und könne Vortheile erlangen, ohne sich der äußersten Gefahr Preis zu geben. Lamachus, feurig und tapfer, aber seiner Armuth halber nicht sehr angesehen, wollte sogleich gegen Syrakus segeln und die Unvorbereiteten überraschen; nur dadurch könne man bei den Sicilianern Ansehen gewinnen. Alcibiades endlich behauptete: man müsse außer Syrakus und Selinus alle sicilischen Städte, besonders aber das durch seine Lage so wichtige Messana, zu gewinnen suchen und dann die Feinde angreifen, wenn sie anders, aus Furcht vor der Uebermacht, nicht freiwillig den athenischen Forderungen genügten. Zuletzt stimmte Lamachus der Meinung des Alcibiades bei, und sie kam deshalb zur Ausführung.

Um diese Zeit ward Alcibiades folgender Veranlassung halber nach Athen zurückberufen. Kurz vor dem Aufbruche des Heeres gegen Sicilien fanden sich eines Morgens in Athen die Hermessäulen verstümmelt und manche andere Bildsäulen beschädigt. Einige glaubten, die Korinthier hätten dies, als ein den Athenern ungünstiges, den Syrakusanern erfreuliches Götterzeichen, heimlich veranstaltet, um den Feldzug zu hintertreiben; Andere hielten es für unbedeutenden Uebermuth trunkener Jünglinge; noch Mehrere sahen darin Entweihung der Religion und der Mysterien; die zahlreichen Feinde des Alcibiades endlich bezeichneten ihn als den Urheber des Geschehenen,

und behaupteten, ein Plan zum Umsturze der Volksherrschaft stehe damit in nothwendiger Verbindung. Vergebens erbot sich Alcibiades zur Rechtfertigung, denn seine Feinde fürchteten, daß er, bei der Liebe des Heeres, würde freigesprochen werden; deshalb sollte erst nach seiner Rückkunft die Untersuchung Statt finden. Man sandte das salaminische Schiff nach Sicilien, um jenen, weil man Aufruhr im Heere befürchtete, mit Güte zur Rückkehr zu bewegen. Allein Alcibiades entfloh und erreichte auf seinem eigenen Schiffe Thurii, dann den Peloponnes; er begab sich Anfangs nach Argos, hierauf aber, weil die Athener seine Auslieferung oder doch seine Ausweisung verlangten, nach Sparta. Auf die Frage: ob er seinem Vaterlande nicht traue? antwortete er: „ja, nur nicht in Absicht des Lebens, wo die eigene Mutter leicht ein schwarzes statt eines weißen Steinchens ergreifen könnte.“ Wirklich ward er abwesend und unverhört in Athen zum Tode verurtheilt und seine Güter eingezogen; er aber rief: „Zeigen werde ich ihnen, daß ich lebe!“ und er hielt Wort.

In Sparta vertheidigte sich Alcibiades öffentlich in einer Rede wegen seiner früheren Feindschaft gegen die Lacedämonier, suchte sophistisch zu beweisen, daß er jetzt nicht gegen sein Vaterland, sondern nur gegen seine Feinde in Athen wirke, behauptete mit Uebertreibung und seiner eigenen schädlichen Einwirkung uneingedenk die gefährlichsten Absichten dieser Stadt auf Sicilien, Carthago, den Peloponnes, kurz, auf allgemeine Herrschaft, und trug zuletzt dahin an, Decelea im athenischen Gebiete zu befestigen und Hülfe nach Sicilien zu senden. Beides ward von den Lacedämoniern beschlossen.

Die Athener erhielten unterdessen in Sicilien mehrere kleine Vortheile und vertrieben die Syrakusaner von Epipolä, einem der Stadt gegenüberliegenden Berge, welcher eine gefährliche Aussicht in dieselbe gewährte. Deshalb wagten diese jetzt selten Ausfälle, sondern erbauten mit großer Anstrengung, wider die von den Athenern angelegten Einschließungsmauern, ein ähnliches Schutzwerk; als sie aber, demselben zu sehr vertrauend, nachlässiger in der Bewachung wurden, zerstörten ihnen die Athener in unvermuthetem Anfalle Mauern und Pfahlwerk. Gleich erfolgreich für diese endete ein zweiter Versuch an einer andern Stelle; nur tödteten sich wechselseitig im Gefechte Lamachus, welcher die Reiterei befehligte, und Kallikratidas, der Anführer der Syrakusaner. Nicias blieb dadurch alleiniger Feldherr. Die Athener hatten in acht verschiedenen Gefechten die Syrakusaner besiegt, den großen Hafen durch ihre Flotte gesperrt, endlich von mehreren Städten Siciliens und Italiens Hülfe erhalten. Ihre Hoffnungen wuchsen in dem Maße, als die Niedergeschlagenheit in Syrakus überhand nahm; Nicias verhandelte erst heimlich, dann sogar öffentlich wegen Uebergabe dieser Stadt.

Um diese Zeit (414) landete der Spartaner Gylippus mit wenigen vom Sturme beschädigten Schiffen in Italien. Dann segelte er, weil die

directe Fahrt nach Syrakus unmöglich war, gegen Himera und erreichte von hier aus unbehindert mit seinen 3000 Mann zu Lande Syrakus. Nicht sowohl in der Mannschaft, als vielmehr darin lag der Gewinn für die Syrakusaner, daß sie nunmehr einen Feldherrn, und einen des Krieges kundigen Feldherrn erhielten. Dennoch bewiesen die nächsten Ereignisse, daß die Macht beider Theile fast noch immer gleich, mithin keine baldige Entscheidung zu hoffen war. Gylippus bat deshalb in Sparta, Nicias in Athen um Hülfe. Dieser berichtete, die Schiffe seien schadhaft, das Schiffsvolk zum Theil todt, zum Theil unbrauchbar, und die Gefahr wegen Mangels an Lebensmitteln täglich anwachsend. Man möge also, so fern man nicht sehr bedeutende Unterstützung senden könne, die ganze Unternehmung aufgeben, ihm selbst aber, da er krank sei, auf jeden Fall einen Nachfolger ernennen. Trotz dieser abschreckenden Darstellung beschlossen die Athener allzu beharrlich, den Krieg in Sicilien fortzusetzen und den allzu nachsichtigen Nicias nicht abzurufen. Eurymedon ward vorläufig mit zehn athenischen Schiffen und 50 Talenten abgesandt, und zum Frühjahre mehr Hülfe versprochen.

Endlich langte Demosthenes mit so großer Hülfsmacht an, daß man sah, wie viel den Athenern an dem Gelingen der Unternehmung liege. Prachtvoll geschmückt, mit feierlichem Gesange, in schönster Ordnung, segelten 73 Schiffe in den Hafen; es landeten 5000 Schwerbewaffnete nebst einer verhältnißmäßigen Anzahl leichter Mannschaft, Schleuderer und Bogenschützen. Demosthenes wollte mit großem Rechte sogleich entscheidend kämpfen und siegen oder schnell zurückkehren; Nicias dagegen rieth, nach so vielen Erfahrungen, auch jetzt noch thörichter Weise zur Zögerung, weil die Syrakusaner an Gelde Mangel litten und ihre Bundesgenossen bereits ungeduldig würden. Nach einigem Zeitverlust beschloß man dennoch, des Demosthenes lebhafter Aufforderung gemäß, Epipolä in der Nacht anzugreifen. Nur im Anfange waren die Athener glücklich, dann zeigte sich aber der Mißgriff, daß Fremde die Einheimischen, auf ihrem Boden, in der Nacht besiegen wollten! Bei gleicher Sprache und gleichem Kriegsgeschrei trafen Freunde gegen Freunde; die Athener wurden zuletzt völlig geschlagen, zerstreut und zwischen die Berge hinabgestürzt; sie zählten 2000 Todte.

Nunmehr erklärten Demosthenes und Eurymedon, bei der Schwäche des durch Krankheiten außerdem noch ermatteten Heeres könne Syrakus nicht erobert werden, aber die Rückkehr stehe noch offen. Nochmals siegten die Syrakusaner zur See, sie schlugen einen Landangriff der Athener zurück, und mit Beseitsetzung aller innern Zwistigkeiten dachten sie nicht mehr bloß an die eigene Rettung, sondern schon an den Ruhm, die feindliche Macht zu vernichten; sie sperrten den Hafen, damit den Athenern der Rückzug unmöglich werde. Diese verließen ihre Einschließungsmauern und befestigten bloß einen engen Bezirk bei den Schiffen; allein hier nahm die Noth jeder Art und insbesondere der Mangel an Lebensmitteln so schnell überhand, daß sie

beschlossen, die letzte Seeschlacht zu wagen, für den Fall der Niederlage aber die Schiffe zu verbrennen und zu Lande abzuziehen. Heftig war die Schlacht, unbeschreiblich groß sowohl die körperlichen Anstrengungen als die Bewegung der Gemüther. Ringsum standen auf dem Ufer die zahlreichen Zuschauer von beiden Parteien, und nachdem der Sieg sich so oder anders zu wenden schien, erhob sich gleichzeitig Jubel oder Klagegeschrei. Endlich wichen die Athener. Nicias und Demosthenes wollten zwar wiederholt angreifen, da die Zahl ihrer Schiffe der Zahl der feindlichen noch gleich kam, allein das Schiffsvolk weigerte sich, ihnen zu gehorchen.

Vier Tage lang zogen die Athener erst gegen Catana, dann gegen Camarina, unter steten Gefechten und mit Mangel jeder Art kämpfend. Am fünften ward die in der Nacht schon in Unordnung gerathene Abtheilung des Demosthenes gänzlich von der überlegenen feindlichen Macht eingeschlossen; sie mußte sich unter der Bedingung ergeben, daß Keiner gewaltsam getödtet, Keinem die Nahrung entzogen werde. Lange wollte der jetzt muthig ausharrende Nicias dies Unglück nicht glauben, als er aber endlich nicht mehr zweifeln konnte, bot er den Syrakusanern gegen freien Abzug mehrere Geisel und den Ersatz der Kriegskosten; dieser Antrag ward jedoch verworfen. Beim Uebergange der Athener über den Assinarus erhob sich der letzte unglückliche Kampf, sie wurden theils getödtet, theils ohne alle Vergleichsbedingungen gefangen. In den engen, heißen Steingruben, wohin sie zu harter Arbeit gebracht wurden, fanden die Meisten ihren Tod; Einzelne nur bereiteten sich ein milderes Loos, weil sie Stellen aus den Trauerspielen des Euripides im Gedächtniß hielten und zur Ergötzung und Bewunderung ihren neuen Herren mittheilten.

Die Syrakusaner verurtheilten Demosthenes und Nicias zum Tode. Jener war den Lacedämoniern wegen der Besitznahme von Pylus verhaßt, von diesem, dem Reichen, besorgte man Loskauf und Erhebung neuer Fehden. Einige fürchteten auch wohl, daß die Verbindungen kund werden möchten, in welchen sie mit ihm gestanden hatten. Hermokrates und Gylippus suchten vergeblich das Leben beider zu retten und die Syrakusaner zu edlerem Gebrauche ihres Sieges zu bewegen; doch sollen sich, laut einer Nachricht, beide Feldherrn selbst den Tod gegeben haben, ehe jener Volksschluß zur Vollziehung gebracht wurde.

Vollständiger war fast nie ein Sieg, wenige Trauerspiele der Geschichte sind größer als dieses; und wenn auf der einen Seite das Gemüth sich zu Syrakus wendet, welches ohne rechtlich zureichenden Grund angegriffen, für die Freiheit kämpfte, so muß man auf der andern Seite die Kühnheit und Ausdauer der Athener bewundern und tiefe Wehmuth über das grenzenlose Unglück empfinden, welches ihr schönstes Heer auf dem Gipfel ihrer Macht und ihrer Bildung zerstörte, ein Heer, wo in jedem Einzelnen mehr

Geist und Leben zu Grunde ging, als in anderer Zeit und an anderen Orten in vielen Tausenden.

Ein Fremder brachte die erste Nachricht von dem gänzlichen Untergange des Heeres und der Flotte nach Athen; aber so unglaublich erschien die Angabe, daß man Jenen ergriff und folterte, um die Ursachen seiner Lügen und um die Wahrheit zu erfahren. Bald traf indessen die Bestätigung von allen Seiten ein, und grenzenloses Wehklagen erfüllte die ganze Stadt über den Verlust so vieler Söhne, Brüder, Verwandten, Freunde, Mitbürger; dann folgte Zorn und Tadel aller Rathgeber, Priester und Wahrsager; obgleich die Begeisterung jeden Einzelnen ergriffen, jeder für die Unternehmung, so wie dann für die Entfernung des Mannes gestimmt hatte, welcher wohl allein fähig gewesen wäre, das kühn Begonnene durch Mittel aller Art auszuführen.

---

79. Oligarchie in Athen und Rückkehr des Alcibiades.

(Nach Wilh. Vischer, Alkibiades und Lysandros.)

Seit dem sicilischen Mißgeschicke war in Athen ein bedeutendes Hinneigen zu einer Modificirung der Demokratie sichtbar, besonders wünschte im Heere in Samos ein Theil der Führer eine Oligarchie. Alcibiades, der sein früheres Unglück zum großen Theil der Demokratie zuschrieb, erklärte sich bereitwillig, wieder zurückzukehren, und versprach, den persischen Satrapen Tissaphernes auf die Seite von Athen zu bringen, wenn eine Oligarchie eingeführt werde. Die oligarchisch gesinnten Männer gingen gerne darauf ein, die Masse ließ sich durch Hoffnung auf eine glückliche Wendung des Krieges bethören, und alle Einleitungen zu einer Umwälzung wurden getroffen, als ein Zerwürfniß zwischen Alcibiades und den Oligarchen eintrat. Auch das Heer in Samos erklärte sich für die Demokratie, constituirte sich selbst als souveränes Volk, rief den Alcibiades zurück und ernannte ihn zum Feldherrn. Er benutzte seine Stellung sofort aufs löblichste, hielt das Heer ab, wie es im ersten Ingrimme beabsichtigte, gegen Athen zu ziehen, und rettete dadurch den Staat von unvermeidlichem Untergang; er mahnte dringend beide Theile, dem äußern Feinde sich unverzagt entgegen zu stellen; sei man einmal gegen den gesichert, so werde sich wohl die Eintracht im Innern wieder geben. Mit einem Worte, er bewies jetzt solche Besonnenheit und so kluge Fürsorge für das Wohl des Staates, daß man darüber fast vergißt, wie er zumeist das Unglück herbeigeführt hatte, aus dem er ihn jetzt zu retten bestrebt ist. Ueberhaupt beginnt jetzt der schönste Theil seiner Laufbahn; die Schule des Unglücks hatte ihn geläutert. An der Spitze der athenischen Streitkräfte entwickelt er nun Talente, die ihm einen Platz unter den Feld-

herren des ersten Ranges anweisen. Mit großer Umsicht und Klugheit verbindet er eine Kühnheit und Schnelligkeit in seinen Unternehmungen, wie sie sonst im peloponnesischen Kriege nicht vorkommt, nöthigenfalls auch eine an Tollkühnheit grenzende persönliche Tapferkeit.

Als nämlich Tissaphernes den Peloponnesiern gegenüber immer zaudernder und unzuverlässiger wurde, wandte sich (im Sommer 411) der spartanische Admiral Mindarus nach dem Hellespont, um mit Hülfe des zuverlässigern Satrapen Pharnabazus die dortigen mächtigen und reichen Bundesstädte Athens diesem gänzlich zu entreißen und seine Verbindung mit dem Pontus zu unterbrechen. Die Athener folgten ihm, und gewannen zuerst durch das glückliche Gefecht bei Kynossema ihr altes Vertrauen auf die Ueberlegenheit zur See wieder. Entschieden aber wurde ihr Uebergewicht, nachdem bald darauf Alcibiades selbst in den Hellespont einlief. Seiner Ankunft verdankte man zuerst den Sieg bei Abydus. Bald aber führte er Größeres aus. Von trefflichen Unterbefehlshabern, namentlich Thrasyllus, Thrasybulus und Theramenes, unterstützt, griff er nach einem wohlangelegten Plane die vereinigten Streitkräfte der Peloponnesier und des Pharnabazus bei Cyzicus an, eroberte oder vernichtete die ganze feindliche Flotte, schlug das Landheer und nahm die mächtige Stadt Cyzicus. Es war das der schönste Sieg, den die Athener im ganzen Kriege davongetragen hatten. Die Spartaner, welche sich die Früchte ihrer bisherigen Anstrengungen entrissen sahen und sich überzeugten, daß Athen noch nicht erschöpft sei, boten ehrenvollen Frieden, dessen Annahme zu Athens Unheil der Demagoge Kleophon hintertrieb. Der Krieg wurde fortgesetzt. Alcibiades gewann eine abgefallene Stadt nach der andern wieder, schlug den Pharnabazus und die Peloponnesier bei Abydus, und eroberte das feste Byzanz. Am Ende des Jahres 409 war der ganze Hellespont, die Propontis und der Bosporus, mit Ausnahme der Stadt Abydus, in den Händen der Athener, ihre Herrschaft in jenen Gegenden hergestellt und die Seestraße in den Pontus ihrem Handel geöffnet.

In Alcibiades aber regte sich die Sehnsucht nach der Vaterstadt, die er seit sieben Jahren nicht mehr gesehen hatte. Nachdem er alle Vorkehrungen getroffen hatte, die Eroberungen zu behaupten, wandte er sich im Frühling 408 endlich der Heimat zu, wo seine Siege ihm einen günstigen Empfang sichern mußten. Sein Einlaufen in den Piräus war ein wahrer Triumph, seine Trieren prangten mit Tropäen aller Art, waren belastet mit mannichfaltiger Beute und vielen Gefangenen. Ihr schönster Schmuck aber waren die Insignien von nahe an 200 eroberten oder zerstörten feindlichen Schiffen. Zahllose Volksmassen bedeckten das Ufer, wie einst, da er als Feldherr die Stadt verließ, um Sicilien zu erobern. Jedermann wollte den Retter sehen. In einer Volksversammlung rechtfertigte er sich gegen alle früheren Beschuldigungen, beklagte sein Mißgeschick und schob in versöhnlicher Weise die

Schuld mehr auf einen neidischen Dämon als auf das Volk. Dann zeigte er, daß bei besonnenem Betragen Hoffnung zu siegreicher Beendigung des Kriegs da sei, und mahnte zu Zuversicht und Ausdauer. Ungeheuer war die Wirkung der Worte des siegreichen Feldherrn, um so größer, als das Volk fühlte, ihm Unrecht gethan zu haben und nur durch ihn allein gerettet zu sein. Was er gefehlt, war in diesem Augenblick vergessen. Mit goldenen Kränzen wurde er geschmückt und zum unumschränkten Feldherrn zu Wasser und zu Land ernannt. Es wurde beschlossen, ihm sein confiscirtes Vermögen wieder zurückzugeben, und die Priester aufgefordert, die über ihn ausgesprochenen Flüche zurückzunehmen. Kurz, Alcibiades stand auf dem Gipfel der Macht, die Gunst, die er beim Volke genoß, schien fester als je, sein Wille war dem eines unumschränkten Herrschers gleich, und Manche meinten, er werde die Tyrannis ergreifen. Er aber that keinen ungesetzlichen Schritt. Mit Eifer rüstete er eine zahlreiche Kriegsmacht aus und blieb mit Absicht bis in den September in Athen, um seinen Landsleuten ein lang entbehrtes Fest zu bereiten. Seit der Befestigung von Decelea war die Feier der eleusinischen Mysterien nur mangelhaft möglich gewesen. Die Anwesenheit eines peloponnesischen Heeres hatte die große Procession, die sonst auf der heiligen Straße zu Lande von Athen nach Eleusis zog, unmöglich gemacht, und man pflegte zu Schiffe sich dorthin zu begeben. Jetzt stellte Alcibiades die nöthigen Posten aus, und begleitete mit glänzend ausgerüstetem Heere die Procession nach Eleusis und zurück. König Agis wagte nicht, sie zu beunruhigen. Die Rückkehr von Eleusis mag wohl der schönste Moment im Leben des Alcibiades gewesen sein.

Unter solchen Eindrücken verließ er im Herbst, vielleicht später als gut, mit einer Flotte von 100 Schiffen die Stadt. Er sollte sie nie mehr sehen. Sein Glück, und mit ihm das von Athen, sank in raschem Wechsel dahin. Sein gefährlichster Feind wurde sein großer Ruhm. Ihm, meinte das leicht bewegliche athenische Volk, sei Alles möglich, und wo der Erfolg nicht den ungemessensten Hoffnungen entsprach, suchte man die Schuld bei ihm. Als nun aber in Alcibiades' Abwesenheit und gegen seinen bestimmten Befehl sein Steuermann Antiochus sich in ein Gefecht mit Lysander einließ und eine Schlappe erlitt, war der Sturz des erstern entschieden. Der Verlust an und für sich war ganz unbedeutend, aber die Athener gaben den Aufhetzungen der Feinde des Alcibiades nur zu leicht Gehör, sie setzten ihn ab und wählten an seine Stelle neue Feldherren. Hatte in dem Hermokopiden-Proceß das Verfahren der Athener sich wenigstens einigermaßen entschuldigen lassen, so war es diesmal ohne alle Entschuldigung. Das Schwerste, was man dem Alcibiades vorwerfen konnte, war, einem eiteln, unbedeutenden Mann, wie Antiochus, den Oberbefehl während seiner Abwesenheit anvertraut zu haben; bei seinen bestimmt und klar ausgesprochenen Instructionen mußte er das aber für gefahrlos halten. Jedenfalls war er fähig, den erlittenen Nachtheil

bald wieder gut zu machen und allein dem furchtbaren Gegner Lysander gewachsen. Ruhig verließ Alcibiades die Flotte und zog sich nach seinem Schlosse auf dem thracischen Chersones zurück. Ohne Rachegefühl gegen seine bethörten Mitbürger lebte er hier fern von dem politischen Treiben der Heimat.

---

80. Ausgang des peloponnesischen Krieges.

(Nach F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk, bearbeitet von G. L. Kriegk.)

An die Stelle des Alcibiades wurden zehn Strategen oder Anführer ernannt, unter welchen Konon und Thrasyllus die fähigsten waren. Zum Glück für Athen war damals auch für Lysander die Zeit des Oberbefehls abgelaufen, und der Nachfolger desselben, Kallikratidas, seinem Vorgänger sehr unähnlich. Nichts desto weniger führte er den Krieg mit Glück. Er eroberte die Stadt Methymna auf Lesbos, schnitt Konon von der übrigen Flotte der Athener ab, nahm ihm 30 Schiffe weg und schloß ihn in dem Hafen von Mitylene ein (406 v. Chr.). Auf die Nachricht von Konon's bedenklicher Lage machte man zu Athen die größten Anstrengungen, um ihn zu retten. Eine neue Flotte (von 110 Schiffen) wurde ausgerüstet und alle waffenfähigen Bewohner der Stadt, Sclaven wie Freie, zur Bemannung derselben aufgeboten. Diese Flotte vereinigte sich mit den Schiffen der Samier und anderer Bundesgenossen, und bot hierauf, 150 Segel stark, zwischen Lesbos und dem festen Lande von Kleinasien, bei den arginusischen Inseln, dem Feinde eine Schlacht an, welche Kallikratidas ungeachtet der geringeren Zahl seiner Schiffe annahm; er verlor 70 Schiffe und fiel selbst im Kampfe, nachdem er die Aufforderung seines Steuermannes zur Flucht mit den Worten zurückgewiesen hatte, Sparta werde durch seinen Tod wenig verlieren, sich durch die Flucht zu retten aber sei eine Schande (Juli 405 v. Chr.).

Bei den arginusischen Inseln hatte das Glück den Athenern zum letzten Male gelächelt. Der verschlagene Lysander erschien jetzt wieder auf der Bühne, und das athenische Volk beraubte sich selbst der sieggekrönten Generale, die das Vertrauen der Flotte besaßen. Diese hatten, als sie gegen die mit der Besiegung Konon's beschäftigten Feinde nach Mitylene segelten, 46 Schiffe unter dem Commando des Thrasybul und des Theramenes zurückgelassen, um die Schiffbrüchigen zu retten und die Todten aufzusammeln. Aber ein starker Sturm machte sowohl die Fahrt nach Mitylene als auch die Rettung der Gescheiterten und die Auffischung der Todten unmöglich. Theramenes und Thrasybul, auf welche die Strategen in ihrem schriftlichen Berichte die Schuld der versäumten Pflicht gegen die Unglücklichen geschoben hatten, traten als Ankläger auf, und die acht Anführer, welche in der Schlacht

den Oberbefehl gehabt hatten, wurden sogleich ihrer Stellen entsetzt, und als sie, mit Ausnahme von zweien, welche der drohenden Gefahr gleich von der Flotte aus durch die Flucht ausgewichen waren, nach Athen zurückkamen, verhaftet und vor der Volksversammlung angeklagt. Zum Unglück für sie ward gerade ein allgemeines Volksfest gefeiert, bei welchem alle Anverwandten der in der Schlacht Umgekommenen in Trauerkleidern erschienen und durch ihr Aussehen und ihre Zahl einen tiefen Eindruck auf die Gemüther des Volkes machten. Alle acht Anführer wurden zum Tode verurtheilt und die sechs anwesenden sogleich hingerichtet (im October 406).

In Sparta erkannte man die Nothwendigkeit, Lysander wieder an die Spitze der Flotte zu stellen; da jedoch die Gesetze des Staates nicht erlaubten, einem und demselben Manne zwei Mal das Obercommando der Flotte zu geben, so ernannte man Aracus, einen unbedeutenden Mann, der wohl wußte, daß er nur zum Schein gebraucht werde, zum Admiral, Lysander aber zu dessen Unter-Admiral. Der Letztere eilte sogleich nach Sardes zu dem Prinzen Cyrus, brachte große Summen Geldes von da zurück, stellte die peloponnesische Flotte wieder her und suchte dann die reichen Seestädte am Hellespont, aus welchen die Athener einen großen Theil ihrer Staatseinkünfte zogen, zu erobern. In diese Gegend segelte deshalb auch die athenische Flotte, welche von Konon und fünf anderen Strategen befehligt wurde. Sie ging der von Lysander kurz zuvor eroberten Stadt Lampsacus gegenüber, an der Mündung des Flüßchens Aegospotamoi (d. i. Ziegenfluß), vor Anker. Die Stellung war sehr schlecht gewählt, weil der nächste Ort, aus dem man die Lebensmittel beziehen konnte, zu weit entfernt lag, und weil die Flotte sich dort nicht in einem eigentlichen Hafen befand. Alcibiades, welcher in der Nähe auf einem seiner Güter lebte, begab sich zur Flotte und warnte die Anführer; allein er wurde schnöde zurückgewiesen. Lysander hatte sogleich beschlossen, die Unvorsichtigkeit der Athener zu benutzen, und indem er die wiederholt angebotene Schlacht nicht annahm, sie noch sorgloser gemacht. Am 5 Tage endlich, als ein großer Theil der athenischen Mannschaft die Schiffe verlassen und sich am Ufer zerstreut hatte, überfiel er die feindliche Flotte und bemächtigte sich derselben fast ohne Schwertstreich. Von den athenischen Schiffen entkamen nur neun, welche unter Konon's Befehl standen und bei Lysander's Angriff allein vollständig bemannt waren; alle anderen, 170 an der Zahl, wurden eine Beute des Siegers (December 405). Auch der größte Theil des Heeres gerieth nebst einigen Strategen in die Gewalt desselben. Die Gefangenen wurden in einem Kriegsrath, welchen Lysander mit seinen verbündeten Führern hielt, insgesammt zum Tode verurtheilt, weil, wie es hieß, auch die athenischen Admirale beschlossen hatten, allen Gefangenen die rechte Hand abzuhauen, und weil kurz zuvor die gesammte Mannschaft zweier peloponnesischer Schiffe von ihnen getödtet worden war. Alle athenischen Gefangenen, deren Zahl auf 3000 angegeben wird, wurden

hierauf wirklich hingerichtet, mit alleiniger Ausnahme des Strategen Adimantus, der in dem Kriegsrath der Athener jenem grausamen Beschlusse sich widersetzt hatte.

Jetzt war die Macht Athens vernichtet und die Stadt selbst so wenig zu retten, daß auch Konon daran verzweifelte und mit seinem kleinen Geschwader nicht nach Athen floh, sondern nach der Stadt Salamis auf Cypern, deren Beherrscher Euagoras ihm befreundet war. Lysander nahm nach dem Siege die den Athenern unterworfenen Seeplätze und Inseln. Zuletzt segelte er nach Athen und schloß in Verbindung mit den Königen Agis und Pausanias II. die Stadt zu Wasser und zu Lande enge ein. Die Besatzungen der eroberten Städte hatte er absichtlich nach Athen entlassen, damit dort möglichst viele Menschen zusammengedrängt würden. Die Spartaner schnitten der Stadt alle Zufuhr ab; doch, erst als sie auf das Aeußerste gebracht und viele Bewohner Hungers gestorben waren, suchten sie um eine Capitulation nach. Die Spartaner verlangten als Hauptbedingung des Friedens die Schleifung der langen Mauern; lieber duldete man aber noch eine Zeit lang die Qualen des Hungers, als daß man sich hierzu verstand. Endlich, als wieder Viele aus Mangel an Lebensmitteln gestorben waren, erbot sich Theramenes, als Abgesandter zu Lysander zu gehen, um, wie er sagte, die eigentlichen Absichten der Spartaner zu erforschen, der Wahrheit nach aber, um die Sache so lange hinzuhalten, bis man sich unter jeder Bedingung unterwerfen mußte, und dann die oligarchische Partei mit Hülfe der Spartaner die Herrschaft erlangen konnte. Er blieb länger als drei Monate bei Lysander, schob bei seiner Rückkehr die Schuld der langen Abwesenheit auf diesen und brachte die Erklärung mit, daß man zur Unterhandlung sich an die spartanischen Ephoren wenden müsse. Nun wurde eine Gesandtschaft, an deren Spitze der Verräther Theramenes selbst stand, mit unbeschränkter Vollmacht nach Sparta geschickt und hier unter den härtesten Bedingungen ein Vertrag abgeschlossen, welchen das athenische Volk alsbald bestätigte. Zu Ende April 404 wurde die Stadt den Feinden übergeben. Die Friedensbedingungen waren: die Schleifung der langen Mauern und der übrigen Festungswerke, die Auslieferung aller Schiffe bis auf zwölf, die Wiederaufnahme aller Flüchtigen und Verbannten, die Herstellung eines engen Bundes mit Sparta oder mit anderen Worten, die Unterwerfung unter Sparta, und, was das Allerhärteste war, die Aufhebung der seitherigen Verfassung des Staates und ihre Ersetzung durch eine Oligarchie von dreißig Männern.

---

81. Charakteristik des Lysander.

(Nach Wilhelm Vischer, Alkibiades und Lysandros.)

Einen schroffen Gegensatz bildet, trotz vieler Aehnlichkeiten zu seinem glücklichen Gegner, Alcibiades, Lysander. Konnten wir des Alcibiades Entwicklung von der Wiege an verfolgen, so tritt er dagegen aus dem Dunkel auf einmal als gereifter Mann, als spartanischer Flottenbefehlshaber auf.

Als nämlich nach den glänzenden Siegen des Alcibiades die Spartaner eines tüchtigen Feldherrn mehr als je bedurften, da erhoben sie den bisher nie genannten Lysander zum Nauarchen, welche Würde, abgesehen von der bloß einjährigen Dauer, an Macht fast über der königlichen stand. Und da tritt er uns gleich mit vollkommen ausgebildetem Charakter entgegen, scharf ausgeprägt wie wenige und doch mit einer merkwürdigen Doppelseitigkeit. Für seine Person war er der altspartanischen Sitte treu, das zeigte schon äußerlich das herabwallende Haupthaar und der lange Bart. Er war sehr arbeitsam, wachsam, mäßig und keinen Lüsten ergeben. Was ihm aber zu noch größerem Ruhme gereicht, er war zu jener Zeit, wo Könige und Feldherren in Sparta den Lockungen des Goldes nicht zu widerstehen vermochten, über das Laster der Habsucht vollständig erhaben. Nicht allein war er keiner Bestechung zugänglich, sondern während er Millionen nach Sparta brachte, blieb er arm, wie sich nach seinem Tode zeigte. Mit eiserner Festigkeit und unerschütterlicher Charakterstärke verfolgte Lysander, was er einmal begonnen, und nichts vermochte ihn in seinem Gange irre zu machen. Zu diesen Eigenschaften, wie sie einen Spartaner der schönsten Zeit geziert hätten, treten nun aber andere, in denen wir das Kind seiner Zeit in ihrer ganzen Zerrissenheit erkennen. Gewandt, schlau, ja, hinterlistig und treulos, je nach Bedürfniß schmiegsam und stolz, geleistete Dienste wie Beleidigungen nie vergessend und rachsüchtig bis aufs äußerste, wußte er alle Mittel anzuwenden, jede Gelegenheit wahrzunehmen. Wie wenige verstand er es, mit den Menschen umzugehen, durch Dienstleistungen und freundliches Wesen Privatleute und Fürsten zu gewinnen, und was schwerer, ihr Wohlwollen und ihre Gunst zu bewahren und im rechten Momente zu benutzen. Wie er aber Freunde und Genossen auf jede Weise zu fesseln wußte, so bekämpfte er rücksichtlos seine Feinde. Da galt ihm jedes Mittel gleich. Treue, Glaube, Gottesfurcht und Religiosität waren ihm nur leere Worte, die ein guter Politiker schlau benutzen müsse; darum meinte er, wie Knaben mit Würfeln, so müsse man Männer mit falschen Eidschwüren betrügen, und das hat er nach Kräften gethan. Mit kaltem Blute opferte er Tausende (3000 gefangene Athener) hin, ein Hang zur Grausamkeit tritt offenbar bei ihm hervor und treibt ihn weiter, als seine politischen oder strategischen Zwecke forderten.

Mußte ihn ein solcher Charakter zum Politiker in einer wildbewegten Zeit vor vielen Besseren befähigen, so verband er damit ungewöhnliche Feldherrntalente. Zwar hat er nie einen ausgezeichneten Gegner besiegt, kaum eine Schlacht in offenem Kampfe gewonnen, aber dennoch hat er den peloponnesischen Krieg zu einem siegreichen Schlusse für Sparta geführt und diesen Erfolg nicht dem Zufalle verdankt. Sein Talent bestand nicht sowohl darin, ungefähr gleiche Streitkräfte durch überlegene Taktik zu überwinden, als darin, stets gerüstet und wachsam zu sein, jedes Gefecht zu vermeiden, wo der Erfolg unsicher war, rasch den Moment zu erlauschen, wo der Feind schwächer oder unvorbereitet war, da über ihn herzufallen und ihn zu überraschen. Darum hat er weislich jedes Zusammentreffen mit Alcibiades vermieden, darum bei Aegospotamoi die angebotene offene Schlacht nicht angenommen, um gleich nachher den sorglosen Feind um so sicherer zu vernichten.

Bei solchen Eigenschaften sehen wir nun den Lysander von seinem ersten Auftreten an einen Lebenszweck verfolgen, der klar vor ihm lag und den er mit eiserner Consequenz festhielt: die Herrschaft Sparta's über Griechenland und seine eigene Herrschaft in Sparta. Dieses unverrückte Verfolgen eines Lebenszieles hat ihn besonders über den ebenso ehrgeizigen, aber viel unbeständigern Alcibiades gehoben. Zwei Mittel hat er angewandt, um sein Ziel, zunächst die Unterjochung Athens, zu erreichen. Einmal nämlich hat er die Nothwendigkeit erkannt, über große Geldmittel zu gebieten, um der athenischen Flotte mit Erfolg entgegentreten zu können. Diese waren aber kaum anderswo zu erhalten, als bei Persien; darum ist er in die engste Verbindung mit dem neuen Statthalter Vorderasiens, mit dem jungen Cyrus, getreten, und hat durch dessen Subsidien Sparta's Seemacht gegründet und befestigt. Das zweite Mittel waren die oligarchischen Clubs. Schon vor seinem Auftreten bestanden nicht nur in Athen, sondern in den meisten Bundesstädten solche Clubs oder Hetairien, welche den von Athen unterstützten demokratischen Verfassungen entgegenarbeiteten und Verbindungen mit Sparta hatten. Sie hatten meist den Abfall der Städte von Athen betrieben. Doch waren diese Clubs bis auf Lysander meist isolirt gewesen. Er führt nun den großartigen Gedanken durch, sich an die Spitze aller zu stellen, da, wo noch keine waren, solche zu stiften, und ganz Hellas mit einem gewaltigen oligarchischen Netz zu umgarnen, dessen Fäden nicht die spartanischen Behörden, sondern er in den Händen hatte. Von Athen bis zum kleinsten Bundesstaate, überall verschafft er sich solche Genossen, welche seinen Winken gehorchen, deren oligarchisches Wirken er leitet. Diese Genossen können bei allen Gewaltthaten und Verbrechen auf seine Unterstützung rechnen, ihnen gestattet er, ihrer Privatrachsucht und allen Begierden ungestraft Genüge zu thun, er kettet sie an sich nicht nur durch die Hoffnung, durch ihn Macht und Reichthum zu gewinnen und zu behaupten, sondern auch durch das Bewußtsein gemeinsamer Verbrechen. Und als Athen gefallen

war, da übergab Lysander nur den Mitgliedern dieser Verbindung die Herrschaft in ihren Staaten, als Zehnmännern (Dekadarchen), und ein lakonischer Befehlshaber (Harmoste) unterstützte sie mit bewaffneter Macht. Auf ihnen beruhte seine Macht, welche eine Zeitlang der eines unumschränkten Königs glich. Darum ist auch Lysander immerfort ein consequenter Oligarch gewesen.

---

82. Die Herrschaft der Dreißig (sog. Tyrannen) in Athen.

(Nach Friedr. v. Raumer, Vorlesungen über die alte Geschichte.)

Der peloponnesische Krieg war das größte Unglück für Hellas, und keine Partei kann ganz von der Schuld freigesprochen werden, ihn herbeigeführt und mit Unrecht verlängert zu haben. Der Sieg wäre den Athenern zu Theil geworden, hätten sie des Perikles weisen Rath befolgt. Er sagte ihnen: „ich habe Hoffnung auf glücklichen Erfolg; vorausgesetzt, daß ihr während des Krieges nicht auf neue Eroberungen und Unternehmungen denkt, und nicht euch selbst neue Gefahren bereitet. Denn ich fürchte mehr unsere eigenen Fehlgriffe, als die Beschlüsse der Feinde". Auf erstaunenswerthe Weise erholten sie sich jedoch von der schrecklichen Pest und den Niederlagen in Sicilien; und die endlich entscheidende Seeschlacht bei Aegospotamoi war nicht Folge geistiger Erschlaffung oder sachlicher Erschöpfung, sondern Folge bloßer Lässigkeit oder Verrath einzelner Personen.

Unter dem Schutze der spartanischen Flotte und spartanischer Landsoldaten berief Theramenes eine Volksversammlung und schlug mit Beistimmung Lysander's in befehlenden Ausdrücken vor: „dreißig Männern die Regierung in Athen anzuvertrauen, von denen das gegenwärtige Volk 10, die damaligen Ephoren 10, und er, Theramenes (im Einverständnisse mit Lacedämon), 10 erwählen sollten". Als gegen diesen Antrag heftige Widersprüche entstanden, erhob sich Lysander und versicherte drohend: „nur durch das von Theramenes Vorgeschlagene sei Rettung möglich". Sobald die Dreißig auf ihr Verlangen von Lysander eine lakonische Besatzung erhalten und sich durch diese gesichert hatten, entwaffneten sie, alle Scham bei Seite setzend, zuvörderst die Bürger bis auf 3000 ihrer Anhänger, dann wählte jeder der Tyrannen, unter irgend einem edel klingenden Vorwande, angesehene Bürger oder reiche Schutzverwandte, um sie seiner Rache oder seiner Habsucht zu opfern. Sie urtheilten ohne Verhör, ohne irgend eine rechtliche Form; nur gesellte man zu mehreren Reichen in der Regel gleich unschuldige Arme, und ließ sie mit jenen hinrichten, um den Schein zu vermeiden, als gelte Wohlhabenheit allein für ein Verbrechen. Zu spät widersprach Theramenes laut diesen Freveln und bewies gegen Kritias, den heftigsten der Tyrannen, daß eine solche

Herrschaft weniger Häupter, welche ärger sei als jede Volkstyrannei, durchaus nicht bestehen könne. In der nächsten Versammlung stellte Kritias Jünglinge, mit Dolchen bewaffnet, vor den Thüren auf und äußerte: „jede Veränderung einer Verfassung mache ein gewaltsames, blutiges Verfahren nothwendig, am meisten in einer stark bevölkerten, uneinig gesinnten Stadt. Theramenes, der eigentliche Urheber der lakonischen Freundschaft und der neuen Regierungsform, erscheine jetzt unerwartet als Verräther, und ein Verräther sei schlimmer, als ein offenbarer Feind. Er müsse gestraft werden zu ihrer eigenen Sicherheit, und damit Keinem die Hoffnung bleibe, durch ihn nochmals eine Regierungsveränderung hervorzubringen." Theramenes erwiderte, nur den Gewaltthaten der fremden Besatzung, der Entwaffnung und Verweisung guter und angesehener Bürger, den rechtswidrigen Hinrichtungen und Gütereinziehungen habe er sich widersetzt. Als Kritias sah, daß der Rath geneigt war, den Angeklagten los zu sprechen, strich er eigenmächtig den Namen des Theramenes von der Liste derjenigen aus, welche die Dreißig nicht ohne Untersuchung tödten sollten, und rief die Schergen herzu. Vergeblich trat Theramenes zum Altar, flehte Götter und Menschen um Hülfe an, bewies, daß Allen gleiche Gefahr drohe, — der Rath blieb stumm in schändlicher Furcht und nur Sokrates suchte vergeblich, mit einigen Freunden, den Verfolgten zu retten. Da nahm Theramenes den Giftbecher, trank ihn weissagend dem Kritias zu und starb.

Nunmehr waren alle Schranken der Ungerechtigkeit aufgehoben und die Hinrichtungen nahmen furchtbar überhand; aber sehr Viele flohen nach Argos, Megara und Theben, und wurden, ungeachtet des von den Spartanern ertheilten Gegenbefehls, freundschaftlich aufgenommen. Es fehlte aber diesen Vertriebenen an einem Mittelpunkte, an einem Führer, und da hoffte Mancher, die frühere Behandlung des Alcibiades mißbilligend, von diesem Rettung des Vaterlandes. Nach der Schlacht bei Aegospotamoi hatte sich Alcibiades, aus Furcht vor den Lacedämoniern, mit großen Reichthümern nach Bithynien gerettet, die Freundschaft des Pharnabazus gewonnen. Aber Pharnabazus von Lysander, der den talentvollen Nebenbuhler haßte, von den Lacedämoniern und von Cyrus nachdrücklich aufgefordert, ließ seine Wohnung in einem phrygischen Dorfe umringen, um ihn gefangen zu nehmen. Keiner wagte sich jedoch hinein, und erst die Flammen des angezündeten Gebäudes trieben den Alcibiades, in seinen Mantel gehüllt und mit dem Degen bewaffnet, heraus. Furchtsam flohen jene Söldner, aber aus der Ferne trafen ihre Pfeile. Alcibiades fiel, etwa 40 Jahre alt.

Thrasybulus stellte sich jetzt muthig an die Spitze von siebenzig Vertriebenen und eroberte Phylä, ein Bergschloß an der Grenze von Attika und Böotien, schlug die Tyrannen, welche ihn hier mit unzureichender Macht angriffen, besetzte Munychia, ordnete die Seinen, den tiefer gestellten Feinden gegenüber, geschickt am Abhange eines Berges, und sagte ihnen: „Vater-

terland, Freiheit, Ehre, Güter, Weiber und Kinder ständen jetzt auf auf dem Spiele und wären der Preis des Sieges. So müsse Jeder kämpfen, als wenn die Entscheidung ganz allein auf ihm beruhe, und bedenken, daß in solchen Verhältnissen selbst der Tod ein Glück sei. Auf ihrer Seite wären ja aber die Götter und das Recht, denen könne Niemand widerstehen." Die angreifenden Gegner wurden besiegt, Kritias getödtet und der Piräus genommen; die Dreißig flohen nach Eleusis und in Athen ging jetzt die Wahl von zehn, den Dreißig früher feindlich gesinnten Männern durch (einer aus jedem Stamme). Allein es ergab sich unerwartet, daß nicht innere Tugend, sondern Herrschsucht jene zu Widersachern der Dreißig gemacht hatte; denn sie verfuhren gleich feindlich gegen die Letzteren wie gegen die Vertriebenen, sie wollten, ohne Rücksicht auf Recht oder Unrecht, ohne Scham über den Widerspruch in ihrem Betragen, die Herrschaft für sich gewinnen; — ja, Pheidon, einer von ihnen, eilte sogar nach Sparta und bat dringend um Unterstützung. Die Spartaner ernannten, dem ausdrücklichen Verlangen der athenischen Häupter gemäß, Lysander zum Anführer. Dieser sperrte den Piräus mit der spartanischen Flotte, wodurch unter den Vertriebenen drückender Mangel an Lebensmitteln entstand. Ihre Gegner in Athen und in Eleusis erhielten dadurch neuen Muth, und die Unternehmung Thrasybulus' schien wirklich zu scheitern, als auf einmal, gegen Lysander's Erwartung, auch König Pausanias mit Heeresmacht anlangte und gegen die Vertriebenen auf eine solche Weise focht, daß man wohl sah, er wolle ihren Untergang nicht. Lysander's Stolz hatte die Könige beleidigt, sie sahen ein, daß er ihre Macht vernichte, und durch seine Verbindungen ganz Hellas willkürlich beherrsche. Deshalb nahm Pausanias die Gesandten der Bürger und der Vertriebenen günstig auf, und vermittelte den Frieden dahin: die Regierung der Dreißig und die der zehn Männer wird abgeschafft und die Volksherrschaft wieder eingeführt, die Vertriebenen dürfen zurückkehren, jeder mit den neuen Verhältnissen Unzufriedene aber freiwillig auswandern. Ferner ward eine allgemeine Verzeihung und Vergessenheit alles Geschehenen ausgesprochen, selbst den Dreißig und den Zehn ward Verzeihung angeboten, wenn sie von ihrer Verwaltung Rechenschaft abzulegen bereit wären. Alle schworen, einen neuen Versuch, die Volksherrschaft aufzulösen, mit dem Tode zu bestrafen.

---

83. Sokrates und die Sophisten.

(Nach Oskar Jäger, Geschichte der Griechen.)

Die Männer, welche in jener Zeit in vielen griechischen Städten als öffentliche Lehrer auftraten, und die verschiedenen Kenntnisse, deren sie

mächtig waren, oder auch wohl mächtig zu sein bloß vorgaben, für Geld und Ehre lehrten, werden mit einem in alter und neuer Zeit nicht selten mißbrauchten Namen Sophisten genannt. Ein praktisches Bedürfniß, die Nothwendigkeit eines leicht zugänglichen höheren Unterrichts in der fortgeschrittenen Zeit, schuf diese zahlreiche Klasse, unter denen höchst ehrenwerthe Männer von ernster Gesinnung und großer Tüchtigkeit neben oberflächlichen Schwindlern, denen es nur um Geld, Lob oder Einfluß zu thun war, sich befanden. Die bedeutendsten unter ihnen waren Protagoras von Abdera, der nach längerer Wirksamkeit aus Athen als Gotteslängner verbannt wurde; Gorgias von Leontinoi auf Sicilien, der im Jahre 424 an der Spitze einer Gesandtschaft seiner Vaterstadt nach Athen gekommen, sofort durch seine neue Art und Kunst, zu reden, großen Zulauf fand und seinen Ruhm bis zum höchsten Greisenalter genoß; Prodikos von Keos, von dem die berühmte Allegorie „Herakles am Scheidewege" herrührt. Die Kenntnisse, welche sie mittheilten, sollten ihre Schüler befähigen, eine Rolle im praktischen Leben, in der Gesellschaft, im Staate zu spielen; aber nicht tief genug in die Wissenschaft eingedrungen, um eine besser begründete Wahrheit an der Stelle des Ueberlieferten aufzubauen, nährten sie bald bei ihren zahlreichen Schülern einen oberflächlichen Hochmuth durch die Leichtigkeit, das Für und Wider einer Sache dialektisch aufzureiben. Protagoras selbst erklärte von den Göttern nicht zu wissen, ob sie seien, noch wenn sie wären, wie geartet sie seien; andere stellten den leicht zu mißdeutenden Satz auf, daß es kein Recht von Natur gebe, sondern erst durch Menschensatzung und Vertrag. Die Wissenschaft begann eitle Schaustellung, schales Redenkönnen über jeden beliebigen Gegenstand zu werden; und der gefährliche und aller Sittlichkeit hohnsprechende Irrthum verbreitete sich weit, daß es nur der rechten Handhabung dieser neumodischen Aufklärungskunst bedürfe, um überall den „schlechten Logos" zum guten, den schwächern Beweis zum siegreichen zu machen.

Vor dieser Verflachung der Wissenschaft und Verderbniß des Lebens ward die griechische Welt durch einen Mann von eigenthümlicher Tiefe und Hoheit geschützt, der dem redlichen Forschen nach Wahrheit durch das hellleuchtende Beispiel seines Lebens und seines Todes einen neuen gewaltigen Anstoß gab. Dieser Mann war Sokrates, Sohn des Sophroniskos, 469 zu Athen geboren. Er widmete sich Anfangs dem Geschäfte seines Vaters, eines Bildhauers, aber früh schon glaubte er eine göttliche Stimme in seinem Innern zu vernehmen, die ihm, wie er erklärte, zwar Nichts gebiete, ihn aber von dem, was nicht fromme, zurückhalte; und unter dem Einflusse der unendlich reichen Anregung, welche das damalige Athen und nicht am wenigsten die eben jetzt aufkommende Sophistik einem so tief angelegten Geiste bot, erkannte er bald, daß er einem höhern Berufe bestimmt sei, der Philosophie, dem Suchen nach wahrer Erkenntniß, dem er sich

nun ganz hingab. Er suchte den Umgang Aller auf, von denen er etwas zu lernen hoffen konnte, und bald zog er durch das Eigenthümliche seiner Erscheinung, die anregende Lebendigkeit seiner Unterhaltung, mit der er schnell die gefeiertsten Sophisten überholte, nicht wenige Schüler an. Anders als die Sophisten nahm er für seinen Unterricht keine Bezahlung; er wollte es nicht einmal Wort haben, daß er lehre, und daß Schüler ihm folgten; es waren Freunde, mit denen er gemeinsam die Wahrheit suchte; wie er Jeden anredete, und mit Jedem ins Gespräch kam, so wehrte er Keinem, der von ihm das Gleiche begehrte. Bei diesem gesprächigen Philosophiren wendete er sich mit immer größerer Entschiedenheit von der Naturphilosophie ab der Ethik zu, der Erkenntniß des Menschen und was diesem fromme. Er gelangte zu der Ueberzeugung, daß die Götter wohl absichtlich die kosmischen und physischen Gesetze in Geheimniß gehüllt hätten, während für den Menschen Anfang und Ende seines Philosophirens der Mensch selbst sei — jener Spruch, der über dem Eingange des delphischen Tempels stehe: „Erkenne dich selbst". Vielleicht im Zusammenhange damit geschah es, daß das delphische Orakel auf Befragen eines enthusiastischen Freundes den Ausspruch that, daß kein Hellene weiser sei als Sokrates. Die Tugend — diesen großen und tiefsinnigen Satz sprach er aus — sei ein Wissen; nur was mit dem vollen Bewußtsein des sittlichen Gesetzes geschehe, sei gut; und wer die Tugend wirklich in ihrem Wesen erkannt habe, der müsse nothwendig auch tugendhaft sein. Dieses Wissen, welches die Tugend selbst sei, bei sich und Anderen zu fördern, war ihm die Aufgabe seines Lebens, zu welcher er sich von der Gottheit unmittelbar berufen glaubte. Mit scharfer und unbarmherziger Dialektik zerstörte er bei allen denen, mit welchen er verkehrte, die unwahren, halbwahren, oberflächlichen Vorstellungen, mit denen sie der ächten Erkenntniß zu entrinnen suchten. Dies war seine Ironie; aber es war nur der nothwendige und unerläßliche Anfang der Arbeit, welche er sich und Anderen aufnöthigte. Er besaß noch eine andere Kunst, die er scherzend dem Gewerbe seiner Mutter Phainarete, einer Hebamme, verglich, seine Mäeutik: durch sie wollte er dem ringenden Gedanken, dem Begriffe zur Geburt helfen, und indem er das Wesentliche der Vorstellungen verglich, sie läuterte, ihr Gemeinsames zusammenordnete, die ächte Erkenntniß zu gesundem Leben bringen. In diesem Thun unermüdlich, vernachlässigte er Alles andere. In Kleidung und Nahrung einfach, Sommer und Winter im gleichen Mantel, baarhäuptig und unbeschuht — denn, sagte er, die Gottheit bedürfe nichts, und wer am wenigsten bedürfe, komme der Gottheit am nächsten — so sah man den dicken, breitschultrigen Mann mit den vorstehenden Augen, die er bald lebhaft wie zum Kampfe herausfordernd umherwarf, bald starr auf Einen Gegenstand gerichtet hielt, auf dem Markt, in den Gymnasien, wo immer er Mitphilosophirende finden mochte, in lebhaftem Gespräche umherwandeln, dem die Einen mit eifriger

Bewunderung, die Anderen mit ärgerlichem Widerstreben, Alle mit neugierigem Interesse lauschten.

Es war kein Wunder, daß die komische Bühne eine solche bizarre Gestalt sich nicht entgehen ließ. Im Jahre 424 machte Aristophanes den Philosophen zum Gegenstande eines lebhaften Angriffs in der Komödie „die Wolken." In diesem Stücke, die gute alte Zeit und die neue sophistische Mode einander gegenüberstellend, führt er den Sokrates und seine Schüler als Hauptvertreter jener gefährlichen Neuerung vor, welche durch Naturphilosophie den schlichten Götterglauben, und durch die falsche Redekunst, welche die schlechtere Sache als die bessere erscheinen lasse, die Grundlagen aller Sittlichkeit bei dem heranwachsenden Geschlechte zerstöre. Aber die Komödie machte kein Glück, und Sokrates blieb in seiner von Jahr zu Jahr sich steigernden Wirksamkeit ungehemmt. Den Staatsgesetzen gehorchte er pünktlich und unweigerlich: und wo ihn seine Bürgerpflicht in die Waffen rief, bei Potidäa, bei Delion, bei Amphipolis, machte er sich durch die Standhaftigkeit im Ertragen von Beschwerden, wozu seine Selbstbeherrschung und sein abgehärteter Körper ihn befähigte, wie durch seine Tapferkeit bemerklich. Auch den Göttern opferte er eifrig wie nur irgend wer und lehrte auch seine Freunde auf die Zeichen achten, welche die Götter in Träumen, Opferzeichen und Orakeln senden, und wer sich die Mühe nahm ihn näher kennen zu lernen, der mußte überwältigt werden von der edlen Harmonie, in welcher bei diesem wunderbaren Manne Lehre und Leben stand. Das Familienleben allerdings trat bei ihm zurück wie bei den meisten Athenern. Seine Frau, Xanthippe, bot ihm Nichts, und sein wanderndes Philosophiren schloß das in engere Schranken gebannte häusliche Behagen aus; aber er war ein treuer Freund seiner Freunde, mit denen er das Beste theilte, was er besaß, seine ebenso vielseitige wie harmonische und tiefe Bildung, seine unvergleichliche Gabe des wissenschaftlichen Gesprächs, seine klare Erkenntniß des Zusammenhangs der sittlichen Dinge — und er war ein aufrichtiger und einsichtiger Patriot, wenn er gleich, von seinem „Daimonion," wie er sagt, gewarnt, von unmittelbarer Theilnahme am Staatsleben sich ferne hielt. Wir sahen, mit welchem Muthe er der aufgeregten Volksversammlung gegenüber bei dem Prozesse der Feldherren seine Ueberzeugung festhielt: denselben Muth bewies er den Dreißig gegenüber, als er mit vier anderen vor sie beschieden wurde, und den Auftrag erhielt, bei einer ungesetzlichen Verhaftung mit Hand anzulegen. Die vier gehorchten; Sokrates ging ruhig nach Hause. Die freche Tyrannei, der Alles ringsumher sich besiegt gab, konnte diesen freien und königlichen Geist nicht überwinden.

Im gewohnten Gang seines Lebens hatte Sokrates sein siebzigstes Jahr erreicht: da wurde im Jahre 399 von einem angesehenen Führer der demokratischen Partei, Anytos, eine peinliche Klage gegen ihn erhoben, weil er

an die vom Staate anerkannten Götter nicht glaube, andere neue Gottheiten einführe und die Jugend verderbe. Welche persönliche Gründe bei dieser Anklage mit im Spiele gewesen sind, wissen wir nicht; aber daß er durch die freie und rücksichtslose Art, mit der er sich an die Menschen machte, ihre Ansichten ironisch widerlegte und sie zur Aufsuchung der Wahrheit zwang, sich viele Feinde schuf und zwar gerade unter der angesehenen und von der sophistischen Modebildung am meisten berührten Klasse, ist unzweifelhaft. Diesen Feindschaften gesellte sich ein leicht erklärbares, von seinen Gegnern geflissentlich genährtes Vorurtheil der großen Menge bei. Sie sahen den Geist des Zweifels allenthalben rege, sahen allenthalben eine Aufklärung sich verbreiten, der sie nicht folgen konnten, und von der sie nur das Eine gewahrten, daß überall das Dasein, die Wirksamkeit, das Wesen der alten Volksgötter Gegenstand spitzfindiger Untersuchung, kecken Witzes und da und dort frechen und staatsgefährlichen Hohnes sei. Dazu kam, daß in der That ihr eigener Staat durch einige dieser frivolen Geister an den Rand des Verderbens gekommen war; Alcibiades, Kritias, beide waren Schüler des Sokrates gewesen. Sie sahen diesen Mann, den seine auffallende Persönlichkeit zum Gegenstand eines besondern wenn auch oberflächlichen Interesses für Jeden machte, stets beschäftigt, Jedem, mit dem er zusammentraf, die Vorstellungen, in denen er unbefangen sich bewegte, auszureden, ihn zwingen, mit einer tief in die Dinge eindringenden Denkkraft über Alles nachzusinnen, zu zweifeln, zu prüfen. Dazu kam weiter, daß mehrere der hervorragendsten Anhänger des Sokrates Männer von anerkannt aristokratischer Gesinnung waren, daß Sokrates selbst sich ungünstig über fundamentale Einrichtungen der athenischen Demokratie, z. B. die Besetzung der Aemter durchs Loos, ausgesprochen hatte, und dagegen eine entschiedene Vorliebe für einige spartanische Staatsgrundsätze hegte. Alle diese Gründe wirkten zusammen, jetzt, wo man die demokratische Verfassung im Kampfe mit einer Fraction meineidiger und nichtswürdiger Verräther zurückgewonnen hatte, ein starkes Vorurtheil gegen Sokrates zu begründen, als sei er es, der die Jugend der vaterländischen Sache, ihren Göttern, ihren Sitten, ihren Staatseinrichtungen entfremde, indem er sie mit einem gefährlichen Hang zu grüblerischem Müßiggang und mit eitlen Speculationen erfülle.

Dennoch war, als Sokrates vor dem Heliastenhof erschien, eine Verurtheilung im Sinne der Ankläger durchaus nicht wahrscheinlich. Wenn Sokrates sich bequemte, zu dem souveränen Gericht in dem unterwürfigen Tone zu reden, wie sonst auf den Tod Angeklagte zu thun pflegten, — wenn er durch Vorführung von Angehörigen, Kindern, Verwandten an ihr Mitleid zu appelliren sich herabließ, so war es höchst wahrscheinlich, daß sie den siebzigjährigen Mann, der ihnen doch eher wie ein Sonderling als wie ein Verbrecher erschien, freisprachen. Allein Sokrates war nicht gesonnen, der

reinen Wahrheit in deren Dienst er alt geworden, so viel zu vergeben. Er trat vor seine Richter mit der ruhigen Entschlossenheit eines schuldfreien Gewissens, mit der Zuversicht eines Mannes, der vor einem höheren als menschlichen Richter sein Recht zu nehmen gewohnt und bereit war. Man muß dem Gesetze gehorchen und sich vertheidigen: nicht mit künstlich gesetzten Worten, sondern mit der Wahrheit, die zu hören der Richter, die zu sprechen der Angeklagte die Pflicht hat. Er weist die Richter auf sein Leben hin, — jenen delphischen Spruch, der ihn veranlaßt, Weisere zu suchen als er selbst: das thue er nun im Dienste des Gottes, ohne Vortheile für sich, und er lehre andere so zu thun: seine Art zu sprechen und zu handeln aber, sagte er, betrachte er als eine von dem Gott selbst ihm auferlegte. „Ich würde mich schwer vergangen haben, Ihr Männer von Athen, wenn ich damals als ich auf den Befehl derer, die Eure Wahl mir zu Befehlshabern gab, bei Potidäa oder Delion oder Amphipolis, meinen Posten behauptete, und dagegen da, wo der Gott selbst, so wie ich glaube und annehmen muß, mir meinen Posten anweist — daß ich nämlich die Wahrheit suchen soll, indem ich mich und andere prüfe — aus Furcht vor dem Tode oder sonst irgend einer Sache diesen Posten verlassen wollte. Dem Gotte ungehorsam sein ist ein gewisses Uebel — ob der Tod ein solches ist, weiß ich nicht, vielleicht ist er ein großes Gut — und wisset, daß wenn ihr mich jetzt freiließet und spräcbet: Sokrates, jetzt zwar wollen wir dem Anytos nicht folgen, sondern lassen dich frei, aber unter der Bedingung, daß du dich nicht fernerhin mit dieser Art des Philosophirens abgibst, und wenn du wieder darüber betroffen wirst, so wirst du sterben müssen, — dann würde ich sagen: ich, ihr Männer von Athen, halte Euch lieb und werth, aber ich werde dem Gott mehr gehorchen als Euch: so lange ich athme und fähig bin, werde ich nicht aufhören, zu forschen, Euch zu ermahnen, euch zu belehren — Jeden dem ich begegne, Jung und Alt, Bürger und Fremde — denn also befiehlt mir der Gott, wisset wohl." Er schloß mit der Mahnung an die Richter, nur nach dem Gesetze zu richten: „ich stelle es euch und dem Gotte anheim, das Urtheil zu fällen, das für mich und euch das beste ist." Sicherlich war noch nie ein Angeklagter einem athenischen Dikasterion gegenüber mit einer solchen Rede aufgetreten: es mochte manchem der Richter wie eine Gottlosigkeit vorkommen, daß ein Angeklagter — ein einzelner Mann wie andere — sich auf einen besonderen göttlichen Auftrag berufe, und mehr als einmal wurde die Rede von lauten Aeußerungen des Unwillens unterbrochen. Gleichwohl erfolgte, dem Sokrates selbst zum Erstaunen, das Schuldig nur mit einem Mehr von wenigen Stimmen. Und noch war die Wahrscheinlichkeit, das Aeußerste abzuwenden überwiegend. Die Humanität des attischen Rechts gestattete den Verurtheilten, der Strafe, die das Gesetz bestimmte, gegenüber selbst einen Strafantrag zu stellen, über welchen dann die Richter abstimmten, deren Mitleid leicht der milderen

Strafe sich zukehrte. Wenn Sokrates seine Richter vor die Alternative stellte, zwischen dem Tode und einer hohen Geldstrafe etwa ihre Entscheidung zu treffen, so hätten sie leicht das Mildere gewählt; aber selbst dazu war Sokrates nicht zu bewegen. Er trat zum zweitenmale vor seine Richter: wenn er die Wahrheit sprechen wolle, so müßte er für sich die Ehren des Prytaneums, die öffentliche Speisung als eines Wohlthäters der Gemeinde, beantragen, denn das glaube er zu sein. Da dafür keine Aussicht sei, könnte er etwa eine Geldstrafe beantragen; aber er selbst sei arm; eine Mine etwa betrage, was er aufbringen könne: indeß hätten seine Freunde ihm Mittel zur Verfügung gestellt, dreißig Minen; eine Geldstrafe von dreißig Minen möge denn sein Gegenstrafantrag sein.

Die halbironische Rede erbitterte die Richter, welche glaubten, daß sein Benehmen der Würde eines athenischen Geschworenenhofes wenig Rechnung trage. Mit ansehnlicher Stimmenmehrheit ward der Tod als Strafe ausgesprochen. Das Recht nahm seinen Lauf: Sokrates ward nach dem Kerker gebracht, wo der Schirlingsbecher seiner wartete. Ein glücklicher Zufall jedoch jedoch ließ die Vollstreckung des Urtheils noch vertagen: das Schiff welches die Theoren zum Apollofest nach Delos trug — der Sage nach dasselbe, welches einst den Theseus nach Kreta getragen — war eben abgegangen und während es auf dem Wege war, durfte keine Hinrichtung Statt finden. Diese Zeit brachte Sokrates, dessen heitere Ruhe keinen Augenblick getrübt war, in fortwährenden ernsten Gesprächen mit seinen Freunden zu, deren einer, Kriton, in falschem Eifer einen Versuch machte, seinen Meister zur Flucht zu bewegen, zu der er Alles vorbereitet hatte. Ruhig wies Sokrates den wohlgemeinten Vorschlag zurück; er wollte nicht im siebzigsten Jahre den Gesetzen ungehorsam werden, unter deren Schutz er ein langes und heilsames, und wie er freudig bekannte, überaus glückliches Leben gelebt habe; ohne Furcht und ohne Ungeduld erwartete er die Rückkehr des heiligen Schiffes, die am dreißigsten Tage erfolgte.

Ein Tag brach an, wo innerhalb der engen Wände eines athenischen Kerkers ein großer und ewig denkwürdiger Sieg des Geistes erfochten wurde. Die Freunde sammelten sich um Sokrates; unter ernsten und tiefen Gesprächen über einen der höchsten Gegenstände menschlichen Denkens, die Unsterblichkeit der Seele, kam der Abend herauf. Seine Frau, seine Kinder wurden ihm gebracht, und er nahm Abschied. Der Giftbecher ward hereingebracht, und der Diener wies den Verurtheilten an, wie er sich zu verhalten habe. Sokrates nahm den Becher, betete zu den Göttern, daß die Wanderung von hier nach dort ihm glücklich von Statten gehen möge und trank ihn ruhig und ohne Gemüthsbewegung aus. Da brachen die umstehenden Freunde in lautem Jammer aus, welch einen Mann sie verlieren sollten; mit Milde wies sie Sokrates zurecht: er ging umher, bis er eine Schwere in den Beinen fühlte, dann legte er sich auf sein Lager zurück und verhüllte sich.

„Dies ist das Ende unseres Freundes gewesen," so schließt Platon die Erzählung dieses überwältigenden Ereignisses in dem Gespräche Phädon, „des besten, gerechtesten, weisesten von allen, welche wir kennen gelernt haben"; mit jenem heiligen Worte starb der größte Weise des Alterthums, dem es gegeben war, noch im letzten Augenblicke den Tod als eine Genesung zu bezeichnen. Spätere erzählen, daß „die Athener" nachmals seinen Tod bereut und beklagt und seinen Anklägern ihren Zorn zu erkennen gegeben hätten.

---

84. Sparta's (zweite) Hegemonie 404—387.

(Nach K. Köhnhorn, Geschichte der Griechen.)

Nach dem peloponnesischen Krieg trat Sparta als der mächtigste Staat an die Spitze aller Staaten Griechenlands, übte aber als roher Soldatenstaat, in welchem sich die durch Lykurg's Gesetze bisher gewaltsam unterdrückten Leidenschaften nun einmal Luft gemacht hatten, weit größere Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten aus, als Athen während seiner Hegemonie (477 bis 404) sich jemals hatte zu Schulden kommen lassen. Es fing seine Herrschaft damit an, daß es in den meisten Staaten, die, um sich ihre eigene Unabhängigkeit zu sichern, mit Sparta wider Athen gefochten hatten, eine Schreckensregierung, wie jene der Dreißig in Athen, mit Gewalt einführte und einen Commissar oder Vogt (Ἁρμοστής) ernannte, der die Oberaufsicht führen mußte. Selbst Sparta's Waffengefährten wurden zu Widersetzlichkeiten gereizt durch die gebieterische Strenge, mit der Lysander und seine Creaturen überall zu Werke gingen und durch geheime Verbindungen (ἑταιρεῖαι) und Besatzungen jedes Aufstreben des Volkes sogleich im Keime erstickten, so wie durch die unermeßliche Habsucht, mit welcher, nachdem nun einmal Sparta gegen seine Natur zur Seemacht geworden war und zur Unterhaltung seiner Flotten Geld gebrauchte, dieses von den eroberten Städten und Inseln erpreßt und in Sparta aufgehäuft wurde.

Ein Beispiel von furchtbarer Tyrannei gab der Spartaner Klearchus in Byzantium, indem er zur Dämpfung von Unruhen hingeschickt, alle Behörden der Stadt zu sich einladen und alle treulos niederhauen ließ. — Nicht minder Grausen erregend war das Verfahren gegen Elis. Als nämlich die Eleer sich weigerten, rückständige Beitragsgelder aus dem peloponnesischen Kriege nachzuzahlen, beschlossen die Spartaner, an Elis ein Beispiel zu statuiren. Ihr König Agis nahm eine Stadt nach der andern und plünderte und verheerte diese bisher als heilig verschont gebliebene Landschaft

auf eine entsetzliche Weise. Auch die Messenier, welche bisher unter dem Schutze von Athen in Naupaktus lebten, wurden von den Spartanern mit ihren Habseligkeiten ganz aus Griechenland vertrieben. Vielleicht würde Sparta seinen Groll, seine Habsucht und Grausamkeit noch gegen manche andere Staaten ausgelassen haben, hätten nicht die Ereignisse in Klein-Asien zunächst seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Die Betheiligung an dem Feldzuge des jüngern Cyrus S. 99.

Eroberungen der Spartaner in Klein-Asien, 400—394.

Um an den Griechen Rache zu nehmen, ließ Artaxerxes II. die griechisch-äolischen Städte in Vorder-Asien durch Tissaphernes angreifen. Die Spartaner kamen alsbald ihren getreuen Bundesgenossen zu Hülfe. Schon waren die meisten Städte Aeoliens, welche unter persischer Herrschaft standen, in die Hände der Spartaner gefallen, als sie bei Belagerung der Stadt Larissa den hartnäckigsten Widerstand fanden und auf ihrer Siegesbahn aufgehalten wurden. Die Schuld dieser Verzögerung schob man allgemein auf die Ungeschicktheit des Oberfeldherrn Thimbron. Als nun gar bei dem gänzlichen Mangel an Mannszucht Unruhen in dem Heere selbst ausbrachen, wurde er des Oberbefehls entsetzt und Dercyllidas zu seinem Nachfolger ernannt. Dieser, eben so schnell in seinen Kriegsunternehmungen, als geschickt in Unterhandlungen, benutzte die Eifersucht zwischen den beiden Satrapen Pharnabazus und Tissaphernes, trat mit letzterm in Unterhandlung und schloß mit ihm einen Waffenstillstand. Dann wandte er sich gegen Aeolien, und sein kühnes und rasches Unternehmen krönte ein guter Erfolg; denn ehe Pharnabazus mit seiner Mannschaft erschien, war schon Aeolien im Besitze der Spartaner. Nun kam es auch zwischen diesen beiden zum Waffenstillstande, während dessen Pharnabazus, um mit mehr Nachdruck gegen die Spartaner kämpfen zu können, sich mit dem Tissaphernes aussöhnte. Daher stieß Dercyllidas im Frühjahre 396 plötzlich und unerwartet auf die vereinte feindliche Macht. Ein gewaltiger Schrecken bemächtigte sich aller seiner Truppen und alle ergriffen die Flucht, ehe Dercyllidas die nöthigen Befehle ertheilt hatte. Statt indessen die Griechen zu verfolgen, ließ man dem Dercyllidas Zeit, sein Heer wieder zu sammeln, und es wurde mit ihm ein neuer Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit verabredet. Beiderseits wollte man Befehle van Susa und Sparta einholen.

In Sparta war indessen der König Agis gestorben und ihm sein Bruder Ageslaus, Sohn des Archidamus, gefolgt. Diesem übertrugen die Spartaner die Leitung des Krieges in Klein-Asien. Noch in demselben Sommer gelangte er, da die verlängerte Zeit des Oberbefehles für Dercyllidas abgelaufen war, mit einer Verstärkung von 8000 Kriegern unter Begleitung des Lysander bei Ephesus an, nahm in großen Eilmärschen seine Richtung

nach Phrygien und bekam, ehe sich Tissaphernes, der in Karien einen Angriff erwartete, dessen versah, ganz Phrygien in seine Gewalt. Durch diesen glücklichen Ueberfall ermuthigt, machte er, ohne sich um den nachfolgenden Feind zu bekümmern, noch einen Einfall in die Satrapie des Pharnabazus und kehrte dann, als er merkte, daß es ihm an Reiterei fehlte, unangefochten nach Ephesus ins Winterquartier zurück. Die ungeheure Beute, welche er von seinem Zuge mitgebracht hatte, bot dem Agesilaus eine reichliche Quelle dar, um die ihm fehlende Waffengattung zu bilden, so wie überhaupt sich ein taugliches und völlig ergebenes Heer zu schaffen.

Mit dem nächsten Frühjahre (395) zog der König mit seinem wohlgerüsteten Heere nach Lydien. Erst am dritten Tage holte die persische Reiterei ihn ein, der geradezu den Weg nach Sardes eingeschlagen hatte. Es entspann sich ein Gefecht, welches nur so lange schwankte, bis die schwer bewaffneten Hellenen mit eingelegter Lanze hervorbrachen und die feindliche Reiterei in die Flucht trieben. Das ganze persische Lager mit einer unermeßlichen Beute kam in die Hände der Spartaner; und der Umsturz der persischen Herrschaft in Klein-Asien war vorauszusehen, hätte sich Agesilaus nicht mit dem neuen Satrapen Tithraustes in Unterhandlungen eingelassen. Dieser, vom Hofe zu Susa beauftragt, den Kopf des Tissaphernes nach morgenländischer Sitte einzusenden und die Satrapie desselben zu übernehmen, knüpfte sogleich mit dem Könige Unterhandlungen an und brachte es durch sein gewandtes und verschlagenes Benehmen dahin, daß Agesilaus gegen Empfang von 30 Talenten sein Heer gegen Pharnabazus wendete. Da dieser wohl einsah, daß der spartanische Held mit der Gewalt der Waffen nicht zu besiegen sei, so wollte der geschmeidige Höfling doch wenigstens die List der Unterhandlung versuchen. Und wirklich spielte der Asiate so geschickt seine Rolle, daß er von dem treuherzigen Spartaner die Zusicherung erhielt, sein Gebiet so lange, als er anderswo noch Feinde fände, unangetastet zu lassen.

Schon schickte sich Agesilaus an, die Waffen wider Tithraustes zu kehren, als er plötzlich von seiner siegreichen Laufbahn zur Vertheidigung seines Vaterlandes zurückberufen wurde. Denn Tithraustes hatte durch heimliche Bestechungen und treulose Aufwiegelungen mehrere griechische Staaten, welche mit Sparta's drückender Hegemonie schon längst unzufrieden waren, zu einem Waffenbunde gegen Sparta zu vereinigen gewußt (s. Nr. 85).

85. Der Korinthische Krieg.

(Nach G. R. Sievers, Geschichte Griechenlands vom Ende des peloponnesischen Krieges bis zur Schlacht bei Mantinea.)

Persien, durch Sparta's Angriff aufgeschreckt, suchte, um den Agesilaus aus Asien zu entfernen, die Spartaner durch Bewegungen in Griechenland zu beschäftigen, und bei der damals gegen Sparta herrschenden Erbitterung bedurfte es auch nur eines geringen Anstoßes, um eine solche Bewegung hervorzurufen. Tithraustes nämlich, welcher die Hinrichtung des Tissaphernes vollzogen und vorläufig dessen Stelle eingenommen hatte, schickte den Rhodier Timokrates nach Griechenland ab mit 50 Talenten zur Vertheilung unter die Demagogen, welche sich dagegen verpflichten sollten, ihre Staaten zum Kriege mit Sparta zu bewegen. In Theben, Argos und Korinth nahmen die Demagogen das von den Persern gebotene Geld und bemühten sich, die Erbitterung gegen Sparta zu vergrößern und die Staaten zu einer Vereinigung zu bewegen.

Um den Ausbruch des Krieges zu beschleunigen, veranlaßten die thebanischen Demagogen die opuntischen Lokrer, mit den Phociern Händel anzufangen, und beredeten die Thebaner, jenen zu Hülfe zu kommen. Die Phocier wandten sich nach Sparta, und dieses ergriff seinerseits mit Freude die Gelegenheit, die Thebaner für ihre fortgesetzte Widerspänstigkeit zu züchtigen. Lysander erhielt den Auftrag, ein Heer in Phocis und Thessalien zusammenzubringen und gegen Haliartus vorzurücken; daselbst sollte an einem bestimmten Tage der König Pausanias mit einem aus Lacedämoniern und Peloponnesiern bestehenden Heere zu ihm stoßen; die bei Haliartus vereinigten Heere sollten dann das von allen Bundesgenossen verlassene Theben angreifen. Als die Thebaner aber merkten, daß es mit dem Kriege Ernst wurde, flehten sie die Athener um Hülfe an, welche ein Schutzbündniß mit ihnen schlossen und anfingen, sich zu rüsten.

Lysander traf vor dem Pausanias bei Haliartus ein. Vergeblich erwartete er hier den König, denn den Brief, in welchem ihm Lysander die Zeit seiner Ankunft meldete, hatten die Thebaner aufgefangen, und dadurch von der Lage der Dinge unterrichtet, ihre Vorbereitungen getroffen. Nachdem sie ihre Stadt den herbeigeeilten Athenern anvertraut, hatten sie einen Theil ihres Heeres in Haliartus hineingeworfen, mit dem andern standen sie vor dieser Stadt. Des Wartens überdrüssig, machte nun Lysander einen Angriff auf die Mauern. Ihm rückten die Thebaner, die außerhalb der Stadt waren, nach; zugleich wurde ein Ausfall aus der Stadt bewerkstelligt; da sank Lysander, getödtet von einem Haliartier, und mit ihm der Muth der Spartaner, die sogleich die Flucht ergriffen.

Die Schlacht bei Haliartus hatte gezeigt, daß die Spartaner noch besiegt werden konnten, erfüllte daher die Feinde Sparta's mit Muth und Selbstvertrauen und weckte sie zu größerer Thätigkeit. Jetzt schließen Theben, Athen, Korinth und Argos ein Bündniß mit einander und errichten einen Bundesrath für die gemeinsamen Kriegsunternehmungen, welcher in Korinth seinen Sitz hatte und zu welchem jeder der verbündeten Staaten seine Abgeordneten sandte. Dieses Synedrium forderte nun die Staaten zum Abfalle von Sparta auf, und fand auch bei vielen die größte Bereitwilligkeit. In dem Peloponnes aber war die Furcht vor dem nahen Sparta noch überwiegend; keiner der dortigen Staaten wagte es, sich loszureißen. Desto glücklicher waren die Waffen der Verbündeten im nördlichen Griechenland. Diese zogen ihre Streitkräfte bei Korinth zusammen, wohl in der Absicht, den Peloponnesiern zu der ersehnten Befreiung vom spartanischen Joche zu verhelfen. Da schien es den Spartanern nothwendig, diesem Unternehmen zuvorzukommen, und sie beschlossen deßhalb, noch ehe Agesilaus, der zu schleuniger Rückkehr aufgefordert wurde, anlangte, ein Heer auszusenden. Dieses rückte (im Frühlinge 395) unter Aristodemus, dem Vormunde des jungen Königs Agesipolis, ins Feld. Die Verbündeten, welche sahen, daß das Heer der Spartaner bei weiterm Vorrücken immer stärker wurde, beschlossen, sie nicht erst in Korinth zu erwarten, sondern sie noch vor ihrer Vereinigung mit den Bundesgenossen anzugreifen. Während sie sich noch beriethen, hatten die Lacedämonier schon die Arkadier und die übrigen Peloponnesier an sich gezogen und schon Sicyon erreicht. Alles ließ einen großen und entscheidenden Kampf erwarten. Anfangs wurden die Peloponnesier überall geschlagen und zurückgedrängt, und schon kehrten die Verbündeten von ihrer Verfolgung zurück, als die Spartaner, nachdem sie die Athener besiegt hatten, ihnen in den Rücken fielen, und unter ihren Schaaren, welche durch das Verfolgen in Unordnung gerathen waren, ein furchtbares Blutbad anrichteten. Jetzt suchten die Verbündeten in Korinth ihre Rettung, fanden aber die Thore verschlossen und mußten sich in ihr Lager zurückbegeben. Die Spartaner erreichten durch ihren Sieg, daß der Widerstand, der sich gegen sie erhoben hatte, gehemmt, und daß ihr Einfluß und ihre Macht in dem Peloponnes gesichert wurde. Zugleich ward der Eindruck, den die Schlacht bei Haliartus bei ihren Feinden hervorgebracht hatte, wieder getilgt.

Mit wie wenig Umsicht von Seiten der Verbündeten der Krieg geleitet wurde, beweis't besonders der Umstand, daß sie dem Agesilaus, welcher aus Asien zurückgerufen, in Eilmärschen über den Hellespont, Thracien und Macedonien herranrückte, nicht größere Hindernisse in den Weg zu legen suchten.

In der Ebene von Koronea trafen die Heere zusammen. Agesilaus schlug nach kurzem Kampfe die gegen ihn aufgestellten Argiver zurück, welche auf den Helikon flohen. Die Thebaner dagegen brachten die Orchomenier zum Weichen; da sie aber die Flucht der Argiver vernahmen, suchten sie

gleichfalls den Helikon zu erreichen. Agesilaus, der in der Schlacht schwer verwundet worden war, begab sich nach Delphi, um dem Gott den zehnten Theil der asiatischen Beute darzubringen, welcher nicht weniger als 100 Talente betrug. Außer dieser reichen Beute brachte er seinem Staate auch ein trefflich geübtes und krieggewohntes Heer zurück.

Durch den Angriff der Spartaner gereizt, hatten die Perser, noch ehe sie auf den Gedanken gekommen waren, einen Krieg in Griechenland zu erregen, schon einen anderen Versuch gemacht, die drohende Gefahr von sich abzuwenden; sie hatten es nämlich auf Betrieb des Konon unternommen, den Spartanern die Meeresherrschaft zu entreißen. Pharnabazus, welchem am meisten daran lag, die Spartaner aus Asien zu entfernen, soll dem Könige gerathen haben, eine Flotte auszurüsten und den Befehl über dieselbe dem Konon anzuvertrauen. Der König willigte in diesen Vorschlag.

Inzwischen hatten die Spartaner dem Agesilaus nach seinem Siege über den Tissaphernes auch die Verfügung über die Flotte überlassen (Sommer 395). Den Oberbefehl über diese vertraute nun Agesilaus seinem Schwager, dem Pisander, an, welcher als ein sonst wackerer, des Seewesens aber unkundiger Mann geschildert wird. Bei Knidus machten die beiderseitigen Flotten den Angriff auf einander; die Bundesgenossen auf dem linken spartanischen Flügel ergriffen sogleich die Flucht, eilten dem Lande zu und suchten sich zu retten. Pisander aber, der auch das Land erreicht hatte, setzte bei seinem Schiffe den Kampf fort und fand hier seinen Tod. Fünfzig Trieren und 5000 Gefangene fielen in die Gewalt der Sieger. Zum ersten Male seit hundert Jahren, seit der Seeschlacht von Lade (495), feierten die Perser den Triumph, zur See über Griechen gesiegt zu haben.

Ueberraschend aber sind die Folgen dieses denkwürdigen Ereignisses: verschwunden ist die Flotte der Spartaner in den asiatischen Gewässern, und wie mit einem Schlage zertrümmert liegt ihre Meeresherrschaft.

Pharnabazus aber war in seinem Hasse noch nicht befriedigt; für das Unrecht, welches die Lacedämonier ihm zugefügt hatten, sollten sie in Griechenland selbst bekämpft und ihre Landschaft verwüstet werden. Konon, der gewiß nicht unterließ, diese ihm so willkommene Stimmung der Satrapen zu erhalten und zu steigern, wurde beauftragt, die Flotte zu verstärken und neue Truppen zu werben. So traten im nächsten Frühlinge (393) Pharnabazus und Konon ihren Zug nach Griechenland an. Nachdem die Cykladen sich ohne Widerstand ergeben hatten, unternahmen sie einen Angriff auf Lakonika, verwüsteten die Küsten und bemächtigten sich mit leichter Mühe der Insel Cythera. Von da begaben sie sich nach dem Isthmus und beredeten sich mit dem zu Korinth anwesenden Synedrium. Hier forderte Pharnabazus die Verbündeten zu einer thätigen Fortsetzung des Krieges auf und ließ eine Geldsumme zurück, zur Besoldung von Miethtruppen und zur Ausrüstung einer Flotte im korinthischen Meerbusen; er selbst begab sich darauf nach

Asien zurück. Konon aber schritt nun zu dem Werke, wodurch seine edlen Bestrebungen für die Erhebung seines Vaterlandes gekrönt werden sollten; er begab sich nach Athen und begann den Wiederaufbau der langen Mauern.

Jetzt erst konnte Athen sich wieder der Aufgabe zuwenden, welche ihm durch seine ganze Lage und durch seine größten Staatsmänner vorgezeichnet worden war, nämlich, die Herrschaft des Meeres zu erlangen und von hier aus über Griechenland zu gebieten. Und höchst günstige Umstände schienen die Erreichung dieses Zieles zu befördern. Seit der Vernichtung der spartanischen Flotte gab es keine hellenische Seemacht mehr, die den Athenern die Herrschaft streitig gemacht hätte, und die Perser hatten, seitdem die Rache des Pharnabazus befriedigt wurde, nach ihrer gewohnten Weise ihren Sieg nicht weiter verfolgt. Auch gewann Konon seinen Athenern die Seestaaten und verschaffte ihnen die von Persien aufgegebene Meeresherrschaft.

Bald aber traten dem Konon von einer Seite, woher er es am wenigsten erwartet hatte, große Hindernisse entgegen. Es kam Alles darauf an, daß die Perser die Endzwecke des Konon nicht durchschauten, wie sie bis jetzt, von ihrem Hasse gegen Sparta hingerissen, sie noch nicht durchschaut hatten. Da unternahmen es aber die Lacedämonier, deren Besorgniß durch die Wiederherstellung der athenischen Mauern aufs Höchste gestiegen war, den Persern die Augen zu öffnen. Ein zu diesem Zwecke taugliches Werkzeug war Antalcidas, der, wie einst Lysander, sich nicht scheute, zur Erreichung seines Zweckes Alles, was heilig war, aufzuopfern. Er trat mit der Versicherung auf, daß sein Staat vor Allem Frieden mit dem Perserkönige wünsche, ihm auch gern das asiatische Festland überlasse, jedoch verlange, daß die Inseln und die übrigen Staaten autonom sein sollten. Wie den Hellenen gegenüber dieses als eine Forderung der Gerechtigkeit geltend gemacht wurde, so wies Antalcidas jetzt darauf hin, wie die Autonomie der einzelnen Staaten Griechenland schwächen und an jedem Unternehmen gegen Persien hindern würde. Daher schloß Artaxerxes den sog. Antalcidischen Frieden ab (387) unter der Bedingung, daß alle griechischen Städte in Klein-Asien, für deren Befreiung Agesilaus so glücklich als muthig gekämpft hatte, nebst der Insel Cypern den Persern unterworfen sein sollten, nur Lemnos, Imbros und Skyros sollte Athen behalten, alle anderen hellenischen Städte aber autonom oder unabhängig sein. Dieser schimpfliche Friede bezweckte hauptsächlich, Theben zu schwächen, indem es auf die Hegemonie über die böotischen Städte verzichten mußte. So hatten die Perser zuletzt doch ihren Zweck erreicht, weshalb sie einst ihre Heere nach Griechenland gesandt hatten: ihr Besitz des Küstenlandes von Klein-Asien war von den Griechen feierlich anerkannt.

86. Charakter des Königs Agesilaus II.

(Nach Gust. Friedr. Hertzberg, das Leben des Königs Agesilaos von Sparta.)

Agesilaus hat das Glück gehabt, daß seine Thaten und sein Charakter von seinem treuen Waffenbruder Xenophon, der nur wenige Jahre nach ihm starb, in dem glänzendsten Lichte dargestellt worden sind. Mehr noch haben die glänzenden Phrasen jenes enthusiastischen Lobredners, dessen Panegyricus auf Agesilaus so lange gläubig als ein Werk des Xenophon gepriesen wurde, wesentlich dazu beigetragen, daß man den Agesilaus bis tief in die neue Zeit hinein zu den größten Männern der antiken Welt gezählt hat. Um so greller tritt nun der Contrast zwischen diesen idealen Schilderungen und dem Bilde hervor, welches mehrere neuere Forscher von dem alten Fürsten entwerfen.

Es ist wahr, Agesilaus ist weder der edelste König, noch der größte Staatsmann gewesen, den Sparta überhaupt hervorgebracht hat. Sein Haupt umgibt nicht die Aureole des Leonidas; der glühende Enthusiasmus eines Kleomenes' III. ging ihm gänzlich ab. Anmuthiger sind die Heldengestalten des Brasidas und Kallikratidas, und als Staatsmann steht der düstere Lysander hoch über ihm. Dagegen kennen wir keinen König von Sparta, der einen so gewaltigen Einfluß auf seine Zeitgenossen gewonnen; keinen, der während einer langen Regierung mit solcher Thatkraft geschaltet, sein königliches Ansehen so fest begründet, seinen Staat und sein Volk so entschieden repräsentirt hätte, wie dieser Agesilaus. Er entfaltete in der That eine Reihe von glänzenden Eigenschaften. Seine Gleichgültigkeit gegen Genüsse, seine einfache Lebensweise, seine heitere Ausdauer unter Beschwerden jeder Art, seine strenge Gesetzlichkeit waren Folgen der harten lykurgischen Zucht. Eine gewisse stolze Bescheidenheit, gewinnende Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit und muntere Laune, hingebende Treue gegen seine Freunde waren ferner besondere Zierden eines Fürsten, der im öffentlichen Leben beständig unerschütterliche Kraft und zähe, unbeugsame Consequenz an den Tag legte. Indessen ist das nur erst die eine Seite dieses merkwürdigen Mannes. Eine unbefangene Betrachtung seines vielbewegten Lebens zeigt uns das traurige Schauspiel allmählicher, unabläſſiger Entartung eines von Hause aus vortrefflichen Charakters. Es wurzelt aber diese Entartung nicht gerade in den schlechtesten Eigenschaften dieses Königs. In dem Herzen des Agesilaus verschmolzen leidenschaftlicher Patriotismus und brennender Ehrgeiz auf eine wunderbare Weise. Unläugbar steht bei ihm der Ehrgeiz für Sparta in der ersten, der für sich selbst nur in der zweiten Linie.

Das ehrgeizige Streben des Königs, die Macht seines engern Vaterlandes zu erhalten und zu erweitern, für sich aber das höchste Ansehen in Sparta

und die Rolle des Schiedsrichters in den hellenischen Angelegenheiten zu erringen, läßt auch seine edelsten Eigenschaften allmählich verwildern. Agesilaus kennt endlich keinen andern Maßstab seiner Handlungsweise mehr, als den handgreiflichen Vortheil seines Staates, kein Recht mehr außer dem der Spartaner, keinen anderen mehr als einen engherzigen lakonischen Lokalpatriotismus. Wohl nimmt er (denn einen neuen, schöpferischen Gedanken suchen wir bei Agesilaus umsonst) den gewaltigen Plan des Lysander, Sparta zum herrschenden Staate in ganz Griechenland zu machen, in unveränderter Gestalt wieder auf, wohl hat er diesen Plan mit rücksichtsloser Thatkraft und großer Klugheit verfolgt und sein Ziel für einen Augenblick auch wirklich erreicht. Eine Politik aber, die ohne alle sittliche Motive nur auf den unmittelbaren Erfolg speculirt, darf auch nur nach ihrem Erfolge beurtheilt werden. Nun sehen wir aber, wie wenig schließlich die Politik des Agesilaus durch den Erfolg gerechtfertigt wird, wie wenig er selbst im Stande ist, das Errungene zu behaupten, wie theuer die Spartaner den kurzen Traum ihrer „Weltstellung", den neuen Glanz ihres Königthums bezahlen müssen!

Als Heerführer zeigt sich Agesilaus eben so wenig schöpferisch denn als Staatsmann. Seine glänzendsten Siege hat er über Barbaren erfochten, in Asien und Aegypten. Bei seinen hellenischen Feldzügen aber hat er (die Schlacht von Koronea ausgenommen) sich auf entschiedene Schläge eigentlich niemals eingelassen; den Ruf seiner Unbesiegbarkeit verdankt er vorzüglich seiner klugen Vorsicht und der Gewandtheit, mit welcher er namentlich den kleinen Krieg führte. Dagegen muß man ihm den Ruhm lassen, daß er mit der veralteten spartanischen Taktik noch so viel erreicht hat. Reich an List und Hülfsmitteln, in seinen Bewegungen schnell und gewandt, wohl befähigt, seine Krieger ungestüm mit sich fortzureißen, an Ausdauer unter Leiden und Strapazen, wie an heldenmüthiger Tapferkeit allen voranleuchtend, um das Wohl seiner Soldaten auf das Sorgfältigste bemüht — darf er wohl den ausgezeichnetsten hellenischen Heerführern vor Epaminondas beigezählt werden. Nun aber wollte es sein Unstern, daß sein großer Zeitgenosse Epaminondas ihm noch als Rächer der gemißhandelten Thebaner entgegentreten sollte. Nicht genug, daß Epaminondas den Ruhm der spartanischen Waffen, bald auch den Rest spartanischer Herrschermacht zertrümmerte, so hat dieser gewaltige Mann dem staunenden Zeitalter auch gezeigt, daß er zugleich als ein genialer Feldherr und Staatsmann glänzen, eine von jeder Selbstsucht freie Vaterlandsliebe entfalten und doch auch den Ruhm der edelsten Humanität mit Recht für sich beanspruchen konnte. So sah sich Agesilaus noch bei Lebzeiten von seinem großen Gegner auf allen Gebieten seines Ehrgeizes tief in Schatten gestellt.

87. Der Krieg zwischen Theben und Sparta, 378—362. Hegemonie Thebens.

(Nach L. Pomtow, das Leben des Epaminondas, sein Charakter und seine Politik, bearbeitet vom Herausgeber.)

1. Das Verhältniß zwischen Theben und Sparta.

Gemeinsamer Haß gegen das Alles verdunkelnde Athen hatte Sparta und Theben zu einem Bündnisse geführt; die Verschiedenheit der Interessen, der Eigennutz Sparta's, der dem treuen Verbündeten jeden Vortheil des Sieges, selbst den kleinsten Antheil an der Beute, vorenthielt, verfeindete sie sofort nach dem Falle des gemeinschaftlichen Gegners (404). Athen ward nicht zerstört, wofür Theben hart, aber nicht unpolitisch gestimmt hatte; Theben sah sich, da Athen durch eine spartanische Besatzung auf der Akropolis nunmehr zum drohenden Waffenplatz des schlimmern Feindes geworden war, in seiner eigenen Existenz bedroht und zeigte in der Aufnahme der athenischen Flüchtlinge, trotz des Verbotes der Spartaner, daß es seinen Feind nicht fürchtete. Auch verweigerten die Thebaner, wie es scheint, ohne Angabe irgend eines Grundes, die Heeresfolge nach Asien (396), die ihnen angesonnen wurde, während Athen und Korinth ihr Zurückbleiben wenigstens entschuldigten. Und als im nächsten Jahre (395) der korinthische Krieg ausbrach, vereinigte sich Theben, als stärkstes Glied der Verbindung mit Athen, Korinth und Argos, zur Bekämpfung der spartanischen Zwingherrschaft. Das Ende war, daß Sparta, unfähig, mit Waffengewalt die Entscheidung herbeizuführen, durch die Unterhandlungen des Antalcidas mit dem Großkönige diesem alle asiatischen Griechen preisgab, wofür er Sparta in allen hegemonischen Gelüsten zu unterstützen versprach. Nur die Thebaner widersetzten sich ernstlich; wenigstens wollten sie nur für alle Böoter zugleich die Annahme beschwören. Aber der Krieg, in welchem die Thebaner am tapfersten gekämpft, hatte den Staat so an Geld und Menschen erschöpft, daß er sich nicht völlig vereinzelt der durch Persien auf das Furchtbarste verstärkten Macht Sparta's entgegenstellen konnte, sondern, den Zeitumständen weichend, seine Pläne, Böotien zu vereinigen und dadurch zu politischer Macht zu erheben, aufgeben oder vielmehr vertagen mußte. Doch Agesilaus ließ von seinem Opfer nicht ab, und keine Stadt ward methodischer mißhandelt, als Theben. In Orchomenus und Thespiä wurden Besatzungen hineingelegt, in allen anderen Städten Böotiens Oligarchien unter spartanischen Harmosten eingerichtet, das Amt der Böotarchen, der gemeinsamen Behörde von ganz Böotien, mußte abgeschafft werden, und schließlich das Gebiet von Platää, das die Thebaner seit 40 Jahren als ihr eigenes besaßen, ihnen entrissen und die Stadt Platää als eine lacedämonische Festung

hergestellt, vortrefflich geeignet, den Cithäronpaß für Sparta offen und Theben im Zaume zu halten.

Als Theben so völlig umstellt, der böotische Bund so sicher aufgelöst war, daß daher keine Gefahr zu drohen schien, versuchte Sparta nunmehr, auch Nordgriechenland und die thracische Küste mit der Halbinsel Chalcidice in den Bereich seiner Herrschaft zu ziehen, natürlich, wenn irgend möglich, unter dem Vorwande, die Länder autonom, d. h. unter dem Scheine der Freiheit sie alle schwach und ohnmächtig zu machen. In der Chaldice bemühte sich Olynth, am Halse der westlichen Halbinsel Pallene, ein Sammelpunkt griechischer Macht zu werden durch gezwungenen Anschluß kleinerer griechischer Städte und Eroberung macedonischer Städte. Als nun Acanthus und Apollonia die Hülfe Spartas gegen Olynth anriefen, verleitete hier Herrschsucht und Furcht vor jeder aufstrebenden Macht zu dem Entschlusse, die Vormauer Griechenlands gegen die Macedonier, das mächtige Olynth, niederzuwerfen und die Unterjochung Griechenlands durch die Barbaren vorzubereiten.

2. Vergewaltigung Thebens.

Dem im Frühling 382 voraufgesendeten Eudamidas folgte sein Bruder Phöbidas im Sommer nach. Bis nach Theben gelangt, lagerte er sich außerhalb der Stadt um das Gymnasium. In Theben müssen die aristokratische und die demokratische Partei damals an Zahl ziemlich gleich gewesen sein, da die Anführer der beiden politischen Vereinigungen (Hetärien), Ismenias von Seite der demokratischen, Leontiades von der oligarchischen Partei, gleichzeitig zu Polemarchen gewählt wurden. Wahrscheinlich hatte ein Compromiß stattgefunden, wie um dieselbe Zeit in Rom zwischen Patriziern und Plebejern über die Theilung des Consulates. Doch gewann die demokratische Partei, für welche auch Epaminondas Anhänger warb, bald die Majorität und setzte den Volksbeschluß durch, daß kein Thebaner sich dem Zuge gegen Olynth anschließen dürfe. Das Haupt der Oligarchen aber, Leontiades, ging zum Phöbidas und stellte ihm vor, welche Wirkung der Besitz der Kadmea auf die Sicherung spartanischer Herrschaft über Theben, auf die Machtverstärkung der oligarchischen Partei und auf die Kriegführung gegen Olynth haben würde. Phöbidas ward leicht überredet oder er hatte schon geheimen Auftrag von Agesilaus dazu. Am Feste der Thesmophorien, wo die Kadmea der ausschließlichen Benutzung der Frauen übergeben war, führte Leontiades, nachdem er den zum Schein schon abmarschirenden Phöbidas eingeholt hatte, diesen mit seiner Schaar durch die in der Nachmittagsschwüle menschenleeren Straßen nach der Kadmea und händigte ihm die Schlüssel der Burg ein, dazu sämmtliche thebanische Frauen als Geisel, und damit die Herrschaft über seine eigene Vaterstadt. Dann nahm er den Ismenias mitten in der Rathsversammlung gefangen und ließ an dessen

Stelle von der Versammlung, aus der die demokratischen Mitglieder in der ersten Bestürzung entflohen waren, einen andern Polemarchen, wahrscheinlich den Archias, erwählen. Die Häupter der Demokraten, 300 an der Zahl, flohen aus der Stadt und wurden von Athen, das der Unterstützung der Böoter bei ähnlicher Unterdrückung dankbar gedachte, freundlich aufgenommen. In Theben begann nun eine tyrannische Willkürherrschaft, gestützt auf die fremde Besatzung; Einkerkerung und Hinrichtungen der Zurückgebliebenen (auch des Ismenias als Perserfreundes!), Aechtung der Geflohenen, ja heimliche Mordanschläge, denen Androclidas selbst in Athen unterlag, waren die Mittel zur Herstellung und Befestigung des Gehorsams. Fast 3½ Jahr (382—379) lag das Joch auf dem Nacken Thebens.

3. Befreiung Thebens.

Doch gab es noch Männer von höherer Begabung, die während des Drucks Vorbilder an Gesinnung und Muth, zur Zeit der Entscheidung Führer und Leiter der Bewegung sind. Der vorzüglichste unter ihnen war Epaminondas. Er stiftete einen Bund von Männern und Jünglingen, die das Vaterland in offenem Kampfe befreien wollten. Um diese Zeit fiel endlich auch Olynth durch Hunger; die Stadt löste ihren Bund auf und versprach, getreue Heeresfolge zu leisten. Außerdem ward König Amyntas, der Vater des Philippus II., in sein verlorenes Reich wieder eingesetzt. So schien die Herrschaft Sparta's allenthalben sicher begründet zu sein; und doch genügte der Anstoß, der von wenigen Jünglingen ausging, diese ganze Macht zu erschüttern und über den Haufen zu werfen, weil sie nicht auf dem Recht, sondern auf Ehrlosigkeit und Gewalt begründet war. Der junge Pelopidas war mit 11 anderen jungen Männern früh Morgens von Athen, wie um auf die Jagd zu gehen, mit Hunden und Jagdnetzen aufgebrochen, sie hatten den Cithäron überschritten und wurden in das Haus des Charon geführt, wo im Ganzen 48 Verschworene sich versammelten. Indessen hatte Phyllidas, der, obwohl von ganzem Herzen der demokratischen Partei ergeben, durch grenzenlose Verstellung sich in das Vertrauen der herrschenden Oligarchen eingeschlichen und Schreiber derselben geworden war, den Archias und den Philippus, die beiden Polemarchen, in sein Haus zu einem Schmause geladen und versucht, sie durch schnelles Zutrinken zu berauschen. Zweimal wurde Archias während des Schmauses durch Nachrichten aus Athen gewarnt: das erstemal machte er noch einen schwachen Versuch, hinter die Wahrheit des Gerüchts, daß die Verbannten zurückgekehrt seien, zu kommen; er ließ den Charon herbeiholen, ward aber von diesem leicht beschwichtigt; das zweitemal schob er den Brief, der Zahl, Namen und Plan der Verschworenen genau enthalten haben soll, unter das Kissen seines Ruhebettes und sagte: „Ernste Dinge auf morgen"! Bald darauf drangen

die Verschworenen, zum Theil in Weiberkleidung, vom Phyllidas geführt, herein, und hieben ihn und seine Genossen fast ohne Widerstand nieder. Ein anderer Theil der Verschworenen hatte sich unterdeß zu dem Hause des Leontiades begeben, der, wenn auch ohne Amt, doch ohne Frage das Haupt der spartanischen Partei geblieben wär, und hatte, unter dem Vorwande, einen Brief von dem atheniſchen Redner Kallistratus zu überbringen, Einlaß erhalten. Leontiades aber, wach und nüchtern, vertheidigte, als er Bewaffnete eindringen sah, sein Leben auf das Tapferste, streckte den Einen derselben, Kaphisodorus, nieder, zahlte aber dann, von der Hand des Pelopidas fallend, mit seinem Leben die Blutschuld, die er durch des Ismenias' Hinrichtung und durch den Verrath der Kadmea auf sein Haupt geladen hatte. Dann ging Phyllidas mit den Verschworenen nach dem Gefängnisse und befreite die politischen Gefangenen, deren Zahl auf nicht weniger als 150 angegeben wird. Die Befreiten bewaffneten sich, die Waffen nehmend, wo sie sie fanden, dumpfer Lärm tobte durch die Straßen; die Bürger stürzten aus den Häusern; Epaminondas und Gorgidas rückten jetzt mit ihren bewaffneten Freunden, die sie bereit gehalten hatten, heran, um weiteres Blutvergießen zu verhindern. Ueberall ward durch Herolde verkündigt, daß die Tyrannen erschlagen seien, daß das befreite Theben seine Bürger herbeirufe, auf dem Marktplatze in Waffen zu erscheinen, wenn sie der Freiheit zugethan wären. Indessen ward die spartanische Besatzung auf der Burg durch das Getöse in der Stadt in Unruhe versetzt; aber ohne Kenntniß dessen, was vorging, versäumten die spartanischen Anführer den Moment, wo sie vielleicht noch die Bewegung hätten unterdrücken können, und sahen sich schon am folgenden Tage selbst belagert und gezwungen, nicht mehr um die Oberherrschaft Thebens, sondern um ihr Leben zu kämpfen. Als der Tag dämmerte und die ganze Wahrheit bekannt wurde, eilten die Bürger auf dem Markt zusammen; hier erschienen Pelopidas und seine Mitverschworenen, um ihren Mitbürgern Rechenschaft abzulegen über die Thaten der Nacht; Epaminondas und seine Freunde erklärten die That für eine durch die Noth zu entschuldigende; die Priester bekränzten sie und dankten ihnen im Namen der befreiten Heimatgötter, und das Volk erwählte den Pelopidas, Melon und Charon einstimmig zu Böotarchen. Der lacedämonischen Besatzung ward Tag und Nacht keine Ruhe gelassen, der noch erwartete Zuzug erschien nicht, man hatte, da man sich vor aller und jeder Gefahr gesichert hielt, nicht für hinreichende Lebensmittel gesorgt, die Bundesgenossen, die den größten Theil der Besatzung bildeten, wurden schwierig und unzuverlässig; so sahen sich die spartanischen Harmosten in wenigen Tagen zu Unterhandlungen gezwungen und übergaben die Burg gegen das Versprechen freien Abzugs den rechtmäßigen Besitzern. So war der Anfang glänzend gelungen, das Schwerste freilich stand noch bevor. Schon in Megara traf die abziehende Schaar auf den Kleombrotus, der ein spartanisches Heer

zum Entsatz der Kadmea herbeiführte; dieser drang über Platää und Thespiä vor; hier aber ließ er, da er sich zu schwach fühlte, Theben selbst zu bezwingen, den Sphodrias mit einem Theil der Bundesgenossen, und mit Geld, um Miethtruppen zu werben, zurück und brach nach 16 Tagen wieder auf, um nach dem Peloponnes zurückzukehren. Sphodrias, sei es auf geheimes Anstiften des Agesilaus, sei es von Pelopidas durch Geld bestochen, sei es von eigenem Ehrgeiz gestachelt, versuchte einen Handstreich gegen Athen, welcher mißlang und die Athener bestimmte, mit Theben ein Bündniß zu schließen.

4. Thebens Vertheidigungskampf.

Inzwischen waren in Theben die Führer nicht unthätig gewesen, sich auf den bevorstehenden Krieg vorzubereiten. Epaminondas und Gorgidas hatten eine Schaar von Dreihundert um sich gesammelt, die, je zwei und zwei zu unverbrüchlicher Freundschaft verbunden, eine Macht im Kriege und einen Rückhalt im Frieden bildeten. Ein zweimaliger Einfall des Agesilaus in Böotien blieb ohne Erfolg und als, wegen dessen Krankheit, Kleombrotus die Führung übernahm, fand er den Cithäronpaß von Athenern und Thebanern besetzt und zog nach einem unglücklichen Gefecht gänzlich unverrichteter Sache zurück. Als die lacedämonischen Truppen abgezogen waren, brach Theben gegen die feindlichen böotischen Städte auf und versuchte diese zu erobern oder an sich zu ziehen. Die Bundesgenossen der Spartaner wurden immer schwieriger und drangen darauf, daß Sparta seine Seemacht erneuere, Athen blokire, Truppen in Phocis lande und von da aus Theben bedrohe. Athen war mit einer Hungersnoth bedroht, als die spartanische Flotte die Zufuhr sperrte, rüstete aber mit ungewöhnlicher Energie eine ansehnliche Flotte aus, brach unter Anführung des Chabrias die Blokade, besiegte den spartanischen Admiral Pollis bei der Insel Naxus und war nahe daran, seine alte Seeherrschaft wieder zu gewinnen.

Als hierauf (375 v. Chr.) die Spartaner ein neues Landheer nach Böotien schickten, suchten die Athener ihnen durch einen Seezug zuvorzukommen. Die Letzteren rüsteten nämlich schnell eine Flotte aus und sandten dieselbe, während die andere im Norden des ägäischen Meeres kreuzte, unter dem ausgezeichneten General Timotheus, einem Sohne Konon's, zur Beunruhigung des Peloponnes ab. Timotheus führte seinen Auftrag mit großem Erfolge aus; er umschiffte den Peloponnes, eroberte die Insel Corcyra und gewann, als die Spartaner endlich eine Flotte gegen ihn auslaufen ließen, ein Seetreffen bei Leucas. Um dieselbe Zeit wurden die Spartaner, welche aus Lokris zurückkehrten, von Pelopidas geschlagen.

Inzwischen hatte sich das Verhältniß zwischen Theben und Athen getrübt. Die Thebaner trugen zum Unterhalte der athenischen Flotte nicht bei; der athenische Staatsschatz war leer, das Volk mißbilligte den Zwang, den

Theben gegen die ihm befreundeten Städte Platää und Thespiä ausübte; so schickte es (374) nach Sparta und verhandelte mit dem eben so müden wie erschöpften Gegner einen Frieden, der aber wegen unbedeutender Ursachen von Sparta sofort wieder gekündigt wurde, und nun zog sich der Seekrieg noch einige Jahre lang hin, bis Athen abermals aus Eifersucht gegen Theben Frieden anbot. Im Frühjahre 371 kamen die Gesandten der Krieg führenden Staaten in Sparta zusammen, unter diesen war Epaminondas als einziger Vertreter Thebens, der mit „seiner Rede die lacedämonische Macht nicht weniger erschütterte, als durch die leuktrische Schlacht". Theben ward von dem Frieden ausgeschlossen, weil Epaminondas nicht die schwere Arbeit von acht blutigen Jahren, nämlich die Herstellung und Neubildung des böotischen Bundes, aufgeben wollte. Man wollte ihn nicht die Friedensurkunde im Namen von ganz Böotien unterzeichnen lassen, wie Athen sie für Attika und Sparta zugleich für Lakonien und Messenien unterzeichnet hatte.

Sofort erhielt König Kleombrotus, der noch in Phocis stand, den Befehl, in Böotien einzudringen. Dieser überschritt auf einem fast unwegsamen Bergpfade den Helikon und kam nach dem im thespischen Gebiete gelegenen Leuktra, wo er ein Lager bezog. Epaminondas zog nach seiner Rückkunft aus Sparta die gesammte Mannschaft, namentlich auch den Pelopidas mit der heil. Schaar an sich und bestand im Kriegsrathe, trotz aller übeln Orakel und Vorzeichen, auf einer Entscheidungsschlacht in offenem Felde. Diese erfolgte schon (8. Juli 371) 20 Tage nach dem Schlusse des Friedenscongresses. Epaminondas, dessen Heer nur 6000 Mann zählte, während das feindliche aus etwa 10,000 Mann Fußvolk und 1000 Reitern bestand, ordnete seine Schaaren auf dem linken Flügel zu einem Keil, den er aus den kräftigsten seiner Hopliten bildete, von 40 Mann Tiefe, ließ an diesen rechts im spitzen Winkel, aber in der gewöhnlichen Tiefe, das andere Fußvolk sich anschließen und stellte so die sog. schräge Schlachtordnung her. Dieser Keil bohrte sich in die spartanische Phalanx langsam zwar, aber stetig und immer tiefer. Noch gelang es den Spartanern mit verzweifelter Tapferkeit, den Leib ihres aus vielen Wunden blutenden Königs Kleombrotus den Händen der Feinde zu entreißen. Dann aber brach ihre Kraft, der rechte Flügel wich überwältigt zurück, auf dem linken, wo die schadenfrohen Bundesgenossen standen, welche ihren Zwingherren nur den Untergang wünschten, scheint kaum ein ernsthafter Kampf Statt gefunden zu haben. Beinahe jeder Gefallene war ein Lacedämonier, die Bundesgenossen hatten fast keinen Todten aufzuweisen. So war der Schwerpunkt der politischen Macht mit einem Schlage verändert, und Epaminondas benutzte seinen herrlichen Sieg, um den böotischen Bund zu erweitern und durch Gewinnung der benachbarten Staaten (Phocis, Lokris, Acarnanien, Aetolien, Euböa u. s. w.) eine neue Amphiktyonie um Delphi zu bilden, von welcher Sparta,

weil es zur Festzeit die Kadmea besetzt und den Frieden gebrochen hatte, zu einer Geldstrafe von 500 Talenten verurtheilt wurde, die jedoch nicht bezahlt wurden.

Epaminondas erkannte, daß mit der Wiederherstellung Messeniens nicht nur die Eroberungspolitik Sparta's zu Ende sein mußte, sondern auch ein fester Verbündeter für Theben gewonnen würde. Daher gingen Gesandtschaften an die in Rhegium, Messana und auf der Nordküste Afrikas zerstreuten messenischen Stämme, die ihre Liebe zur Heimat und ihren Haß gegen Sparta bewahrt hatten, um ihnen zu verkünden, daß es unter dem Schutze Thebens ihnen frei stände, in das Land ihrer Väter zurückzukehren, und da ihre Feinde nunmehr gedemüthigt seien, als freie Männer zu leben. Sie hörten und kamen.

5. Thebens Angriffskrieg.

Eine andere Folge der leuktrischen Schlacht war, daß auch die Stämme Arkadiens erkannten, daß sie, die stärksten und zahlreichsten im Peloponnes, so lange in unwürdiger Dienstbarkeit erhalten worden, daß sie ihr Blut stets nutzlos auf Befehl eines Schwächeren vergossen hatten und daß ihre Zersplitterung die Ursache ihrer Schwäche sei. Sie beschlossen, eine neue Großstadt — Megalopolis — als Sitz der arkadischen Gesammtgemeinde, als Mittelpunkt der Behörden Arkadiens, zu bauen, doch ward die Vereinigung aller Städte und Gaue nicht erreicht. Orchemenus schloß sich aus, weil es wohl selbst gehofft hatte, der Centralsitz der arkadischen Behörden zu werden, in anderen Städten widersetzten sich die aristokratischen Parteien den Neuerungen der Demokraten, die ersteren riefen die Hülfe Sparta's, die letzteren jene Thebens an, da Athen Beistand versagte. Epaminondas kam mit einem Heere nach dem Peloponnes, wie seit der Schlacht bei Platää niemals vorher und niemals nachher in Griechenland zusammengebracht worden, 40,000 Hopliten und 30,000 Leichtbewaffnete standen unter seinem und seines hochherzigen, uneigennützigen Freundes Pelopidas Befehl. Als dasselbe bis Mantinea vorgedrungen war, bestanden die Arkader, von den Argivern und Eleern unterstützt, darauf, daß ein Einfall in Lakonien versucht werde, um so mehr, als zahlreiche Periöken und Heloten sich einfanden, welche meldeten, daß die nicht dorische Bevölkerung Lakoniens schon jetzt sich weigere, dem Befehl der Spartaner zu gehorchen und zum Abfall bereit sei. Dazu kam der strategisch wichtigste Umstand, daß die nördlichen Gegenden Lakoniens fast ganz von Truppen entblößt und die schwierigen Gebirgspässe entweder schwach oder gar nicht besetzt waren. So beschloß denn Epaminondas, obwohl sein Amt als Böotarch nahe abgelaufen war, den Befehl auf eigene Verantwortlichkeit über die gesetzliche Dauer hinaus zu behalten. Er theilte das Heer und brach von vier Seiten in Lakonien ein, welches seit des Aristomenes Zeiten höchstens an den Küsten von fremden

Truppen berührt worden war, und Sparta rühmte sich, seit 500 Jahren nicht mehr den Rauch eines feindlichen Lagers gesehen zu haben. Vergebens versuchte der 72jährige Agesilaus (die einzige Capacität, die Sparta noch besaß), dem Epaminondas den Uebergang über den von starkem Schneefall angeschwollenen Eurotas streitig zu machen, er gab die niederen Stadttheile den Feinden Preis und zog alle Truppen in die höheren, leichter zu vertheidigenden zurück. Von Westen her drang die thebanische Reiterei bis zum Hippodrom vor; beim weitern Vorgehen aber fiel ihnen ein Hinterhalt von 300 jungen Spartanern, die sich im Tempel der Dioscuren verborgen hatten, in den Rücken, die lacedämonische Reiterei warf sich, von ihrer Scheinflucht umkehrend, auf ihre Front, die vorgedrungenen Reiter wandten sich um und verwickelten einen Theil des Fußvolks in ihre Flucht. Die feste Haltung der thebanischen Hopliten aber, die als Rückhalt aufgestellt waren, bewog die kleine Schaar der Verfolger zum schleunigen Rückzuge. Vergebens näherten sich thebanische Soldaten den besetzten Höhen und forderten den alten König zum Kampfe im offenen Felde heraus, er widerstand dem dringenden Ungestüm der jungen Männer, die hinausziehen wollten, er widerstand einem schlimmern Feinde, dem allmählichen Abfall der noch treu gebliebenen Periöken und Heloten, und seine unermüdliche Ausdauer rettete die Stadt. Epaminondas kehrte nach einem Verwüstungszuge ins südliche Lakonien, wo Helos verbrannt und Gythion mit dem Arsenal der Spartaner erstürmt wurde, nach Arkadien zurück, wo der Bau von Megalopolis mit allen Kräften gefördert wurde, und von da nach Messenien, wo er, um die Unabhängigkeit des Landes zu sichern, am Abhange des Berges Ithome eine Festung Messene erbaute. Diese bevölkerte er mit den von allen Seiten auf seinen Ruf herangekommenen Messeniern, so wie mit den Nachkommen der alten Bevölkerung, die sich erhoben, und mit den lacedämonischen Periöken und Heloten, die sich seinem Schutze anvertraut hatten. Als Epaminondas nach Vollendung seines Werkes im Peloponnes in die Heimat zurückkehrte, stand am Isthmus Iphikrates mit der ganzen Streitmacht der Athener, die aus allen Kräften gerüstet hatten, um Sparta beizustehen, weil sie einsahen, daß die gesteigerte Macht Thebens für Niemand bedenklicher sei als für sie. Doch zog Epaminondas ohne Widerstand durch Megara und das attische Gebiet und sandte seine Streifschaaren bis vor Athen; denn Athens erster Feldherr wagte ihm eben so wenig entgegenzutreten, als seine Mitbürger wegen eines Gesetzbruches den Mann zu verurtheilen, der Theben unstreitig zur ersten Macht Griechenlands erhoben hatte; vielmehr wurde er aufs Neue zum Böotarchen erwählt.

In der kurzen Zeit seiner Größe hat Theben auch im Norden eine Rolle zu spielen versucht. Als in Thessalien Alexander, Tyrann von Pherä, seine Macht über andere Städte ausdehnte und diese thebanische Hülfe anriefen, ward Pelopidas dorthin gesandt, welcher Larissa befreite und den

Tyrannen bewog, von den Städten abzulassen. Darauf schlichtete Pelopidas einen Thronstreit in Macedonien zwischen Ptolemäus dem Aloriten und dem macedonischen Alexander und führte als Unterpfand den jüngern Bruder des Alexander, Philipp, mit 30 anderen Jünglingen nach Theben, wo derselbe, zum Theil in Pelopidas' Hause, ein Nachahmer des Epaminondas in der Kriegs- und Feldherrnkunst ward. Neue Unruhen in Macedonien veranlaßten im nächsten Jahre (368) eine neue Sendung des Pelopidas dorthin, den Ismenias begleitete; Ptolemäus schloß einen neuen Vergleich und stellte seinen Sohn (Philoxenus) nebst 50 anderen Geiseln als Unterpfand der Freundschaft und Bundesgenossenschaft mit Theben. Alexander von Pherä aber ließ die beiden Thebaner ins Gefängniß werfen, und da er dem sich rüstenden thebanischen Volke sich nicht gewachsen fühlte, suchte und fand er Hülfe bei der Gesinnungslosigkeit des athenischen Volkes. Da trat Epaminondas als gemeiner Soldat in das Heer, welches Kleomenes nach Thessalien führte, um den Pelopidas zu befreien. Als dieses durch die Ungeschicklichkeit des Feldherrn in die größte Noth gerieth, wählten die Truppen einstimmig den Epaminondas zum Feldherrn, und er übernahm es, seine ihm vertrauenden Mitbürger zu retten, sollte ihn auch wieder eine Anklage wegen Anmaßung der Feldherrnwürde zu Hause erwarten. Er rettete das Heer, führte es nach Hause und legte den Oberbefehl nieder. Das beschämte Volk aber machte ihn diesmal zum wirklichen Anführer, er zog 367 abermals nach Thessalien und befreite seinen Freund.

Als die thessalischen Städte nochmals von dem Tyrannen Alexander bedrängt wurden, sandten sie nach Theben um Hülfe und baten namentlich, ihnen den Pelopidas als Feldherrn zu senden. Dieser traf mit Alexander bei Kynoskephalä zusammen und gedachte persönlich Rache zu nehmen an dem Tyrannen, der ihn einst ins Gefängniß geworfen und sein Leben bedroht hatte. Deshalb sprengte er weit vor den Andern voraus und forderte ihn mit lauter Stimme zum Zweikampfe heraus. Aber dieser versteckte sich unter seinen Trabanten, die den auf sie eindringenden Helden mit Wunden bedeckten. Dessen Tod ward zwar bald von den (7700) Thebanern gerächt, der Tyrann bezwungen und zur Herausgabe der Städte verpflichtet; aber das eine Auge Thebens war erloschen, bald sollte auch das andere sich für immer schließen.

Inzwischen war ein Streit zwischen Arkadien und Elis ausgebrochen, indem die Arkader mit Hülfe der demokratischen Partei in Elis sich dieser Landschaft zu bemächtigen suchten. Es war ihnen gelungen, Olympia zu besetzen (364), und sie trugen kein Bedenken, die Tempelschätze, welche sie für Kriegsbeute erklärten, zu verwenden, um den Sold der Truppen zu bestreiten. Doch Mantinea und bald auch andere Städte sagten sich von jeder Theilnahme an dem Frevel gegen den Gott und seinen Tempel los und besoldeten ihre Truppen aus eigenen Mitteln. Die Mantineer erhielten nicht nur von den Eleern und Achäern, sondern auch von Athen und Sparta

Hülfe, wogegen die demokratische Partei sich an Theben wandte. Epaminondas, der auf Tegea, Megalopolis und einige andere arkadische Städte rechnen konnte, auch des Beistandes der Argiver und vor Allem der Messenier sicher war, zog abermals (zum vierten Male) nach dem Peloponnes bis Tegea. Als er hörte, daß Agesilaus mit einem Heere bereits in Pellene angekommen sei, versuchte er Nachts in größerer Entfernung an dem spartanischen Heere vorbeizumarschiren und das von Vertheidigern entblößte Sparta zu überfallen. Schon war er ohne Widerstand über den Eurotas vorgedrungen und hatte die obere Stadt besetzt, als er beim Hinabsteigen in die untere Stadt aus den Häusern und von den Dächern herab so unablässig beschossen wurde, daß die Thebaner mit beträchtlichem Verluste zurückweichen mußten. Da er vernahm, daß das ganze Heer der Verbündeten zur Vertheidigung von Sparta heranrücke, so zog er sich nach Tegea zurück und wollte von hier aus das von seinen Vertheidigern verlassene Mantinea überraschen. Dort aber war eben die athenische Reiterei eingetroffen, welche, obwohl ermüdet, im Kampfe mit der vielleicht noch mehr ermüdeten thessalischen und böotischen Reiterei diese zurückwarf. So waren denn zwei kühne, wohl berechnete Unternehmungen des thebanischen Helden durch die Ungunst der Umstände gescheitert.

Indessen war die gesammte Macht der Feinde (etwa 22,000 Mann) von Sparta zurückgekehrt und hatte sich bei **Mantinea** zum Entscheidungskampfe versammelt, Anfangs Juli 362. Epaminondas stellte die Thebaner und Arkader, als den stärksten und zuverlässigsten Theil seiner Truppen (im Ganzen 33,000 Mann), wiederum in tiefer Colonne auf dem linken Flügel auf, um den rechten der Feinde zu durchbrechen. Dem Reiterangriffe folgte die Sturmcolonne des linken thebanischen Flügels im Sturmschritte nach, aber den Epaminondas traf der Speer eines Lacedämoniers in die Seite. Die Reiter, die auf der Verfolgung begriffen waren, stutzten auf die Nachricht von der tödtlichen Verwundung des Feldherrn und brachen, wie besiegt, durch die fliehenden Feinde zurück. Erwachend aus der Ohnmacht ließ sich der sterbende Führer seinen Schild bringen und küßte ihn als den Gefährten seiner Kämpfe. Noch schickte er nach zwei Feldherren, die er für geeignet hielt, an seine Stelle zu treten, und als er hörte, daß auch sie im Kampfe gefallen waren, sprach er: „Dann macht Frieden!" und ließ sich die Spitze des Speeres aus der Wunde ziehen. Die Schlacht dauerte inzwischen fort mit abwechselndem Erfolge, beide Theile schrieben sich den Sieg zu und errichteten Siegeszeichen, die Spartaner aber gestanden insofern ihre Niederlage ein, als sie Gesandte schickten, um die Herausgabe ihrer Todten zu erbitten. Der letzte Wunsch des gefallenen Helden ward erfüllt: Freund und Feind, durch die beständigen Kriegszüge erschöpft, kamen überein, einen „allgemeinen Frieden und eine allgemeine Bundesgenossenschaft" zu schließen und in diese auch die Messenier aufzunehmen, nur Sparta wollte die Unabhängigkeit

Messeniens nicht zugeben und schloß sich daher allein von dem allgemeinen Friedensvertrage aus. So wurde im Wesentlichen das Ziel, für welches der große Staatsmann sein Leben lang gestrebt und gekämpft hatte, für welches er schließlich gestorben war, endlich doch, wenn auch erst nach seinem Tode, verwirklicht. Während Griechenlands gefeiertste Staatsmänner, ein Lykurg, Solon, Perikles, nur specifisch spartanische oder athenische Interessen kannten, umfaßte sein Blick, erstrebte sein Wille das Wohl des gesammten Vaterlandes.

---

88. Epaminondas und Pelopidas.

(Nach K. H. Lachmann, Geschichte Griechenlands von dem Ende des peloponnesischen Krieges, und B. G. Niebuhr, Vorträge über alte Geschichte.)

Epaminondas war entsprossen aus einer uralten, adligen, jedoch gänzlich verarmten Familie. Nichts destoweniger hatte er den sorgfältigsten Unterricht genossen, sowohl in den musischen Künsten, als in der Philosophie. Wenn durch hohe Bildung überhaupt, so zeichnete er sich noch mehr durch eine fast an das Dorische erinnernde Eigenthümlichkeit aus, welche, zum Theil wenigstens, nicht mit Unrecht von dem Einflusse der pythagoräischen Philosophie auf ihn abgeleitet werden dürfte. Es war dies das ruhige Ebenmaß und die erhabene Einfachheit seines ganzen Wesens, die Mäßigung seiner Gesinnungen, die Anspruchslosigkeit seines äußern Lebens, seine Abneigung vor allem Ordnungswidrigen, der edle, bisweilen schroff sich äußernde Stolz, der sich doch bei ihm mit wahrer Demuth verbinden konnte. Ein Zeitgenosse sagte, er habe nie einen Menschen gekannt, der mehr gewußt und weniger gesprochen habe, als Epaminondas. In das Geheimniß der Verschwörung zur Befreiung Thebens eingeweiht, mißbilligte er das Unternehmen, obgleich von der reinsten Vaterlandsliebe beseelt: denn er fürchtete die Ausschweifungen der radicalen Demokraten. Auch als die That beschlossen war, lieh er nicht seine Hand zu deren Ausführung, weil es ihm zuwider war, etwas gegen seine Natur zu thun; doch unterstützte er die Verschworenen nachher bereitwillig, so wie er bereits früher gesucht hatte, die Jünglinge mit Haß gegen die Unterdrücker zu erfüllen. Der Ruf seiner Bildung hatte schon damals einen Kreis um ihn gesammelt, welcher seine Lehre und seinen Umgang genoß. Doch lag es nicht in seinem Wesen, nach Ehrenstellen zu streben; die Häupter der Verschwörung hatten das erste Anrecht an die Dankbarkeit des Volkes, und wurden ihm um so mehr vorgezogen, als seine, wenn auch im edelsten Sinne, aristokratische Eigenthümlichkeit einen merklichen Abstand von dem damaligen Volksgeiste bildete. Er verdankte seine erste Wahl zum Böotarchen besonders dem Einflusse seines Freundes Pelopidas und dem Rufe seiner Beredsamkeit. Seitdem blieb er zwar im Be-

sitze der höchsten Würden nur durch sein Verdienst, jedoch mit Unterbrechungen, wenn es der ihm feindlichen Partei gelang, ihn zu stürzen. Er ertrug aber alle Verfolgungen und alles Unrecht mit der Ruhe und Gelassenheit eines wahren Weisen. An seinem politischen Leben haftet nicht der geringste Flecken. Sein ganzes Dichten und Trachten war nur dem Gemeinwohle, der Macht und dem Glanze seines Vaterlandes gewidmet. Er war von allen persönlichen Zwecken frei. Keine Leidenschaft störte die Klarheit seines Geistes, selbst nicht die Ehrsucht, die gewöhnliche Leidenschaft großer Männer. Auf der höchsten wie auf der niedrigsten Stelle erfüllte er seine Pflicht im Dienste des Staates mit gleicher Treue und Gewissenhaftigkeit. Im ganzen Alterthume ist keiner, der mit ihm verglichen zu werden verdiente, als Perikles, und fast dürfte Epaminondas dann noch größer erscheinen. An ihn knüpfte sich die Größe seines Staates.

Merklicher unterschieden können nicht leicht zwei Männer sein, als Pelopidas und Epaminondas, und dennoch harmonirten sie vollkommen. Epaminondas war arm, Pelopidas reich. In der Milde kam Pelopidas dem Epaminondas nicht gleich, auch hatte er die absolute Gerechtigkeit nicht wie jener. Pelopidas scheute nicht gewaltsame Handlungen, wo sie ihm nothwendig schienen. Auch war er nicht der Mann, der das Schicksal der Welt, das seines Vaterlandes durchaus anders wenden konnte, wie Epaminondas es that. Also stand er seinem Freunde nicht gleich, aber doch gebührt ihm die höchste Anerkennung. Er war ein ausgezeichneter Feldherr; eben so uneigennützig, ein eben so guter Bürger als Epaminondas, und was ihm besonders Ehre macht, ist die Anhänglichkeit fast eines jüngern Bruders, ja, eines Sohnes, mit der er an Epaminondas hing, seine freudige Unterordnung unter den Freund, den er als den Größern anerkannte. Dieses Zusammenwirken der beiden großen Männer hatte die Umwandlung des Schicksals von Theben zur Folge.

---

89. Zunehmender Verfall Griechenlands bis zur macedonischen Herrschaft.

(Nach O. Haupt, das Leben des Demosthenes, Joh. Wilh. Zinkeisen, Geschichte Griechenlands, Joh. Gust. Droysen, Geschichte Alexander des Großen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Den Aufforderungen Athens Folge leistend, verbanden sich viele Seestaaten, den Spartanern wegen ihrer drückenden Gewaltherrschaft entfremdet, zu einer Bundesgenossenschaft unter athenischer Oberhoheit. Chabrias, der Sieger von Naxos, Timotheus, der Sieger von Leucas, und Iphikrates, der Erfinder einer neuen Taktik, begründeten noch einmal die Herrschaft Athen's

zur See; 75 Seestädte, unter ihnen das reiche Byzanz, das mächtige Corcyra, wurden dem Bunde gewonnen; ein Bundesrath, in welchem ohne Ansehung der Größe jede der verbündeten Städte Sitz und Stimme hatte, tagte in Athen; hier war, wie in den Zeiten des Perikles, die gemeinschaftliche Bundeskasse. Durch Aufhebung der verhaßten Kleruchien suchten die Athener jeden Anlaß zu neuen Beschwerden ihrer Bundesgenossen zu vermeiden und die verlorene Liebe der Hellenen wiederzugewinnen. Aber dies Athen war nur das Schattenbild des Perikleischen; eine verderbliche Finanzwirthschaft lähmte die Kräfte des Staates; die öffentlichen Gelder wurden in Spenden an das niedere Volk vergeudet, für militärische Zwecke fehlte es an Mitteln; die Kriege der Stadt führten nicht mehr die Bürger selbst, sondern zügellose Söldnerhaufen. Indem ferner die öffentlichen Leistungen auf den Begüterten allein lasteten, diese aber ihre Pflichten gegen den Staat nur widerstrebend erfüllten, litt das Gemeinwesen, und Athen, nachdem gemeine Leidenschaften die sittlichen Grundlagen des Staatslebens unterwühlt hatten, zum Tummelplatz einer verderblichen Demagogie geworden, zeigte sich unfähig, die durch seine großen Feldherren erkämpfte Hegemonie zu behaupten.

Im Jahre 357 fielen Chier, Rhodier, Koer und Byzantier von Athen ab und erlangten nach zweijährigem Kampfe ihre Selbständigkeit; die athenische Bundesgenossenschaft löste sich größtentheils auf, und das Synedrium, welches nur noch Abgeordnete kleinerer Seestaaten umfaßte, war ohne politische Bedeutung. Ein anderer großer Nachtheil, welchen Athen aus dem schimpflichen Bundesgenossenkriege zog, war der Verlust seiner großen Feldherren, des Chabrias, welcher auf seinem beschädigten Schiffe im Hafen von Chios umkam, und des Timotheus und Iphikrates, welche auf die Anklage des Chares aus Athen verbannt wurden. Es blieb den Athenern außer Phocion nur noch Chares, ein Feldherr, dessen Lasterhaftigkeit ihn jener Zeit sittlicher Zerfahrenheit und politischer Erniedrigung vollkommen würdig erscheinen läßt.

Und eben in dieser Zeit innerer Zerrüttung und äußerer Schwäche erhob sich im Norden Griechenlands das macedonische Reich, welches nach dem Tode des Amyntas durch innere und äußere Kriege in sich selbst zu zerfallen gedroht hatte, durch Philipp II. zu einer solchen Bedeutung, daß es sehr bald mit Athen zusammenstoßen, und, falls noch Lebenskraft in diesem siechen Staate war, ihn aus seiner Erschlaffung zur Abwehr gewaltsam aufrütteln mußte.

Schon im ersten Jahre nach seiner Thronbesteigung hatte sich Philipp II. die Freundschaft der Athener dadurch gesichert, daß er aus Amphipolis, welches Perdikkas widerrechtlich eingenommen hatte, die macedonische Besatzung zog, ihnen die Gefangenen, welche er bei der Besiegung seines Gegners Argäus von athenischen Hülfsvölkern gemacht hatte, zurückschickte, und durch Gesandte das Bündniß erneuerte, welches einst sein Vater mit Athen

abgeschlossen hatte. Gleichwohl trieb ihn die Nothwendigkeit, Macedonien eine genauere Verbindung mit dem Meere zu verschaffen, zur Besitznahme der thracischen Küstenstädte; mit diesen fielen auch die reichen Bergwerke Thraciens in seine Hände, welche ihm die Mittel zu größeren Unternehmungen bieten konnten. Amphipolis wurde schon 357, als es sich feindlich gegen ihn gezeigt hatte, abermals besetzt, ohne daß es die Athener, damals mit dem Bundesgenossenkriege beschäftigt, hindern konnten. Pydna fiel kurz darauf in seine Hände. Die athenische Besatzung in Potidäa schickte er mit Freundschaftsversicherungen zur Heimat und übergab Stadt und Gebiet dem mächtigen Olynth, um nur zuerst dessen Gunst zu gewinnen. Hierauf eroberte er Krenides, nannte es Philippi, und setzte sich in den Besitz der benachbarten bisher wenig beachteten Bergwerke, welche in kurzer Zeit eine Ausbeute von tausend Talenten gaben.

Gleich nach Beendigung des Bundesgenossenkrieges brach der neunjährige phocische oder heilige Krieg (355—346) aus, welcher zerstörender wirkte, als alle vorhergehenden Bürgerkriege der Hellenen, und die letzten Bande der Einheit, welche bei immer zunehmender Macht Philipp's von Macedonien um so fester hätten geknüpft werden sollen, gewaltsam auflös'te. Die Thebaner machten die alte, geheiligte Versammlung der Amphiktyonen zum Mittel der Befriedigung ihres unversöhnlichen Hasses gegen Sparta. Auf ihren Betrieb wurden die Lacedämonier wegen Phoebidas' längst veralteter und sattsam gerächter Besitznahme der Kadmea von den Amphiktyonen zu einer schweren Geldstrafe verdammt. Ein gleiches Schicksal traf die Phocier wegen Anbaues eines Stückes Land, welches dem delphischen Gotte geweiht war. Als nun diese die auferlegte Straffumme nicht zahlen konnten, und man schon Willens war, ihr Gebiet in Besitz zu nehmen, um den beleidigten Gott zu versöhnen, ermahnte Philomelus seine Mitbürger, sich dem ungerechten Ausspruch der Amphiktyonen nicht zu fügen, oder feig, wegen so geringen Vergehens, den vaterländischen Boden aufzugeben, vielmehr sei es Zeit, ein altes Recht mit den Waffen geltend zu machen, nach welchem den Phociern der Schutz und die Vorsteherschaft des delphischen Heiligthums gebühre. Zum Feldherrn erwählt, trat er mit den Lacedämoniern in Verbindung, warb, von ihnen zunächst mit Geld unterstützt, Truppen, und bemächtigte sich gewaltsam des delphischen Tempelschatzes. Aus diesem warb er durch Erhöhung des Soldes 10,000 Mann an und verwüstete das feindliche Gebiet, fand aber schon im dritten Jahre des Krieges nach einem unglücklichen Treffen seinen Tod, indem er sich auf der Flucht von einem Felsen herabstürzte, um nicht in die Hände der Feinde zu gerathen.

Sein Bruder und Nachfolger Onomarchus, welcher die entmuthigten Phocier zur Fortsetzung des Krieges ermunterte, verheerte Lokris, drang in Böotien ein, eroberte Orchomenus und Koronea, und trat selbst Philipp von Macedonien, welcher den Thessalern Hülfsvölker zugeschickt hatte, mit Glück

entgegen, unterlag aber endlich der Uebermacht des Macedoniers und fand selbst einen schimpflichen Untergang.*) Dennoch setzte sein Bruder Phayllus, zum Feldherrn erwählt und von den Truppen der Bundesgenossen und thessalischen Hülfsvölker unterstützt, den Krieg mit gleicher Heftigkeit fort.

Schon in den ersten Jahren des heiligen Krieges, als die Phocier in Thessalien eingefallen waren, suchte Philipp thätigen Antheil an den Streitigkeiten der Hellenen im Mutterlande. Auf den Ruf der Thessaler drang er in Thessalien ein, vertrieb die Phocier, besiegte die Tyrannen von Pherä und erschien an den Thermopylen, um durch Phocis in das Innere von Hellas einzudringen. Allein hier traten ihm die Athener zum ersten Male, gleichsam enttäuscht, kräftig entgegen und zwangen ihn zur Rückkehr nach Macedonien. Demosthenes hielt zu Athen damals seine erste Rede gegen Philipp, und zeigte nicht nur die drohende Gefahr, sondern suchte auch die Athener durch eine genaue Angabe ihrer Mittel zu überzeugen, daß es jetzt noch in ihrer Macht stehe, sie für immer abzuwenden. Aber Philipp's Bestechungskünste fanden um so leichter Eingang, je mehr Verarmung und Trägheit überhand nahm. Die Kraft und Begeisterung einiger Edlen konnte Hellas nicht retten.

Nachdem der erste Versuch, in Hellas einzudringen, an den Thermopylen mißlungen war, wandte Philipp seine Waffen wieder gegen Norden, gewann mehrere Städte in Chalcidice mit den Waffen, Torone am Hellespont durch Verrath, und richtete dann seine ganze Kraft gegen Olynth, welches um diese Zeit zwei seiner natürlichen Brüder, die ihm nach dem Leben getrachtet, aufgenommen und geschützt hatte. Die wiederholten Hülfsleistungen der Athener, welche auf die Bitten der Olynthier erst durch den Feuereifer des Demosthenes gleichsam erzwungen wurden, waren zu schwach und ungeschickt, als daß sie die bedrängte Stadt hätten retten können. Noch ehe die letzte Hülfesendung, ein tüchtig gerüstetes Heer von 2000 Schwerbewaffneten und 300 Reitern, aus den athenischen Bürgern auserlesen, ankam, machte sich Philipp durch Verrath zum Herrn der Stadt (348), zerstörte sie und verkaufte die Bürger als Sclaven. Mit dem Untergande Olynth's war Athens Einfluß im Norden gänzlich vernichtet. Philipp's Bestechungen durch Geld und Wort bekamen desto freieren Spielraum, je mehr seine wachsende Macht die Schwachen mit sclavischer Furcht erfüllte und die Bemühungen der Starken fruchtlos machte.

Unter solchen Verhältnissen baten die von den Phociern hart bedrängten und durch den Krieg erschöpften Böotier Philipp um Beistand. Nichts konnte

*) Nach Diodor ließ ihn Philipp ans Kreuz schlagen; nach Pausanias, welcher überhaupt in der Erzählung etwas abweicht, wurde er von seinen eigenen Soldaten auf der Flucht ermordet.

ihm erwünschter sein. Die Athener meinten dadurch, daß sie Philipp Frieden boten, das Unheil abwenden zu können. Noch während der Unterhandlungen drang Philipp mit Thebanern und Thessalern vereint in Lokris ein, zwang die Phocier unter Phaläkus ohne Schlacht zum Abzuge nach dem Peloponnes und übertrug den von macedonischen Waffen bedrohten Amphiktyonen den Ausspruch über den Frevel der Phocier. Diesem zufolge verloren die Phocier ihre politische Selbständigkeit, mußten ihre Städte der Zerstörung Preis geben, und sich in kleinen Flecken von nicht mehr als 50 Wohnungen zerstreuen. Zugleich wurden ihnen Rosse und Waffen genommen, bis sie den an dem Heiligthume verübten Raub ersetzt haben würden, zu welchem Zwecke sie jährlich 60 Talente zahlen sollten. Der Antheil am delphischen Orakel und den pythischen Spielen wurde ihnen fortan untersagt, und die zwei Stimmen, welche sie bisher im Rathe der Amphiktyonen gehabt hatten, an Philipp von Macedonien übergeben. Also endete der neunjährige Kampf um das delphische Heiligthum. Auf den Trümmern der phocischen Städte baute Philipp seine Herrschaft über Hellas auf; er wußte seit der Beendigung des heiligen Krieges sich immer mehr Einfluß auf die inneren Angelegenheiten von Hellas zu verschaffen. Sein Gold fand fast in allen Staaten Eingang, und überall bildeten sich Parteien für und wider Macedonien, welche selbst bis zu blutiger Fehde die gegenseitige Erbitterung trieben.

Die Veranlassung zum Einfalle in Hellas gab Philipp die durch seine Partei in Hellas selbst betriebene Aufforderung der Amphiktyonen an ihn, den Frevel der Lokrer von Amphissa zu bestrafen, welche dem Apollo geheiligtes Land bebaut hatten. Er kam, aber nicht bloß um Amphissa zu bestrafen; die Athener baten um Waffenstillstand, bevor noch offener Krieg war; auch Theben erkannte bald, daß Philipp nicht umsonst den Winter hindurch in Lokris blieb; während beide durch freundliche Briefe oder geschickte Redner in Unthätigkeit gehalten wurden, besetzte Philipp Elatea, eine der wichtigsten Positionen gegen Theben und Athen. Das erfüllte seine Gegner mit panischem Schrecken; Demosthenes eilte nach Theben, und die Gewalt seiner Rede bewirkte, daß die Thebaner ihren alten Groll gegen Athen vergaßen und mit gleicher Anstrengung sich rüsteten; das Bundesheer, durch Euböer, Megareer, Korinthier und Leukadier verstärkt, rückte ins Feld und errang in zwei Gefechten nicht unbedeutende Vortheile; endlich begegneten sich die ganzen Heeresmassen, etwa 32,000 Macedonier gegen nah an 50,000 Verbündete, in der Ebene von Chäronea. In Bewaffnung und Ausrüstung wie in Uebung und Abhärtung durch Kämpfe und Strapazen waren die Macedonier den Hellenen überlegen. Dazu lenkte ein Wille diese Schaaren mit geübter Meisterschaft. Unter sich aber hatte Philipp erfahrene Führer, wie Antipater, die den jüngeren als Muster vorleuchteten: vor Allen war der junge Alexander von Begierde entflammt, mit dieser Schlacht seine Kriegerlaufbahn rühmlich zu beginnen. Auf der andern Seite standen

die Thebaner mit der heiligen Schar, die Korinthier, die Athener u. s. w., entschlossen, den ererbten Ruhm zu behaupten. Demosthenes diente als Hoplit beim Fußvolk; sein Schild trug die Inschrift: „Glück auf". Auch Diogenes von Sinope hatte sich dem Heere beigesellt und war, wie es scheint, noch vor der Schlacht von einer Streifpartei aufgefangen und als Kundschafter vor Philipp geführt worden. Von dem Könige befragt, weshalb er in den Krieg gezogen sei, sagte er: „um deine Unersättlichkeit zu sehen". Aber wie edle Kräfte sich auch in dem hellenischen Heere vereinigten und wie begeistert es auch in den Kampf ging, es mangelte diesen Bürgerscharen die beständige Kriegsübung und Abhärtung und vor Allem die einheitliche Leitung eines Feldherrn, der sich mit Philipp messen durfte. Dieser, durchdrungen von der entscheidenden Bedeutung der Schlacht, traf seine Anordnungen mit besonderer Umsicht, den Umständen und dem Terrain gemäß. Mit gutem Bedacht wich er vor dem Angriffe der Athener langsam zurück, die Glieder der Phalanx fest geschlossen und wohl gedeckt, während Alexander auf dem andern Flügel die Reihen der Thebaner durchbrach; Theagenes, der Anführer der thebanischen Phalanx, fiel; Haufen von Erschlagenen wurden hingestreckt; dicht bei einander, bis in den Tod treu verbunden, lagen die Leichen der nie zuvor besiegten heiligen Schar. Nun ging auch Philipp mit ganzem Nachdruck zum Angriff über und drängte in heißem Gefechte die Athener die Anhöhe hinab, 1000 derselben waren gefallen, 2000 gefangen; nicht geringer war der Verlust der Thebaner und der anderen Hellenen, auf deren Leichenhügel später ein Löwe ohne Inschrift aufgestellt wurde, als ein stummes Denkmal ihres Muthes, das in Trümmern sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Philipp verschmähte es, Griechenland zu einer Provinz Macedoniens zu machen; nur für den einen Plan des Perserkrieges hatte er Alles begonnen und vollbracht. Der Friede, den er nach der Schlacht von Chäronea gab, bezweckte nichts, als die freien griechischen Staaten unter seiner Hoheit zu jenem Kriege zu vereinen. Er ließ fast überall und in aller Beziehung den bisherigen Zustand der Dinge, nur Theben wurde für seinen treulosen Abfall bestraft, es mußte 300 Verbannte wieder in die Stadt nehmen, die Feinde Philipp's des Landes verweisen und dessen Freunde an die Spitze der Regierung stellen, endlich eine Besatzung in die Kadmea nehmen, die nicht bloß Theben, sondern zugleich Attika und das ganze Hellas zu beobachten und in Ruhe zu halten vermochte. Mit so viel Strenge wie Theben, mit eben so viel Nachsicht wurde Athen behandelt, dessen Gebiet der König nicht betrat; es erhielt alle Gefangenen ohne Lösegeld frei, und mußte sich nur verpflichten, zum Bundestage nach Korinth im nächsten Frühling Gesandte zu schicken. Dann zog der König nach dem Peloponnes und ordnete die dortigen Angelegenheiten, namentlich die Gränzen der Messenier, der Argiver, der Tegeaten und Megalopolitaner gegen Sparta. Auf dem Isthmus

von Korinth kamen die Gesandten aller griechischen Staaten, mit Ausnahme Sparta's, zusammen; Philipp's Freigebigkeit und Leutseligkeit gewann die Gemüther, seine Redner trugen die Wünsche des Königs vor, denen sich Niemand zu widersetzen wagte; er wurde zum Oberfeldherrn der Griechen mit unumschränkter Gewalt erwählt, um im Namen aller Griechen den Frevel, den die Barbaren an den heimischen Tempeln geübt hätten, zu rächen und den großen Nationalkrieg der Griechen gegen Persien zu vollenden. Dann kehrte er nach Macedonien zurück, um alle Vorbereitungen zum großen Kriege zu treffen.

---

90. Demosthenes als Staatsmann.

(Nach A. H. L. Heeren, Ideen über die Politik u. s. w. der Völker der alten Welt.)

Unter allen politischen Charakteren ist Demosthenes der reinste tragische Charakter, den die Geschichte kennt. Von seinem ersten Auftreten bis zu dem Augenblick, wo er im Tempel das Gift nimmt, sehen wir ihn im Kampf mit seinem Schicksale, das fast grausam seiner zu spotten scheint. Wiederholt wirft es ihn nieder, aber niemals besiegt es ihn. Kaum dem Jünglingsalter entwachsen, erscheint er zuerst als Kläger in seiner eigenen Sache gegen seine treulosen Vormünder, denen er dennoch nur einen geringen Theil des väterlichen Vermögens entreißen konnte. Bei seinen nächsten Versuchen verspottet vom großen Haufen, aber durch Einzelne, die seine künftige Größe ahneten, ermuntert, bestand er den hartnäckigen Kampf mit sich selbst, bis er über seine eigne Natur den Sieg davon trug.*) Nun trat er wiederholt als Ankläger von öffentlichen Verbrechern auf, ehe er es noch wagte, in Staatssachen zu sprechen. Als bald darauf Philipp durch seine Einmischung in den phocischen Krieg seine Absichten gegen Griechenland darlegte, tritt er zum ersten Male (352) gegen ihn in seiner ersten Philippischen Rede hervor. Von diesem Zeitpunkte an hatte er die große Aufgabe für sein Leben gefunden. Bald als Rathgeber, bald als Ankläger, bald als Gesandter schützt er die Selbständigkeit seiner Vaterstadt gegen die macedonische Politik. Ein glänzender Erfolg schien zuerst seine Anstrengung zu belohnen. Schon hatte er eine Anzahl Staaten für Athen gewonnen, schon war es, als Philipp in Griechenland einbrach, ihm gelungen, auch die Thebaner nicht bloß zu gewinnen, sondern bis zur Begeisterung zu entflammen, als der Tag

---

*) Viel ist darüber späterhin gefabelt worden; die Erzählungen aber von den Kieselsteinen, die er in den Mund nahm, beruht auf dem Bericht des Demetrius Phalereus, der es von ihm selber noch gehört hatte. Plut. IV. p. 709. So auch verschiedenes Andere.

bei Chäronea (338) seine Hoffnung zerschmetterte. Aber muthvoll erklärte er in der Versammlung: auch so gereuten ihn seine Rathschläge nicht. Bald änderte ein unerwartetes Ereigniß die ganze Lage der Dinge. Philipp fiel als Opfer eines Meuchelmords; ein noch wenig gekannter Jüngling ward sein Nachfolger. Sofort ward Demosthenes der Stifter einer zweiten Verbindung der Griechen; aber Alexander erschien plötzlich vor Theben; die schwere Rache, die er hier nahm, zerstörte sofort den Bund, die Auslieferung von Demosthenes, Lykurg und mehreren seiner Gehülfen ward gefordert, aber Demades glich damals die Sache aus und besänftigte den König. Seine Kraft blieb also gelähmt, als Alexander nach Asien ging; er fing an, wieder das Haupt zu erheben, als Sparta das Joch abzuschütteln versuchte, aber unter Antipater erlag er. Dennoch war es um diese Zeit, als er durch die berühmteste seiner Reden den Sieg über den beredtesten seiner Gegner davon trug, und Aeschines Athen verlassen mußte. Aber seine Feinde, die Führer der macedonischen Partei, schienen dadurch nur noch mehr erbittert zu sein, und bald fanden sie eine Gelegenheit, ihn zu stürzen. Wie Harpalus, geflüchtet von Alexander's Heer, mit seinen Schätzen nach Athen kam, und die Frage entstand, ob man hier ihn dulden wollte, ward Demosthenes beschuldigt, durch sein Geld gewonnen zu sein, wenigstens still zu schweigen. Das reichte hin, ihn in eine Geldstrafe verfallen zu machen, deren Nichtbezahlung ihn in den Kerker brachte. Es gelang ihm, daraus zu entfliehen, aber für den Mann, der nur dem Vaterlande lebte, war das Exil so schlimm wie der Kerker. Meist weilte er auf Aegina und in Trözen, von wo aus er mit nassen Augen nach dem nahen Attika hinüberblickte. Plötzlich und unerwartet brach ein neuer Strahl durch die Gewölke. Die Nachricht erscholl, Alexander sei todt. Der Augenblick der Befreiung schien da zu sein, ganz Griechenland gerieth in Bewegung, die Gesandten der Athener durchzogen die Städte, unter sie mischte sich Demosthenes, sprach, half und bewirkte, daß sie sich gegen Macedonien verbanden. Zum Ersatz dafür beschloß das Volk seine Rückkehr, und für Jahre von Leiden folgte endlich ein Tag hohen Lohnes! Eine Triere ward nach Aegina gesandt, den Sachwalter der Freiheit zu holen. Ganz Athen erhob sich, kein Beamter, kein Priester blieb in der Stadt, als der Ruf erscholl, daß Demosthenes aus dem Piräus heraufziehe. Ueberwältigt von seinen Gefühlen pries er sich glücklicher als Alcibiades, denn nicht gezwungen, sondern freiwillig rufe ihn sein Volk zurück! Es war ein Sonnenblick des Glücks, den bald schwärzere Gewölke als je vorher verdunkeln sollten! Antipater und Kraterus siegten, mit ihnen in Athen die macedonische Partei; Demosthenes und seine Freunde wurden in den Anklagestand versetzt, und auf Demades' Antrag zum Tode verurtheilt. Sie hatten sich schon vorher heimlich aus der Stadt entfernt, aber wo einen Zufluchtsort finden? Hyperides mit zwei Anderen hatten sich auf Aegina in das Heiligthum des Aiax geflüchtet. Umsonst, sie wurden weggerissen, zum Antipater

geschleppt und hingerichtet! Demosthenes war nach der Insel Kalauria bei Trözen entkommen und nahm seine Zuflucht zu dem Tempel des Neptun. Vergebens beredete ihn Archias, Antipater's Trabant, ihm Gnade versprechend, sich zu ergeben. Er täuschte ihn, als wollte er noch etwas schreiben, biß die Feder auf und verschlang das in ihr verborgene Gift. Dann verhüllte er sich mit zurückgesenktem Haupt, bis er seine Wirkung fühlte. „Sie haben," rief er aus, „o Poseidon, Deinen Tempel entheiligt, ich aber will, Dich ehrend, ihn noch lebend verlassen!" Aber schon am Altare sank er nieder, und ein schneller Tod entriß ihn einer Welt, die nach dem Fall des Vaterlandes für ihn kein Glück mehr haben konnte.

In welch' einem ganz andern Lichte müßte uns wohl ein Demosthenes erscheinen, wenn wir über seine politische Thätigkeit genau im Einzelnen unterrichtet wären? Was mußte dazu gehören, ein Bündniß zu Stande zu bringen, wie er sie wiederholt zu Stande gebracht hat? Welche Reisen, welche Verbindungen, welche Kunst die leitenden Männer zu gewinnen und überhaupt die Menschen zu behandeln?

Welche Mittel standen diesen Staatsmännern des Alterthums zu Gebote, wenn wir sie mit denen der neuern Zeit vergleichen? Sie hatten keine Befehle aus dem Cabinet zu ertheilen; sie geboten nicht über die Schätze der Völker; sie konnten nicht mit Gewalt erzwingen, was man gutwillig nicht leisten wollte. Ihnen gegenüber standen vielmehr die Männer, die über Alles, was die Habsucht und die Ehrsucht reizen kann, zu verfügen hatten. Was hatte Demosthenes diesen entgegen zu setzen, als seine Talente, seine Thätigkeit und seinen Muth? Bloß mit diesen ausgerüstet, bestand er den Kampf mit der auswärtigen Uebermacht und den noch viel gefährlichern mit der Verderbniß seines eigenen Volkes. Die Stütze eines sinkenden Staates zu sein, war sein schwerer Beruf. Dreißig Jahre blieb er ihm getreu und wich nicht, bis er unter seinen Trümmern erschlagen ward!

X. Die macedonischen Reiche.

91. Die welthistorische Bedeutung der macedonischen Reiche.

(Nach Ludw. Flathe, Geschichte Macedoniens und der Reiche, welche von macedonischen Königen beherrscht wurden.)

Die Reiche, welche der Macedonier That und Kraft schuf, waren nicht Schöpfungen, welche die Natur der Dinge frei und selbständig hervorgebracht; sie waren Erzeugnisse der Gewalt, Ergebnisse unnatürlicher Zustände, verworrener und gewaltsamer Verhältnisse. Vieler Völker eigenthümliches Leben ist abgeblüht und verwelkt unter den kühnen und wunderbaren Bauten, welche die Macedonier auf einem ungeheuren Raume aufgerichtet. Kein

erfreuendes Dasein zeigen die Reiche, welche von Königen macedonischen Stammes beherrscht wurden, keine lebensvolle Regsamkeit, keine sich selbst genügende und sich selbst erhaltende Kraft.

Aus einem halbvergessenen Winkel Griechenlands tritt, als hätte es nur seine Zeit erwartet, um aus der Nacht der Vergessenheit hervorzutreten, das kräftige Volk der Macedonier plötzlich in die Geschichte ein. Der Weg, unter nicht allzu schweren Kämpfen zu Glanz und Herrschaft zu gelangen, ist ihm vom Schicksal schon bereitet. Die Städte und Stämme der Griechen haben in langen und blutigen Kämpfen ihre Kräfte verzehrt; die alte erhabene Gesinnung ist unter ihnen verschwunden, und voll Eifersucht und Mißtrauen gegen einander selbst, bereiten sie dem erobernden Macedonien die Bahn. Ein schlauer, tapferer König von Macedonien legt die Grundsteine zu dem Gebäude einer macedonischen Herrschaft über Griechenland, und nur dem Scheine nach bleibt dessen Freiheit und Selbständigkeit unbeeinträchtigt. Doch fest ist die Herrschaft, welche König Philipp über die Griechen mehr durch Schlauheit und List, als durch Gewalt gewinnt, noch keineswegs begründet. Dazu wäre durchaus nothwendig gewesen, daß sein Nachfolger auf dem Throne von Macedonien alle Kraft seines Volkes auf die Unterwerfung der Griechen gerichtet hätte. Dann würde ein macedonisch-griechisches Reich entstanden sein, zwar gebaut auf das Schwert und die Unterwerfung und das Volk der Griechen in der freien Beweglichkeit hemmend, aber durch sein Dasein nicht die Natur der Dinge und die Gesetze des Völkerlebens verletzend, weil Macedonier und Griechen sich benachbart waren, weil sie durch Abstammung, Sprache und Sitte sich verwandt und befreundet fühlten. In verhältnißmäßig kurzer Zeit würde eine Verschmelzung beider Völker erfolgt sein, da sie Brüder waren von Anfang.

Aber die Könige Philipp und Alexander glaubten die Kräfte ihres Volkes nicht allein auf die Unterwerfung Griechenlands wenden zu müssen, und ein *macedonisch-griechisches Reich* genügte ihrer stolzen und hochfahrenden Gesinnung noch *nicht*. Es bot sich noch ein anderes Feld leichterer und sichererer Triumphe, als sie in Griechenland gewonnen werden konnten, dar. Darum sollte Griechenland nur halb gewonnen werden, darum der Schein der Freiheit ihm noch bleiben, damit der äußerste und heftigste Kampf vermieden werden, der auf eine lange Zeit alle Kraft und alle That in Anspruch genommen haben würde. Die Griechen sollten vor der Hand den Macedoniern nur dienstbar werden, sie nur stärken zu dem großen Kampfe gegen die Perser, zur Gewinnung eines unermeßlichen Weltreiches, durch welches dann wiederum der Schein von Freiheit und Unabhängigkeit, der den Griechen noch geblieben, leicht und kampflos würde zusammengedrückt werden können. Dieser Gedanke, von König Philipp aufgefaßt, von Alexander, dem größern Sohne, ausgeführt, reizte durch die Leichtigkeit, mit welcher die Verhältnisse seine Vollendung zu versprechen schienen, lockte durch den

Glanz, der in seiner Verwirklichung für alle Zeiten gewonnen werden mußte, die kräftigen und thatenlustigen Gemüther mit unwiderstehlicher Kraft. Also ward, als unter den Königen Philipp und Alexander Macedonien aus früherer Bedeutungslosigkeit auf die große Bühne der Weltbegebenheiten geführt war, das Nächste und der Natur Gemäßere verabsäumt, der Ausbau eines macedonisch-griechischen Reiches unterlassen und dem Kühnern, Glänzendern, doch Naturwidrigern nachgestrebt. Das persische Reich ward von König Alexander's Waffen gewonnen und Persien und Macedonien wurden zu einem Reiche verbunden. Wenn dieses persisch-macedonische Reich dauerte, so konnte das endliche Schicksal Griechenlands nicht zweifelhaft sein.

Schon das Reich der Perser war eine Schöpfung wider die Natur gewesen. In seinem Schooße waren viele Völker des Morgenlandes zusammengedrängt, zwischen denen Sprache, Religion und Sitte trennend stand. Sie strebten darum, so viel der schlaffe Geist des Morgenlandes erlaubte, auseinander; aber sie waren durch die Gewalt der Waffen fast 200 Jahre von den Perserkönigen zusammengehalten worden. Indessen waren die Perser doch in dem Morgenlande heimisch und ihr Reich war ein rein morgenländisches. Vielen Völkern in dessen Schooße waren sie verwandt, denn sie waren ein Glied der großen Völkerfamilie des Zend; und auch mit denen, welchen das Band der Völkerverwandtschaft sie nicht vereinte, verband sie doch die gemeinsame Weise des Morgenlandes. Jeden Falles standen die Perser den unterworfenen Völkern ihres Reiches nicht so scharf entgegen, als Abendländer mit grundverschiedener Sitte, Religion und Sprache ihnen entgegen stehen mußten. In diesem neuen persisch-macedonischen Reiche aber, das unter König Alexander ein kurzes Dasein sah, waren Völker des Abendlandes und des Morgenlandes, bei denen etwas Gemeinsames kaum aufzufinden war, bunt zusammengewürfelt. Es reichte von den Küsten Joniens am mittelländischen Meere bis zum Indus, bis zu den Wasserfällen des Niles und bis zu dem Sande der Wüsten von Arabien und Libyen, und hatte das Stammland Macedonien, Griechenland, dessen Freiheit auf dem Rande des Untergangs stand, und die Küste von Thracien, welche zur Verbindung zwischen den abendländischen und den morgenländischen Theilen des Reiches hatte gewonnen werden müssen, mit jenem ungeheuren Länderkreis vereinigt. Außer der Gewalt und dem Schwerte, welches sie zusammengebracht hatte, außer dem Könige, welcher über ihnen stand, konnten die Völker dieses weiten Reiches etwas Gemeinsames nicht auffinden.

Aber das neue Reich bricht bald nach seines Schöpfers Tode in mehrere Theile auseinander. Doch auch dadurch wird keine naturgemäße Scheidung aller seiner Völker gewonnen. Nur die alte Heimat Macedonien kehrt, nachdem sie für den Glanz ihrer Könige sich verblutet und aus den Tagen der Größe nichts, was sie für die Zukunft stärken könne, gewonnen hat, zu einem eigenthümlichen und abgeschlossenen Dasein zurück. In allen übrigen

Theilen aber des aufgelös'ten Reiches zeigt sich kaum eine erfreuende Erscheinung. Dem Volke der Griechen erblüht nur eine matte und ohnmächtige Freiheit wieder. Bei den Völkern des Morgenlandes aber tritt, als das persisch-macedonische Reich nach kurzem Dasein verschwindet, ein noch trüberer Zustand der Dinge hervor. Den Führern des macedonischen Heeres, die nach König Alexander's Tode den grimmigsten Zwist um die Trümmer des persisch-macedonischen Reiches streiten, werden die Völker des Morgenlandes zum Spiele; sie lassen das fremde Schwert über ihr Schicksal entscheiden, vom Zufall oder vom Waffenglück heute sich zusammenbringen und morgen wieder trennen, ohne daß der Geist der Nationalität in ihnen aufwache, ohne daß auch nur der Versuch gemacht werde, den Zwist der fremden Herren zu benutzen und ein freies und eigenthümliches Dasein zu begründen. Mit der stumpfesten Gleichgültigkeit sehen sie dem wogenden Kampfe zu und geben sich selbst auf. Dadurch zeigen sie sattsam, daß sie jeder Freiheit und Selbständigkeit unwerth geworden sind. Die Reiche aber, welche von Macedoniern im Morgenlande über diesen ermatteten Völkern gegründet werden, können unmöglich ein freies und kräftiges Leben haben; sie können durch ihre Dauer nur dienen, die Eigenthümlichkeiten derselben mehr und mehr zu vernichten. Darin aber scheint eben ihre höchste Bedeutung für die Geschichte zu liegen; sie sollten ein Leben zerstören, das durch eigene Kraft sich so nicht mehr zu erhalten vermochte; sie sollten den Uebergang zu einem neuen Stande der Dinge bereiten. Die weite Herrschaft, welche die Macedonier gewonnen, sollte das eigenthümliche Leben eines großen Theils der Völker des Morgenlandes, welches durch die Perser schon verworren oder aufgelös't worden war, noch gewaltsamer und heftiger, als es von diesen geschehen war, erschüttern, damit zu einem andern Sein der Weg bereitet werde. Sie sollte unter dem Volke der Griechen, das Freiheit und Unabhängigkeit von fremder Gewalt nur noch in sich selbst zerstörenden Kämpfen benutzen zu können schien, das alte Leben in seinen Grundfesten erschüttern, den Geist voller Freiheit und Selbständigkeit ertödten und die Gemüther für das ruhige Dulden fremder Gewaltherrschaft vorbereiten. Nachdem Macedonien selbst diese geschichtliche Bestimmung erfüllt, kehrt es in seinen eigenen Schooß zurück, ohne eine Kraft gewonnen zu haben, durch welche es dem allgemeinen Schicksal der Verknechtung unter Rom sich mächtig entgegensetzen könnte. Auf den Fußstapfen der Macedonier schreitet das erobernde Rom einher und wälzt seine Herrschaft auf die Reiche und die Völker, die für das unabwendbare Schicksal, welches ihnen bevorstand, sattsam vorbereitet worden waren.

Die Geschichte Macedoniens, von dem Punkte an, wo seine geschichtliche Bedeutsamkeit anhebt, die Geschichte der Reiche, welche von Königen macedonischen Stammes beherrscht wurden, zeigt nicht Entstehen und Erblühen, nicht kräftiges und frohes Leben, sondern stellt nur Vergehen und Dahinschwinden vor den betrachtenden Blick.

92. Das macedonische Königthum bis auf Philipp II.

(Nach Joh. Gust. Droysen, Geschichte Alexander's des Großen, zum Theil bearbeitet vom Herausgeber.)

Uralte und glaubwürdige Traditionen berichten, daß in grauer Vorzeit drei Brüder aus dem Heraklidischen Fürstengeschlechte von Argos gen Norden in das Land der rossekundigen Päonier gewandert seien, sich in der Stadt Edessa niedergelassen und die Landschaft Emathia in Besitz genommen hätten; der jüngste dieser drei Brüder, Perdikkas, wurde der Stammvater des macedonischen Königshauses.

Während im übrigen Griechenlande das Königthum, das sich in dem niedern Volke eine Stütze zu gewinnen versäumt hatte, gegen die Anmaßungen eines ebenbürtigen Herrenstandes zu Grunde gegangen war, während gegen diesen Herrenstand selbst das niedere Volk, der Rechtlosigkeit und des unerträglichen Druckes müde, sich endlich empört, die edlen Geschlechter ihrer Vorrechte beraubte hatte, um selbst bald in Selbstsucht und Parteiung zu zerfallen, hatte Macedonien in seiner ruhigen und alterthümlichen Weise fortbestehen können, da hier jene Elemente der Reibung und des Hasses in dem Verhältniß der verschiedenen Stände nicht vorhanden waren. Denn die edlen dorischen Geschlechter in Macedonien hatten keineswegs, wie etwa die Spartaner und andere Dorier, die alten Landesbewohner zu Penesten und Heloten erniedrigt; wie dürftig auch die Nachrichten über das innere Leben Macedoniens sind, so viel steht fest, daß das Volk frei war, daß Jeder das Recht zu freiem und unabhängigem Besitz und Zutritt in die Volksversammlung hatte, daß endlich die Volksversammlung selbst zu Gericht und Berathung dem Könige zur Seite war, um durch lauten Zuruf zu billigen oder zu verwerfen.

Seitdem die Könige durch die Perserkriege, die ja in allen Hellenen das Bewußtsein und Bedürfniß der Einheit erwachen ließen, mit in den großen Verband des hellenischen Lebens eingetreten waren, verfolgten sie mit mehr oder minder Bewußtsein, Geschick und Kraft den Plan, ihr Volk in unmittelbaren Zusammenhang mit den Staaten von Hellas und zur Theilnahme an der gemeinsamen hellenischen Bildung zu bringen. Die Nähe der griechischen Colonieen in Chailidice, die durch sie veranlaßten vielfältigen Berührungen mit den Hauptmächten von Hellas, die um ihren Besitz kämpften und den Einfluß Macedoniens suchten oder fürchteten, die fast ununterbrochenen Kämpfe in Hellas selbst, welche manchen berühmten Namen veranlaßten, die Heimat zu meiden und an dem reichen Hofe von Pella Ruhe und Ehre zu suchen, das Alles begünstigte die ruhigen und sicheren Fortschritte Macedoniens. Vor allen wichtig und erfolgreich war die Zeit des Königs Archelaus,

Denn während das übrige Hellas von dem peloponnesischen Kriege zerrissen wurde, verbreitete sich unter seiner weisen Leitung das Licht höherer und zeitgemäßer Bildung bis in die entferntesten Thäler seines schönen Landes; sein Hof, der Sammelplatz von Dichtern und Künstlern aller Art und der Vereinigungspunkt des macedonischen Adels, wurde das Vorbild für das Volk und dessen fortschreitende Entwicklung; Archelaus selbst galt in dem Munde der Zeitgenossen für den reichsten und glücklichsten Mann der Welt.

Die Minderjährigkeit des Orestes, des ältern Sohnes des Archelaus, benutzte Aeropus, der Reichsweser und ein Verwandter des königlichen Hauses, dem königlichen Knaben Krone und Leben zu rauben. Als Gegner der neuen Ordnung der Dinge und Vertreter des Althergebrachten, behauptete sich Aeropus nicht nur auf dem Throne, sondern vererbte denselben auch auf seinen Sohn Pausanias. Aber die Anhänglichkeit an die königliche Heraklidenfamilie war zu groß, als daß die Usurpation von langer Dauer sein konnte. Amyntas II., aus einer jüngern Linie des königlichen Hauses *), verdrängte den Pausanias, heirathete, um beide Häuser zu versöhnen, dessen Schwester Eurydice, und regierte Macedonien 23 Jahre lang. Doch nach seinem Tod machte seine eigene, ränkesüchtige Wittwe Eurydice den Versuch, dem Heraklidengeschlechte den Thron zu entreißen, indem sie ihren Liebling Ptolemäus, welcher zuerst ein Theilfürstenthum mit der Stadt Alorus erhalten hatte (nach Pelopidas' Anordnung, s. S. 320), veranlaßte, ihren Sohn Alexander II. zu ermorden und dem Mörder ihre Hand und den Thron gab, und als ihr zweiter Sohn Perdikkas den Usurpator nach dreijähriger Regierung aus dem Wege räumte, soll sie auch diesen nach sechsjähriger Regierung ermordet haben, nach anderen Berichten fiel er in einer Schlacht gegen die Illyrier. Aber schon war ihr und des Amyntas dritter Sohn Philipp da, die Regierung für seines Bruders Perdikkas unmündigen Sohn (Amyntas) zu übernehmen. Mit gleicher Vorsicht und Gewandtheit rettete er das Reich vor den drohenden Einfällen der Illyrier und Thracier, die Krone vor den beiden Prätendenten Pausanias und Argäus, das königliche Haus vor neuen Intriguen und Verwirrungen; in Kurzem waren die alten Parteiungen verschwunden.

---

*) Alexander I.

Perdikkas † 413. — Amyntas.

Archelaus † 399. — Arrhibäus.

Orestes. — Amyntas II., König 393—370.

Söhne des Amyntas II.: Alexander II., König 370—368. — Perdikkas III., König 365—359. — Philipp II., König 359—336.

Perdikkas III.: Amyntas III.

Philipp II.: Alexander der Große, König 336—323.

Er hatte in dem Theilfürstenthum, welches sein Bruder Perdikkas ihm überwiesen hatte, eine kleine schlagfertige Truppe sich gebildet, welche als Kern und Schule seines Heeres diente.

93. Zur Charakteristik Philipp's II.

(Nach Arnold Schäfer, Demosthenes und seine Zeit, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Größe Macedoniens war Philipp's II. eigenstes Werk, weshalb das Urtheil mancher Alten dahin geht, daß er durch Gründung des macedonischen Staates etwas ganz Anderes gethan, als sein Sohn Alexander durch die Anwendung der erworbenen Kräfte. Ausgestattet mit den reichsten Gaben des Körpers und Geistes, von schöner, kräftiger Gestalt, ausdauernd in allen Anstrengungen, früh gereift in den Wirren, deren Zeuge er als Knabe war, und in dem Verkehr mit den großen Staatsmännern und Feldherren Thebens wie mit anderen Hellenen, begabt mit einer leichten, schnellen Auffassung und der Rede mächtig, dabei von einer Liebenswürdigkeit im persönlichen Umgange, deren Zauber Wenige, die mit ihm in Berührung kamen, widerstanden haben: so tritt er uns als fertiger Krieger wie als Meister in allen Künsten der Unterhandlungen vom ersten Beginne seiner Regierung entgegen.

In vielen Fällen ist Philipp durch glückliche Umstände und die Fehler seiner Feinde unterstützt worden und doch sind seine Erfolge meistens mit saurer Mühe errungen. Rastlos und unermüdlich warf er sich in den Krieg; jeder gewonnene Sieg bahnte nur den Weg zu neuen Unternehmungen. Seine Lust war es, der Gefahr ins Antlitz zu schauen, Wunden auf Wunden hat er in den Schlachten davon getragen, und man konnte ihn tadeln, daß er sein Leben über Gebühr aussetzte. Aber durch sein Beispiel riß er die Macedonier mit sich fort und bildete sich ein Heer, das an Kriegsübung und Tüchtigkeit seines Gleichen nicht hatte und seinem königlichen Feldherrn überall hin willig folgte. Mit diesem trotzte er jeglicher Beschwerde. Kaum vom Krankenlager aufgestanden, war er wieder in voller Thätigkeit. Anstrengende Märsche und schwierige Belagerungen wurden mit derselben Ausdauer durchgeführt, im Winter so gut wie in besserer Jahreszeit, ganz gegen die Weise der bequemen Kriegsführung, die bei den Griechen hergebracht war. Seine Unternehmungen wurden nicht gerade von nationalem Geiste getragen, im Gegentheil, die Macedonier hätten lieber, sobald sie vor Einfällen der Nachbarvölker gesichert waren, in Ruhe daheim gesessen, unbekümmert um die Händel der Hellenen und die Auflösung des hinsiechenden Perserreiches. Aber Philipp gönnte ihnen keine Ruhe und wußte nicht sowohl mit Gewalt, als

durch Klugheit und Consequenz sich zum Herrn des Volks zu machen und dessen angeborne Kraft in immer weitere Bahnen zu lenken.

Im Laufe seiner Feldzüge gab er der Phalanx des schweren macedonischen Fußvolkes wie der Reiterei ihre taktische Ausbildung und die Belagerungskunst vervollkommnete er bis zu einem vorher nicht gekannten Grade. In der Bewaffnung, Einübung und Aufstellung der Truppen mochte das thebanische Heerwesen und die Kriegskunst eines Pelopidas und Epaminondas ihm als Muster und Vorbild gelten. Und wie er mit sicherer Hand die Gliederung und Organisation eines stehenden Heeres durchführte, so bewies er auch einen seltenen Scharfblick in der Wahl seiner Hauptleute und bildete sich einen Stab großer Feldherren; alle Feldherren Alexander's des Großen sind aus der Schule Philipp's hervorgegangen, so der erfahrene und besonnene Parmenio, der wachsame, nüchtern-strenge Antipater, die sich im Felde wie bei diplomatischen Verhandlungen bewährten.

Auch war Philipp selbst als Diplomat noch größer denn als Feldherr. Der Krieg blieb stets seinen politischen Zwecken untergeordnet: er schritt nur dann zur Gewalt, wenn Unterhandlungen und die Mittel der Klugheit nicht zureichten. Er verschloß seine Pläne und Absichten in seiner Brust, bis die vollendete Thatsache sie offenbarte, während die Hellenen die ihrigen auf offenem Markte verhandelten. Und an Schlauheit hatte er seines Gleichen nicht. Niemand hat es wie er verstanden, seine Gegner an der schwachen Seite zu fassen und durch Versprechungen oder gute Dienste sie zu gewinnen, feindliche Coalitionen im voraus zu spalten, vorhandene Zwistigkeiten in seinem Interesse auszubeuten, in dem Schooße kriegführender Staaten sich Fürsprecher und Anhänger zu werben. War er nicht im Stande, seine Absicht sofort durchzusetzen, so wartete er gelegenere Zeit ab, ein Fehlschlag hat ihn nie vermocht, seinen Plan aufzugeben, sondern nur ihn zu vertagen. Philipp's Staatskunst kannte weder Hochherzigkeit noch Treue; er achtete die Menschen gering und behandelte sie als seine Werkzeuge; er brauchte schlechte Menschen für seine Zwecke und fand sie schlechter als er gedacht; er bezahlte den Verrath, verachtete aber die Verräther und schob sie bei Seite, wenn sie ihren Dienst gethan hatten. Er rühmte sich, mehr Städte mit Silber als mit Eisen erobert zu haben. Versprechen banden ihn nicht weiter als sie ihm etwas eintrugen. Mit keinem Gegner hat er gekämpft, den er nicht zuvor mit schönen Reden, mit Verträgen oder auch mit Wohlthaten umgarnt hätte. Er spielte mit seinem königlichen Worte und mit Eidschwüren. Kinder betrüge man im Spiele mit Würfeln, Männer mit Eiden, soll er geäußert haben. Er wußte an jedem Orte den faulen Flecken aufzuspüren: hier bestach er feile Menschen mit Jahrgeldern und königlichen Geschenken, dort gewann er durch zutrauliche Freundlichkeit, erheuchelte Religiosität, Eingehen auf fremde Lebensart oder Förderung von Partei-Interessen. So bemaß er Alles nach seinem Vortheile und der Entwicklung seiner Pläne, und wenn

eine hellenische Volksgemeinde seine Absichten durchkreuzte, so kannte er kein Erbarmen: die Städte wurden zerstört, die Einwohner in die Sclaverei verkauft (so in Potidäa, nicht viel besser in Methone); ja, das ganze Volk der Phocier hat er mit kaltem Blute der Rache erbitterter Feinde Preis gegeben.

Wenn Philipp auch den macedonischen Hof in Pella in ein glänzendes Licht als Sitz der Musen zu stellen suchte durch Aufnahme athenischer Schauspieler und anderer Künstler, wenn er auch den Werth einer höhern Bildung, als er selbst genossen, dadurch anerkannte, daß er sich einen Aristoteles zum Erzieher seines Thronerben erkor und an dessen Seite die adlige Jugend zu einer Pflanzschule hellenischer Bildung machte, so war dieser Hof doch auch ein Mittelpunkt der Frivolität. Wie in dem heißen Getümmel des Gefechtes, so war dem Könige am wohlsten beim lustigen Gelage, wo derbe Witze, tolle Possen, wüste Trinklieder seinen Beifall fanden und er selbst sich nicht scheute, in trunkenem Zustande vor seiner Umgebung zu erscheinen. Und nicht bloß in der flüchtigen Lust huldigte er der Weise seiner Vorfahren. Ungewarnt durch die Schicksale seines Hauses und die Königsmorde, welche mehr als einmal die Folge der Vielweiberei gewesen — hat er doch selbst seine Stiefbrüder umbringen lassen, um seinen Thron zu sichern — nahm er außer der Olympias noch sechs Frauen. Oefters bestimmten ihn dabei Rücksichten der Staatsklugheit, aber auch ihm ist solche Unsitte verhängnißvoll geworden; die Zerrüttung seines Hauses hat ihm einen frühen Tod durch Mörderhand zugezogen und sein ganzes Werk in Frage gestellt.

Philipp's erste Gemahlin Olympias scheint die Untreue ihres Gatten übersehen zu haben, so lange das Erbrecht ihres Sohnes Alexander unangefochten blieb und dieser des Vaters Liebe und Vertrauen genoß. Aber nach seiner Heimkehr aus Griechenland vermählte sich Philipp mit der schönen Kleopatra aus macedonischem Geschlechte, und um deren Rang als der einzigen rechtmäßigen Königin hervorzuheben, forderte beim Hochzeitmahle ihr Oheim Attalus die Gäste auf, zu den Göttern zu beten, daß die junge Königin echte Könige der Macedonier gebären möge, weshalb es zwischen Alexander und Attalus und seinem Vater Philipp zu so heftigen Ausbrüchen wilder Leidenschaft kam, daß Philipp das Schwert gegen seinen Sohn gezückt haben soll und dieser mit seiner Mutter den Hof verließ, um zu deren Bruder nach Epirus zu gehen. Doch kehrten Olympias und Alexander nach einiger Zeit an den Hof zurück, und zum Unterpfande der Versöhnung sollte Alexander's Schwester Kleopatra mit ihrem Oheim von Epirus sich vermählen. Attalus verließ Macedonien in höchsten Ehren, indem er im Frühjahre 336 mit Parmenio nach Asien voraus gesandt wurde, um dort den Krieg zu eröffnen. Auch schwand Alexander's Besorgniß vor einem jüngern Thronerben, da Kleopatra Philipp eine Tochter gebar. Die blinde Hingebung des Königs an seine junge Gemahlin und deren Oheim Attalus gab die Veranlassung zu seiner Ermordung bei Gelegenheit der Hochzeit seiner Tochter.

Pausanias, ein vornehmer Macedonier, verklagte den Attalus beim Könige wegen schmählicher Mißhandlung, konnte aber kein Recht finden. Daher stiftete er eine Verschwörung wider Philipp's Leben, und in dem Augenblicke, als der König ohne bewaffnetes Gefolge, von seinem Sohne Alexander und seinem Schwiegersohne begleitet, in das Theater zu Aegä eintreten wollte, sprang Pausanias vor und streckte ihn mit einem celtischen Schwerte todt nieder. In der ersten Verwirrung gelang es dem Mörder zu entkommen, er wurde aber von den nacheilenden Leibwächtern zusammengehauen. So endete Philipp, 1. Juli 336, im 47. Lebensjahre, dem 24. seiner Regierung, mitten unter großartigen Plänen, als ein Opfer seiner Leidenschaften und der Zerrüttung seines Hauses.

---

94. Bildung und Charakter Alexander's des Großen.

(Nach C. W. Göttling, gesammelte Abhandlungen aus dem classischen Alterthume, bearbeitet vom Herausgeber.)

Philipp II. hatte sich die Aufgabe gestellt, erst den Republikanismus Griechenlands zu brechen, sich dann mit dem besiegten Volke zu verbinden, mit ihm die Despotie in Asien zu stürzen und ein neues monarchisches Griechenthum über den Trümmern der altgriechischen Größe aufzurichten, welche zu einem tüchtigen Föderalismus untauglich schien. Der erste Theil seiner Aufgabe gelang ihm vollkommen; bei Chäronea erlag die alte griechische Republik unter den Streichen der Macedonier, um nie wieder zu selbständigem Leben zu erwachen. Den zweiten, ehrenvollern Theil in weit großartigerm Maßstabe auszuführen, war seinem Sohne Alexander vorbehalten.

In der Nacht des 356. Jahres v. Chr., in welcher Alexander geboren ward, brannte das Wunderwerk Kleinasiens, der Dianentempel zu Ephesus, nieder, gleichsam als ein göttliches Vorzeichen der Bestimmung des Kindes zum einstigen Rachezuge gegen Asien. Philipp meldete sogleich die Nachricht von der Geburt seines Sohnes an den dem macedonischen Königshause befreundeten Philosophen Aristoteles in Athen mit den schmeichelhaften Worten: „Ich weiß den Göttern Dank, nicht sowohl dafür, daß er geboren ist, als daß er zu Deiner Zeit geboren ist. Denn ich hoffe, daß er, von Dir erzogen und gebildet, unserer und der großen Bestimmung, die sein Erbtheil ist, würdig sein werde." Doch übernahm Aristoteles die Erziehung des jungen Helden erst in dessen 13. Lebensjahre; er erfüllte ihn zunächst mit dem Sinne für Poesie, namentlich für die einfachste und großartigste des Alterthums, die homerische, und er hat ihm Achtung vor der Wissenschaft und Liebe zu derselben eingeflößt, welche der Held auch mitten unter den Zerstreuungen seiner ruhmvollen Laufbahn nicht verläugnet hat. Seinem Vater, äußerte Alexander, danke er das Leben, dem Aristoteles, daß er würdig lebe.

Im 18. Jahre focht Alexander unter seinem Vater mit auf der Ebene von Chäronea, wo zu Plutarch's Zeiten noch eine uralte Eiche gezeigt wurde, unter welcher der macedonische Thronerbe sein Zelt aufgeschlagen. Als ernster, selbständiger Mann kehrte er zurück und bewährte diese Selbständigkeit in der Art und Weise, wie er sich seinem Vater Philipp bei dessen Hochzeit mit der macedonischen Kleopatra gegenüberstellte (s. S. 339). Er verließ alsbald mit seiner Mutter, der Epirotin Olympias, den Hof und harrte in Epirus besserer Zeiten. Der leicht versöhnliche Philipp rief den Sohn zurück, aber das alte innige Verhältniß wollte sich nicht wiederherstellen; es sollte bald durch Philipp's Ermordung gänzlich gelöf't werden. Alexander ergriff hastig und fest die Zügel der Regierung, nach welcher mehrere Verwandte des Getödteten lüstern waren und wußte sie zu behaupten (s. Nro. 95).

Betrachten wir diese außerordentliche Erscheinung des Alterthums nun in dreifacher Beziehung: als Menschen, als Feldherrn und als Staatsmann.

Als M e n s c h war Alexander edel und in jeder Beziehung liebenswürdig. An seiner Mutter Olympias hing er mit größter Zärtlichkeit, ein Gefühl, welches diese wohl als Mutter, nicht aber als Königin und Frau verdiente. Als Antipater, den er in Macedonien als Reichsverweser zurückgelassen hatte, einen bitter klagenden Brief über ihre Einmischungen und Ränke an Alexander in Asien schrieb, rief dieser aus: „Zehntausend solcher Briefe löscht e i n e Thräne meiner Mutter aus." Seinen Lehrer Aristoteles umfaßte er mit eben so seltener Liebe, er stand auch jenseits des Meeres mit ihm in beständigem Briefwechsel; tausend Menschen waren beschäftigt, um seltene Thiere für die zoologischen Studien des Philosophen einzufangen. Seinen Freunden überhaupt bewies Alexander, wenn er sie einmal erprobt hatte, ein fast unbedingtes Vertrauen, so seinem verläumdeten Arzte Philipp (s. S. 350). Freilich war er den macedonischen Gelagen und somit dem Trunke nicht abhold und vollbrachte dann — ohnehin zum Jähzorne geneigt — manche That, die seiner nicht würdig war und ihn später gereute. So die Ermordung seines Freundes Klitus, der ihm am Granicus das Leben gerettet hatte, worauf er sich Tage lang verschloß (s. Nro. 96). Am härtesten und unerbittlichsten war er gegen Verschwörer wider seine Person und seine Pläne, und oft selbst ungerecht da, wo er einen nur gegründet scheinenden Verdacht treuloser Verschwörung hegte, wie gegen Parmenio, Philotas, Kallisthenes (s. Nro. 96 u. 98). Mit diesen vereinzelten Ausbrüchen eines wilden, aber nicht verdorbenen Herzens, welche an sein Vorbild Achilles erinnern, versöhnt neben dem Gefühle seiner tiefen Reue auch sein lebendiger Sinn für Wissenschaft und Poesie. Neben Homer waren die drei hervorragendsten Tragiker der Griechen, Aeschylus, Sophokles und Euripides, seine Lieblingsdichter, namentlich der letztere. In Indien, an den Ufern des Hydaspes, ließ er zu Ehren des Dionysus, vielleicht um den Gott zu versöhnen, dessen Geburtsort, Theben, er zerstört hatte, ein Satyrspiel aufführen,

welches er selbst verfaßt hatte und worin er seine Gegner, namentlich seinen ehemaligen Finanzminister Harpalus, den großartigsten Dieb seiner Zeit, persiflirte. Noch sind einige Fragmente dieser königlichen Poesie erhalten.

Als Feldherr besaß Alexander das erste Haupterforderniß eines solchen: Entschiedenheit und Raschheit des Entschlusses. Er ist nie darüber in Zweifel gewesen, was er bei jeder Gelegenheit zu thun hatte, und erfüllte dadurch sein Heer mit festem Vertrauen. Die berühmte Geschichte von dem zerhauenen gordischen Knoten war im Heere nur ein sprüchwörtliches Symbol für den Glauben an die rechte Eingebung seines Führers geworden. Die Sicherheit, mit welcher er seine Pläne zu fassen gewohnt war, gab ihm aber auch die größte Ruhe für die Ausführung derselben. In der Nacht vor der Schlacht bei Arbela, der entscheidendsten seines ganzen Lebens, schlief er, nach Beendigung des Kriegsrathes, so fest und ruhig, daß der besorgte Parmenio, der die ganze Nacht kein Auge geschlossen hatte, beim Grauen des Morgens ihn kaum erwecken konnte, während das ganze Heer bereits schlagfertig stand. Sein Aeußeres bekundete den Helden: der heftige Gang, der funkelnde Blick, das zurückfliegende, mähnenartige Haar, die offene Stirn, die Gewalt der Stimme. Schon als Knabe bändigte er das wilde thessalische Roß Bucephalus, an welches sich kein Anderer wagen wollte und das ihm später auf allen Zügen bis nach Indien als Schlachtroß diente; im Mannesalter bezeugten 26 Wunden die persönliche Tapferkeit des Königs. Wenn sein Vater Philipp ein trefflicher Taktiker war, der mit seiner Phalanx Griechen und Barbaren schlug, so ist Alexander der erste Grieche, welcher einen großartigen strategischen Plan, und zwar zur Eroberung der Welt, entwarf und ausführte. Daher rückte er nach der ersten gewonnenen Schlacht gegen die Perser nicht gegen deren Hauptstädte concentrisch vor, sondern suchte, indem er an der kleinasiatischen und syrischen Küste bis nach Aegypten zog, durch Eroberung aller der Länder, welche sich ungern dem persischen Despotismus unterordneten, dem persischen Reiche selbst die Hauptnerven durchzuschneiden und seinem kleinen Heere den nöthigen Zuzug zu sichern. Mit dem Falle von Tyrus verlor Persien seine Flotte, mit der Unterwerfung von Kleinasien allen Beistand der asiatischen Griechen, die jetzt Alexander zufielen.

Die größte Bewunderung verdient aber Alexander als Staatsmann. Um seine Universalmonarchie zu gründen, sollte der bisherige Gegensatz zwischen Griechen und Barbaren ausgeglichen werden. Dazu war zunächst eine Verschmelzung der Religionen des Ostens und Westens nothwendig; der König ehrte daher alle Religionen in derselben Weise, opferte dem Baal in Babylon, dem Jehovah in Jerusalem, dem Melkarth in Tyrus, dem Osiris in Memphis wie dem Ammon in Libyen; alle diese in ihrem Wesen grundverschiedene Culte sollten angesehen werden als bloße verschiedene Reflexe einer und derselben Gottheit. Zum ersten Male schien die Mythologie, welche vor ihm niemals aus den Schranken der Nationalität herausgetreten war,

diese Schranken zu durchbrechen. Der großen religiösen Vereinigung folgte eine politische durch die Hochzeit im großartigsten Stil, welche er mit seinem Heere zu Susa feierte (s. Nro. 98). An einem und demselben Tage ward der Orient mit dem Occident vermählt. Und damit diese Verbindung eine dauernde, nachhaltige werde, überzog er den eroberten Orient mit einem Netze von Colonieen. Er hat in der kurzen Zeit seiner absoluten Herrschaft im Morgenlande über 70 ganz neue Städte, darunter 18 mit dem Namen Alexandrien, gegründet und zum größten Theile mit Macedoniern und Griechen bevölkert, abgesehen von den Städten, die er durch macedonische Besatzungen gräcisirte und zu Vorbildern römischer Militaircolonieen machte. Diese Auffrischung des dumpf hinbrütenden Orients durch den kräftigern Occident hat wesentlich dazu beigetragen, das alte Vorurtheil der Griechen gegen die Barbaren vernichten und die gleichmäßige Anerkennung der Menschenwürde anbahnen zu helfen. Auch hier liefert die Geschichte den immer von Neuem bestätigten Beweis, daß Alles, was die Völker Großes ausgeführt haben, nicht durch die Masse, sondern durch die großen Gedanken und den kraftvollen Willen eines Einzigen vollbracht worden ist, der die Masse mit sich fortriß.

---

95. Alexander und die Griechen.

(Nach Arnold Schäfer, Demosthenes und seine Zeit, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der unerwartete Thronwechsel in Macedonien bot, selbst nach dem Urtheile der Freunde Alexander's, den Griechen die beste Gelegenheit, das mit Waffengewalt ihnen aufgezwungene Joch abzuwerfen. Die Thronfolge Alexander's war durch Philipp's Vermählung mit der schönen Kleopatra, der Nichte seines Generals Attalus, eine Zeit lang in Frage gestellt (s. S. 339). Daß Attalus mit einem Theile des Adels sich wider Alexander auflehnen werde, ließ sich mit Wahrscheinlichkeit annehmen, und damit war das Zeichen zu einem der innern Kriege gegeben, die schon so oft bei früheren Thronveränderungen die Kräfte Macedoniens zerrüttet hatten. Außerdem waren die nördlichen Völker, über welche sein Vater die Herrschaft errungen, zum Abfalle bereit, und durch Griechenland ging eine allgemeine Bewegung: athenische Gesandtschaften, auf Betreiben des Demosthenes abgesandt, um zum Kampfe für die Unabhängigkeit aufzurufen, fanden aller Orten willkommene Aufnahme, denn allgemein ward in Griechenland die macedonische Oberhoheit als entwürdigend anerkannt.

Aber wie vielfältig auch zum Kriege gerüstet ward, noch war man nicht bereit, den Kampf aufzunehmen, als Alexander mit raschem Entschlusse von Macedonien aufbrach, um durch sein unerwartetes Erscheinen die feindseligen

Staaten zu entwaffnen, die ihm ergebenen in der Treue zu befestigen und die Griechen insgesammt durch Edelmuth und Güte zu gewinnen. Ohne besondere Schwierigkeit drang er nach Thessalien vor. Er erinnerte die Thessaler an ihre uralte Verwandtschaft als Nachkommen des Hercules und der Aeaciden, zu deren Stamme er selbst gehörte; er hielt ihnen die Wohlthaten vor, die sie seinem Vater Philipp verdankten, der sie vom Joche der Tyrannen befreit und dem Adel des Landes sein gebührendes Ansehen wiederhergestellt habe, und gab seinerseits so viel verheißende Zusagen, daß sie mittelst eines Gesammtbeschlusses ihn in gleicher Machtvollkommenheit, wie früher seinen Vater, zu ihrem Oberhaupte wählten und ihm Heeresfolge gelobten; auch hat später ihre vortreffliche Reiterei in allen Schlachten zu dem Ruhme der macedonischen Waffen beigetragen. Dem Beispiele der Thessaler folgten, wie sie auch früher gethan, die benachbarten Völkerschaften. An den Thermopylen versammelte Alexander die Amphiktyonen um sich und ließ sich durch feierlichen Beschluß von ihnen das Feldherrnamt über die Griechen übertragen. Von da führte er sein Heer in Eilmärschen nach Böotien; seine Ankunft hielt den in Theben beabsichtigten Ausbruch zurück und schüchterte auch die Athener ein; alsbald setzte er seinen Marsch nach Korinth fort, wohin er die Gesandten der hellenischen Staaten entboten hatte. Die Tagsatzung zu Korinth erneuerte die mit Philipp geschlossenen Verträge und gelobte, unter seiner Anführung in den Krieg zu ziehen, um an den Persern Rache zu nehmen für die Frevel, die sie an den Hellenen begangen. Nur die Spartaner weigerten sich mit der stolzen Erklärung: sie seien von ihren Vätern her nicht gewohnt, Anderen Heeresfolge zu leisten, sondern selbst Anderen zu befehlen. Damals war es auch, wo Alexander den Diogenes, „den Hund", aufsuchte, der eben im Gymnasium, seinem gewönlichen Aufenthalte, sich sonnte, und keine andere Bitte hatte, als der König möge ihm aus der Sonne treten. Wohl mochte die Selbstgenügsamkeit und Bedürfnißlosigkeit des Philosophen dem Jünglinge beneidenswerth erscheinen, dessen Thatendrange die Gränzen der bekannten Welt zu enge waren. Auf dem Rückwege von Korinth begab er sich nach Delphi zum Heiligthume und drang in die Pythia, bis sie ausrief: „Du bist unbesieglich, mein Sohn!"

Nach der schnellen Entscheidung in Griechenland entledigte sich Alexander daheim der Gegner, die sein Anrecht auf die Herrschaft bestritten. Der gefährlichste derselben war Attalus, denn die Truppen, welche er schon nach Asien übergeführt hatte (s. S. 339), waren ihm ergeben; er bot Alexander seine Unterwerfung an, aber seine Verzagtheit rettete ihm nicht das Leben, er wurde eben so durch Mord beseitigt, wie Amyntas, der als unmündiger Thronerbe von seinem Oheim Philipp zur Seite geschoben worden und in welchem viele Macedonier ihren rechtmäßigen König erblickten. Desgleichen wurden alle männliche Verwandte des Attalus und der Kleopatra hingerichtet; denn Alexander wollte keinen Prätendenten in Macedonien zurücklassen.

Es bleibt bezeichnend für das Wesen des macedonischen Königthums, daß die meisten Thronveränderungen von jeher mit Verwandtenmord begleitet waren. So hat, um von früheren zu schweigen, Philipp II. seine Stiefbrüder umgebracht, so wiederum Alexander, und nach der Ausrottung der königlichen Familie ist vollends in den neuen Fürstenhäusern des Greuels kein Ende.

Mit der Unterwerfung der Griechen glaubte Alexander das bedeutendste Hinderniß seines Perserzuges beseitigt; um sich jedoch völlig den Rücken zu sichern, war er entschlossen, wie die Griechen, so auch die kriegerischen Völker des Nordens bis zur Donau durch einen Einfall in ihre eigenen Lande zu schrecken und seinen Namen weit und breit gefürchtet zu machen. Im Frühjahre 335 unterwarf er die noch unabhängigen Stämme der Thracier, dann jenseits des Hämus die kampf- und beutelustigen Triballer, welche Weib und Kind auf eine Donau-Insel in Sicherheit gebracht hatten, überraschte durch einen nächtlichen Uebergang über die Donau die Geten so, daß sie, obgleich an Zahl mehr als doppelt so stark, in eiliger Flucht mit Allem, was sie retten konnten, das Weite suchten. Auf dem Rückwege hatte er noch einen schwierigen Kampf mit mehreren illyrischen Stämmen zu bestehen, namentlich mit den Taulantiern, welche schließlich die früheren Verträge (mit Philipp) erneuerten und Hülfstruppen zum persischen Feldzuge stellten. Ueberhaupt wußte Alexander die Rüstungen zum Perserkriege mit der Sicherstellung seiner Erblande geschickt zu verbinden, indem er auf seinem thracisch-illyrischen Zuge die streitbarsten Männer aus den tributären Fürstenthümern in ehrendster Form, an der Spitze ihrer Untergebenen, zu seinem Heergefolge beschied.

Auf ein Gerücht, Alexander sei in Illyrien umgekommen, welches um so eher geglaubt wurde, als er über Erwarten lange ausblieb und keine Nachricht von ihm einging, wagten die Thebaner einen neuen Aufstand. Man wählte, statt der von König Philipp eingesetzten Behörden, wieder Böotarchen, blokirte die Kadmea, um jede Zufuhr oder Verstärkung zu verhindern, und schickte Gesandte nach Athen und zu den alten Verbündeten im Peloponnes, um Hülfe zu erbitten. Schon zog ein Heer von Peloponnesiern dem Isthmus zu und auch der Perserkönig erbot sich zu Subsidien und Waffenhülfe; Demosthenes lieferte nach Theben Waffen in Menge, die er von persischem Gelde angeschafft hatte. Aber schon in 12 Tagen stand der todtgeglaubte Alexander mit seinem erprobten Heere vor Theben. Da ihre Verbündeten noch fern waren, so hatten die überraschten Thebaner es zugleich mit der Besatzung der Kadmea und dem macedonischen Heere vor der Stadt zu thun. Alexander's plötzliches Erscheinen lähmte auch die Bewegung der Bundesgenossen Thebens: die Peloponnesier blieben am Isthmus stehen und die Athener wagten sich nicht aus ihrer Stadt. Dagegen zogen Mannschaften aus Phocis und den böotischen Städten Platää, Thes-

piä, Orchomenus den Macedoniern zu, um ihre Rache an der alten Feindin zu kühlen. Nach einem höchst erbitterten Kampfe bei den Außenwerken drang Alexander mit seiner festgeschlossenen Phalanx durch die Thore, die nicht schnell genug geschlossen werden konnten, während andere Abtheilungen über die Mauern stiegen und auch die Besatzung aus der Burg hervorbrach. Nun begann ein wüthendes Morden unter den Einwohnern auf den Straßen, in den Häusern und Tempeln, wobei weder Weiber noch Kinder verschont wurden und sich die nächsten Stammverwandten, die anderen Böotier und die Phocier, hervorthaten. Ueber 6000 Thebaner wurden erschlagen, da that endlich Alexander dem Morden Einhalt und ließ den Rest der Bevölkerung, etwa 30,000 an der Zahl, gefangen abführen. Es stand beim Könige der Entschluß fest, Theben von der Erde zu vertilgen zum abschreckenden Beispiele für alle Griechen, wenn er jetzt den Rücken wendete. Aber er wollte die furchtbare Verantwortlichkeit nicht allein auf sich nehmen; aus der Mitte der um ihn gescharten Griechen, der Phocier, Platäer, Thespier, Orchomenier, berief er ein Gericht, um Hellenen über Hellenen urtheilen zu lassen und die Entscheidung des Schwertes in die Formen Rechtens zu kleiden. Diese Landsleute und Nachbarn brannten vor Begierde, für Alles, was sie selbst oder ihre Väter und Ahnen von der herrschenden Stadt erduldet hatten, nun mit einem Male Rache zu nehmen. Aber man zog nicht allein die Fälle in Erwägung, wo die Thebaner in dem Streben über Böotien und über Hellas zu gebieten, anderen Gemeinden Gewalt angethan hatten, sondern legte ganz besonderes Gewicht auf ihre Befreundung mit den Persern seit Xerxes' Zeiten. Es lag ja im Sinne Alexanders, die Eroberung Asiens an den großen Freiheitskampf der Hellenen anzuknüpfen. So ward denn beschlossen, die Stadt von Grund aus zu zerstören, mit Ausnahme der Kadmea, in welcher auch fernerhin eine macedonische Besatzung verblieb, das Gebiet unter die Bundesgenossen zu vertheilen, Kinder, Weiber und den Rest der männlichen Bevölkerung (mit Ausnahme der Priester und der Gastfreunde der Könige Philipp oder Alexander) in die Sclaverei zu verkaufen. Insbesondere gebot Alexander, das Haus und die Nachkommenschaft des Dichters Pindar zu verschonen, der seinen Vorfahren, König Alexander I., besungen hatte. Der Fall Thebens, dessen Alexander selbst später nicht ohne Reue und Erbarmen gedachte, machte sofort dem griechischen Kriege ein Ende. Zwar weigerten sich die Athener, Alexander's Aufforderung gemäß, die thebanischen Flüchtlinge aus der Stadt zu verweisen und ihm seine Gegner unter den Rednern (vor allen Demosthenes und Lykurg) und Feldherren auszuliefern, aber er scheute sich, den Kampf in Griechenland zu verlängern und die Athener zur Verzweiflung zu treiben; denn es drängte ihn mit Ungeduld zum Zuge nach Asien, wo alle Umstände günstiger und rühmlichere Lorbeeren zu gewinnen waren. Er eilte, in Asien festen Fuß zu fassen, ehe die Perser mit ihren Rüstungen zu Stande kämen.

96. Eroberung des persischen Reiches durch Alexander.

(Nach Georg Weber, allgemeine Weltgeschichte, mit Zusätzen nach Arnold Schäfer, Demosthenes und seine Zeit.)

Noch nie ist mit so unzulänglichen Mitteln und Streitkräften ein Eroberungszug gegen ein mächtiges Land unternommen worden. Das Heer umfaßte nur 30,000 Mann zu Fuß und 5000 Pferde; aber so beruhte das Hauptgewicht auf Macedoniern unter erprobten Feldherren; Alexander war seines Heeres sicherer, als wenn die griechischen Söldner überwogen und die Schwierigkeiten der Verpflegung waren geringer. Die Flotte war der feindlichen weder an Zahl (160—180 Kriegsschiffe) noch an Uebung gewachsen; der Staatsschatz enthielt nach Beendigung der Rüstungen noch 70 Talente, eine Summe, mit der er das Heer kaum 30 Tage unterhalten konnte. Aber diese Mängel wurden ersetzt durch den hochbegabten, von Begeisterung und Siegeshoffnung erfüllten Führer, unter welchem die ausgezeichnetsten, in Philipp's Schule gebildeten Feldherren, Perdikkas, Kraterus, Parmenio, Ptolemäus u. A. dienten, durch die Tapferkeit und unwiderstehliche Kraft der schwerbewaffneten Phalanx, durch die Hingebung der macedonischen und thessalischen Ritterschaft, durch die Kriegslust der Barbaren, die unter Führung ihrer einheimischen Fürsten und Stammhäupter einherzogen, durch den stolzen Soldatengeist des ganzen Heeres, der mit jedem Siege an Selbstvertrauen gewann. Aus dem Bedürfnisse, die Operationen der weit überlegenen feindlichen Flotte zu lähmen, entwickelte sich der geniale Plan, durch die Eroberung sämmtlicher Küstenländer am Mittelmeere bis Aegypten die persische Flotte zur Auflösung zu treiben und die Verbindungen des Großkönigs mit den Hellenen abzuschneiden.

Das Heer zog auf der Straße von Amphipolis nach Sestus. Den Kern bildete das schwergerüstete Fußvolk der (12,000) Macedonier und der Griechen; macedonische und thessalische Reiter (je 1500) deckten die beiden Flügel, während illyrische und thracische Bogenschützen und Leichtbewaffnete bei Beschützung des Marsches und Lagers, bei Ueberfällen und Verfolgungen treffliche Dienste leisteten. Leibwächter (Garden) zu Fuß und zu Roß (Agema), aus dem jungen Adel gebildet, umgaben die Person des Königs, Geschichtschreiber und Gelehrte, wie Kallisthenes, Aristobulus u. A., befanden sich im Gefolge. Als sein Schiff am Gestade, wo die Grabhügel des Aiax, des Achilles und Patroklus emporragten, anlegte, schleuderte Alexander vom hohen Bord seine Lanze auf die asiatische Erde und sprang, der erste von Allen, in voller Rüstung an den Strand. Gegen 200 Fahrzeuge trugen das übrige Heer über den Meeresarm an das jenseitige Ufer. Auf der Stätte, wo das „heilige Ilium" gestanden, opferte Alexander der Pallas

Athene und dem Zeus und feierte das Andenken der Heroen durch Wettkämpfe und Spiele. Vor Allen ehrte er das Grab des Achilles, in dem er seinen Ahnherrn und sein Vorbild erblickte. Durch solche Huldigungen und fromme Handlungen, zu denen Alexander von seinem poetischen Sinn und seiner begeisterten Liebe für die homerische Heldenzeit und die Religionsmythen der Hellenen geführt ward, weckte er in den Griechen Nationalgefühl, Ruhmbegierde und Kampflust, während er die Macedonier durch seinen ritterlichen Muth, seine Tapferkeit und seine großmüthige Heldennatur begeisterte und an sich fesselte.

Nachdem Alexander Parmenio's Truppen mit seinem Heere verbunden, zog er dem Ufer des Hellespont entlang und gelangte an das Flüßchen Granicus, auf dessen östlicher Seite persische Reiterei und griechische Soldknechte zu Fuß aufgestellt waren. Umsonst hatte der Rhodier Memnon, ein Mann von Einsicht und Entschlossenheit, die übrigen persischen Feldherren zu bewegen gesucht, jedes entscheidende Gefecht vorläufig zu vermeiden und durch einen langsamen, verheerenden Rückzug, wobei man das Land als Einöde hinter sich lasse, den Feind in das Innere zu locken, mittlerweile aber zur See die Offensive zu ergreifen und den Krieg nach Macedonien zu spielen; der Stolz der Satrapen verschmähte den Vorschlag des hellenischen Anführers, den sie ohnedies als Fremdling haßten und wegen seiner Gunst bei dem Könige beneideten. Die Ehre der Nation, meinten sie, verlange ein Treffen. So wurde die blutige Schlacht am Granicus geschlagen, wo trotz der tapfern Gegenwehr der persischen Reiterscharen (das persische Fußvolk kam gar nicht zum Gefechte) die Macedonier den Uebergang über den Fluß erzwangen und, angefeuert durch die heldenmüthige Tapferkeit des Königs, dessen Helmbusch im dichtesten Gedränge winkte, den glänzendsten Sieg über die weit überlegene Streitmacht der Feinde erfochten. Alexander selbst hatte zwei feindliche Reiterführer vom Pferde gestürzt, wäre aber von dem lydischen Satrapen, der bereits über dem Nacken des verwundeten Königs das Schwert geschwungen, sicher getödtet worden, hätte nicht Klitus den Arm des Barbaren mit einem Hiebe vom Rumpfe getrennt und ihm dann den Todesstoß gegeben. Von der reichen Beute schickte er nach Athen als Weihegeschenk für die jungfräuliche Burggöttin 300 persische Rüstungen. Der macedonische König ergriff mit Begierde jede Gelegenheit, als Hellene aufzutreten und seine Unternehmung als einen Rache- und Vergeltungszug für die Zerstörung der Städte und Tempel unter Xerxes hinzustellen.

Das westliche Kleinasien bis zum Taurusgebirge war die Frucht des Sieges am Granicus. Bei seinem ersten Erscheinen vor Sardes übergab der persische Statthalter die Stadt sammt der fast unersteiglichen Felsenburg mit den reichen Schätzen dem macedonischen Könige, der den Statthalter in seiner Nähe behielt und ihn auf alle Weise auszeichnete, den Lydiern aber die Freiheit und Verfassung ihrer Väter zurückgab. Dieses Verfahren trug

seine Früchte; überall wurde Alexander als Befreier vom Joche der Perser, als Begründer milder Gesetze und Regierungsformen gepriesen. Die meisten Griechenstädte an der Küste unterwarfen sich ihm daher freiwillig; Alexander erklärte diese alle frei und selbständig, gebot, anstatt der oligarchischen Behörden demokratische Verfassungen einzurichten und erließ ihnen den bisher an die Perser entrichteten Tribut; in Ephesus überwies er diesen Tribut dem Heiligthume der Artemis, dessen Zerstörung auf so merkwürdige Weise mit seiner eigenen Geburt zusammengetroffen war. Nur in Milet und Halikarnassus leisteten die hellenischen Söldnertruppen Widerstand. Die erstere Stadt, zu Lande angegriffen und durch die macedonische Flotte bei der Halbinsel Lade von aller Hülfe abgeschnitten, wurde bald zur Unterwerfung gebracht. Die persische Flotte von 300—400 (namentlich cyprischen und phönizischen) Schiffen war zum Entsatze zu spät gekommen und hatte sich vergebens bemüht, die macedonische zu einer Seeschlacht zu treiben. Darauf verließen die Perser die Gewässer Joniens und fuhren nach Halikarnassus, ihrem letzten großen Waffenplatz an der Seeküste Vorderasiens, während Alexander aus Mangel an Geld die macedonische Flotte ganz aufzulösen beschloß, doch behielt er die (20) athenischen Schiffe als ein Unterpfand für die Unterwürfigkeit der Stadt. Indem er die See den Persern preisgab, war sein Rücken entblößt, aber er vertraute auf sein Glück und auf die Fehlgriffe des Feindes.

Nach der Schlacht am Granicus hatte sich Memnon mit vielen Söldnern und Persern nach Halikarnassus gezogen und war vom Großkönige zum Befehlshaber aller Truppen in Kleinasien und der gesammten Flotte ernannt worden. Mit Memnon vereint leiteten andere bedeutende griechische Feldherren die Vertheidigung der Stadt, vor allen die Athener Ephialtes und Thrasybulus, welche der Haß gegen die Macedonier zu den Persern geführt hatte. Stürme und Ausfälle wechselten wochenlang, den Schutzdächern und Belagerungsmaschinen der Macedonier begegnete Memnon mit Feuerbränden und Pechkränzen, und als endlich eine Mauerbresche den Stürmenden einen Weg in die Stadt öffnete, zogen die Truppen in der Nacht ab unter dem Leuchten der Flammen, denen sie selbst die Stadt preisgegeben. Bei Anbruch des Tages nahm Alexander Besitz von dem Trümmerhaufen, dem einzigen Ueberreste der stolzen Hauptstadt des Mausolus.

Der Hauptsache nach war mit der Einnahme und Schleifung von Halikarnaß der Landkrieg in Vorderasien beendigt. Ohne irgendwo nachhaltigen Widerstand zu finden, konnte Alexander, seinem Plane gemäß, der persischen Flotte nach und nach alle Häfen ringsum die Küste sperren und noch im Winter Lycien und Pamphylien in Besitz nehmen, während Parmenio mit einer Abtheilung macedonischer Reiterei und sämmtlichen Bundestruppen über Sardes nach Phrygien zog. Zu Gordium ward später das Heer wieder vereinigt und durch Verstärkungen ergänzt. Hier war es, wo Alexan-

der den schicksalsvollen Knoten an dem uralten Wagen des Sagenkönigs Midas, an dessen Lösung ein Orakelspruch die Herrschaft über Asien geknüpft hatte, mit dem Schwerte lös'te. In allen Handlungen des großen Königs gab sich die Zuversicht kund, daß das Morgenland mit seiner ganzen Herrlichkeit ihm zufallen würde.

Von Gordium zog Alexander im Sommer in südöstlicher Richtung dem cilicischen Gebirgslande zu. Paphlagonien und das südliche Kappadocien überließ er den eingebornen Landesfürsten, die sich freiwillig unterwarfen und Macedoniens Oberhoheit anerkannten. Oberhalb Tyana erstürmte er die von hohen Felsenwänden eingeschlossenen „cilicischen Klausen", die durch Natur und Kunst fast unüberwindlich, von der feigen persischen Besatzung bei der Annäherung des macedonischen Heeres nach geringem Widerstand geräumt wurden, und rückte dann in Eilmärschen auf Tarsus los. Kaum hatte er jedoch diese Stadt erreicht, so überfiel ihn eine heftige Krankheit, herbeigeführt, wie es heißt, durch ein Bad in dem kalten Bergstrom Cydnus, in dessen klaren Wellen er seinen von Nachtwachen und Sonnenglut erschöpften Körper erfrischen wollte. Von Fieberfrost geschüttelt, wälzte er sich ruhelos auf seinem Lager, bis die Geschicklichkeit des griechischen Arztes Philippus aus Akarnanien und sein eigener Glaube an menschliche Tugend und Treue ihn rettete. Ein Schreiben des alten Feldherrn Parmenio hatte nämlich den König vor Philipp gewarnt, als ob derselbe, vom Feinde erkauft, ihn vergiften wollte. Ohne in seinem Vertrauen zu wanken, nahm er jedoch den Heiltrank, indem er zu gleicher Zeit den Brief mit der lügenhaften Angabe dem Arzte darreichte. Philippus, der sich von aller Schuld rein wußte, bewirkte durch sorgfältige Pflege die baldige Genesung. Auch wurde Alexander in Cilicien von einer ernstlichen Furcht befreit durch die Nachricht vom Tode Memnon's, denn der Großkönig hatte Niemanden, der dem Rhodier an Feldherrnblick und Entschlossenheit gleich kam und, was vorzüglich ins Gewicht fiel, der ihn an Ansehen bei den Persern sowohl als bei den griechischen Söldnern erreichte. Schon hatte man in Griechenland die Ankunft der großen Flotte gefürchtet, und viele der Hellenen, namentlich die Spartaner, waren bereit gewesen, sich mit Memnon zu verbinden; jetzt war mit einem Male die ganze Lage verändert. Denn die neuen Befehlshaber verfolgten Memnon's Plan nicht, und am Hoflager des Darius hatte man noch immer nicht gelernt, wie viel darauf ankomme, zur See, im Rücken Alexander's, mit allem Nachdruck offensiv zu verfahren. Die persische Flotte ging immer mehr ihrer Auflösung entgegen, besonders als nach der Schlacht bei Issus (s. S. 351) die Führer der cyprischen und phönicischen Städte abfielen.

Schon war Darius von Babylonien aufgebrochen, um dem macedonischen Helden in eigener Person entgegenzutreten. In endlosem Zuge bewegten sich die bunten Reiterscharen, die schwergewaffneten Söldnerheere, die Stämme aus dem fernen Iran und vom Indus, hinter ihnen die Wagen

mit den königlichen Frauen, mit dem reichgeschmückten Hofstaat, mit dem ganzen Troß, wie wir ihn früher kennen gelernt (S. 88). Voll Siegeshoffnung wartete Darius die Ankunft seines Gegners nicht ab, sondern rückte über die „Amanischen Thore" in Cilicien ein, um den Feind dort aufzusuchen. Wohl zagten Anfangs die macedonischen Krieger über die zwölfmal stärkere Streitmacht der Feinde; als aber Alexander in einer trefflichen Anrede ihren Muth und ihr Ehrgefühl geweckt und durch Hinweisung auf die früheren Thaten und den herrlichen Siegespreis, der ihnen bevorstehe, ihre Kampflust entflammt hatte, da konnten sie die Stunde des Angriffs kaum erwarten. Am nächsten Morgen ereignete sich die Schlacht bei Issus, worin die überlegene Tapferkeit und geordnete Kriegsweise des macedonisch-griechischen Heeres den glänzendsten Sieg errang. Der Verlust der Perser war ungeheuer; nicht nur die Wahlstatt war mit Todten und Sterbenden bedeckt, ganze Schluchten des Gebirges waren mit Leichen gesperrt, die, wie mit einem Wall, des Königs Flucht sicherten. Alexander war ihm nachgeeilt; er fand in der Schlucht den Schlachtwagen sammt Schild, Königsmantel und Bogen. Darius selbst aber war auf einem raschen Pferde weit vorausgeeilt.

Während Darius über den Euphrat floh, um in den östlichen Landschaften seines Reiches neue Kriegsscharen zu sammeln und die Reste seines geschlagenen Heeres nach allen Richtungen sich verliefen (8000 griechische Söldner retteten sich in guter Ordnung nach Phönicien), eroberte Alexander das königliche Lager. Unter den vornehmen Gefangenen, die hier in seine Hände fielen, befanden sich die Kinder des Darius, seine Mutter und seine Gattin Statira. Sie wurden von dem edelmüthigen Sieger mit aller ihrem Range gebührenden Ehrerbietung und Rücksicht behandelt. Zu gleicher Zeit bemächtigte sich Parmenio der Stadt Damascus mit den Kriegskassen und der ganzen zahlreichen Hofhaltung, die Darius vor der Schlacht dahin geschickt hatte, eine Beute von unermeßlichem Werthe. Darius, durch diese Unfälle tief gebeugt, bot dem Sieger ganz Vorderasien nebst der Hand seiner Tochter um den Preis des Friedens und unermeßliches Lösegeld für seine Mutter und Gattin an; aber stolz wies der macedonische König das Anerbieten zurück. „Wenn ich Alexander wäre," sagte Parmenio, „würde ich um diesen Preis von weiteren Kriegen abstehen." „Auch ich," war die Antwort, „wenn ich Parmenio wäre." Sein Streben war auf den Besitz des ganzen Morgenlandes gerichtet; in Babylon und Susa wollte er seinen glänzenden Herrschersitz aufschlagen. Ehe er aber dem flüchtigen Gegner über den Euphrat folgte, beschloß er zuerst das phönicische Küstenland und Aegypten in seine Gewalt zu bringen, um diese wichtigen Länder, aus denen die Perser ihre Schiffe und Seeleute zogen, nicht unbesiegt im Rücken zu lassen.

Zwanzig Jahre waren vergangen, seitdem König Ochus und sein Rathgeber Bagoas auf Sidon's Brandstätte und auf den zerstörten Heiligthümern

in Memphis die persische Herrschaft aufgerichtet; und welche Früchte diese Blutsaat getragen, gab sich bei Alexander's Erscheinen sogleich kund. Denn nur die Inselstadt Tyrus leistete ihm Widerstand. Die klugen Kaufleute, im Besitz einer ansehnlichen Flotte, glaubten ihre feste Felseninsel gegen einen König ohne Seemacht so lange behaupten zu können, bis Darius mit einem neuen Heere herbeikäme; und welchen reichen Lohn würden sie dann von dem dankbaren Großkönig für ihre Treue erwarten dürfen! Alexander beschloß, die meerumgürtete Seestadt ohne eine Flotte nur vom Lande aus zu belagern. Denn so lange die Perser noch die See beherrschten, konnte er kaum mit Sicherheit nach Aegypten vorrücken, noch weniger aber den Darius verfolgen, so lange eine Stadt von solcher maritimen Bedeutung, wie Tyrus, zweideutig und Aegypten und Cypern in persischer Hand blieb. Er mußte ja befürchten, daß, während er gegen Babylon vordrang, die Perser in seinem Rücken sich wiederum der Seeküsten bemächtigten und dann den Krieg nach Griechenland spielten, wo die Spartaner bereits Krieg erhoben (s. S. 357), und die Athener nur aus Furcht, nicht aus gutem Willen Frieden hielten. War jedoch Tyrus eingenommen und damit die Eroberung Phöniziens vollendet, dann, erwartete Alexander, werde der größte und beste Theil der persischen Seemacht zu ihm übertreten, denn die Mannschaft würde nicht länger, von der Heimat abgeschnitten, für eine fremde Sache streiten wollen, die Perser aber von dem ganzen Meere und allen Ländern diesseit des Euphrat abgeschnitten sein.

Ueber den Meeresarm, welcher Inseltyrus von der Altstadt trennte, ließ Alexander mit unsäglicher Mühe einen Damm aufführen, wozu er Cedern vom Libanon und Steine von der verlassenen und zerstörten Uferstadt verwendete. Wie sehr auch die Einwohner von ihren Mauern und Schiffen durch Wurfgeschosse und Steine das Werk erschwerten, geschützt von zwei hölzernen Thürmen mit Schirmdecken rückten die Arbeiter immer näher an das felsige Gestade der Insel. Während die Soldaten von den Holzthürmen auf dem Damme die Mauern mit allen Mitteln der Belagerungskunst zu erschüttern und mit Wurfmaschinen und Fallbrücken die Vertheidiger von den Zinnen zu vertreiben sich abmühten, schloß die Flotte die Felseninsel zur Seeseite vollständig ein. Aber die Tyrier leisteten verzweifelten Widerstand und trotzten den Angriffen des Feindes mit Gegenerfindungen von eben so viel Kühnheit als Geschicklichkeit. Sie schlossen die engen Hafenmündungen mit dichten Reihen starker Kriegsschiffe und mit Sperrketten ab; sie verhinderten die Annäherung der feindlichen Trieren durch Einsenkung großer Steinmassen; Taucher zerschnitten die Ankertaue der mit Schirmdächern und Maschinen beladenen Fahrzeuge; durch kühne Ausfälle suchten sie die Einschließung zu durchbrechen. Aber nach einer siebenmonatlichen Belagerung, die von beiden Seiten mit dem größten Aufwand von Kraft, mechanischer Kunst und außerordentlichen Entwürfen geführt, Alles übertraf,

was bisher in dieser Art von Griechen und Barbaren unternommen worden, erlag die starke Inselstadt den von allen Seiten anstürmenden macedonischen Kriegern. Die Mauern wurden durchbrochen, die Hafenketten zersprengt, die Straßen und Plätze mit Blut und Leichen bedeckt. Furchtbar wütheten die über den Widerstand und über den Fall so vieler tapferer Streitgenossen ergrimmten Soldaten; 8000 Tyrier fanden den Tod im Kampfe; viele angesehene Bürger büßten ihre hartnäckige Vertheidigung am Kreuze; die übrigen Bewohner, so viele sich nicht durch die Flucht gerettet, mehr als 30,000, wurden in die Sclaverei verkauft.

Der Fall der meerumgürteten Felsenstadt schreckte die übrigen Bewohner des syrischen Landes vom Widerstande ab. Samaria und Judäa unterwarfen sich ohne Schwertstreich dem macedonischen König, der sich allenthalben milde und schonend zeigte. Nur die feste Grenzstadt Gaza im Philisterlande ahmte das Beispiel von Tyrus nach, und verweigerte, im Vertrauen auf ihre feste Lage inmitten der sandigen Küstenebene, auf ihre starken Mauern und auf die Tapferkeit der streitbaren arabischen Söldnertruppen, die Unterwerfung. Erst nach einer mühsamen und langwierigen Belagerung, wobei Alexander selbst eine schmerzliche Wunde erhielt, erlag auch Gaza bei dem vierten Sturme der Gewalt der Maschinen und riesenhaften Belagerungswerke.

Für die Mühen und Beschwerden, die Tyrus und Gaza dem tapfern Könige verursachten, wurde er durch die leichte Unterwerfung Aegyptens entschädigt. Alle Städte des reichen Landes öffneten ihm die Thore und begrüßten den siegreichen Heerführer als Retter von der verhaßten Herrschaft der Perser, die ihre Landesgötter gehöhnt, ihre Heiligthümer entweiht, ihre Priester mißhandelt hatten. Alexander verfuhr gegen die Aegyptier rücksichtsvoll und schonend. Er achtete ihre religiösen und bürgerlichen Einrichtungen, er opferte den ägyptischen Gottheiten, besonders dem Apis. Als Schlußstein zur Begründung der macedonischen Seeherrschaft gründete er an einer Stelle, die mit der vorliegenden Insel Pharus den Griechen aus Homer's Gesängen bekannt war, die Stadt Alexandria, die vermöge ihrer günstigen Lage an dem westlichen Nilarme bald Mittelpunkt des Verkehrs, und zugleich durch Verschmelzung des griechischen und ägyptischen Wesens der Mittelpunkt der Weltlitteratur und Weltbildung wurde. Mit genialem Scharfblicke hatte Alexander die Stelle ausersehen, wo die neue Handels- und Culturstadt, die seinen Namen auf die späteste Nachwelt brachte, erstehen sollte. Als der Bau der Stadt in Angriff genommen war, zog Alexander mit einer kleinen Anzahl auserlesener Truppen dem wüsten Strande des Meeres entlang westwärts nach Parätonium, dem Grenzorte der Cyrenäer, deren Gesandte und Ehrengeschenke er freundlich annahm, und wandte sich dann gegen Süden, um das Heiligthum des Zeus Ammon zu erreichen, jenen hochverehrten Orakeltempel des geheimnißvollen Gottes in der Oase Siwa, die, wie ein

grünes Eiland, inmitten des einsamen endlosen Sandmeeres liegt. Nach einem mühevollen Marsche durch die baumlosen Sandstrecken, wo kein Grasplatz, kein Brunnen Erquickung bot, gelangte das Heer zu dem ersehnten Orte und ergötzte sich an den dichten Palmen- und Olivenhainen, an den herrlichen Fruchtfeldern und Wiesen, auf die der Thau des Himmels erquickend herabfiel. Die Priesterschaft nahm den macedonischen König und seine Begleiter gastfreundlich auf und der Oberpriester begrüßte ihn im Vorhof des Tempels als „Sohn des Gottes", eine Weihe, die um seine Person einen geheimnißvollen Glanz verbreitete und seiner Erscheinung in den Augen der wundergläubigen Morgenländer die Glorie einer göttlichen Schickung und Berufung verlieh.

Nachdem Alexander in Aegypten Verwaltung und Besteuerung zweckmäßig eingerichtet, durch zuverlässige Besatzungen für die Sicherheit des Landes gesorgt und die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten theils eingebornen, theils macedonischen und hellenischen Beamten übertragen hatte, zog er mit seinem verstärkten Heere auf demselben Wege über Gaza nach Tyrus zurück und gelangte dann von Damascus aus auf der großen Heerstraße an den Euphrat, den er auf zwei großen Brücken bei Thapsacus überschritt. Die persischen Reiter, welche das jenseitige Ufer bewachten, zogen sich bei seiner Annäherung zurück, um sich mit dem großen Heere zu verbinden, das mittlerweile Darius aus seinen östlichen Landschaften in der weiten babylonischen Ebene um sich gesammelt und am linken Ufer des Tigris unweit der Stätte, wo einst die Weltstadt Ninive gestanden, aufgestellt hatte. Parmenio's Vorschlag, den Feind durch einen nächtlichen Ueberfall zu überraschen und in Verwirrung zu setzen, wies Alexander mit den stolzen Worten zurück, er wolle den Sieg nicht stehlen; und so ruhig ging er der Entscheidung entgegen, daß er, nachdem alle Anordnungen auf den folgenden Tag getroffen, bis zum Morgen fest schlief. Als man ihn weckte, eilte er rasch in den Kampf und erfocht in der Schlacht bei A r b e l a und G a u g a m e l a seinen glänzendsten und entscheidendsten Sieg über ein Heer, das dem seinigen um mehr als das Zwanzigfache überlegen war. Ein plötzlicher Keilangriff der macedonischen Ritterschaft gegen das feindliche Mitteltreffen entschied den Ausgang. Das persische Heer, dessen Glieder durch den stürmenden Einbruch gelöſ't wurden, gerieth in Unordnung und erlag, als der König sich, wie bei Issus, inmitten der Verwirrung verzweiflungsvoll zur Flucht wandte, der eigenen Masse. Mehr als 100,000 Streiter sollen theils in der Schlacht, theils auf der wilden Flucht, theils bei der Wiedereroberung des macedonischen Lagers getödtet worden sein.

Während der unglückliche Darius, den nur die dichten Staubwolken den Händen seiner Verfolger entzogen, mit einem kleinen Reste seines zersprengten Heeres sich ostwärts durch die Pässe Mediens gegen Ekbatana wandte, seine Schätze, sein Feldgeräthe, seinen Wagen und Schild in Arbela zurück-

lassend, zog Alexander mit seinen durch unermeßliche Beute bereicherten Kriegshaufen südwärts nach der alten Weltstadt Babylon. Er erwartete einen heftigen Widerstand und machte sich auf eine Belagerung gefaßt; aber kaum erschien er in der Nähe der Riesenstadt, so öffneten sich die Thore und die Babylonier, an ihrer Spitze die Priester, zogen ihm mit Blumenkränzen und Geschenken entgegen. Siegprangend hielt der König seinen Einzug und nahm Besitz von der Burg und von allen Schätzen und Reichthümern. Wie in Aegypten, ehrte er auch hier die nationalen Götter mit feierlichen Opfern, zum Zeichen, daß unter seiner Herrschaft sich jede Volksthümlichkeit in Sitte, Gesetz und Religion der gleichen Duldung und Anerkennung zu erfreuen habe.

Dreißig Tage schwelgte das Heer in Babylon, und entschädigte sich in der Stadt der Genüsse, der Pracht und des Luxus für die Mühen und Gefahren der Feldzüge. Dann zog der König, mit neuen Truppen aus der Heimat verstärkt, nach der Hauptstadt Susa, welche, dem Beispiele Babylons folgend, sich ohne Widerstand unterwarf. Mit den behendesten Reiterschaaren eilte sodann Alexander auf Persepolis los und nahm Besitz von den unermeßlichen Schätzen, die daselbst aufgehäuft lagen. Man erzählt, daß 10,000 Paar Maulthiere und 3000 Kameele nöthig gewesen wären, um die Reichthümer an Gold und Silber, an Prachtgeweben und Kostbarkeiten aus den Schatzgewölben von Persepolis und Pasargadä von dannen zu bringen. Persepolis mit seinen Prachtgebäuden wurde jetzt ein Raub der Flammen, als der König, um den Brand von Athen und den Frevel an den hellenischen Heiligthümern zu rächen, in trunkener Siegeslust die Brandfackel in das Cederngetäfel der Königsburg warf, angetrieben, wie die Sage meldet, von der schönen Tänzerin Thais aus Athen. Es war das letzte Opfer einer alten Blutrache. Persepolis galt für das Haupt und den Herrschersitz des persischen Weltreichs; ihr Untergang bezeichnete den Anfang einer neuen Zeit. In Persepolis trat Alexander die Herrschaft Asiens an.

Darius hatte bereits wieder eine ansehnliche Truppenmacht, meistens tapfere Gebirgssöhne, um sich gesammelt und war noch von vielen eingebornen Fürsten und Verwandten umgeben; er hatte aber so sehr alles Vertrauen auf das Glück der Waffen verloren, daß er bei der Nachricht von Alexander's Anzug mit den Getreuesten seines Heeres und mit den Ueberresten seiner Schätze entfloh. Als der macedonische Held, begierig, den Perserkönig selbst in seine Gewalt zu bringen und damit allem Kampf um den Thron ein Ende zu machen, ihm auf angestrengten Eilmärschen nachsetzte, flüchtete derselbe sich durch die „kaspischen Thore" nordostwärts, um das Bergland Baktrien zu erreichen. Aber auf der traurigen Flucht traf ihn Verrath und Verderben. Schon hatten sich viele Satrapen mit ihren Truppen von ihm getrennt und sich dem Sieger zugewendet, als Bessus, ein Verwandter des Königs, mit einigen anderen Großen den verbrecherischen

Plan faßte, den Monarchen, der trotz der bisher bewiesenen Schwäche noch einmal das Glück der Waffen versuchen wollte, seiner Herrscherwürde zu berauben. Sie drangen in der Stille der Nacht in sein Zelt, fesselten den unglücklichen König und zogen mit ihm nach den östlichen Landschaften, wo Bessus viele Anhänger zählte und die schwierigen Gebirgswege die Verfolgung erschwerten. Ohne sich und seinen Gefährten eine Rast zu gönnen, folgte Alexander den Spuren der Verräther Tag und Nacht über Berge und wasserlose Haiden; Pferde und Menschen sanken erschöpft zusammen; der König überließ sie ihrem Schicksal und jagte eisernen Willens seinem ersehnten Ziele nach. Damals war es, wo er von Durst gequält, den Labetrunk, der ihm in einem Eisenhelm gereicht ward, ungenossen ausgoß. Er wollte nichts vor den Gefährten voraus haben. Endlich nahete er dem feindlichen Zuge. Schon stürmte er mit seinen Kampfgenossen auf den bestürzten Haufen los, als Bessus und einige der Mitverschwornen den gefesselten König im Wagen ermordeten und dann nach verschiedenen Seiten davon sprengten. Als die Macedonier den Königswagen erreichten, war Darius eine Leiche. Alexander bedeckte ihn mit seinem Purpurmantel, betrauerte das Loos des Unglücklichen mit aufrichtigen Thränen der Rührung und ließ den Leichnam nach Persepolis in die Ahnengruft abführen.

Jetzt, wo kein Band der Treue und Hingebung die persischen Großen an das Geschlecht der Achämeniden knüpfte, eilten die edlern unter ihnen, dem siegreichen Macedonierkönig ihre Huldigungen darzubringen und ihn als Herrn und Gebieter zu verehren. Als Inhaber des Thrones wollte er nunmehr auch äußerlich als persischer Großkönig angesehen werden und beobachtete daher mehr und mehr die Formen und das prunkende Ceremoniel orientalischer Despoten. Er nahm sogar die Kniebeugung und die abgöttische Verehrung wohlgefällig an. Die besiegten Völker sollten in ihm nicht den Eroberer, sondern den rechtmäßigen König erblicken. Dieses Benehmen verdroß die macedonischen Großen, welche als Herren und Gebieter über die unterworfenen Landschaften schalten und mit der Machtfülle der früheren Statthalter die Willkür und Sinnengenüsse rauher Eroberer verbinden wollten. An der Spitze der Unzufriedenen stand **Parmenio**, der alte Warner, der stets die Schwierigkeiten hervorgehoben und bei Arbela durch seine unschlüssige Haltung beinahe den ganzen wohlüberlegten Schlachtplan gestört hatte, und sein tapferer, aber heftiger und hochfahrender Sohn **Philotas**. Sie weckten in dem Heere das Verlangen nach der Heimat, damit der Feldzug beendigt, die Beute vertheilt werde. Beide büßten ihr Vorhaben mit dem Tode.

In Europa war Thracien im Aufstande; Memnon, welcher als Feldherr von Alexander selbst dahin geschickt worden war, hatte die von Macedonien abhängigen Barbaren zum Abfall bewogen, und Antipater, welcher mit den zurückgelassenen Truppen auch Hellas sichern sollte, mußte seine

ganze Macht gegen die Empörer wenden. Unter solchen Umständen faßte der junge König Agis von Sparta, welcher schon nach der Schlacht bei Issus, von Darius mit Geld und Schiffen unterstützt, mit 8000 vom Schlachtfelde entflohenen Miethtruppen einen glücklichen Zug nach Kreta zu Gunsten der Perser unternommen hatte, den Entschluß, Hellas zu befreien. Fast alle Peloponnesier und einige Gleichgesinnte jenseits des Isthmus schlossen sich an Sparta an. Bald befand sich Agis an der Spitze von 20,000 Fußgängern und 2000 Reitern. Furcht und das Andenken an Alexander's Wohlwollen hielt Athen von der Theilnahme am Aufstande ab. Antipater, welcher den Aufstand der Hellenen in seinen Folgen für gefährlicher hielt, als Thracien's Abfall, schloß sogleich mit Memnon einen möglichst vortheilhaften Frieden, und eilte nach dem Peloponnes. Durch Hülfsvölker treuer Hellenen verstärkt, bestand er mit 40,000 Mann bei Megalopolis im J. 330 einen harten, aber siegreichen Kampf gegen die Peloponnesier. Agis' Heldentod vernichtete abermals jede Hoffnung. Antipater überließ auch dieses Mal die Entscheidung über den Frevel der Spartaner den auf dem Isthmus versammelten Hellenen; diese aber verwiesen sie an Alexander selbst. Nachdem daher Antipater fünfzig Geisel aus den edelsten Geschlechtern zu Sparta erhalten hatte, schickten die Lacedämonier eine Gesandtschaft an Alexander, um ihre Unterwürfigkeit zu erklären und Verzeihung zu erbitten. Sparta erhielt sie. Die Achäer und Aetolier allein mußten 120 Talente an Megalopolis zahlen, welches die Theilnahme am Aufstande der Peloponnesier standhaft verweigert hatte und von den Unfällen des Krieges am meisten betroffen worden war. Seit dieser Zeit verhielten sich die Hellenen ruhig.

Die Bestrafung des Bessus, der den Königsnamen Artaxerxes angenommen und aus den altiranischen Landschaften des Ostens, wo noch ein regeres Nationalgefühl im Volke lebendig war, eine beträchtliche Streitmacht um sich gesammelt und mehrere Fürsten des turanischen Landes für seine Sache gewonnen hatte, war nunmehr Alexander's nächstes Ziel. Nachdem er während des Winters die Stadt Alexandria am indischen Kaukasus gegründet und 7000 Macedonier sammt den Dienstunfähigen im Heere daselbst angesiedelt, überstieg er beim ersten Anbruch des Frühlings mit unglaublicher Kühnheit und Beschwerde die schneebedeckten Höhen des Hindukuhgebirges (Paropanisus), die Bessus für unübersteiglich gehalten hatte. Dieser floh mit seinen getreuesten Truppen über den Oxus und suchte im Lande der Sogdianer, wo die Wüsten des Westens und die Felsburgen im Gebirge Schutz gewährten, eine Zuflucht. Aber Alexander hatte in rastloser Eile den reißenden Oxusstrom auf einer rasch hergestellten fliegenden Brücke überschritten und näherte sich dem neuen Aufenthaltsorte des Feindes. Schon schickte sich Bessus zur weitern Flucht an, als einige Großen seiner Umgebung sich gegen ihn verschworen, um durch seine Auslieferung Alexander's Gnade zu erkaufen. Dieser ließ ihn in Ketten nach Baktra bringen, wo er von einer

Gerichtsversammlung persischer Großen als Hochverräther zum Tode verurtheilt und darauf nach persischer Sitte in Ekbatana unter Martern und Verstümmlung ans Kreuz geschlagen wurde.

Eine dunkle That, die sich während des Aufenthaltes in Sogdiana zutrug, befleckte Alexander's Heldenruhm — die Ermordung des Klitus, der ihm am Granicus das Leben gerettet hatte. Bei einem Opferfest in Marakanda wurde das Freudenmahl bis tief in die Nacht verlängert. Alexander nahm in der Mitte seiner Großen daran Theil und wurde von hellenischen Sophisten und Schmeichlern über alles Maß gepriesen; er habe den Hercules an Großthaten übertroffen, und sei schon im Leben göttlicher Ehren würdig. Klitus, der schon längst an der morgenländischen und griechischen Vergötterung des Königs Aergerniß genommen, tadelte diese schmeichlerische Ueberhebung und legte sich und seinen macedonischen Waffengefährten den größten Theil des Ruhmes bei; er stellte die Thaten Philipp's weit über die des Sohnes; er pries den todten Parmenio und seine Söhne und die gefallenen Krieger glücklich, daß sie die Macedonier nicht mehr mit medischen Ruthen peitschen und bei den Persern um Zutritt zum König bitten gesehen; er rühmte sich seiner That am Granicus und rief mit lauter Stimme: „lade fürder nicht freie Männer zu deiner Tafel, sondern Barbaren und Sclaven, die deiner Kleider Saum küssen und deinen Gürtel anbeten!" Wüthend sprang Alexander auf, um nach seinen Waffen zu greifen; die Freunde hatten sie bei Seite geschafft und führten nun den tobenden Klitus hinaus. Aber in Kurzem kam er zu einer andern Thüre wieder herein und fing die Hohnrede von Neuem an. Da riß der König einer Wache die Lanze aus der Hand und schleuderte sie auf den Feldherrn, daß er blutend zu Boden stürzte. Es war eine rasche That, und die Schriftsteller des Alterthums ergehen sich mit harten Worten über den durch Glück und Schmeichelei entarteten König; wenn man aber hört, mit welchem Schmerz, mit welcher Verzweiflung er sich auf den Leichnam geworfen, wie er drei Tage lang in seinem Zelte ohne Schlaf, ohne Speise und Trank den Todten betrauert und die unselige That reuevoll beweint hat, und nur mühsam durch die Vorstellungen der Freunde beruhigt werden konnte, so wird man die Ermordung des Klitus leichter zu entschuldigen finden, als den mit kaltem Blute befohlenen Justizmord des Parmenio.

---

97. Alexander's Feldzug nach Indien.

(Nach Chr. Lassen, indische Alterthumskunde, bearbeitet vom Herausgeber.)

Das Streben der Weltgeschichte, die einzelnen Volkseigenthümlichkeiten in stets größerm Umfange zu überwinden und durch Verschmelzung dem höchsten Ziele, der Vereinigung Aller zu einer einzigen Menschheit, stets näher zu

führen, hat sich zuerst in den Feldzügen Alexander's des Großen verwirklicht. „Seine Siege", sagt Alexander v. Humboldt *), „gewinnen an intensiver, moralischer Größe durch sein unablässiges Bestreben nach einer Vermischung aller Stämme, nach einer Welteinheit unter dem begünstigenden Einflusse des Hellenismus!"

Diese Umbildung der einheimischen Cultur durch den Einfluß der Hellenen gelang, besonders in Folge der Gründung zahlreicher Städte, am vollständigsten im westlichen Vorder-Asien, weniger in Aegypten, dessen Bewohner starrer an ihren eigenthümlichen Satzungen und Sitten festhielten, am wenigsten aber in Indien, weil bald nach Alexander's Tode die ihm mittelbar und unmittelbar unterworfenen Länder ihre Unabhängigkeit von der griechisch-macedonischen Herrschaft wieder gewannen. Dagegen hat der indische Feldzug eine andere Bedeutung für die Geschichte, und zwar erstens, weil wir durch ihn zuerst einen Theil Indiens und dessen Zustände genauer kennen lernen, denn Alexander's asiatische Eroberung „kann im eigentlichen Sinne des Wortes als eine wissenschaftliche Expedition betrachtet werden, ja, als die erste, in der ein Eroberer sich mit Gelehrten aus allen Fächern des Wissens, mit Naturforschern, Geschichtschreibern, Philosophen, Künstlern umgeben hatte." **) Ferner wurde in Folge des Feldzuges Alexander's Indien in der nächstfolgenden Zeit in die Politik der westlichen Staaten hineingezogen und sowohl ein diplomatischer Verkehr zwischen den Königen von Palibothra und den Seleuciden und Lagiden eröffnet, als auch ein Handelsverkehr zwischen Indien und dem ägyptischen Alexandria begründet, der freilich erst nach dem Untergange der Lagiden-Herrschaft, während der römischen Kaiserzeit, seine reichsten Früchte trug.

Während Alexander noch in Sogdiana war, hatte der indische König Taxiles ihm Gesandte zugeschickt und ihm seine Hülfe gegen die Inder, besonders den Porus, angeboten. Es mußte dem hochstrebenden Geiste des großen Königs schmeicheln, seinem Reiche dieses östlichste Land der bekannten Erde hinzuzufügen und dadurch die Macht der Perser zu übertreffen; denn er glaubte mit dieser Eroberung ganz Asien zu besitzen, und nach den bis dahin erreichten Erfolgen durfte er die Schwierigkeit des Unternehmens nicht für unüberwindlich halten, besonders da er erfahren hatte, daß die indischen Grenzländer von nicht sehr mächtigen Königen beherrscht waren.

Die Rüstungen zu dem indischen Feldzuge geschahen im Winter von 328 auf 327. Die Lücken, welche in seinem Heere theils durch die vielen und schweren Kämpfe der vorhergehenden Jahre, theils durch die vielen Besatzungen, welche er in den eroberten Ländern zurücklassen mußte, entstanden waren, ergänzte

*) Al. v. Humboldt, Kosmos II, 183.
**) Al. v. Humboldt, Kosmos II, 192.

er durch Anwerbungen aus den tapfern Völkern des östlichen Iran, den Parthern, Baktrianern, Sogdianern, Ariern, Zarangern und Arachoten. Seine ganze Heeresmacht wird auf 120,000 Mann angegeben; nach einer Nachricht war dies die Zahl der Fußleute, und die Zahl der Reiter 15,000. Nachdem er selbst und durch seinen Heerführer Kraterus die letzten baktrianischen Häuptlinge, welche sich noch nicht hatten unterwerfen wollen, zum Gehorsam gebracht, brach er von Baktra am Ende des Frühlings auf und theilte in Nicäa sein Heer in zwei Theile: der eine unter Anführung des Perdikkas und des Hephästio wurde nach dem Indus mit dem Auftrage entsendet, das Land, wenn die Bewohner sich nicht freiwillig ergäben, mit Gewalt zu unterwerfen, und am Flusse alles vorzubereiten, was zum Uebergange erforderlich sei. Mit dem zweiten zog Alexander selbst über den Paropanisus und unterwarf das Land im Westen des Indus. Er führte das Heer theils auf der von Hephästio geschlagenen Schiffbrücke, theils auf kleinen Schiffen über den Fluß und nach der Stadt des ihm verbündeten Taxiles, der ihm in festlichem Zuge entgegenkam und sich selbst und sein Reich anbot. In Taxila befanden sich mehrere Fürsten des benachbarten Landes; Alexander nahm ihre Huldigung an und vergrößerte ihre Gebiete durch Hinzufügung von Theilen des angrenzenden Landes. Besonders wurde Taxiles für seine bewährte Ergebenheit und die Hülfe, welche er ihm geleistet hatte, auf das reichlichste belohnt. Von Taxila aus schickte Alexander einen Gesanden an den Porus mit der Aufforderung, daß er ihm huldigen und an den Grenzen seines Reiches entgegen kommen solle; er antwortete, daß er das Letzte thun würde, aber zum Kampfe gerüstet. Alexander sandte dann den Coenus an den Indus zurück, um die dort zurückgelassenen Schiffe zu zersägen und auf Wagen an den Hydaspes zu bringen; selbst rückte er an diesen Fluß, an welchem er Porus mit seinem ganzen Heere schlagfertig gelagert vorfand; dieser schlug sein Lager dem des Alexander gegenüber auf und ließ die Stellen durch Truppen besetzen, an welchen der Uebergang leicht war. Die Schlacht zwischen Porus und Alexander ist eine der berühmtesten sowohl in der alten Geschichte überhaupt, weil der bei dieser Gelegenheit erfochtene Sieg eine der glänzendsten Thaten Alexander's ist, als auch, weil es die erste Schlacht war, in welcher die altindische Kriegskunst gegen die hellenische die Probe zu bestehen hatte und gegen einen andern Führer als Alexander nicht unterlegen hätte.

Porus ordnete sein Heer, sobald er eine passende, offene Gegend erreicht hatte, nach indischem Kriegsgebrauche; er stellte seine 200 Elephanten in das vorderste Treffen; sie bildeten eine weit ausgedehnte Schlachtlinie, da jeder von dem nächsten 100 Fuß entfernt war. Hinter ihnen standen in den Zwischenräumen in dem zweiten Treffen das Fußvolk; dieses nahm eine weitere Linie ein als die Elephanten; zu seinem Schutze sollte an beiden Flügeln die Reiterei dienen, die wiederum von den Schlachtwagen gedeckt wurde. Gegen dieses Heer von 30,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern führte

Alexander nur etwa 16,000 Mann Fußvolk und 5000 Reiter in den Kampf. Mit seiner überlegenen Reitermacht brachte er Unordnung in die Reihen des indischen Fußvolks, welches nach großem Verluste sich ebenfalls zu den Elephanten rettete. Es entspann sich auf einem engen Raume der furchtbarste Kampf, die meisten Elephantentreiber waren erschlagen, viele von den Thieren verwundet und in Wuth gerathen; sie stießen nieder und zerstampften Alle, die ihnen in den Weg kamen, so daß die Indier nicht geringern Verlust durch sie erlitten, als ihre Feinde. Als die ermüdeten Thiere wirksame Angriffe zu machen nicht mehr im Stande waren, entschied ein gleichzeitiger Angriff der geschlossenen Phalanx und der Reiterei die Schlacht. Porus verließ nicht den Kampfplatz, so lange noch irgend ein Theil seines Heeres kampffähig war. Erst als er die Schlacht für verloren erkannte und selbst an der rechten Schulter verwundet war, kehrte er auf seinem Elephanten vom Kampfplatze zurück. Alexander, der seine Tapferkeit in der Schlacht zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte, ritt ihm mit wenigen Getreuen entgegen; seine große und schöne Gestalt und seine königliche Würde bewundernd, die keine Niedergeschlagenheit verrieth, sondern das Bewußtsein, tapfer sein Reich gegen einen andern König vertheidigt zu haben, fragte er ihn zuerst, wie er behandelt zu sein wünsche; Porus antwortete: königlich. Alexander sprach: dieses werde ich meinetwegen thun; verlange, was dir erwünscht sei. Porus sagte: in diesem Worte ist Alles enthalten.

Die Hauptstärke des macedonischen Heeres bestand in dem Fußvolke, welches die schwache Seite des altindischen bildete, denn es diente ihm besonders zum Schutze der auf Wagen und Elephanten Kämpfenden. Dann war die Reiterei des Alexander der indischen besonders dadurch überlegen, daß sie zum Theil aus den nördlichen Reitervölkern, den Sogdianern und Baktrianern, gebildet war, die Meister in der Reitkunst waren und deren Pferde an Ausdauer und Schnelligkeit die indischen übertrafen.

Alexander's Benehmen gegen Taxiles beweis't, daß er schon bei seinem ersten Eintritte in die Länder im Osten des Indus mit sich über die Grundsätze im Klaren war, nach welchen er die Beziehungen der indischen Könige und Völker zu seinem Reiche zu regeln hatte. Diese sollten nicht unmittelbar von seinen Statthaltern regiert werden, sondern von den einheimischen Herrschern, welche seine Oberhoheit anzuerkennen hatten. Er bewährte auch in dieser Maßregel seine tiefe Einsicht. Die Inder waren nicht, wie die übrigen von ihm besiegten asiatischen Völker, durch die Achämeniden-Herrschaft an eine fremde Regierung gewöhnt worden. Sie unterschieden sich von diesen durch ihre eigenthümlichen Gesetze und Sitten und verlangten daher eine andere Behandlungsweise. Sie waren auch weiter von dem Mittelpunkte der Herrschaft entfernt, als die anderen Völker, es war daher schwerer, sie unmittelbar zu regieren. Alexander bethätigte die Achtung, die ihm Porus durch seine Tapferkeit und seine edle Haltung eingeflößt hatte, dadurch, daß er ihm nicht nur sein Reich ließ, sondern es noch vergrößerte.

Alexander ließ sein Heer dreißig Tage in dem Lande des Porus rasten. Er benutzte diese Zeit, um zwei neue Städte zu gründen, die eine an der Stelle, wo er über den Fluß ging; diese wurde Bucephala zum Andenken seines in der Schlacht gefallenen Pferdes genannt; die zweite, Nicäa, an der Stelle, wo er den Sieg erfocht.

Durch die Treue des Porus in seinem Rücken gesichert, zog Alexander weiter über den Acesines, und den Hyarotes oder Hydraotes überschreitend, gelangte er in das Gebiet der freien indischen Völker zwischen Hyarotes und Hyphasis, die dem Hirtenleben ergeben und, weniger an feste Wohnsitze gebunden, ihre Unabhängigkeit mit entschlossenem Muthe vertheidigten. Das mächtigste und kriegerischste dieser Völker, die Kathäer, deren Name sich als Khattia noch in dieser Gegend erhalten hat, verbanden sich mit den Oxydrakern und Mallern zu gemeinschaftlichem Widerstande. Ihre durch Lage und Befestigung starke Stadt Sangala wurde mit der größten Tapferkeit von den vereinigten Indern vertheidigt und zuletzt mit Sturm genommen, 70,000 Vertheidiger gefangen genommen, nachdem 17,000 während der Belagerung umgekommen waren. Sangala machte Alexander dem Erdboden gleich, zwei andere Städte dagegen, die sich freiwillig unterwarfen, behandelte er mit Milde. Durch dieses strenge Verfahren gegen die Widerspänstigen und die Güte gegen die seinen Befehlen Gehorchenden wurden die Bewohner dieses Gebiets vermocht, ihren Widerstand aufzugeben. Den sich ergebenden freien Indern ließ er ihren Besitz; zu ihren Städten sandte er Porus mit dem Auftrage, in sie Besatzungen zu legen, und übergab ihm den Befehl auch über dieses Land. Dieser erhielt demnach die Herrschaft über das ganze ebene Land zwischen dem Hydaspes und dem Hyphasis.

Als Alexander den Fluß Hyphasis erreichte, war es seine Absicht, das innere Indien anzugreifen und siegreich bis zu den Mündungen des Ganges und dem östlichen Meere vorzudringen. Die Ausführung wurde ihm durch den unüberwindlichen Widerwillen der Macedonier unmöglich gemacht. Die wirksamste Ursache, daß ein so sieggewohntes und ruhmsüchtiges Heer sich weigerte, seinem Führer zu neuen und größeren Siegen zu folgen, war ohne Zweifel der Umstand, daß es während des indischen Feldzuges alle die Beschwerden zu erdulden gehabt hatte, welche die Regenzeit mit sich führt und die Mühseligkeiten und Strapazen verdoppelt. Die Aussicht, ein zweites Mal diese Jahreszeit in Indien aushalten zu sollen, mußte besonders entmuthigend auf den Geist des Heeres wirken. Eine zweite Ursache waren die Berichte von der großen Macht des Königs der Prasier und der Tapferkeit der Inder des innern Landes. Dazu kam noch das Heimweh der Macedonier und die Aussicht, daß die Heimkehr durch dieses Unternehmen in unbestimmte Ferne gerückt werden würde. Auch würde er in dieser Ferne nicht leicht die Verluste seines Heeres haben ersetzen können und bei dem geringsten Unfalle würden die indischen Könige des Fünfstromlandes das ihnen

aufgezwungene Joch abgeworfen haben. Alexander gehorchte gegen seinen Willen dem Gesetze seiner Bestimmung; für Indien war noch nicht die Zeit gekommen, in den Verlauf der Weltgeschichte hineingezogen zu werden, und Alexander nicht bestimmt, dieses zu bewirken.

Zum Andenken seiner Thaten und zum Danke an die Götter, die ihn so weit siegreich geführt hatten, ließ Alexander zwölf hohe, thurmähnliche Altäre aus Quadersteinen errichten, von jeder der zwölf Phalangen einen. Auf diesen opferte er nach heimatlichem Gebrauche und das Heer beging gymnastische und Reiterspiele. Dann trat er den Rückzug an bis zum Hydaspes. Hier ordnete er alles Nöthige an, um das Heer auf dem Hydaspes, dann auf dem Acesines und aus diesem auf dem Indus bis zum Meere zu führen; er ernannte den Kreter Nearchus zum Admiral der Flotte (von beinahe 2000 größeren und kleineren Fahrzeugen), zu deren Bemannung Phönicier, Aegyptier und kleinasiatische Griechen aus dem Heere gewählt wurden. Am untern Acesines wohnten auf der rechten Seite die Oxydraker, weiter abwärts auf der linken Seite die Maller. Die Maller glaubten sich durch die Wüste geschützt, und als Alexander plötzlich mit seinem Heere vor ihnen erschien, flohen sie erschreckt in ihre Burg, welche schnell erstürmt wurde; dasselbe geschah mit den übrigen Städten, die nicht von den Bewohnern verlassen worden waren. Bei der Erstürmung der Hauptstadt erhielt Alexander eine gefährliche Wunde, durch die er genöthigt wurde, die weitere Verfolgung aufzugeben, und kehrte in das Lager am Hyarotes zurück, um seinem Heere sich zu zeigen, welches sich durch Gerüchte von seinem Tode in der größten Aufregung und Angst befand. Auch war eine weitere Verfolgung unnöthig geworden, denn die Maller, in Schrecken gesetzt und niedergebeugt durch ihre großen Verluste in den Schlachten und den Erstürmungen ihrer Städte, beschlossen, Gesandte zu ihm zu senden, welche die Unterwerfung des ganzen Volkes ihm ankündigten. Auch kamen die vornehmsten Häuptlinge der Oxydraker dahin, die kostbarsten Geschenke mitbringend und mit der Botschaft, daß ihr ganzes Volk sich ihm ergeben habe.

In dem Gebiete des untern Indus kam Alexander bis zu dessen Spaltung in zwei Arme bei der Stadt Pattala. Er erkannte die Wichtigkeit ihrer Lage und bestimmte sie zu dem Hauptorte des Verkehrs zwischen Indien und den Provinzen seines Reiches an dem persischen und arabischen Meerbusen. Er befahl daher dem Hephästio, daselbst eine Burg zu erbauen; auch ließ er in der Umgebung Brunnen graben, damit das Land bewässert und bewohnbar gemacht werde. Er scheint dem Besitze des untern Induslandes eine besondere Wichtigkeit beigelegt zu haben, weil er seine Verwaltung nicht den einheimischen Königen ließ, wie in dem obern Induslande, sondern einen Satrapen damit beauftragte. Auch suchte er seinen Besitz durch eine Reihe von befestigten Städten zu sichern, durch welche zugleich der Handel auf dem Flusse beschützt werden sollte.

98. Alexander's Rückkehr und Tod.

(Nach Georg Weber, allgemeine Weltgeschichte.)

So wunderbar auch der bisherige Siegeslauf des großen Königs erscheinen muß, so ist doch der Rückzug die kühnste und großartigste seiner Unternehmungen. Nicht zufrieden mit dem Ruhme, die morgenländische Welt mit dem Schwerte erobert zu haben und in Regionen vorgedrungen zu sein, von denen bisher nur Wundermährchen, Fabeln und dunkle Sagen zu den Hellenen gelangt waren, wollte er diese äußersten Grenzen der bekannten Erde der griechischen Cultur und dem Weltverkehr für immer zugänglich machen, die Eroberungen des Schwertes für die abendländische Bildung und Lebensordnung gewinnen. Dies war nur möglich, wenn Persien und Indien, wenn der Indus und Euphrat in unmittelbare Verbindung gesetzt wurden, wenn Verkehrswege geschaffen, die herrenlosen Länderstrecken in der Mitte unterworfen, die räuberischen Völkerstämme des Gebirges und der Wüste in das Culturleben hineingezogen, die Karawanenzüge gegen Ueberfälle sicher gestellt wurden. Sein Heldengeist hatte bisher alle Schwierigkeiten überwunden, sollte er nicht auch jetzt zum Ziele gelangen und die Welt von Neuem in Erstaunen setzen? So wurde denn gegen Ende August 325 der verhängnißvolle Rückzug von Pattala nach Persien durch die schauerliche Wüste Gedrosiens angetreten.

Fanden sich Anfangs in den weiten, einsamen Sandstrecken noch einige Palmengruppen, die einen ärmlichen Schatten gegen die glühende Sonne boten, und blühende Tamarisken, Myrrhengebüsche und Narden, deren wohlriechende Blätter zur nächtlichen Streue dienten, so hörte bald alles Wachsthum auf, als das Heer die Sandwüste Gedrosien betrat, wo Tagereisen weit keine menschliche Spur zu sehen war. Einöde, Dürre, Wassermangel sind hier die kleinsten Leiden; Tages stechende Sonne, glühender Staub, der das Auge entzündet und den Athem erdrückt, Nachts durchfröstelnde Kälte und das Heulen hungriger Raubthiere, nirgend ein Obdach oder Grasplatz, nirgend Speise und Trank, nirgend ein sicherer Weg oder ein Ziel der Reise. Man machte ermüdende Nachtmärsche im Dunkeln, um am Tage zu ruhen. Der Soldat, nur auf die Rettung des nackten Lebens bedacht, streifte Zucht und Gehorsam ab und warf gleichgültig die kostbarste Beute an Gold, Silber, Edelsteinen und Teppichen weg, oder erkaufte damit von dem phönicischen Krämer einen Labetrunk oder ein wenig Speise, um sein Leben zu fristen. Man schlachtete die Pferde, Kameele und Maulthiere, und aß ihr Fleisch; man spannte das Zugvieh von den Wagen der Kranken und überließ diese ihrem gräßlichen Schicksal, während das Heer in wilder Hast weiter zog; wer vor Müdigkeit oder Entkräftung zurückblieb, der fand am Morgen

kaum noch die Spur des großen Heeres wieder, und fand er sie, so bemühte er sich umsonst, dasselbe einzuholen; in schrecklichen Zuckungen verschmachtete er unter der glühenden Mittagssonne oder verirrte in dem Labyrinth der Dünen, um vor Hunger und Durst langsam dahin zu sterben. Unbekümmert um den hinsinkenden Waffengenossen zog der Soldat fort; Elend und Verzweiflung erstickten alle menschlichen Gefühle. Kamen sie an eine Quelle oder einen Fluß, so stürzten sie hin und tranken in gräßlicher Gier, um die letzte Labung mit einem qualvollen Tode zu büßen.

Sechszig Tage dauerte der entsetzliche Marsch bis nach Pura, der Hauptstadt Gedrosiens. Und in welchem Zustande langte der Welteroberer daselbst an! Drei Viertel des großen Heeres waren zu Grunde gegangen; nur ein trauriger Ueberrest zog abgezehrt und bis zur Unkenntlichkeit entstellt in die Oasenstadt ein, ein Bild des Elends und des Jammers. Hier wurde eine achttägige Rast gehalten, damit die Geretteten im reichen Oasenlande sich erholen und die Nachzügler und Verirrten sich sammeln könnten; dann setzte Alexander, von allen Seiten mit Zufuhr von Lebensmitteln versehen, den Zug ohne weitere Beschwerde fort nach dem fruchtbaren Karamanien, wo er der Verabredung gemäß mit Nearch zusammentreffen sollte. Schon fürchtete Alexander, der treue Feldherr möchte in der unbekannten See oder am unwirthlichen Gestade den mannichfachen Gefahren und Wechselfällen, den Stürmen oder dem Mangel erlegen sein, und große Unruhe und Trauer ergriff seine Seele. Mehrere ausgesandte Kundschafter waren unverrichteter Dinge zurückgekehrt. Aber wie groß war seine Freude, als um die Mitte December der sehnlich erwartete Feldherr in dem fünf Tagereisen von der Küste befindlichen Feldlager in einem fast unkenntlichen Aufzuge erschien und die frohe Botschaft brachte, daß Flotte und Mannschaft in dem reichen, mit Fruchtfeldern, Palmenhainen und Weinbergen bedeckten Karamanien wohlbehalten gelandet sei. Die Nachricht machte einen so überraschenden Eindruck auf Alexander, daß er in Thränen ausbrach, während Alles um ihn her laut jubelte. Und wie lauschten und erstaunten die Kriegsmänner, als Nearch von den Wundern und Gefahren berichtete, die sie auf der achtzigtägigen Fahrt bestanden; von den Klippen und Felsriffen, zwischen denen sie durchgesteuert, von den Stürmen und Brandungen, die ihre Fahrzeuge zu zerschellen gedroht, von der Noth, die sie an der öden Küste der „Fischesser" erlitten, wo keine Lebensmittel zu finden gewesen und sie den Durst mit dem brakigen Wasser der Strandgruben hätten stillen müssen, von den Wallfischen und Seeungethümen, von den Zauber- und Perleninseln! Die Zuhörer glaubten sich in die Wunderwelt der Odyssee versetzt!

Nearch setzte seine „Umschiffung" (Periplus) an der Ostseite des persischen Meerbusens bis zur Mündung des Pasitigris fort, während Hephästio mit dem größten Theile des Heeres, mit den Elephanten und dem Feldgeräthe längs der flachen aber fruchtbaren Küste hinzog, um in Susa mit dem König,

welcher an der Spitze der macedonischen Ritterschaft und der leichten Truppen den Weg über Persepolis und Pasargadä ebendahin einschlug, zusammen zu treffen.

Als die Heeresabtheilungen sammt der Flottenmannschaft in Susa versammelt waren, begann eine Reihe von Festlichkeiten, wobei ein fabelhafter Aufwand entfaltet wurde. Um die Versöhnung und Verschmelzung von Abendland und Morgenland zur Ausführung zu bringen und durch eine imposante Handlung zu bethätigen, veranstaltete Alexander ein großartiges Hochzeitsfest. Der Vermählung des Königs, der schon mit der schönen Roxane, der baktrischen Fürstentochter, verheirathet war, mit Statira, der ältern Tochter des verewigten Darius, und seiner Edlen mit den Töchtern persischer Fürsten und Vornehmen im prachtvoll geschmückten Königszelte folgte die Verbindung von mehr als zehntausend macedonischen Kriegern mit asiatischen Mädchen. Allen gab der König eine reichliche Aussteuer. Fünf Tage dauerte die Vermählungsfeier; Gastmähler und frohe Gelage, Schauspiele, Festaufzüge und Ergötzlichkeiten aller Art folgten einander im reizenden Wechsel.

Je mehr Alexander und seine Umgebung sich in das morgenländische Wesen einlebten, je mehr sein Plan einer Gleichstellung und Verschmelzung der Sieger und Besiegten zu Tage kam, desto mehr gab sich die nationale Eifersucht der Macedonier kund, desto mehr regte sich der Stolz und das Selbstgefühl der alten Soldaten. Hatten sie sich allmählich gewöhnt, den König und seine Feldherren und Großbeamten in medischer Tracht und mit den fremden Abzeichen ihrer Würde zu erblicken, hatten sie sich auch in die Vermählungen mit asiatischen Frauen gefunden, so konnten sie dagegen ihren Unmuth nicht verbergen, als Alexander junge Männer aus den Eingebornen aushob und, nachdem sie auf macedonische Weise bewaffnet und eingeübt waren, in das Reichsheer einreihte. Schon hatten 30,000 Mann aus verschiedenen Landschaften und Waffenplätzen Aufnahme gefunden, kräftige Männer in voller Jugendfrische, die sich in der neuen Bewaffnung und Kriegsweise gewandt und sicher bewegten. Es entging dem Scharfblick der Macedonier nicht, daß der König sie auf diese Weise mit der Zeit entbehrlich machen wollte. Als er in Opis am Tigris der Lagergemeinde die, wie er glaubte, erfreuliche Eröffnung machte, daß er die älteren Soldaten, die, durch Kämpfe und Strapazen erschöpft, durch Alter und Wunden entkräftet, zu weiterm Dienste untauglich seien und sich nach Ruhe sehnten, ehrenvoll in die Heimat entlassen und nur die jüngere Mannschaft und die freiwillig Zurückbleibenden bei sich behalten wolle, so erhob sich aus der Menge ein wildes, verworrenes Geschrei, er wolle der Veteranen los sein, um sich bloß mit Barbaren zu umgeben. Er möge sie alle entlassen und möge fürder mit seinem göttlichen Vater Ammon ins Feld ziehen und mit den jungen asiatischen Zierburschen die Welt erobern. Wüthend über das trotzige Gebahren stürzte

Alexander von der Rednerbühne herab unter die tobende Menge, seine Feldherren und Leibwächter hinter ihm drein. Dreizehn der Rädelsführer wurden schnell ergriffen und abgeführt. „Zum Tode!" rief ihnen der König nach, und bald wurden sie von den Wellen des Tigris verschlungen. Jetzt trat die tiefste Stille ein; Alexander bestieg abermals die Bühne und richtete eine vernichtende Strafrede an die Soldaten. „Nicht um euren Abzug zu hindern", so begann er, „rede ich noch einmal zu euch; meinetwegen könnt ihr gehen, wohin ihr wollt, sondern nur um euch zu zeigen, was ihr waret, und was ihr durch mich geworden seid!" Nun führte er zuerst an, was sein Vater Philipp für sie gethan; „ein armes, in Thierfelle gekleidetes Hirtenvolk, das sich nur mit Mühe gegen die Ueberfälle der Illyrier und Thracier zu schützen vermocht, seien sie von ihm zu Herren und Gebietern über Hellas und über alles Land bis zum Hellespont erhoben worden"; dann erinnerte er sie an seine eigenen Kriegsthaten und welche Reichthümer, Güter, Ehrenstellen ihnen dieselben gebracht, an die Gefahren und Mühen, die er mit den Geringsten getheilt, an die Wunden, deren Spuren alle Theile seines Körpers an sich trügen, an die Nächte, die er um ihretwillen durchwacht, damit sie ruhig schlafen könnten, an die Geschenke und Ehrenzeichen, womit er die Tapferkeit der Lebenden belohnt, und an die Standbilder, Ruhmesmale und Grabstätten, womit er das Gedächtniß der Gefallenen geehrt. „So ziehet denn hin", schloß er, „und meldet, wenn ihr heim kommt, daß ihr euren König Alexander, den Bezwinger der Perser und Inder, der mit euch die Kämpfe am Hydaspes bestanden und die Leiden des Wüstenzuges getragen, am Tigris verlassen und dem Schutze der besiegten Asiaten übergeben habt. Solche Botschaft, denk' ich, wird euch bei Göttern und Menschen berühmt und angenehm machen. Geht!" Nach diesen Worten stieg er raschen Schrittes von der Bühne und eilte in die Stadt; nur seine Leibwächter und Getreuen folgten ihm. Hier verbrachte er zwei Tage in völliger Abgeschlossenheit, während das Heer ohne Führer, ohne Kraft und Fähigkeit zu handeln, in dumpfer Betäubung und Unschlüssigkeit im Lager verharrte. Erst als demselben gemeldet wurde, daß der König sich ganz den asiatischen Soldaten anvertrauen wolle, daß er denselben bereits den Dienst um seine Person übertragen, eine Anzahl vornehmer Perser für seine Verwandten erklärt und ihnen freien Zutritt gestattet, da wurde ihr Trotz gebrochen. Sie zogen in Haufen vor des Königs Schloß, warfen ihre Waffen nieder zum Zeichen der Demüthigung und flehten laut um Gnade und Zutritt; sie wollten sich jeder Strafe unterwerfen und die Urheber des Aufruhrs ausliefern. Und wirklich blieben sie zwei Tage und zwei Nächte vor dem Schlosse gelagert und hörten nicht auf, zu bitten und zu rufen. Da trat Alexander endlich heraus, und als er seine Veteranen in flehender Stellung auf der Erde liegen sah, gingen ihm die Augen über, und er versöhnte sich wieder mit ihnen. Ein großartiges Versöhnungsmahl, wobei Alexander inmitten von 9000

Gästen das Trankopfer ausgießend zu den Göttern flehte, daß sie ihm und dem Heere gnädig sein und vor Allem Einigkeit des Reiches und Gemeinschaft der Macedonier und Perser verleihen möchten, sollte über die verhängnißvollen Vorgänge zu Opis den Schleier der Vergessenheit ziehen. Damit war auch der Widerstand der Macedonier gegen das Vereinigungswerk ihres Königs gebrochen. Nach der Versöhnung ging die Verabschiedung der Veteranen zu allgemeiner Zufriedenheit von Statten. So zogen sie denn weg, die alten Kampfgenossen, Zehntausend an der Zahl, unter der Führung des tapfern Kraterus und dem Phalangiten-Obersten Polysperchon. Jener sollte in Macedonien den Reichsverweser Antipater, der mit der Königin Mutter Olympias in stetem Hader lebte, ersetzen.

Von nun an arbeitete Alexander aufs Eifrigste an der Gründung eines monarchischen Weltreiches mit politischer Gleichstellung und Gleichberechtigung aller Staatsbürger, mit hellenischen Lebensformen, Sprache und Bildung. Zwei Mittel schienen ihm zur Erreichung dieses Zieles besonders geeignet: ein ungehemmter Weltverkehr und monarchische Staatsordnung mit gleichmäßigen Gesetzen und Einrichtungen; beide ins Leben zu rufen war daher das eifrigste Bemühen seiner letzten Lebensjahre. Aus dem Lager von Opis zog er nach Medien, um für die Herstellung und Sicherung der Handelsstraßen über die Gebirgspässe Sorge zu tragen, damit die Karawanenzüge nicht länger von den Kossäern und anderen räuberischen Bergvölkern überfallen würden. In Ekbatana wurde im Herbst das große Dionysosfest mit Opfern und Aufzügen, mit Kampfspielen zu Roß, zu Wagen und zu Fuß, mit dramatischen und künstlerischen Wettkämpfen, mit Gastmählern und Gelagen gefeiert und eine unerhörte Pracht entfaltet. Sollen doch 3000 griechische Künstler aller Art dabei versammelt gewesen sein, und eine zahllose Menge Volks und neugieriger Fremden war von allen Seiten herbeigeströmt. Der König konnte sich den Festlichkeiten dieser Tage nicht entziehen, so wenig auch sein Herz zur Freude gestimmt war. Denn sein treuer Jugendfreund Hephästio war inmitten der fröhlichen Lust und Freudenmahle, denen er sich zu rückhaltlos hingegeben, gefährlich erkrankt und starb in der Blüte der Jahre. Kein härteres Geschick hätte den König treffen können; drei Tage lang saß er bei der theuern Leiche, ohne Speise und Trank zu nehmen, bald laut wehklagend, bald stumm vor Gram. Nun schwiegen die Feste, Heer und Volk klagte um den edelsten der Macedonier, und die Magier löschten das heilige Feuer in den Tempeln, als ob ein König gestorben sei. Als sein Gemüth ruhiger geworden, ordnete er den Trauerzug, der den verblichenen Gefährten nach Babylon führen sollte.

Zu Anfang des Jahres 323 zog er selbst nach Babylon hinab, das er zur Hauptstadt seines Weltreichs, zum Mittelpunkt des Verkehrslebens, zum königlichen Herrschersitz bestimmt hatte. Hier fanden sich Gesandtschaften aller Nationen ein, aus Asien, aus Hellas, aus Libyen, Aethiopien, selbst aus

Italien, theils um dem Herrscher über Land und Meer Huldigungen und Geschenke darzubringen, theils um in inneren Streitigkeiten den schiedsrichterlichen Spruch des Gewaltigen einzuholen. Selbst die Römer und Carthager sollen Gesandte nach der Weltstadt am Euphrat abgeordnet haben. Das Bewußtsein, daß der Ruhm seiner Thaten zu allen Völkern des Erdbodens gedrungen, verschaffte seinem wunden Herzen eine kleine Linderung.

Wie sehr auch die Erinnerung an den theuren Todten die Lebenslust Alexander's trübte und den Thatendrang lähmte, so entkeimten seiner Seele doch immerwährend neue großartige Entwürfe. Während die griechischen Künstler, die ihm von Ekbatana nach Babylon gefolgt waren, den Prachtbau des Scheiterhaufens aufführten, der Hephästio's Leiche aufnehmen sollte, ließ er in den Wäldern Hyrkaniens Baumstämme zum Bau einer Flotte fällen, um das caspische Binnenmeer zu durchforschen, und entwarf zugleich den Plan zu einem Feldzug nach Arabien Behufs der Sicherung und Förderung des Verkehrs und der Erweiterung des Handels. Nearch's Stromflotte, durch phönicische Schiffe und Seemannschaft verstärkt, sollte mittelst einer Küstenfahrt im persischen Meerbusen das Unternehmen unterstützen. Er selbst fuhr den Euphrat hinab, um die großen Deicharbeiten des Canals Pallokopas zu besichtigen und die nöthigen Anordnungen zur Gründung einer neuen Handelsstadt in dem untern Stromgebiet zu treffen, und kehrte dann im Mai wieder nach Babylon zurück, um dem geschiedenen Freund die letzte Ehre zu erweisen. Ein Scheiterhaufen von dem köstlichsten Holze, wozu er selbst 10,000 Talente, die Freunde und Großen noch weitere 2000 beigetragen, erhob sich in fünf Absätzen bis zu einer Höhe von 200 Fuß, bedeckt mit Gold und Purpur, mit Gemälden und Bildhauerwerken. Als der Wunderbau unter Todtenopfern, Klaggesängen und Trauerzügen vor den Augen Alexander's von den lodernden Flammen verzehrt war, wurden zu Ehren des „Heros" Hephästio Opfer und Leichenspiele veranstaltet, und das glänzende Trauerfest endete mit einem reichen Opfermahle, wozu das gesammte Heer geladen war. An den nächsten Tagen folgten noch mehrere Gelage, die, in die Nacht verlängert, die überreizten Nerven des Königs fieberhaft aufregten. Er fühlte sich schon krank, als ihn der Thessaler Medius zu einem heitern Mahle im Freundeskreise einlud. Um den treuen Gefährten nicht zu kränken, nahm er die Einladung an und steigerte dadurch die Fieberkrankheit. Schon war der Tag für den Aufbruch zum Feldzug nach Arabien bestimmt, aber er mußte verschoben werden. Am 4. Juni ließ sich der König auf die andere Seite des Stromes in den hochgelegenen Gartenpalast Nebukadnezar's bringen, um in der gesunden Luft schneller zu genesen, um unter den kühlen Schattengängen und an den erfrischenden Springbrunnen Heilung von der Fiebergluth zu erlangen. Aber „seine Wurzeln waren abgehauen, seine Kraft sank nach dem Grabe". Mühsam schleppte er sein Leben noch einige Tage hin, bis sein hoher Geist, zuletzt

durch Fieberphantasieen getrübt, die irdische Wohnstätte verließ. So starb Alexander der Große am 11. Juni 323, in einem Alter von 32 Jahren 8 Monaten, ein Held und Eroberer, wie die Weltgeschichte keinen zweiten aufzuweisen hat.

---

99. Die Auflösung des macedonischen Reiches.

(Nach Wilh. Ihne, römische Geschichte, und Karl Kiesel, die Weltgeschichte.)

Alexander der Große hatte durch die Kraft des Hellenenthums das morsche Gebäude des Perserreichs mit einem Schlage zu Boden geworfen und selbst ein colossales Reich geschaffen, dessen ungefüger Körper aber nur, so lange sein Geist ihn belebte, zusammengehalten werden konnte. Sobald Alexander die Augen geschlossen hatte, lösten sich die widerstrebenden Elemente und verbanden sich zu neuen Formen. Sein Beispiel hatte in seinen Feldherren eine wahre Wuth der Eroberungsgier und Herrschsucht entflammt, und es erstanden überall, vom adriatischen Meere bis nach Indien, und vom Euxinus bis zu den Wasserfällen des Nil vergötterte Könige, die alle dem großen Alexander nacheiferten, und sich ihrem Vorbilde sowohl in Tugenden als Lastern ebenbürtig zu zeigen bestrebt schienen. Ihr Ehrgeiz war darauf gerichtet, Staaten zu bilden und Dynastieen zu gründen. In schnellem Wechsel erhoben sich und verschwanden Königreiche; sie flossen in einander, sie trennten sich und bildeten sich von Neuem, wie das blinde Schlachtenglück oder das Genie der macedonischen Feldherren es fügte.

Das Reich zerfiel, wie es vorzüglich die geographischen Verhältnisse bedingten. Aegypten trennte sich zuerst von der großen Ländermasse ab, mit welcher es nur durch schwache Bande zu einem Staate verknüpft war, und Aegypten verdankte hauptsächlich seiner geographischen Abgeschlossenheit eine Periode ruhiger Entwicklung unter den staatsklugen Ptolemäern. — Ebenso löste sich Europa von den asiatischen Theilen der Monarchie. Das Stammland Macedonien schwand allmählich als abgesonderter Staat in die alten Grenzen zurück und fiel nach langen, wechselvollen Kämpfen dem Hause des ritterlichen Demetrius, des Städtebelagerers („Poliorcetes") zu. — Asien in seiner unförmlichen Gestaltung und ungeheuern Ausdehnung, zum großen Theile von kriegerischen Völkern bewohnt, die weder von den Perserkönigen, noch von Alexander zu dauerndem Gehorsam gebracht waren, Asien selbst zerfiel wieder nach mehreren Richtungen. Selbst das große Reich der Seleuciden, das von den medischen Gebirgen bis an das mittelländische Meer sich erstreckte, konnte keinen Anspruch darauf machen, das Reich Alexander's darzustellen. Die östlichen Gebiete des Perserreiches bis an den Indus hin waren überhaupt nie bezwungen worden und fielen bald

nach Alexander's Tode wieder in die Gewalt einheimischer Fürsten und Völker. In Klein-Asien entstand eine ganze Reihe unabhängiger Staaten, wie Pontus, Bithynien, Pergamus, Cappadocien und das seebeherrschende, handelsmächtige Rhodus.

Alexander hatte bei dem Herannahen seines Todes nichts über die Nachfolge bestimmt, sondern nur seinen Siegelring dem Befehlshaber der berittenen Leibwache, die aus vornehmen Macedoniern bestand, dem Chiliarchen Perdikkas, übergeben. Dadurch schien diesem der Auftrag ertheilt, vorläufige Anordnungen zur Einrichtung einer neuen Regierung zu treffen. In einer Versammlung derjenigen Heerführer, welche dem Könige am nächsten gestanden hatten, wurde für das große Reich der Grundsatz der Erbfolge, wie er bisher in Macedonien gegolten, anerkannt, und dem Perdikkas die Führung der Regierung übertragen, bis das von der Roxane zu erwartende Kind Alexander's, falls es ein Knabe sei, der Nachfolger des Vaters werden könne. Auf einen Sohn, Namens Hercules, den Alexander aus einer außerehelichen Verbindung hinterlassen, und einen Sohn des Philippus, Namens Philippus Arrhidäus, der auch aus einer derartigen Verbindung stammte und überdies schwachsinnig war, nahm man keine Rücksicht. Doch das Dasein dieser Angehörigen der königlichen Familie bot in der Folge einzelnen nach Herrschaft begierigen Männern die Gelegenheit, ihre Pläne, unter dem Scheine eines Kampfes für deren Ansprüche, in Ausführung zu bringen. Dies konnte um so weniger ausbleiben, als das Heer viele Männer zählte, deren keiner einem andern einen Vorrang zugestehen zu müssen glaubte. So bildete sich gleich jetzt ein feindlicher Gegensatz im Heere selbst, indem ein Theil desselben für Philipp Arrhidäus auftrat. An der Spitze der Phalanx erzwang ihr Befehlshaber Meleager die Anerkennung des blödsinnigen Halbbruders des verstorbenen Königs als Nachfolger. Als ein Sohn Roxane's, Alexander, geboren war, wurde die Regierung im Namen zweier Könige geführt. Doch ward Meleager, noch ehe der junge Alexander geboren war, ein Opfer des Hasses, den er durch sein Verfahren bei der Partei des Perdikkas auf sich geladen hatte. Diese gewann bald so viel Einfluß auf Arrhidäus, daß er seinen Beschützer preisgab und ihn tödten ließ. Es war das Vorspiel einer Reihe von Kämpfen, welche die Ersten des Heeres, die s. g. Diadochen, lange Zeit in wechselnden Parteistellungen mit einander führten.

Die erste Vertheilung der Provinzen geschah alsbald nach Einsetzung der vormundschaftlichen Regierung. Dabei wurden die Einen im Besitze von Provinzen, die Alexander ihnen zugetheilt, bestätigt, die Anderen jetzt mit solchen ausgestattet. Diejenigen, die im Verlaufe der folgenden Zeit am thätigsten erscheinen, sind unter den Ersteren Antigonus in Phrygien, Antipater in Macedonien und Griechenland, unter den Letzteren Ptolemäus der Lagide in Aegypten, Eumenes in Paphlagonien und

Cappadocien, Leonnatus im hellespontischen Phrygien, Lysimachus in Thracien und dem Chersones. Unter den vertheilten Provinzen waren auch solche, in deren vollen Besitz sich die damit Ausgestatteten erst zu setzen hatten, wie die paphlagonisch-cappadocische und die thracische.

Unter allen diesen Machthabern hatten zwei, Antipater und Ptolemäus, durch die Lage der ihnen zugewiesenen Länder den Vortheil, von den Schwankungen und Verwirrungen der folgenden Kämpfe weniger berührt zu werden und desto ungestörter ihre Sorge auf Befestigung ihrer Herrschaft verwenden zu können. Antipater hatte diese Ruhe nöthig, weil er mit der Aufgabe belastet war, das jeder Aufregung so zugängliche Griechenland in Unterwürfigkeit zu erhalten. Diese Aufgabe hatte ihn schon während Alexander's Lebzeiten einen Feldzug gekostet (s. S. 357). Einen neuen und bedeutenderen Kampf, den sog. lamischen Krieg, hatte Antipater nach Alexander's Tode zu bestehen. Schon ein durch Alexander von Babylon aus erlassener Befehl, daß alle griechischen Städte ihre Verbannten wieder aufnehmen sollten, hatte, da hierdurch die innere Ruhe derselben bedroht wurde, große Aufregung verbreitet. Die Nachricht von Alexander's Tode blies den Kriegseifer zu helleren Flammen an, weil man auf eine allgemeine Erhebung der in Europa von Macedonien abhängigen Völker rechnete. Zugleich gingen athenische Gesandte durch Griechenland, um die Staaten zu einem Kampfe für die gemeinsame Freiheit aufzufordern. Ihnen schloß sich Demosthenes freiwillig an und wirkte mit der Gewalt seines Wortes für die Erhebung. Der Krieg brach aus, Leosthenes rückte durch die Thermopylen und schlug den Antipater, der ihm in Folge der durch Alexander's Kriege eingetretenen Erschöpfung Macedoniens nur ein kleines Heer hatte entgegenführen können, bei der thessalischen Stadt Lamia. Der Geschlagene warf sich in die Stadt und fast alle Thessaler erklärten sich für den Aufstand. Es handelte sich nun für die Griechen um die Eroberung von Lamia. Da sich aber die Belagerung in die Länge zog, fing das griechische Heer an sich aufzulösen, und der Abzug der Aetoler bewirkte eine gefährliche Schwächung. Auch verloren die Griechen an Leosthenes, der bei einem Ausfall der Macedonier blieb, einen tüchtigen Feldherrn. Da erschien, von Antipater zu Hülfe gerufen, Leonnatus in Thessalien. Auch seiner wurden die Griechen noch Meister und er kam selbst um das Leben. Zu gleicher Zeit schlug Phocion ein an der attischen Küste bei Rhamnus gelandetes macedonisches Heer. Nun aber kam eine zweite Unterstützung aus Asien, Kraterus mit dem Heere der entlassenen Veteranen. In einer Schlacht bei Kranon (322) siegte die vielfach bewährte Kriegstüchtigkeit der alten Macedonier und die Geschicklichkeit ihrer beiden Feldherren über das bunt gemischte und lose Heer der Griechen. Antipater erklärte der um Frieden bittenden Gesandtschaft, er werde nicht mit den Griechen im Ganzen, sondern nur mit deren einzelnen Staaten verhandeln. Nach und nach zerstreute sich

das griechische Heer, die thessalischen Städte ergaben sich und Antipater rückte durch die Thermopylen, um zunächst Athen zu züchtigen. Der den Macedoniern zugethane Phocion, der auch diesen Krieg widerrathen hatte, vermittelte den Frieden. Athen erhielt eine macedonische Besatzung in dem Hafenplatze Munychia und mußte seine Demokratie durch Beschränkung des vollen Bürgerrechts auf eine gewisse Vermögensklasse aufheben. Hieran knüpfte sich die Verbannung der dem Antipater mißfälligen Bürger. Unter ihnen befand sich Demosthenes, der jetzt seine Laufbahn endete. Er war nach Kalauria geflohen; hier erreichten ihn Soldaten des Antipater, und er entzog sich der Gefangennehmung, indem er durch Gift, das er aus einer Schreibfeder sog, sich den Tod gab. Im übrigen Griechenland leisteten nur die Aetoler noch Widerstand. Von Antipater in ihren Bergen aufgesucht, begegneten sie ihm in mörderischem Kampfe. Doch ehe er ihres Landes Herr geworden, riefen ihn Verwicklungen der allgemeinen Verhältnisse des großen Reiches von diesem Kampfplatze ab.

Noch entschiedener als Antipater wurde Ptolemäus dem Getümmel entrückt, das sich auf dem weiten Schauplatze von Alexander's Siegen um die Erbschaft seiner Macht erhob. Mit einer vorsichtigen Schonung der alten Verhältnisse ordnete er die Verwaltung Aegyptens, gab dem Lande Glück und Wohlstand und beförderte in Alexandria, wo er seinen Wohnsitz aufschlug, griechische Cultur und Gelehrsamkeit. Die griechische Landschaft Cyrene ließ er erobern und über Cypern behauptete er die Herrschaft. Dagegen betheiligte er sich an den Kämpfen der Diadochen nur so weit, als die Sicherheit seines eigenen Landes ihn zwang, der Entstehung einer überwiegenden Macht im übrigen Reiche zu begegnen. Sein junges Reich hatte Ptolemäus zunächst gegen Perdikkas zu vertheidigen. Zu dieser Vertheidigung war er genöthigt durch seine Theilnahme an dem Kampfe des phrygischen Satrapen Antigonus gegen Perdikkas. Der Kampf zwischen beiden entsprang aus dem Gegensatze der Ansprüche, die einerseits Perdikkas als Regent auf Geltung seiner Anordnungen, und der Ansprüche, die andererseits Antigonus auf Selbständigkeit machte. Es war natürlich, daß die Sache des Antigonus zugleich die Sache Anderer war und diese in den Kampf hineinzog. Da nun Antipater, Kraterus, Lysimachus und Ptolemäus sich für Antigonus erklärten, faßte Perdikkas den Entschluß, sich auf Ptolemäus zu werfen, um nicht, wenn er in Klein-Asien gegen die Uebrigen kämpfe, durch den trefflich gerüsteten Ptolemäus von dem innern Asien abgeschnitten zu werden. Indessen behauptete Ptolemäus sich glücklich gegen den in Aegypten eingedrungenen Perdikkas, dem er durch seine Vorkehrungen den Uebergang über den Nil unmöglich gemacht hatte. Nachdem Perdikkas in einem Aufstande des eigenen Heeres erschlagen war, übertrug das Heer dem Antipater, der sich bei demselben eingefunden, die Stelle eines Reichsverwesers. Dieser bestellte für Asien den Antigonus unter dem Titel eines königlichen Feld-

herrn zu seinem Stellvertreter. Sodann wurden die Provinzen neu besetzt. Dabei kam Babylonien an Seleucus, einen der jüngeren Feldherren des macedonischen Heeres, der später eine bedeutende Rolle in den Kämpfen der Diadochen spielte. Antipater als Reichsverweser traf vor seinem Tode (319) eine Anordnung, welche für Macedonien und Griechenland die Quelle großer Verwirrung wurde. Er hinterließ das von ihm bekleidete Amt, man weiß nicht warum, nicht seinem Sohne Kassander, sondern dem Polysperchon, dem Fürsten eines kleinen epirotischen Stammes, der im Heere Alexander's gedient hatte. Da aber Kassander die Stellung seines Vaters einzunehmen suchte, wurden für eine Zeit lang Macedonien und Griechenland Schauplatz eines Parteienkampfes. Wie also vor dem Jahre 321 der europäische und der asiatische Theil des macedonischen Reiches, jeder für sich, Schauplatz eines großen Krieges gewesen, wurden sie es auch jetzt. Das Ergebniß dieser beiden Kämpfe ist die Erhebung des Kassander in Europa und des Antigonus in Asien zur höchsten Gewalt, die nun, da in dem europäischen Kampfe die beiden Könige untergehen, auch nicht einmal mehr dem Namen nach sich auf eine Vertretung der erbberechtigten, aber regierungsunfähigen Könige stützen kann.

Antigonus ward als der mächtigste der Diadochen die Ursache fernerer Kämpfe, weil er der eigentliche Nachfolger Alexander's zu werden suchte und so die übrigen Feldherren, die schon einzelne Theile des Reiches selbständig beherrschten, in ihrem Besitz und ihrem Dasein bedrohte. Diese Kämpfe dauerten mit zwei Unterbrechungen bis zum Untergange des Antigonus im Jahre 301, und ihre Schauplätze waren Syrien, Klein-Asien und Griechenland. Da Antigonus seinen Bestrebungen, wie einst Perdikkas, den Schein eines Kampfes für die königliche Familie und die Einheit des Reiches zu leihen suchte, ließ er von seinem Heere den Kassander, als den Mörder der Königin Olympias, zum Feinde der Macedonier erklären und unterstützte dessen Gegner Polysperchon mit Geld, so daß dieser durch Verkündigung der Freiheit die Anhänger der Demokratie gegen Kassander bewaffnen konnte. Im Allgemeinen aber hatte die Sache des Antigonus in Europa keinen entschiedenen Fortgang. Glücklicher war er in Syrien, das er dem Lagiden Ptolemäus zu entreißen suchte. Als er nach der durch lange Belagerung bewirkten Eroberung von Tyrus dieses Land sein nennen konnte, ließ er hier, um selbst nach Klein-Asien zu eilen, seinen achtzehnjährigen Sohn Demetrius zurück, den Rührigkeit, Schlauheit, Ausdauer, Leidenschaftlichkeit, Gewaltthätigkeit und Sittenlosigkeit zu einem zweiten Alcibiades machten (vergl. Nr. 100). Uebereilt lieferte dieser dem aus Aegypten anrückenden Ptolemäus bei Gaza (312) eine Schlacht, die er verlor. Dadurch kam nicht bloß der größte Theil Syriens wieder an Ptolemäus, sondern es wurde nun auch für Seleucus der Weg nach dem Euphrat frei, so daß dieser, von Ptolemäus mit wenigen Truppen versehen, nach Babylon eilen und

dort, wo man ihm mehr als dem Antigonus gewogen war, seine verlorene Herrschaft herstellen konnte. Von diesem entscheidenden Ereigniß an zählten die Nachkommen des Seleucus später die Jahre der Dauer des durch ihn gestifteten Reiches. Im Jahre 311 kam, wie es scheint, in Folge allgemeiner Ermüdung, ein Friede zu Stande. Dieser erkannte für die Zeit der Unmündigkeit des jungen Königs Alexander den Kassander als Feldherrn in Europa an, gewährte dem Antigonus die Herrschaft über ganz Asien, sprach den griechischen Staaten die Selbständigkeit zu und ließ dem Lysimachus und dem Ptolemäus das, was sie besaßen.

Im Jahre 307 brach der Krieg wieder aus, indem Antigonus die Freiheit der griechischen Staaten herzustellen unternahm, was natürlich nichts als ein Versuch war, die Festsetzung Anderer in Griechenland zu verhindern. Demetrius eröffnete die ihm von seinem Vater aufgetragene Unternehmung mit der Einnahme von Athen. Verehrung für Athens Größe und Ruhm zur Schau tragend, versetzte er die Bevölkerung in den Rausch der Begeisterung für die Herstellung der Demokratie. Den neuen Herrn ehrte Athen in der ausschweifendsten und niederträchtigsten Weise. Es erklärte ihn und seinen Vater für Götter, errichtete beiden Altäre, brachte ihnen Opfer und feierte ihnen Wettspiele, fügte zu den zehn Phylen zwei neue, die antigonische und die demetrische, und wirkte ihre Bilder in das Gewand der Athene. Demetrius wurde durch seinen Vater abgerufen, weil Ptolemäus auf Cypern unter seinem Bruder Menelaus eine Streitmacht versammelt hatte, die einen Angriff auf Klein-Asien voraussehen ließ. Demetrius landete auf Cypern bei Salamis und belagerte diese Stadt mit dem Aufwande der zu jener Zeit ins Große ausgebildeten und durch ihn häufig angewandten Belagerungskunst, die ihm den Namen des Belagerers, Poliorcetes, verschafft hat. Während der Belagerung erschien Ptolemäus mit einer Flotte zum Entsatze, wurde aber von Demetrius entscheidend geschlagen (306) und die Insel kam in Antigonus' Gewalt. Die Nachricht von dem Siege traf den Vater bei dem Bau der Stadt Antigonia am unteren Orontes, die sein Wohnsitz werden sollte. Der Ueberbringer begrüßte ihn mit dem Namen eines **Königs**, und denselben Namen gab Antigonus seinem Sohne in dem Schreiben, worin er ihm für den Sieg dankte. Wollte er damit sich als den Nachfolger Alexander's bezeichnen, so drückten die vier übrigen Herrscher, indem sie sich nun gleichfalls **Könige** nannten, den entgegenstehenden Anspruch auf unbeschränkte Herrschaft in ihren Ländern aus und erklärten das Reich Alexander's dadurch für aufgelös't. Indessen aber sollte **Rhodus** gezüchtigt werden, das wegen seines aus Handelsrücksichten freundschaftlichen Verhältnisses zu Ptolemäus dem Antigonus, obgleich es zu dessen Herrschaft gehörte, Unterstützung des Angriffes auf Aegypten verweigert hatte. Da es auf seine Parteilosigkeit nicht verzichten wollte, begann (304) die denkwürdige **Belagerung der Stadt Rhodus**, die damals, da Athens Handel verfiel, zu den ersten

Handelsplätzen im östlichen Theile des Mittelmeeres gehörte. Die Geschicklichkeit und Kunst des Belagerers und die Umsicht und der Heldenmuth der Belagerten wetteiferten mit einander. Aber ungeachtet der Größe der aufgewandten Kräfte sah Antigonus die Sache sich so in die Länge ziehen, daß er, weil ihm darüber Wichtigeres versäumt zu werden schien, den Demetrius Frieden machen hieß. Der Friede erfolgte auf die Bedingung, daß die Rhodier zwar in jedem anderen Kriege, nicht aber gegen Ptolemäus, zur Unterstützung des Antigonus verpflichtet sein sollten, eine Bedingung, die mit ihren vor der Belagerung gemachten Forderungen übereinstimmte. Die Stadt ersann für ihren Freund Ptolemäus die höchsten Ehren, ließ bei dem ammonischen Orakel fragen, ob man ihm göttliche Ehre erweisen dürfe, und gab auf günstigen Bescheid ihm den für Zeus gewöhnlichen Beinamen des Retters, Soter.

Während Antigonus sein Reich in Asien bewachte, schickte er seinen Sohn wieder nach Griechenland, um durch Eroberung Macedoniens freie Hand nach Osten und Süden, gegen Seleucus und Ptolemäus, zu bekommen. Der Plan gelang: Demetrius zog zum zweiten Male in Athen ein, das seine früheren Huldigungen noch überbot, indem es den Retter Namens der Göttin Athene einlud, ihren Tempel auf der Akropolis zur Wohnung zu nehmen. Von Athen aus unternahm Demetrius Züge in das übrige Griechenland. Nachdem er den Peloponnes von Ptolomäus' und Kassander's Besatzungen gesäubert hatte, ließ er sich auf einer Versammlung von Abgeordneten, die er nach Korinth berufen, zum Führer der Griechen erklären, um Macedonien zu erobern. Die Gefahr, welche Kassander herannahen sah, mußte für die Folge zugleich den Lysimachus bedrohen. Daher gewann er leicht diesen zu einem Bündnisse. Beide trafen nun mit Seleucus und Ptolemäus Verabredungen, nach welchen man von allen Seiten in Klein-Asien einrücken solle, um Antigonus' Macht zu zertrümmern und durch Vernichtung seiner auf Herstellung des Gesammtreiches gerichteten Pläne die eigenen Reiche zu sichern und zu vergrößern. Im Jahre 301 entschied sich der Krieg durch einen Sieg, den die Verbündeten über Antigonus bei Ipsus in Phrygien erfochten. Antigonus fiel und wurde von den Siegern ehrenvoll bestattet. Demetrius aber floh mit zusammengerafften Resten des Heeres gegen Ephesus in der Absicht, sich nach Athen zurückzuziehen. Die Zertheilung von Alexander's Reich war nun entschieden. Von den Ländern des Antigonus erhielt Ptolemäus, ungeachtet ihm bei Abschluß des Bundes Syrien zugesagt war, nichts, weil er an dem Kampfe nicht Theil genommen. Sie wurden zwischen Lysimachus und Seleucus so getheilt, daß die Grenzlinie durch Phrygien in der Richtung von Südwesten nach Nordosten lief.

100. Charakteristik des Antigonus und seines Sohnes Demetrius.

(Nach Joh. Gust. Droysen, Geschichte des Hellenismus.)

Vielleicht hat keiner der Feldherren Alexander's so wie Antigonus es verstanden, das Glück an sich zu fesseln. Was ihn am meisten förderte, war, daß er in allen seinen Angelegenheiten durchaus nach der eigenen Entscheidung handelte, daß er sich stets die alleinige Führung vorbehielt, und so nach einem festen und einigen Plane handelnd, auch den siegenden Feinden den Vortheil des Sieges entriß; nur seinem Sohne Demetrius gab er von dieser Zeit Antheil an seinen Plänen und seiner Macht, und gerade hierin gewann er eine neue Stärke, indem keiner seiner Gegner einen Verbündeten von solcher Treue und Hingebung aufzuweisen hatte. Nie ist das schöne Verhältniß zwischen Vater und Sohn gestört worden, und mitten in seinem höchsten Glanze hielt es Antigonus für seinen Stolz, mit seinem Sohne in traulichem Verhältnisse zu leben. Für Antigonus ist es charakteristisch, mit welcher Ordnung und Umsicht er auch die kleinsten Geschäfte leitete; über alle Verhandlungen führte er die genauesten Tagebücher, und oftmals erstaunten die zu ihm kommenden Gesandten, wie sicher er von längst vergangenen Zeiten wußte, wer damals mit ihm verhandelt, was gesprochen, wie die geringfügigsten Dinge gehalten worden. Dieselbe Ordnung wurde in den Finanzen beobachtet; er sorgte vor Allem, so viel Geldvorräthe als möglich zu sammeln, und erpreßte, wo er nur und so viel er nur irgend konnte; und als ihm Jemand vorstellte, „so habe Alexander es nicht gemacht", antwortete er: „der habe auch in Asien die Ernte gehalten, während er nur die Stoppeln lese". Er wußte sehr wohl, daß bei der damaligen Weise der Kriegführung demjenigen, der das meiste Geld zahlte, die meisten und besten Truppen zu Gebote ständen, und in demselben Maße, als überall die nationalen Interessen verstummten, das Geld der stärkste Hebel und die einzig sichere Basis der Macht sei. Er liebte keine Art der Verschwendung, aber wo es nöthig schien, verstand er reichlich zu geben, und die verbindliche Art, mit der er es that, gab dann desto größeren Reiz. In Allem kann man sich nicht leicht einen größeren Gegensatz denken, als zwischen ihm und seinem Sohne Demetrius; so verschwenderisch, so leidenschaftlich, so enthusiastisch dieser, eben so nüchtern, vorsichtig und berechnend war der Vater, Eigenschaften, die mit dem höheren Alter um so bestimmter hervortraten. Er nahm stets an den Schlachten persönlichen Antheil; nie schien er aufgeräumter, als wenn es gegen den Feind ging; dann hatten sich seine Truppen in der Regel ein neues Witzwort von ihrem Alten zu erzählen,

oder er ritt bei der Fronte hinab und machte laut lachend Späße über den Feind; auch im Lager liebte er es, wenn seine Leute fröhlich waren, während er mehr wie irgend einer der damaligen Feldherren auf strenge Zucht und Subordination hielt.

Das Leben seines Sohnes Demetrius, vielbewegt und abenteuerlich, wie die Zeit der Diadochen selbst, beginnt herrlich und blendend, um endlich widrig und in fauler Verdumpfung zu endigen. Es stellt sich in Demetrius das gährende Element jener seltsamen Zeit dar; je mehr sie selbst zur Ruhe und zum endlichen Abschluß hindrängt, desto unsteter und planloser wird sein Treiben; seine Zeit ist vorüber, sobald die ungeheure Bewegung der Diadochenkämpfe sich zu klären und zu beruhigen beginnt. Der hellste Stern in der Sturmnacht, die mit Alexander's Untergang hereinbrach, verliert er seinen Glanz, sobald der Morgen eines stilleren Tages zu dämmern beginnt. Seine geschichtliche Bedeutung ist, daß er den Gedanken einer Einheit des großen Alexanderreiches, auf dessen systematische Zerstörung die Zeit hinarbeitet, festhält und an der Spitze der Hellenen, der Macedonier, ihn zu verwirklichen sucht. Seit Alexander's Tod war es der Kampf um die Einheit seines Reiches, der alle Kräfte zu absorbiren, der das Verhalten der Parteien zu bestimmen scheint; aber das Dauernde ist jenes Princip des Hellenismus, das, nachdem der Kampf ausgetobt, als fertig und für Jahrhunderte gesichert dasteht.

---

101. Der Hellenismus.

(Nach Gust. Friedr. Hertzberg, die Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer, und Karl Kiesel, die Weltgeschichte, bearbeitet vom Herausgeber.)

Das alte Land der Hellenen hatte seit der Schlacht bei Chäronea aufgehört, an der Spitze der weltgeschichtlichen Bewegung der alten Welt zu stehen. Wohl hatte der gewaltige Sohn des macedonischen Philipp zum großen Theile mit hellenischen Streitkräften und mit den Waffen der hellenischen Civilisation die Welt des Orients vom Hellespont bis zum Pendjab erobert; wohl begann nun unter seinen Nachfolgern jene neue große Auswanderung zahlloser Griechen aus allen Stämmen und Ständen des alten Landes, welche den Landschaften des Ostens bis zum Hochland von Iran für Jahrhunderte eine ganz neue Gestalt und eine völlig neue und höchst eigenthümliche Geschichte verleihen sollte; wohl fanden seit Alexander's Tagen die reichen, noch immer unerschöpften materiellen und geistigen Kräfte der griechischen Nation einen neuen, ungeheuern Raum zu neuer Entfaltung, zur Schöpfung neuer, höchst bedeutsamer Gestaltungen der verschiedensten

Art. Aber alle diese reichen Kräfte waren jetzt fremden Interessen dienstbar; die Geschichte des Hellenenthums fiel nicht mehr, ja, nicht einmal mehr überwiegend, mit der Geschichte von Griechenland zusammen; der politische Schwerpunkt der hellenischen Welt lag in der ganzen vielbewegten Zeit seit Alexander dem Großen nicht mehr in dem alten Griechenland, und auch die religiösen Momente, durch welche sonst wenigstens ein idealer Zusammenhang zwischen den zahlreichen Gliedern der weit verbreiteten hellenischen Nation hergestellt worden war, hatten schon längst ihre Kraft und Bedeutung verloren. Diese große Nation wurde in diesen Zeiten des sog. **Hellenismus** wesentlich nur noch durch ihre Litteratur, durch das Bewußtsein einer gemeinsamen Cultur und durch die großen Erinnerungen an eine glanzvolle Vergangenheit zusammengehalten. Unter allen Ländern aber der neuen „hellenistischen“ Staatenwelt waren dem alten griechischen Mutterlande die neuen glänzenden Eroberungen der hellenischen Waffen und des hellenischen Geistes am wenigsten zu Gute gekommen. Die massenhafte Auswanderung rüstiger Krieger und kühner Abenteurer, fleißiger Ansiedler und hochstrebender Jünglinge von allen Berufszweigen, die unter Alexander und den Diadochen nach den Ländern des Ostens gezogen waren, hatte das Mutterland erschöpft und die unaufhörlichen Kriege der Diadochen einen großen Theil gerade des griechischen Festlandes in der furchtbarsten Weise heimgesucht.

Nachdem sich aber unter diesen gewaltigen Bewegungen endlich ein neues und großartiges System „hellenischer Staaten“ gebildet hatte und überall in der östlichen Welt geordnetere Zustände eingetreten waren, begannen auch für die griechischen Staaten und Städte auf beiden Ufern des Aegäischen Meeres wieder bessere Tage. Die lange Reihe jener uralten hellenischen Colonialstädte am Nordwest und Westrande Klein-Asiens, von Sinope bis zum Rhodischen Archipel, erlebte jetzt eine neue und schöne Blüte durch Handel und Industrie, durch Kunst und Wissenschaft. Weitaus am glänzendsten hatte sich in dieser Zeit **Rhodus** entwickelt. Die erprobte Tapferkeit der Bürger dieser blühenden Inselstadt zu Wasser und zu Lande, die Pflege einer tüchtigen Kriegsmarine, die feine Politik, mit der diese Bürgerschaft, bei aller Freundschaft mit den Lagiden, in den unaufhörlichen Kämpfen der hellenistischen Großmächte ihre Neutralität zu wahren wußte, hatten dieser Gemeinde nicht allein allgemeine Achtung erworben, — die Rhodier hatten es auch verstanden, durch weise Benutzung der glücklichen Handelslage ihrer Insel ihrem Verkehre eine solche Ausdehnung zu geben, daß derselbe bis tief in die Zeiten der Berührungen mit Rom hinein nur dem von Alexandria und Karthago nachstand. Und wie das treffliche rhodische See- und Handelsrecht sich weit und breit Anerkennung verschafft hatte, so wußte Rhodus auch die Rechte und Interessen der freien und halbfreien Städte, deren natürlicher Vorort es war, mit Treue und großer Gewandtheit zu vertreten und, wenn es nöthig war, auch mit den Waffen energisch zu verfechten.

Seine Mittelpunkte hatte der Hellenismus in den Städten, welche, nach dem Beispiele Alexander's, die Fürsten in ihren Ländern entweder neu bauten oder durch Zusammenziehung benachbarter Ortschaften gründeten. Militärische Behauptung von Gegenden und Erleichterung von Handelsverbindungen waren die ersten Beweggründe dazu gewesen. Diese Zwecke zu erreichen, war es dienlich, Veteranen des Heeres dort anzusiedeln, welchen durch das Bemühen, in den aufgeschlossenen Barbarenländern ein neues Glück zu suchen, bald andere griechische Ansiedler folgen mußten. Diese Städte hatten griechisches Gemeinwesen, indem sie ihre inneren Angelegenheiten mit einer Selbständigkeit, wie sie die asiatischen Griechen selbst unter persischer Herrschaft behauptet hatten, auch unter den griechischen Königen verwalteten. Dadurch erhielten sie eine um so größere Kraft, neue griechische Ansiedler anzulocken und Einheimische in den Kreis griechischen Lebens hineinzuziehen. Unter solchen Umständen mußte die Pflege griechischer Wissenschaft und Kunst den Fürsten ein mächtiger Hebel der Gewalt sein. So setzt sich für einen Theil der Welt jener cultivirende griechische Einfluß fort, den Griechenland schon vor Jahrhunderten durch seine Colonieen auszuüben begonnen hat.

---

102. Der Einfall der Celten in Macedonien und Griechenland.

(Nach Leopold Contzen, die Wanderungen der Kelten, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Gallier hatten stets ihr Augenmerk auf den griechischen Süden gerichtet; vor Alexander's Waffenruhm hatten sie gezittert und nicht gewagt, sein Land verheerend zu durchziehen. Als aber Alexander's Thron unter furchtbaren Wirren so oft seinen Herrn wechselte, als Lysimachus durch Seleucus, Seleucus hinwieder durch Ptolemäus Ceraunus umgekommen war, säumten sie nicht länger.

Zu drei verschiedenen Malen haben sich celtische Scharen gegen Griechenland in Bewegung gesetzt. Der erste Einfall geschah unter Cambaules, der mit einem kleinen Heere aus Pannonien aufbrach, aber sich nur bis Thracien wagte, die Uebermacht der Griechen scheuend. Dieser Zug war weniger auf Raub und Eroberung berechnet, zumal da keine Erwähnung eines Treffens geschieht, als auf Erforschung der Gegenden, um vorbereitende Resultate für ein größeres Heer zu erzielen.

Im folgenden Jahre (280) zog ein furchtbares gallisches Heer — dieses ist die zweite Expedition — gegen Griechenland heran; der gallische König Acichorius, der uns hier mit seinem nationalen Namen Brennus entgegen-

tritt, theilte sein Heer in drei Theile, er selbst wandte sich gegen Päonien, ein zweiter Haufe unter Cerethrius nach Thracien, während ein dritter unter Belgius geraden Weges sich gegen Macedonien in Bewegung setzte und weithin Furcht und Entsetzen um sich herum verbreitete; nur Ptolemäus blieb unerschrocken bei der nahenden Gefahr, die er nicht zu ermessen wußte, und rückte ihm mit einem nicht gar großen Heere tollkühn entgegen, anstatt, wie ihm die Freunde weise riethen, erst die nöthigen Verstärkungen an sich zu ziehen und die bekannte Hitze der Feinde verrauchen zu lassen; er hatte in der Schlacht nach asiatischer Sitte einen Elephanten bestiegen und am Kampfe theilgenommen; als aber der gallische Ungestüm die furchtbare Phalanx durchbrochen hatte, scheute das verwundete Thier und warf seinen königlichen Reiter ab; er wurde ergriffen und von den Barbaren in Stücke gehauen; sein Haupt, vom Rumpfe getrennt, schmückte die Lanze eines der wilden Kämpen. Nur Wenige retteten sich durch die Flucht, die Meisten wurden niedergehauen, der Gefangenen aber wartete ein gräßliches Loos; die kräftigsten und schönsten fielen den Göttern zum Opfer, während die übrigen den Wurfgeschossen der Soldaten ihre Brust zum Ziele bieten mußten.

Ueber Macedonien brach jetzt eine traurige, wirrenvolle Zeit herein; in offener Feldschlacht hatte das unglückliche Land dem Feinde kein Heer entgegenzustellen, einzige Rettung boten die befestigten Städte, an deren Mauern die Wuth der mit der Belagerung nicht vertrauten Gallier zerschellte; diese gaben sich auch, ihrer Ungelenkigkeit bewußt, keine Mühe damit, sondern zogen vorüber und durchtobten das flache Land. Was aber die allgemeine Noth zum höchsten Gipfel trieb, das war die Anarchie und das dabei nie fehlende Streben Vieler nach der Krone; zuerst setzte sie sich ein Bruder des gefallenen Ptolemäus Ceraunus, Namens M e l e a g e r, aufs Haupt, allein er trug die schwere glänzende Bürde nur zwei Monate; eben so untüchtig bewies sich A n t i p a t e r, ein Brudersſohn Kassander's, zum Wohl des Landes zu wirken; nur 45 Tage hat er den königlichen Namen geführt. Ihn verdrängte ein junger, durch große Kriegestugenden ausgezeichneter Macedonier Namens S o s t h e n e s; durch kleinere Erfolge kühn gemacht, hatte er um seine Fahnen die versprengten Phalangiten geschart, bis er sich stark genug fühlte, den durch Raub und Mord abgestumpften Galliern offen entgegenzutreten; eine Schlacht entschied zu seinen Gunsten, Belgius mußte weichen und zog sich wahrscheinlich zu Acichorius in Päonien zurück, um, mit ihm vereint, nachhaltiger die völlige Vernichtung des Landes betreiben zu können und dies ist die natürlichste Erklärung des d r i t t e n Zuges von Päonien aus nach Griechenland (279).

Die gesammte reguläre Kriegsmacht der Gallier mag 90,000 Mann betragen haben. Zur Beschützung ihres Landes selbst blieben 18,000 Mann zurück. Unaufhaltsam wälzte sich die verderbenbringende Woge Macedonien zu; Alles, was der vorige Einfall übrig gelassen, fiel der Vernichtung

anheim; da ermannte sich nochmals Sosthenes und stellte sich mit seiner siegreichen Schar dem mächtigen Feinde in offener Feldschlacht entgegen, aber nach tapferem Kampfe fiel er und seine Truppen suchten ihr Heil hinter festen Mauern. Doch blieb sein aufopferndes Beispiel nicht ohne Wirkung; die Einwohner faßten Muth und begannen mit Verzweiflung einen Guerillakrieg, sie warfen sich über einzeln wild und zügellos dahinstürmende Haufen und vernichteten sie, so daß durch die Rache der Einwohner wie durch Mangel an Lebensmitteln die gallischen Scharen bedeutend zusammenzuschmelzen anfingen. Als aber Acichorius das Land rein ausgebeutet sah, wandte er sich nach dem noch von keiner gallischen Schar berührten Thessalien und ließ auch hier seine Leute ungestört ihren Lüsten fröhnen; der Aufenthalt währte länger daselbst, als er, den es mächtig zu den ungeheuren delphischen Tempelschätzen hinzog, berechnet hatte; der Kampf mit den muthigen Bergbewohnern, dazu noch mit heftiger Erbitterung geführt, tödtete ihm nicht nur manchen Krieger, sondern verzögerte auch seinen Marsch, so daß er erst gegen das Ende des Herbstes Delphi erreichte, wiewohl er möglichst weiterzukommen sich bemühte, um mit frischen Kräften das jedenfalls wohlvertheidigte Nationalheiligthum in seine Gewalt bringen zu können.

Unterdessen war Griechenland, auf die Vorgänge in Macedonien aufmerksam geworden, mit bangen Ahnungen erfüllt; die unmenschliche Wildheit der Barbaren zeigte jedoch den Staaten die Nothwendigkeit einer Vereinigung zur Abwehr, und ein Aufruf an alle Hellenen, sich für die gemeinsame Sache des Vaterlandes zu bewaffnen, hatte trefflichen Erfolg: ganz Hellas trat zusammen und bildete einen Bund, nur die Peloponnesier hielten sich von dem allgemeinen Ausbruche der Vaterlandsliebe fern, weil nach ihren engherzigen Begriffen das Vaterland am Isthmus seine Grenze haben mochte; sie begnügten sich daher, denselben zu befestigen, da die Gallier keine Schiffe hatten, um eine Landung versuchen zu können. Sehr bescheiden trat Athen dem Bundesheere mit 1500 Mann unter Anführung des Callippus bei; gleichwohl wurde aus zarter Rücksicht für die ehemalige Größe der Stadt der Oberbefehl einstimmig dem athenischen Strategen übertragen. Wichtiger als der kleine Haufen, der zum Landheer stieß, war die Bemannung der athenischen Flotte, welche später die ersprießlichsten Dienste geleistet hat. Da auch die Könige Antigonus und Antiochus fürchteten, daß die am griechischen Himmel aufziehende Wolke des Verderbens sich auch über ihre eigene Häupter entladen könne, sandten beide ein Hülfsheer, wodurch sich die griechischen Streitkräfte zu 30,000 Mann steigerten. Sofort entwickelte Callippus seine Feldherrnthätigkeit; in Eilmärschen führte er seine Truppen zu den Thermopylen und besetzte sie, während die Flotte in der Bai von Malis ankerte. Es war in der That auch hohe Zeit, denn Acichorius näherte sich bereits dem Engpasse; als er aber seinen Kriegern den Befehl gab, gegen den Hohlweg loszustürmen, sah er ein ähnliches Schauspiel, wie es vordem

Xerxes erlebt hatte: unbewegt in dicht geschlossener Phalanx standen die muthigen Hellenen da; Schar auf Schar, die heranwogte, um den Lanzenwald zu durchbrechen, prallte zurück; dennoch kämpften die Gallier mit barbarischem Muthe weiter, obwohl sich hohe Leichenhaufen vor ihnen aufthürmten; sogar Sterbende, die mit klaffenden Wunden, den Wurfspeil in der Brust, den Tod erwarteten, rafften ihre letzte Kraft zusammen, um das Geschoß, aus der Brust reißend, es gegen den Feind zu schleudern, der in die Tragweite desselben gerieth. Endlich sah Acichorius das Vergebliche eines fortgesetzten Sturmes ein und gab das Zeichen zum Rückzug, der aber, in voller Verwirrung angetreten, große Opfer kostete; denn in dem furchtbaren Gedränge stürzten sie über einander hin und wurden im jähen Gewühle zertreten oder fielen ins Meer, wo sie unrettbar verloren in die Sümpfe sanken, so daß zu dem Verluste der Schlacht beträchtlicher Schaden hinzukam; auf griechischer Seite waren nur 40 (?) Todte zu betrauern. Der Ruhm des Tages gebührte den Athenern.

Ohne sich um die Bestattung seiner Todten zu bekümmern, zog sich Acichorius in Folge der Niederlage nach Heraclea zurück, wo er den Belgius in einem stark befestigten Standlager zurückgelassen hatte zur Bewachung der geraubten Schätze. Da er wußte, daß die Aetoler die Seele des hellenischen Heeres seien, schickte er, um sie von demselben zu trennen, eine starke Heeresabtheilung von 40,000 Mann durch Thessalien über das Gebirge nach dem nordöstlichen Aetolien. Mit verheerender Wuth brachen sie ein und hausten in entmenschter Weise in dem wehrlosen Lande; die Gräuel stiegen so hoch, daß Viele freiwillig Hand an sich selbst legten, um der schauderhaften Grausamkeit zu entgehen. Dieses Mordfest hatte den gewünschten Erfolg, die Verzweiflung im Herzen kehrten die Aetoler heim, um die übrigen Städte zu vertheidigen, welche noch von den Barbaren unberührt geblieben waren, andererseits erhob sich ganz Aetolien: Greise und Frauen ergriffen die Waffen und stürzten sich auf die Raubzügler; als dazu eine Schlacht gegen diese entschied, zogen sie sich unter steter Verfolgung des furchtbar gereizten Volkes zum Sperchius zurück, wo ihnen nur die Nähe des Lagers bei Heraclea einige Ruhe verschaffte, nachdem die Hälfte von ihnen der ätolischen Rache erlegen war. Sie nahmen keinen Theil an dem Delphizuge selbst, sondern stießen zur Nachhut, da Acichorius unterdessen in Phocis eingerückt war. Diesem hatte nämlich ein zweiter Ephialtes den bequemern und gangbarern Fußpfad gezeigt, auf dem einst Hydarnes den Griechen in den Rücken gefallen war; ein dichter Nebel, der vom Meere aufstieg und das Gebirge umhüllte, kam den Galliern trefflich zu Statten, so daß sie von den Phociern, welche den südlichen Paß bewachten, erst in unmittelbarer Nähe erblickt wurden; von zwei Seiten von des Feindes Uebermacht eingeschlossen, wären die Griechen rettungslos verloren gewesen, hätte sich nicht die athenische Flotte abermals durch den Meeresschlamm mit

unsäglicher Mühe nach dem Gestade hingearbeitet und das Heer aufgenommen. Aber die Folge war, daß jeder Haufen unter seinem Strategen in die bedrohte Heimat zurückeilte.

Im Besitz dieser wichtigen Straße theilte Acichorius seine Truppen, um nicht in der Herbeischaffung von Lebensmitteln auf hemmende Schwierigkeiten zu stoßen; an der Spitze von 65,000 Mann wollte er selbst gegen Delphi ziehen, während Belgius, die Nachhut bildend, ebendahin aber auf einem andern Wege und nach Vereinigung mit den nach Aetolien gesandten Truppen eintreffen sollte. Letzterer vermochte seine Aufgabe nicht zu lösen; als er gewartet hatte bis zur Ankunft von Orestorius und Combutis, erschienen in seinem Rücken zugleich die racheschnaubenden Aetoler, welche, unterstützt durch genaue Kenntniß des von Gebirgsketten durchzogenen Landes, ihm sehr vielen Schaden zufügten; eine offene Feldschlacht vermied indeß das tapfere Aetolerhäuflein, sondern stürzte sich unvermuthet auf Nachzügler, hieb sie nieder und floh dann in das sichere Weichbild der Gebirge zurück. So konnte Belgius nur in kleinen Tagemärschen das Land durchziehen, während Acichorius, ohne auf bedeutenden Widerstand zu stoßen, belebt durch die Aussicht auf unermeßlichen Gewinn, schnell dem ersehnten Ziele näher kam, zumal da auch die Führer des ihn begleitenden thessalischen Raubgesindels ihn aufmerksam machten, welch' große Gefahr ihm längerer Verzug bereiten könnte. Um seine Truppen zu größerem Muthe anzutreiben, gebrauchte er folgendes Mittel: Als ihm von Weitem die hohen Statuen auf den Zinnen des Tempels, goldig umstrahlt vom Sonnenlichte, entgegenblitzten, ließ er einige gefangene Hirten herbeiführen und sie durch einen Dolmetsch fragen, ob jene Standbilder von edlem Metall seien. Zu seinem Verdrusse vernahm er zwar, daß sie aus Erz gegossen, nur mit einem dünnen Ueberzug von Gold bekleidet wären, bedrohte aber die Hirten mit dem Tode, wenn sie davon Anderen verlauten ließen, vielmehr sollten sie das Gegentheil versichern. Darauf berief er seine untergebenen Führer zusammen und legte ihnen die falsche Aussage der abgerichteten Gefangenen vor, die sich bald wie ein Lauffeuer unter den Soldaten verbreitete und sie zum raschen Vordringen ermuthigte.

Es war gegen Ende der Herbstzeit, als die Barbaren in Phocis erschienen; die Erntezeit war bereits vorüber, Lebensmittel und Wein im Ueberfluß vorhanden; als aber die bestürzten Einwohner ihr Eigenthum zu retten suchten, erging an sie der wohlberechnete Befehl von den delphischen Priestern, denen die thierische Trunkliebe der Feinde nicht unbekannt war, nichts fortzuschaffen, eine weise Maßregel, die durch trefflichen Erfolg gekrönt wurde. Denn als Acichorius in die üppig versehene Gegend einrückte, vermochte sein Feldherrnwort nichts über seine Leute; aufgelöst, ergossen sie sich über die Dörfer und Villen und feierten in ihrer Weise einen Tag und eine Nacht hindurch eines ihrer vaterländischen Feste, so daß sie am folgenden Morgen

meist noch in trunkenem Zustande dem Tempel sich näherten. Dieses vielbesungene Heiligthum, zu dem der Hellene in allen wichtigen und entscheidenden Augenblicken des Lebens, wo menschliche Klugheit sich aus den verschlungenen Irrgängen nicht mehr herauszufinden vermochte, wallte, lag am südlichen Abhange des Parnaß; die ringsum majestätisch sich thürmenden Felsen und Berggipfel, der Wiederhall, den man von allen Seiten vernahm, gaben dem Orte unbewußt ein höheres Ansehen und erfüllten das Gemüth mit geheimnißvollem Schauer.

Bis hieher ist der Quellenbericht wahrscheinlich und glaubwürdig, jetzt aber wird er entstellt und ohne Sichtung nicht brauchbar. Folgen wir dem Pausanias und Justin, so brach, als Acichorius sich zum Sturme anschickte, ein furchtbares Erdbeben aus, begleitet von tosendem Donner, der im Gebirge von doppelter Wirkung war. Gewaltige Felsstücke rissen sich los und donnerten ins Thal hinab, ganze Haufen der entsetzten Barbaren zermalmend; der Götter Hand sollte aber auch sichtbar walten; sie verließen ihre olympischen Sitze und stiegen herab, ihr Heiligthum zu schützen: Apollo erschien mit den jungfräulichen Göttinnen Athene und Artemis, dem gefährdeten Gotteshause Hülfe bringend, wie sie durch ihres Priesters Mund versprochen hatten. So werden die Gallier von den Göttern vernichtet und die Griechen vollenden den Sieg, indem sie die moralisch vernichteten Scharen niederhauen und Keinen die Heimat wieder erreichen lassen. Reinigen wir diese Berichte von den ihnen anhaftenden Fabeln, so wird sich der Verlauf des Krieges folgendermaßen gestalten. Als Acichorius den entfesselten Trieben seiner Soldaten weichen mußte, hatte er den rechten Augenblick verfehlt, weil mittlerweile die Phocier zur Vertheidigung ihres Heiligthumes sich aufgerafft; gehoben und begeistert durch das Vertrauen auf die Hülfe des Gottes, für den sie stritten, und unterstützt durch die genaue Kenntniß der Gegend, fielen sie dem Feinde in die Flanken und richteten starke Verheerungen in seinen Reihen an, während andere Abtheilungen auf den Höhen gewaltige Felsblöcke lösten und sie donnernd in das Thal schleuderten, die ganze Glieder zermalmend niederrissen. Als die Nacht einbrach, zogen sich die Griechen nach der festen Stadt Delphi zurück; den Galliern verstrich sie furchtbar, denn es trat eine heftige Kälte ein, und ein harter Frost lähmte ihre Glieder, zumal da sich auch ein bitterer Hunger einstellte, weil sie die Vorräthe, ohne an die Zukunft zu denken, mit Gier aufgezehrt hatten. Acichorius, welcher eine nicht unbedeutende Wunde erhalten hatte, gab den Angriff auf den Tempel auf und ließ den Rückzug antreten, nachdem auf seinen Befehl alle Verwundete erwürgt waren, um dem Feinde nicht in die Hände zu kommen. Er berief seine Unterfeldherren zu sich, legte seine Würde in Belgius' Hände nieder und gab ihnen den Rath, alle Verwundete zu tödten, die Wagen zu verbrennen und dann so schnell wie möglich in ihre Heimat zurückzukehren; darauf ließ er Wein hereinbringen, trank davon im Uebermaß und zückte

sodann den Dolch gegen die eigene Brust. Sobald Belgius ihn zur Erde bestattet hatte, ließ er alle Verwundeten niederhauen und zog dann weiter gegen den Spercheus, den er mit Gewalt überschritt. Jenseits desselben trennte man sich, ein Theil ging nach Pannonien zurück, ein zweiter drang erobernd in Thracien ein, während ein dritter in Griechenland und Macedonien verblieb und das gewohnte Leben fortsetzte.

---

103. Der ätolische Bund.

(Nach Joh. Gust. Droysen, Geschichte des Hellenismus, und G. F. Schoemann, griechische Staatsalterthümer.)

Die einzige Macht in Griechenland, die um die Zeit des Galliereinfalls eine selbständige Bedeutung hat, ist die der Aetoler. Ihre Kraft ist es, ein rohes, frisches, gleichsam erst beginnendes Volk zu sein. Während die anderen Staaten eine lange Reihe von historischen Entwicklungen hinter sich haben, mit politischen Theorieen experimentirt, mit immer neuen Mißbräuchen und deren Abstellung sich abgeschwächt haben und nun endlich in ihrer kläglichen Gegenwart nichts als einen Wust von Trümmern aus nahen und fernen, guten und üblen Zeiten besitzen, lebt dieses Aetolervolk in der rohen Freiheit jener Urzeit, da das Recht noch reichte, so weit das Schwert reicht, und der ehrliche Raub zur See und zu Lande des wackern Mannes Gewerbe war. Bei den Aetolern war weder der Dorierzug eingedrungen, die alte Stammverfassung zu durchreißen und einen streng gefugten Heerstaat zu gründen, noch hatte die spätere Zeit Colonieen an ihre Küste geführt; sie blieben den übrigen Hellenen fern; die Jahrhunderte, in denen sich Griechenland hoch und höher entwickelte, waren spurlos an ihnen vorübergegangen. Uralt mag der Bund dieser Gaue sein; aber wie locker er gewesen sein muß, ergibt sich daraus, daß an Alexander nach der Zerstörung Thebens die einzelnen Gaue ihre Gesandtschaften sandten. Erst in den Wirren der nächstfolgenden Zeit begann der Bund als solcher hervorzutreten; die alte Fehdelust, die Raub- und Stegreifzüge einzelner Häuptlinge oder Gaue, das trotzige Gefühl roher Ueberlegenheit ließ bald diesen Bund als einen förmlichen und organisirten Raubstaat erscheinen; in Thermum hoch hinauf in den Bergen hielten die Gaue ihr Bundesfest und ihre Versammlung; dort waren zugleich die Jahrmärkte und die Gastereien; dort in dem Tempel und in den Hallen waren Rüstungen zu Tausenden, waren die Schätze, Prachtgefäße und Festgewänder und was Jeder Auserlesenes hatte, aufbewahrt; bei den Zusammenkünften und Gelagen ward dann alle die Pracht zur Schau gestellt, getagt und geschmaus't, und galt es Krieg, so zog dies Volksaufgebot sofort von dem Zech- und Landtage aus hinaus unter Führung des neuen Strategen,

dessen Lohn dann ein Drittel der Beute war. Man sieht, wie alterthümlich roh dieser Bund noch war; von Politik, von Kriegskunst und Gesetzgebung war da keine Rede; je bunter es im übrigen Griechenland zuging, desto bequemer ließ sich rauben und desto einträglicher war der Sold bald da bald dort. Es gab keine wildere, ungestümere Tapferkeit, als die der Aetoler; das Eisen kam ihnen nicht von der Seite; und wie sie in keckem Wagemuth stets bereit waren, ihr Leben daran zu setzen, so genossen sie es in jeder Art wildesten, ausschweifendsten Genusses. Wie seltsam trat dieser Staat nun in die Verhältnisse jener Zeit voll diplomatischer Förmlichkeiten und macchiavellistisch schleichender Politik, — jener Zeit, die die Formen um so sorgfältiger beobachtet, je schnöder sie das Recht mit Füßen tritt, und die keine Art von Grausamkeit scheut, wenn sie nur mit der gehörigen Verbrämung völkerrechtlicher Etiquette aufzutreten weiß. Wie seltsam ferner stand dieser Bund jenem achäischen gegenüber, der, in Allem das Gegentheil, redlich in seiner Klugheit, rücksichtsvoll in seinem umgestaltenden Streben, seine Macht und die Rettung Griechenlands auf die noch übrigen Reste von Vaterlandsliebe, Selbstverläugnung und Glauben an die gute Sache bauen zu können glaubte.

Die Vereinigung, welche nun unter dem Namen des ätolischen Bundes eine Zeitlang den Kampf gegen Macedonien führte, erstreckte sich nicht bloß über die benachbarten Lokrer, Phocier, Akarnanen und mehrere thessalische Völkerschaften, sondern auch über die Inseln des Jonischen Meeres und im Peloponnes über einen Theil von Arkadien, ja, auch die Insel Keos im Aegäischen Meere, Städte an der kleinasiatischen Küste und an der thracischen Küste Lysimachia finden wir vorübergehend mit ihnen vereinigt. Der Bund vergrößerte oder verkleinerte sich nach den wechselnden Kriegsereignissen. Darüber vermögen wir keine Auskunft zu geben, ob zwischen allen Verbündeten vollkommene Gleichheit bestanden, oder nicht einige vielmehr nur als abhängig von dem eigentlichen Bunde zu betrachten sein mögen. Die Aetoler selbst erscheinen unverkennbar als der eigentliche Kern des Bundes; sie hielten ihn zusammen, aus ihnen, die ein Volk von lauter Kriegsleuten waren, bestand vorzugsweise das Bundesheer, die übrigen standen an Tüchtigkeit hinter ihnen zurück. Ueber Krieg, Frieden und Bündnisse sollte kein einzelner Staat aus eigener Macht zu beschließen das Recht haben, sondern nur die Gesammtheit, aber in ihren inneren Angelegenheiten blieben sie autonom.

Allgemeine Bundesversammlungen wurden regelmäßig einmal jährlich um die Zeit der Herbstnachtgleiche gehalten, wo die Bundesbeamten gewählt wurden. Der Versammlungsort war Thermum, wo zu dieser Zeit auch dem Apollo ein Bundesfest gefeiert wurde. Außerordentliche Versammlungen wurden berufen, so oft es nöthig schien, und zwar nicht bloß nach Thermum, sondern auch nach anderen Orten, zum Theil außerhalb Aetoliens. Zu diesen Versammlungen sich einzufinden und an den Verhandlungen zu betheiligen,

war jeder Bürger einer Bundesstadt berechtigt. Dagegen gab es einen engern Bundesrath, aus Deputirten der einzelnen Städte bestehend, welche Apokleten hießen. Der Bundesrath war permanent, seine Sitzungen scheinen aber bald in dieser, bald in jener Stadt gewesen zu sein. Er entschied über dringende oder weniger wichtige Angelegenheiten allein; andere brachte er an die allgemeine Versammlung, die er deswegen auch außerordentlich berief. Die Bundesbeamten wurden in der Herbstversammlung zu Thermum gewählt, die Wahlart wird nicht angegeben. Der oberste Beamte war der Strateg, dessen Name auch allen Urkunden zur Bezeichnung des Jahres vorgesetzt zu werden pflegte. Er stand nicht bloß als Feldherr an der Spitze des Bundesheeres, sondern hatte auch in den Versammlungen, sowohl den allgemeinen als denen der Apokleten, den Vorsitz. Der nächste nach dem Strategen war der Hipparch, dessen Titel ihn als Befehlshaber der Reiterei bezeichnet, der aber auch in anderen Functionen als Gehülfe oder Vertreter des Strategen eintreten konnte.

Seine größte Bedeutung entwickelte der ätolische Bund in den Kämpfen gegen die Macedonier, namentlich unter Philipp III.; aber eine Vereinigung aller Griechen zu gemeinschaftlichen Anstrengungen für die Freiheit war jetzt eben so wenig oder noch weniger möglich als in früheren besseren Zeiten. Der Geist des Volkes war erschlafft, seine Kräfte erschöpft; dazu kam der alte, den Griechen nun einmal im Blute liegende Particularismus, der sie beständig in Hader und Streit unter einander verwickelte, und die Abneigung der feineren und gebildeteren, sich mit dem zwar kräftigen aber rohen Volke der Aetoler zu verbinden. Vielen, wie den Achäern, schien es leidlicher, sich der macedonischen Suprematie zu fügen, als sich mit jenen ihren Widersachern zu vertragen. So theilte sich denn Alles in eine ätolische, eine achäische und neben diesen eine neutrale Partei, die sich von beiden fern hielt.

---

104. Der achäische Bund.

(Nach G. F. Schoemann, griechische Staatsalterthümer.)

Die Achäer, einst der bedeutendste Volksstamm im Peloponnes, wurden durch die Dorier theils zur Unterwerfung, theils zur Auswanderung genöthigt. Einige gingen nach Klein-Asien, ein anderer Theil zog sich an die Nordküste des Peloponnes zu den Joniern und verdrängte diese, die nach Attika und von dort später ebenfalls nach Klein-Asien zogen. Das Land, früher Aegialus oder Aegialea, hieß seitdem nach ihnen Achaja. Dessen zwölf Hauptorte bildeten eben so viele kleine Staaten unter Fürsten aus dem Pelopidengeschlecht, von denen einer als Oberkönig an der Spitze gestanden zu haben scheint. Nach dem Aufhören des Königthums entstand in den Städten keine

Adelsherrschaft, sondern Demokratie, aber gewiß eine sehr gemäßigte. Alle zwölf Städte waren zu einem Bunde vereinigt, der wenigstens Frieden und Eintracht zwischen ihnen erhielt, wenn er auch nicht so eng war, daß ganz Achaja als ein Gesammtstaat angesehen werden dürfte. Denn wir finden, daß in auswärtigen Händeln, an denen sich übrigens die Achäer möglichst wenig betheiligten, eine Stadt dieser, eine andere jener Partei beitrat. Als später die Macedonier in Griechenland übermächtig wurden, unterlagen auch die Achäer ihrem Einfluß, so daß sie theils macedonische Besatzungen einnehmen mußten, theils unter die Herrschaft von einheimischen Tyrannen geriethen, die den Macedoniern ergeben waren und durch sie gestützt wurden. Der Verein der Städte war damit aufgelös't, und dieser Zustand dauerte bis 280, wo die Verwicklungen, in denen sich damals das macedonische Reich befand, den Achäern eine günstige Gelegenheit boten, ihre Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. Zuerst waren es nur vier Städte, die sich zu Schutz und Trutz mit einander verbanden. Bald schlossen sich noch sechs andere an, so daß der Bund nun aus zehn Städten bestand. An der frühern Zwölfzahl fehlten Helike, welches 383 durch Erdbeben und Ueberschwemmung untergegangen, und Olenus, welches zwar vorhanden, aber so unbedeutend war, daß es gar nicht in Betracht kam.

Dieser jetzt gebildete Verein war etwas mehr als bloße Erneuerung der vormaligen losern Verbindung, und verdient eigentlich mehr ein Bundesstaat, als ein Staatenbund genannt zu werden. Wie die Aetoler, so sollten auch die Achäer in allen Beziehungen zu auswärtigen Staaten ein unzertrennliches Ganze bilden; Krieg zu führen, Frieden und Verträge zu schließen sollte keinem Einzelnen, sondern nur der Gesammtheit zustehen; unter sich sollten alle gleich berechtigt sein, nur die inneren Angelegenheiten jedes Staates blieben ihm selbst überlassen.

Zur Berathung der Bundesangelegenheiten wurden jährlich zwei regelmäßige allgemeine Versammlungen gehalten, die eine im Frühling kurz nach der Nachtgleiche, die andere im Herbst. Außerordentliche Versammlungen wurden berufen, wenn es die Umstände erforderten. Der Ort für die beiden regelmäßigen war in der Nähe von Aegium in einem heiligen Haine des Zeus. Eben dorthin pflegten früher auch die außerordentlichen Versammlungen berufen zu werden, später aber, als der Bund sich weit über das eigentliche Achaja hinaus erstreckte, auch nach anderen Orten, z. B. nach Sicyon, nach Argos. Zutritt zur Versammlung hatten alle Bürger der Bundesstädte, sobald sie das 30. Jahr zurückgelegt hatten, ohne Unterschied des Standes oder Vermögens. Gegenstände der Verhandlungen waren alle Bundesangelegenheiten ohne Ausnahme, also Krieg, Frieden, Verträge mit auswärtigen Staaten, legislative Anordnungen, Wahlen der Bundesbeamten, Gerichte über Vergehungen gegen den Bund. Die Dauer der allgemeinen Versammlungen war regelmäßig auf drei Tage beschränkt.

Unter den Beamten des Bundes war der oberste der Strateg. Die Wahl geschah in der regelmäßigen Frühlingsversammlung zu Aegium. Das Amt war einjährig und sollte nach dem Gesetz nicht mehrere Jahre hinter einander fortgeführt werden. Doch finden sich einzelne Ausnahmen hiervon, und Wiedererwählung desselben Mannes nach kurzen Zwischenräumen war sehr häufig, wie z. B. Aratus die Strategie 17 Mal bekleidet hat und meist ein Jahr ums andere gewählt worden ist. Der Strateg war, ebenso wie bei den Aetolern, nicht bloß Befehlshaber des Bundesheeres, sondern auch Präsident des Bundesrathes und der allgemeinen Versammlungen. In seinen Händen befand sich auch das Siegel, so daß keine Staatsschriften ohne ihn gültig ausgefertigt werden konnten. Der nächste Befehlshaber nach ihm war der Hipparch, dessen Functionen sich aber mehr auf das bloß Militärische beschränkt zu haben scheinen, weswegen, wenn der Strateg vor Ablauf des Amtsjahres starb, nicht der Hipparch, sondern der nächste Amtsvorgänger jenes als Stellvertreter eintrat.

Für die Verwaltung war dem Strategen zunächst ein Grammateus oder Bundeskanzler beigegeben. Außerdem aber gab es noch ein Regierungscollegium von zehn Damiurgen. Diese Zahl war wohl zu einer Zeit festgesetzt, als nur noch die zehn eigentlich achäischen Städte den Bund ausmachten; nachher behielt man sie bei, natürlich aber ohne die Wahl auf jene zehn Städte zu beschränken.

Etwa 30 Jahre lang blieb der Bund auf die eigentlich achäischen Städte beschränkt, da schlossen die Sicyonier sich ihm an, nachdem es ihnen gelungen war, die von Macedonien gestützte Tyrannenherrschaft zu stürzen. Es war Aratus, der Befreier von Sicyon, der diesen Anschluß bewirkte, um dadurch eine größere Gewähr für die wiedererlangte Freiheit zu gewinnen; und ebenderselbe war es, der acht Jahre später auch Korinth, welches er durch einen glücklichen Handstreich von der macedonischen Besatzung befreit hatte, dem Bunde zuführte, worauf denn alsbald auch Megara sich von den Macedoniern losmachte und den Achäern anschloß. So gewann der Bund eine höhere Bedeutung für alle, denen es darum zu thun war, die Freiheit, zunächst des Peloponnes, gegen die Macedonier zu behaupten. Bald erstreckte sich der Bund wenigstens über die größere Hälfte des Peloponnes. Dagegen blieb Elis ihm fremd und hielt sich lieber zu den Aetolern; ebenso waren die Spartaner viel mehr diesen als den Achäern zugewandt, und Messenien, welches sich sonst wohl dem Bunde angeschlossen hätte, vermied dies aus Furcht, dadurch mit Sparta in Händel verwickelt zu werden. Sparta aber, seitdem es durch Kleomenes verjüngt worden, war dem Bunde beizutreten erbötig, doch nur unter der Bedingung, ihm nicht als gleichberechtigtes Mitglied anzugehören, sondern als leitendes Haupt an der Spitze zu stehen. Dem widerstrebte die Mehrzahl der Achäer, und namentlich die Angeseheneren und Begüterteren, in der nicht unbegründeten Besorgniß, daß mit Sparta's Principiat eine

gänzliche Umwälzung nicht bloß der gegenseitigen Verhältnisse der Staaten, sondern auch der inneren Verfassungen verknüpft sein würde, und um diese zu vermeiden, verschmähten sie es nicht, da sie allein dem Kleomenes zu widerstehen nicht stark genug waren, sich um Beistand an eben den zu wenden, gegen den ihr Bund früherhin vorzugsweise gerichtet gewesen war. Dem macedonischen Könige Antigonus (Doson) wurde um den Preis seiner Hülfe der Schlüssel des Peloponnes, Akrokorinthus, ausgeliefert; Kleomenes wurde nach kräftigem Widerstande in der entscheidenden Schlacht bei Sellasia geschlagen und somit die Obermacht Macedoniens neu befestigt, bis die Römer, an welche sich die Achäer im Kampfe gegen Perseus angeschlossen, dieser ein Ende machten, dafür aber nun selbst, wenn nicht dem Namen nach, doch in der That Gebieter ihrer Bundesgenossen wurden.

---

105. Aratus und Philopoemen.

(Nach Wilhelm Schorn, Geschichte Griechenlands von der Entstehung des ätolischen und achäischen Bundes.)

Aratus ist von der Nachwelt ebenso scharf getadelt als unbedingt gelobt worden, ein deutlicher Beweis, daß er weder das Eine noch das Andere in dem Maße verdient. Bei der Beurtheilung muß aber besonders die Zeit berücksichtigt werden, in welcher er lebte. Damals waren erhabene Ideen abgestorben, jeder verfolgte Privatzwecke, unbekümmert um das Allgemeine; daher sichert schon der Versuch eines halbedlen Zieles ein löbliches Andenken. Demgemäß besaß Aratus nicht ein großes hellenisches, sondern nur ein enges achäisches Herz; hierin liegt der Schlüssel zur Erklärung seiner Handlungsweise. Als Mensch ist er durch viele schöne und liebenswürdige Eigenschaften ausgezeichnet; als Bürger verdient er Achtung wegen seiner großen Liebe zum Vaterlande, dem er mit treuer Ergebenheit sein Leben weihte und auf dessen Emporkommen mit seltener Ausdauer alle seine Anstrengungen gerichtet waren. Dem Staate brachte er den ganzen Menschen zum Opfer, Vermögen, Feindschaft, Freundschaft, selbst den unauslöschlichen Haß gegen die Tyrannen, den er von Kindheit an eingesogen hatte, nur nicht den Ehrgeiz, der selbst seinen Patriotismus verdächtig macht. Er allein wollte am achäischen Horizonte glänzen; sein Einfluß drückte alles, was sich neben ihm zu erheben suchte, eifersüchtig nieder. Das war ein großes Unglück für den achäischen Bund, der, durch Aratus weit über seine alten Grenzen ausgebreitet, kräftigerer Leiter bedurfte, um innere Tüchtigkeit zu erhalten. Als ächter Vaterlandsfreund mußte er zu einer Zeit, wo er dem allgemeinen Wohle nicht mehr wesentlich nützen konnte, sich selbst verläugnen und vorzüglichen Männern neben sich eine freie Stellung einräumen. Von der Natur hatte Aratus nur

mittelmäßige Anlagen empfangen, die ihn nicht zu dem Posten befähigten, auf welchen das Glück ihn gehoben hatte. Er besaß zwar eine außerordentliche Gewandtheit, wie im Umgange, so auch im diplomatischen Fache, jedoch nur in der niedern Sphäre. Auch verstand er es im seltenen Grade, Ueberfälle und Hinterhalte anzuordnen und mit der größten Verschlagenheit auszuführen; bei solchen Gelegenheiten zeigte er eine bewunderungswürdige Kühnheit und Dreistigkeit. Im offenen Felde war er dagegen ein ganz schlechter Feldherr, ohne persönlichen Muth und ohne Kenntniß vom Kriegswesen, dessen Ausbildung die Zeitverhältnisse besonders nothwendig machten; denn ohne eine schlagfertige Armee konnte damals kein Staat eine achtbare oder unabhängige Stellung behaupten. Stand Aratus, wenn auch mit Uebermacht, dem Feinde entgegen, so verließ ihn sogleich das Herz oder die Gegenwart des Geistes; kein Wunder, daß er, wo er sich sehen ließ, besiegt wurde. Seine Feigherzigkeit ward in Griechenland sogar sprichwörtlich und kam als Beispiel in die Rhetorenschulen.

Wie sehr es ihm an Sinn für ein großes Ganze fehlte, bewährt sich an der achäischen Bundesverfassung, die er, obgleich sie völlig unangemessen war, bestehen ließ. Nach ihr hatte eine Stadt, die tausend Soldaten stellen konnte, nicht mehr Einfluß, als eine kleine, welche mit aller Noth fünfzig aufbrachte. Da nun der Bund, selbst bei seiner weitesten Ausdehnung, der größeren Städte weit weniger zählte, als der halböden und verfallenen Orte, so gaben diese den Ton an. Dieses ist der Fehler mancher Conföderativstaaten, worin nie eine frische Lebenskraft sich entwickelt. Aratus huldigte dem Grundsatz, daß die einzelnen Theile schwach sein sollten und nur das Ganze stark, als wenn das Letztere Statt finden könnte ohne das Erstere. Hätte Aratus, was er konnte, frühzeitig die Verfassung modificirt und eine edlere Vaterlandsliebe ihn beseelt, so würden die Achäer vielleicht das geworden sein, wozu, wie es scheint, das Schicksal sie bestimmt hatte, die Retter und Anführer Griechenlands. Dann hätte er nicht, verführt durch Egoismus, einen ungeheuren politischen Fehler begangen, wodurch er gewissermaßen der Verräther seines eigenen Vaterlandes wurde und den glänzenden Erfolg seiner früheren Bemühungen zu Grabe trug.

Mit Philopoemen beginnt für den achäischen Bund gleichsam eine neue Periode. Das Volk hatte durch die Verbindung mit Macedonien, ein unglückseliges Werk des Aratus, und durch die lange Gewohnheit, bloß auf dieses zu sehen, das Vertrauen auf sich verloren und nicht weiter daran gedacht, seine Kräfte zu vermehren. Nur feste Anhänglichkeit an seine Protectoren sicherte ihm fortan ein kümmerliches Dasein. Als dagegen Philipoemen die Regierung antrat, strebte er sogleich dahin, dieses traurige Verhältniß aufzulösen und dem Vaterlande seine Selbständigkeit wiederzugeben.

Philopoemen war aus einem der edlen Geschlechter von Megalopolis. Schon früh beschäftigte er sich fast ausschließlich mit Gegenständen, die auf

das Kriegswesen Bezug hatten; er las den Homer, die Thaten berühmter Feldherren, Schriften über Kriegskunst, welche ihm der Zweck des Lebens war. Das Vorbild, dem er nachzueifern strebte, war Epaminondas. Er besaß dessen Unternehmungsgeist, Klugheit, Uneigennützigkeit; aber es fehlte ihm das ruhige, sanfte, menschenfreundliche Herz, und deßhalb auch die beleidigungertragende und unwandelbare Vaterlandsliebe, welche zur Bewunderung gegen jenen fortreißt. Philopoemen, dem Kriege aus Ruhmbegierde mit großer Leidenschaft ergeben, stritt nicht immer für das Edelste der Menschheit, sondern oft, um zu kriegen; es galt ihm nicht selten gleichviel, wo und für wen er kämpfte, wenn er nur eine ihm zusagende Beschäftigung als Anführer fand. Darum blieb er nicht beständig in seinem Vaterlande. Seine kriegerische Laufbahn eröffnete er 30 Jahre alt im kleomenischen Kriege mit Streifzügen nach Lakonien, wobei er sich gewöhnte, im Kampfe der Erste und beim Rückzuge der Letzte zu sein. An dem Siege bei Sellasia hatte er wesentlichen Antheil. Dadurch zog er die Aufmerksamkeit des Königs Antigonus auf sich, welcher ihm eine Befehlshaberstelle in seinem Heere anbot. Philopoemen schlug diesen Antrag aus und ging zu seiner weitern Ausbildung nach Kreta, wo ein Bürgerkrieg ausgebrochen war.

Nach seiner Rückkehr zum Hipparchen der Achäer erwählt, fand er die Reiterei in einer ganz schlechten Lage, die Reiter unerfahren und muthlos, die Pferde meistens zum Dienste unbrauchbar. Jene wurden aus den angesehensten und begütertsten Familien ausgehoben; aber es war fast zur Gewohnheit geworden, daß diejenigen, welche den Dienst scheuten, Andere an ihre Stelle schickten und selbst zu Hause blieben. Die früheren Hipparchen hatten diese und ähnliche Unordnungen gewöhnlich übersehen, sowohl weil sie selbst vom Kriegswesen nichts verstanden, als auch weil sie begierig, zur Strategie zu gelangen, alles thaten, was ihnen die Gunst der Reiter, deren Einfluß bei den Wahlen groß war, erwerben konnte. Sobald Philopoemen Befehlshaber der Reiterei geworden war, schaffte er die Mißbräuche ab; er ging in die Städte, tadelte die Feigheit, entflammte den Ehrgeiz der jungen Leute und übte sie ohne Unterlaß, ohne irgend Einen vom Dienste zu entbinden. Bald brachte er ihnen dadurch eine bedeutende Geschicklichkeit zu jeder Art des Kampfes bei. Mit dieser neu geschaffenen Reiterei, welche von seinem Muthe belebt war, schlug er die eleische und ätolische Reiterei in die Flucht. So erwarb sich Philopoemen in Griechenland großen Ruhm und der achäischen Reiterei zuerst Achtung. Daher wurde er schnell zur Strategie befördert. Als er durch dieses Amt an die Spitze des Staates trat, warf er sein Hauptaugenmerk auf eine allgemeine Verbesserung des Fußvolkes, welches sich im übelsten Zustande befand. Nie hatten die Achäer einen so großen Feldherrn gehabt, und insbesondere nie einen solchen Meister in der Taktik. Auch ließ er ungeachtet seiner großen persönlichen Tapferkeit selten aus den Augen, daß er nicht bloß Mitkämpfer, sondern Anführer war; er glaubte

ein guter Feldherr müßte in der Schlacht nicht eine besondere Heeresabtheilung befehligen, sondern bald vorn, bald hinten, bald in der Mitte sein, auf Alles seine Aufmerksamkeit richtend, um zur rechten Zeit die Fehler zu verbessern.

---

106. Das Reich der Seleuciden im Vergleich zu dem der Lagiden (Ptolemäer) *).

(Nach Ludwig Flathe, Geschichte Macedoniens.)

Groß und glänzend stand, vom Indus bis zu den Küsten Phöniciens, dem Taurus, der Wüste Arabiens und der Grenze Aegyptens reichend, das Reich da, das Seleucus „der Sieger (Nikator)" sich geschaffen. Ein gutes Loos war ihm gefallen, und wenn er und seine Nachkommen im Reiche die Gunst des Geschicks begriffen und sie zu nutzen verstanden, so konnte der Seleuciden Herrschaft Dauer und Stärke gewinnen. Diese Seleuciden mußten sich freuen, daß die Verbindung mit Europa aufgehoben war, daß Aegypten, immer ein böser Anhang des Perserreiches, ausgeschieden worden von ihrem Besitz, daß die Verpflichtung, die so drückend auf dem König Alexander gelegen, für Asien ein Morgenländer, für Europa ein Abendländer zu sein, auf ihnen nicht mehr lag. Sie mußten sich ferner freuen, daß nichts mehr sie hinderte, in Sprache, Weise und Sitte zu Persern zu werden und des Reiches Sitz in Persien, Medien und Susa aufzuschlagen.

Diese Freude aber hat Seleucus nicht empfunden, und seine Nachfolger empfanden sie eben so wenig. Sie haben die Gunst der Verhältnisse, die ihnen sich darbot, nicht begriffen; ihr Leben auf dem schönsten Throne des Morgenlandes ist ein durchaus naturwidriges immer gewesen und ihr Streben von falschen und verkehrten Begriffen ausgegangen. Sie fühlen es nicht, welche Wohlthat des Geschickes es für sie sei, daß Macedonien, Griechenland und Aegypten getrennt worden von dem Riesenkörper ihres Reiches. Ihre Gedanken ersehnen die Herrschaft über diese Lande zurück, und das glänzende Bild des Reiches Alexander's des Großen schwebt lockend in ihren Gemüthern. Sie meinen und hoffen, über kurz oder lang werde besonders mit Macedonien und Griechenland die ersehnte Verbindung wieder gewonnen werden. Sie selbst stammen aus dem Abendlande; an dem macedonischen Heimatlande hangen ihre Erinnerungen und ihre Liebe, sie betrachten Macedonien und neben Macedonien Griechenland als die Kraft, durch welche das rasch eroberte Perserreich am besten fortbehauptet werden könnte. Also bleiben die Seleuciden Macedonier-Griechen in einer ganz andern Art, als der große

---

*) Vgl. J. G. Droysen, Geschichte des Hellenismus II., S. 54 ff.

Alexander seinem Stamme zugethan geblieben. Macedonisch und griechisch bleibt ihre Weise und Sitte, und die Pracht und die Ueppigkeit des Morgenlandes muß für die Seleuciden in griechische Formen sich kleiden. Macedonier und Griechen bilden ihre Umgebungen, und den Barbaren wird höchstens gestattet, in diese einzutreten, wenn sie sich ihrer nationalen Weise entäußern. Macedonier und Griechen bilden den Kern des Heeres, werden als dessen Kraft und Stärke betrachtet und tief unter sie müssen die weit zahlreicheren Barbaren sich gestellt sehen, die Macedonier oder Griechen immer befehligt zu haben scheinen. Nicht in Babylon, Ekbatana und Susa, den Barbaren vertrauend, barbarischen Göttern dienend, sondern in neuerbauten Städten, deren vorzüglichere Bewohner Macedonier und Griechen sind, nur mit den Stammgenossen umgeben, nur ihnen vertrauend, nur sie ehrend, nur den heimatlichen Göttern in der Regel dienend, leben die Seleuciden ihre Tage dahin. In aller Weise suchen sie Macedonier und Griechen nach Asien zu ziehen, bald um das Heer zu bilden, bald um neue Städte mit befreundeten Menschen anzufüllen. Aber eine rechte Kraft kann durch sie nicht erlangt werden; Asien kann nicht macedonisch-griechisch werden, und Macedonier und Griechen können diesen ungeheuren Raum nicht ausfüllen.

Wohl aber werden durch solches Betragen der Seleuciden die Völker des Morgenlandes von ihnen abgewendet; die eingeschlummerten aber nicht erstorbenen Geister der Nationalität erwachen wieder, als die Seleuciden sie zum Erwachen reizen. Wenn bald die Größe ihres Reiches verschwindet, wenn der ferne Osten zeitig verloren geht, wenn die Fürsten, die Alexander nicht aus Asien zu vertilgen vermocht, sich erhalten und ihren Machtbereich ausdehnen, wenn selbst griechische Satrapen die Unabhängigkeit zu gewinnen vermögen und wenn Rom zuletzt des Reiches kümmerliche Reste verschlingt, so kam das Alles allerdings nicht allein aus der falschen und verkehrten Richtung, welche die Politik der Seleuciden genommen; denn eine lang verschlungene Kette von Zuständen und Ereignissen gehörte dazu, um jene Ergebnisse herbeizuführen. Aber einen großen Antheil an diesem Gange der Dinge hatte die falsche Politik der Seleuciden immer, einen Antheil, der wohl größer war, als ihn die Geschichte in bestimmten Zügen nachzuweisen vermag.

In eine günstigere Lage, als die Seleuciden, war vom Schicksal das neue königliche Haus des Ptolemäus Lagi gestellt, darum zunächst, weil es ein kleineres Reich zur Herrschaft erhielt. Die Ptolemäer haben nur mit einem barbarischen Volke, mit dem Volke von Aegypten, zu thun. Die Seleuciden dagegen erblicken eine ganze bunte Völkerwelt am Fuße ihres Thrones, und die Verlegenheit, in welche sie kamen, an welche von den verschiedenen, in ihrem Reiche herrschenden Weisen sie sich anschließen sollten, ob an die medisch-persische, ob an die syrische, oder ob an eine andere, mag nicht wenig dazu beigetragen haben, daß sie Macedonier-Griechen blieben.

Die Ptolemäer verdanken es ferner der geringern Ausdehnung ihres Reiches, daß sie keine Satrapen nöthig haben, wie die Seleuciden und nachmals die griechischen Könige von Baktra und die barbarischen vom Pontus. Der geringere Raum läßt sich von einem Punkte aus übersehen und verwalten, und die Befehlshaber des Königs in Cyrene und Cypern werden sich leicht in Gehorsam erhalten lassen. Das Satrapensystem aber macht ein Reich desto schwächer, je größer es ist. Die Ptolemäer werden einen kleinern Raum beherrschen, aber ihre Macht wird zuverlässiger sein, weil sie ihn selbst beherrschen können.

Zum dritten findet für dieses Geschlecht die Nothwendigkeit, sich in dem Morgenlande ganz heimisch zu machen, nicht in demselben Maße Statt, wie für die Seleuciden: denn es war für jenes zweifelsohne gefahrloser, als für dieses, Macedonier-Griechen zu bleiben. Das Volk von Aegypten war unter der langen und hier, wo selbst die religiösen Gefühle nicht selten beleidigt wurden, ungemein harten Herrschaft der Perser abgestumpft und die Nationalität also ertödtet worden, daß sie nur in sehr schwachen Regungen sich noch kund gab. Hier in Aegypten lebte nicht, wie in Persien und Medien, die Erinnerung, daß man einst das über Asien gebietende Volk gewesen. Und ein fremdes Königsgeschlecht mit fremden Umgebungen mußte somit auch nur minder bittere Gefühle aufregen.

Es läßt sich nicht behaupten, daß die Ptolemäer allenthalben ihre Stellung besser gewürdigt, als die Seleuciden; in nicht unwichtigen Dingen jedoch haben sie, mag nun wahrhaft gründliche Erkenntniß der Dinge oder nur ein dunkles Gefühl sie geleitet haben, doch richtiger und der Lage der Sache gemäßer als jene gehandelt.

Die härtesten Mißgriffe haben die Ptolemäer in ihren Verhältnissen zu den Seleuciden gethan. Es genügt ihnen nicht der Besitz von Aegypten und Cyrene, die Ptolemäus Lagi besaß und zu denen er bald noch die Insel Cypern gewinnt, sie trachten fortwährend nach dem Gewinn von Cölesyrien, Phönicien und Palästina. Nun hatte zwar der Besitz dieser Länder für Aegypten und für die Ptolemäer, die mächtig und reich durch die Förderung des Handels zu werden gedachten, eine große Wichtigkeit, aber durchweg unentbehrlich war er nicht. Aegypten besaß sie nur kurze Zeit, und das obenein schwankend und ungewiß, dennoch blühte es. Diese Länder waren aber kaum ohne den Besitz von ganz Syrien, ohne die Ausdehnung des Reiches bis zum Euphrat zu behaupten, welche die Ptolemäer auch mehr als einmal zu gewinnen gedachten.

Es war aber dieses Streben verkehrt und falsch aus zwei Gründen. Zuerst mußte es nothwendiger Weise einen steten Kampf mit den Seleuciden herbeiführen, welche in dieser Richtung der Ptolemäer nichts Anderes sehen konnten, als die Zerstörung ihres Reiches. Wäre das Streben aber den Ptolemäern gelungen, und hätten sie sich in der That bis zum Euphrat und

über denselben auszudehnen vermocht, so würden sie den fernern Besitz, nach der Regierungsweisheit damaliger Zeit, nur durch Satrapen haben verwalten können. Und sie hätten damit dieselbe Ungewißheit und denselben lockern Zusammenhang ihres Reiches erhalten, welcher die alten Perserkönige gedrückt und nun die Seleuciden drückte.

In den inneren Verhältnissen aber scheinen die Ptolemäer mit größerer Umsicht als die Seleuciden zu verfahren. Zwar haben auch sie in einer zum Theil griechischen Stadt gewohnt, mit Macedoniern und Griechen sich umgeben und besonders auf ein macedonisch-griechisches Heer sich gestützt. Aber sie konnten dieses mit minderer Gefahr und dann haben sie in einem weit höhern Grade, als es den neuen Herrschern über Asien jemals in den Sinn gekommen zu sein scheint, sich an das Wesen und selbst an die Sprache des Volkes, dem sie geboten, angeschlossen. Sie ehren die Priester und die alten Bräuche, sie suchen als eifrige Diener der Götter zu erscheinen, die diesem Lande heimisch sind, obwohl sie daneben der heimatlichen nicht vergessen.

Im Uebrigen ist das Leben der Könige aus dem Geschlecht des Ptolemäus Lagi weit weniger thatenvoll als das Dasein der Seleuciden, die trotz der Weichlichkeit des Morgenlandes nicht aufhören, für ihres Reiches Glanz und Größe zu kämpfen, so lange das Kämpfen noch eine Möglichkeit ist.

Das Reich der Ptolemäer geht endlich weit weniger durch eine innere Nothwendigkeit der Dinge unter, als das Reich der Seleuciden. Es würde, nachdem Rom einmal die Könige im vordern Asien und die Herrschaft der Seleuciden sammt Macedonien und Griechenland hinweggeschwemmt hatte, auch verschlungen worden sein, wenn die Ptolemäer die rüstigsten Helden gewesen und wenn sie vom ersten Tage ihres Reiches bis zum letzten immer die wahrste Erkenntniß über die Lage der Dinge und die Weisheit zu ihren Führerinnen gehabt hätten, denn dem Kolosse Roms vermochten nur Kolosse zu widerstehen.

So lebten, so starben die Reiche der Seleuciden und Ptolemäer. Kurz und künstlich nur ist ihre Blüte und ihre Größe. Lange währt ihr schmachvolles Dahinsterben: ein feindliches Verhältniß waltet über ihnen, das die Menschen zu besiegen theils nicht verstehen und theils nicht vermögen.

---

107. Alexandria, der Mittelpunkt des Welthandels und der Weltbildung.

(Nach Karl Kiesel, die Weltgeschichte.)

Seine Stelle in der Geschichte bezeichnet das neue ägyptische Reich am bestimmtesten durch zwei Dinge, durch die neue Richtung, die es dem

Handel gegeben, und durch die Pflege, welche es griechischer Kunst und Wissenschaft gewidmet hat. In diesem Betracht sind die beiden ersten Ptolemäer als die Gründer des Reiches anzusehen. Was sie geschaffen, wurde ihnen gerade durch die Lage ihres Landes erleichtert, die ihnen den äußeren Verhältnissen gegenüber eine zurückhaltende und beobachtende Stellung einzunehmen und zu behaupten gestattete.

Das Hauptergebniß des Bemühens für den Handel war, daß Aegypten jetzt das Land wurde, wo der Handel des Ostens und der Handel des Westens sich die Hand reichten. Der Handel Indiens und des südlichen Arabiens, der durch den Reichthum ihrer Naturerzeugnisse bedeutsamsten Länder, hatte bisher seinen Weg nach dem Westen größtentheils durch das Binnenland genommen. Die Ptolemäer, von Anfang an mit Ausbildung des Seewesens eifrig beschäftigt, brachten es dahin, das der indisch-arabische Handel zur See seinen Weg nach Aegypten nahm, welches nun von Alexandria aus die Waaren nordwärts nach Rhodus und Byzanz und westwärts nach Karthago und Syrakus versandte. Außer der Ruhe, welche Aegypten im Vergleich mit dem unruhig bewegten, auch unter den Nachfolgern des Seleucus nicht zur Ruhe kommenden innern Asien genoß, trugen hierzu die in Aegypten für jenen Zweck getroffenen Anstalten bei. Der zweite Ptolemäus legte, da die Erneuerung von Necho's Canal den gewünschten Vortheil nicht gewährte, am Rothen Meere, wo Aegypten nie Häfen gehabt, die Häfen Berenice und Myoshormus an, die er durch eine bequeme Straße mit dem unterhalb Thebens am Nil gelegenen Koptus verband. Da ein uralter Handelsweg zur See zwischen Arabien und Indien gewesen war, brauchte man den arabischen Handelsleuten den neuen Weg nur zu zeigen, um rasch den ganzen Welthandel umzugestalten. Die mächtig aufblühende Königsstadt Alexandria, Sitz eines prachtliebenden Hofes, Mittelpunkt einer klugen und umsichtigen Staatskunst, Sammelplatz Aller, die griechische Bildung pflegten oder suchten, eignete sich zu einem Markte der Welt, und der bequeme Weg dahin gestattete hier einen wohlfeilern Verkauf der östlichen Waaren. Eine Zierde der Stadt war der zum Schutz ankommender Schiffe schon unter dem ersten Ptolemäus vor dem Hafen auf der kleinen Insel Pharus errichtete Leuchtthurm, von dessen Höhe ein großes Feuer Nachts meilenweit in die See hinein leuchtete. So gelangte diese Stadt zu einer Bedeutung, die Alexander gewiß noch nicht geahnt hatte. Er hatte nur der Provinz Aegypten ihren Schwerpunkt am Meere anweisen wollen, ohne daß er daran denken konnte, Asien, wo der Mittelpunkt seiner Herrschaft sein sollte, seiner Handelsstraßen zu berauben. Der Handel gab nun dem Reiche der Ptolemäer eine Bedeutung, durch welche der Unterschied, welcher zwischen ihm und dem ausgedehntern Reiche der Seleuciden bestand, ausgeglichen wurde. Nicht allein, daß bei der herrschenden Regierungsweise in die Hand des Königs die Früchte dieser neuen Thätigkeit fielen, die übrigen Handelsstaaten wurden, wollten

sie sich nicht der Gefahr aussetzen, in dem Antheil an dem nach Westen geleiteten Verkehr verkürzt zu werden, zu freundschaftlichen Verbindungen mit Aegypten genöthigt, welche das Ihrige dazu beitrugen, dorthin den Mittelpunkt des damaligen Staatensystems zu verlegen.

Wurde nun Alexandria durch den Handel ein zweites Tyrus, so wurde es durch Wissenschaft und Kunst ein zweites Athen. Das ptolemäische Alexandrien ist in der Geschichte der Bildung ein Mittelglied zwischen Griechenland und Rom geworden. Bei der von jetzt an allmählich sich steigernden Verbindung des Ostens mit dem Westen bildete es sowohl den Hauptanziehungspunkt für das in der nicht griechischen Westwelt erwachende geistige Bedürfniß, als es durch sein Beispiel die Form für die römische Geistesbildung bestimmen half. Zugleich sind die alexandrinischen Bemühungen das Mittel geworden, durch welches von den Werken der alten griechischen Litteratur viele der Nachwelt erhalten wurden. Was in Griechenland keine Fortsetzung fand und der Vergessenheit anheimgefallen wäre, wurde in Alexandrien bewahrt, weil es als die Quelle angesehen wurde, aus der ein neues griechisches Leben seine Nahrung schöpfen sollte.

Der Grund zu der neuen Schöpfung wurde von den Lagiden, durch Stiftung des Alexandrinischen Museums gelegt. In dem Stadttheile, der unter dem Namen Bruchium die königliche Residenz bildete, erhob sich ein Gebäude, das nach einem benachbarten Tempel der Musen jenen Namen erhielt, zur Aufbewahrung einer Büchersammlung und zum Zusammenleben und Arbeiten von Gelehrten, denen der Hof den Lebensunterhalt gewährte. Die Bemühungen, deren Sitz das später durch das Serapeum erweiterte Museum war, richteten sich zunächst darauf, die Werke der griechischen Litteratur aus dem Mutterlande und den älteren Colonieen zu sammeln und so vor Zerstreuung und Untergang zu retten. Hierzu kam aber das Geschäft, sie zu ordnen, wozu auch die Feststellung des Ranges gehörte, der den Werken nach ihrem Range gebührte. Daraus gingen Verzeichnisse hervor, indem man für jeden Zweig der Litteratur diejenigen Werke zusammenstellte, welche man am würdigsten fand, fortwährend gelesen und bei der Hervorbringung des Neuen als Muster angesehen zu werden. Eine fernere doppelte Thätigkeit bestand in der Feststellung des durch Abschrift im Laufe der Zeit mannichfach verderbten Wortlautes und der Erläuterung derjenigen Verhältnisse, welche zur Zeit der Abfassung der Werke Jedermann geläufig gewesen, jetzt aber Vielen fremd geworden waren, ohne daß ihre Kenntniß zum Verständniß der Werke hätte entbehrt werden können. Dies ist der Ursprung der Kritik und der Hermeneutik. Die gesammte auf die alte Litteratur gerichtete Thätigkeit, so wie die Wissenschaft, die mittelst dieser Thätigkeit begründet wurde, erhielt den (später auf die Kenntniß der Sprachgesetze beschränkten) Namen der Grammatik. Die Grammatik in diesem weitern Sinne bildete die Grundlage der wissenschaftlichen Jugendbildung, da die lebenden Ge-

schlechter nur auf mittelbare Weise in Zusammenhang mit der alten, in der Litteratur abgespiegelten griechischen Welt gesetzt werden konnten. Für die Geistesrichtung aber, welcher diese Wissenschaft entsprach, kam der Name der Philologie auf, welcher der Grammatik, besonders sofern sie auch die Kunde sachlicher Verhältnisse umfaßt, zugeeignet wurde. Zu den berühmtesten Grammatikern gehörte der, namentlich um Behandlung des Homer bemühte Zenodot aus Ephesus, der unter dem zweiten Ptolemäus Vorsteher der Bibliothek war. An ihn schließt sich als Meister jener grammatischen, vorzugsweise an Homer geübten Kunst sein Schüler Aristophanes von Byzanz, wie an diesen wieder ein Schüler, Aristarchus von Samothrace.

Aus der gelehrten Thätigkeit zu Alexandrien entwickelte sich auch eine dichterische. Der Umgang der Gelehrten mit der Dichtung schuf jenen Besitz der dichterischen Mittel, der zur Ausübung der Kunst auch da, wo eine schöpferische Kraft gebricht, einladet und befähigt. Die Ausübung der Kunst war auch erforderlich, um in dem weitern Kreise der Gebildeten, vor Allem am Hofe, ein Bedürfniß nach Beschäftigung der Phantasie zu befriedigen und den Reiz einer feinen Unterhaltung zu gewähren. Aber die alexandrinische Dichtung verräth in ihrem Wesen sehr ihren Ursprung aus einer gelehrten Beschäftigung mit der alten Zeit. Wenn auch eine erlernbare Fertigkeit in der Handhabung der Sprache die Werke auszeichnet, so stehen sie ihrem Inhalte nach dem Leben fern, dem alle in Athen einst wirksamen Antriebe zu Erweckung der Begeisterung für höheres Leben und der Theilnahme an menschlichem Thun und Leiden in hohem Grade fehlten. Den Ersatz sollte theils die Nachahmung alter Muster, theils die Verwendung eines großen Reichthums von Sachkenntnissen bieten. Daher wurden viele Werke nach Form und Inhalt Probestücke der Gelehrsamkeit. Noch weiter aber entfernte sich die Dichtung aus ihrem eigentlichen Gebiete durch Werke einer irrigen Didaktik, welche, von der alten lyrischen, auf das Innere des Menschen bezogenen Didaktik verschieden, sich bloß in zusammenfassender Beschreibung bewegten. So war Gelehrsamkeit das Kennzeichen alexandrinischer Dichtung. Demgemäß fanden außer der ganz undichterischen Didaktik eine Pflege nur das Epos, das die Benutzung von reichem antiquarischem Wissen gestattete, und diejenigen Arten der Lyrik, welche vermöge des Vorherrschens der Reflexion auch mit anderen als den rein dichterischen Mitteln eine Anziehungskraft ausüben können. Kallimachus aus Cyrene dichtete außer epischen Hymnen auf einzelne Götter Epigramme, welche Dichtungsart wegen der Gelegenheit scharfsinnigen und witzigen Gedankenspiels einen vorzüglichen Beifall fand. Im Epos ist die bedeutendste Erscheinung die Argonautenfahrt des Alexandriners Apollonius, der in der Zeit des dritten und vierten Ptolemäus lebte, ein Werk, das zwar von der Künstelei seiner Zeit nicht frei ist, namentlich eine mühsame Verfolgung homerischer Spuren verräth, aber den übrigen Erzeugnissen der Zeit gegenüber eine so

große Hinneigung zu einfacher und natürlicher Sprache zeigt, daß der Verfasser wegen dieser seiner abweichenden Geschmacksrichtung sich die Feindschaft seines Lehrers Kallimachus zuzog. Er verließ Alexandrien, um in Rhodus ein neues Vaterland zu finden, von welchem er der Rhodier genannt wird. Eine der Zeit eigenthümliche Dichtungsart ist die bukolische, welche ihre Darstellungen aus dem Kreise des Hirtenlebens nimmt. Die Natur lieferte ihre Bilder dazu in dem Leben der von griechischer Cultur unberührt gebliebenen sicilischen Hirten. Das Muster dieser Gattung alexandrinischer Kunst ist der aus Syrakus stammende Theokrit. Die Weichlichkeit und Ueberfeinerung des Hofes scheint sowohl den Dichter zur Darstellung entgegengesetzter Zustände hingetrieben, als auch bei dem Drucke, den die ihr dienenden Menschen unbewußt empfanden, für solche Darstellung Beifall erregt zu haben.

Eine fernere Eigenthümlichkeit der alexandrinischen Bildung besteht in der Ausbildung, welche die Mathematik und die Naturwissenschaften erhalten haben. Auf lange Zeiten hin ist Alexandrien für die Welt eine Schule dieser Wissenschaften gewesen. Alexander's Eroberungen hatten in den Geistern das Bestreben erweckt, die Güter der Erde auszubeuten und durch Benutzung der Naturkräfte früher unbekannte Wirkungen hervorzurufen. Aristoteles hatte, ein Alexander der Wissenschaft, für ein neues Gebäude menschlicher Erkenntniß die breite Grundlage ausgedehnter Beobachtung und Erfahrung zu gewinnen gesucht. Schon unter dem ersten Ptolemäus widmete Euklides der Geometrie eine Behandlung, wodurch er für lange Zeit Lehrer und Muster blieb. Eratosthenes, der bei seinen über alle Felder des Wissens verbreiteten Kenntnissen zuerst den Namen eines Philologen geführt haben soll, erhob durch Verbindung zahlreicher Beobachtungen die Geographie und die Astronomie zu Wissenschaften. Archimedes aus Syrakus, ein Zögling der alexandrinischen Gelehrsamkeit, bildete auf mathematischem Wege die Statik und Mechanik aus. Dieser Entwicklung zur Seite gingen Fortschritte in dem inductiven Theile der Naturwissenschaften. Wie schon Alexander dem Aristoteles aus Asien Naturmerkwürdigkeiten zugeschickt hatte, sorgten die Ptolemäer zu Alexandrien für Aufhäufung von Gegenständen, an deren Untersuchung sich die Kenntniß der Natur erweitern konnte. Damit gewannen die von Aristoteles begonnenen und von seinem Schüler Theophrastus fortgesetzten Forschungen über die Natur festern Boden und weitere Ausdehnung. Auch die ärztliche Kunst, die unter der alten Priesterschaft Aegyptens heimisch gewesen, erhob sich in dem neuen Aegypten zu höherer Stufe, indem sie, von Erkenntniß der Körpertheile und ihrer Verrichtungen ausgehend, sich fortan mit sichereren Schritten vorwärts bewegen konnte.

---

108. Charakteristik des Ptolemäus Philadelphus.

(Nach Joh. Gust. Droysen, Geschichte des Hellenismus.)

Wenn irgendwo, so hatte Ptolemäus Soter in der Wahl seines Nachfolgers die Vorsicht bewährt, die ihn überall auszeichnete; mag auch die Zuneigung für Berenice nicht ohne Einfluß auf seine Entscheidung gewesen sein, überwiegend bestimmte ihn die Rücksicht auf das Reich, das nur in der sorgfältigsten Vorsicht die Machtentwicklung gewinnen konnte, zu der er den sichern Grund gelegt hatte. Er konnte es in keine besseren Hände legen, als in die seines Lieblings *), und mit Jubel begrüßten seine Macedonier die Entscheidung. Noch jetzt tritt uns in den Resten der Ueberlieferung das Bild dieses merkwürdigen Fürsten deutlich entgegen. Er war schwächlichen Körpers, von feinem, erregbarem Sinn, von der gewähltesten Bildung; an seinem Hof sammelte sich alle Kunst, alle Wissenschaft, jene, den Luxus zu veredeln, den er liebte; diese, auch der leichten geistreichen Geselligkeit, die er um sich zu schaffen verstand, Gehalt und Werth zu verleihen. Hier hatte der Atticismus eine neue Heimat gefunden, hier bildete sich eine Courtoisie, welche die anmuthigsten Formen hellenischer Bildung mit ihren edelsten und tiefsten Schöpfungen zum glänzend vielseitigsten Genuß verband. Nie hat man das Leben zierlicher zu schmücken, geistreicher zu genießen, nie feiner zu schmeicheln verstanden, als an diesem Hofe. Wie gar verschieden von dem macedonischen Antigonus, dem Freunde jener ernsten Stoiker, ist dieser Philadelphus! Er hat nicht, wie jener, ein mühsam Auferbautes wieder und wieder von Neuem zu beginnen, mit Willenskraft und festem Lebensplan endlich hindurchzuführen; er hätte nie Großes gegründet, aber weiter zu führen weiß er es. Er ist behutsam, nicht ohne Mißtrauen, wenn es gilt, auch gewaltsamster Entschließung fähig. Er sucht nicht den Ruhm der Kriege, er meidet sie, bis sie ihm sichern Gewinn versprechen; er zieht nicht selbst in die Schlacht hinaus, aber seine Gesandten gehen zum Königshofe am Ganges und zum Senat am Tiberstrom; seine Flotten erscheinen in den äthiopischen Meeren und am Gestade des Pontus; und während er daheim Canalbauten, Städtegründungen, Hafenanlagen verordnet, für nichts Sinn zu haben scheint, als für die inneren Verhältnisse und das wundervolle Aufblühen seines schönen Landes, umspinnt er die Welt mit den heimlichen Fäden seiner unermüdlichen Politik. Und wieder sucht er neue Zerstreuung da und dort; bald ist es ein neues Gemälde, eine kostbare Gemme, bald seltene Thiere für die Menagerie, eine neue Handschrift für die Bibliothek, ein endloses Genießen; und doch bei aller Zerstreuung und Thätigkeit kann er des krän-

*) Ptolemäus Ceraunus, des Königs ältester Sohn, verließ, so zurückgesetzt, Alexandrien und rechtfertigte (an Lysimachus' Hof) hinlänglich des Vaters Entscheidung.

kelnden Körpers nicht vergessen; auch der Kunst der Aerzte vertraut er nicht mehr; die geheime Wissenschaft soll Rath schaffen, in den dunkeln Tempeln Aegyptens ist sie seit alter Zeit bewahrt; so sinnt und baut er auf den Trank der Unsterblichkeit, er hofft ihn alsbald zu finden. Und als er einst viele Tage am Podagra krank das Schmerzenslager gehütet hatte, und dann, ein wenig erleichtert, zum Fenster des Palastes hinaus schaute und armes ägyptisches Gesindel vergnügt das dürftige Frühstück verzehren und sich im sonnigen Sande strecken sah, rief er: „Ich Armer, daß ich nicht einer von ihnen bin!“

---

109. Die Erhebung der Juden unter den Makkabäern.

(Nach Wilhelm Roßmann, die makkabäische Erhebung.)

Palästina, welches die Brücke bildet zwischen Asien und Afrika und dessen Besitz deßhalb für Syrien wie für Aegypten von der höchsten Wichtigkeit ist, war ein Gegenstand wildesten Kampfes zwischen den Diadochen gewesen. Mit dem Jahre 301 kam es unter ägyptische Herrschaft und blieb unter derselben bis zum Jahre 203, wo es sammt Cölesyrien und Phönicien in den Besitz des seleucidischen Königs Antiochus III. von Syrien überging. Die Juden aber, welche die Partei des Antiochus ergriffen hatten, erhielten von diesem die Unantastbarkeit ihrer väterlichen Gesetze und eine pecuniäre Unterstützung ihres Cultus zugesichert, um sie an die syrische Herrschaft zu fesseln.

Auf Antiochus III. folgte 187 sein Sohn Seleucus Philopator, der 175 ermordet ward; auf ihn Antiochus Epiphanes. Er war es, der den Kampf des aufgeklärten Liberalismus gegen die Besonderheit jüdischer Anschauung begann.

Dieser Kampf wird von beiden Seiten mit der Absicht oder der Erwartung vollkommener Vertilgung des Gegners geführt. Auf der einen Seite steht eine universalistische, jede Eigenartigkeit überwältigende Bildung, verbündet mit gewaltiger materieller Macht, auf der andern ein kleines Volk, der staatlichen Selbständigkeit lange entwöhnt, in der militärisch ungünstigsten Stellung, mit geringen Mitteln, und dennoch in der unerschütterlichen Gewißheit, in kürzester Frist zur Herrschaft der Erde berufen zu werden; auf der einen Seite der selbstgewisse Stolz einer imposanten Majorität, im Bewußtsein großer Siege, mit dem principiellen Anspruch auf allgemeine Herrschaft, auf der andern nichts als die Zuversicht auf ein vor Jahrhunderten gesprochenes göttliches Wort.

Eine nicht unbedeutende Partei in Jerusalem selbst kam dem syrischen Könige entgegen. Es gab dort Viele, denen die leichtere und sinnlichere Art griechischen Lebens, griechischer Bildung und Kunst mehr zusagte, als die strenge, entsagungsreiche Sitte der Väter, die eben jetzt in überwuchernder

Fülle Satzung auf Satzung hervortrieb. Selbst in das Allerheiligste suchten diese Abtrünnigen einzudringen. Das hohepriesterliche Amt war, seit das der staatlichen Selbständigkeit beraubte Volk in ihm seinen eigentlichen Stützpunkt fand, seit die über Vorder-Asien und Aegypten verbreiteten Juden, die noch immer zur Tempelgemeinde gehörten, bedeutende Tempelsteuern nach Jerusalem sandten, ein Gegenstand höchster Begierde, eifriger Umtriebe geworden, und die hellenistisch gesinnte Partei scheute sich nicht, die Unterstützung des syrischen Königs für ihre Zwecke zu erkaufen. Des Hohenpriesters Onias Bruder, Josua, der seinen Namen in den griechischen Jason umbildete, wie denn auch das Land sich mit griechischen Namen zu bedecken anfing, verschrieb dem König 590 Talente für die Zusage des Hohenpriesterthums und die Erlaubniß, Gymnasien nach griechischer Sitte in Jerusalem anlegen zu dürfen. „Da solches der König willigte," erzählt das zweite Buch der Makkabäer, „und Jason das Priesterthum bekam, gewöhnte er alsobald seine Leute an der Heiden Sitten. — — Unter der Burg bauete er ein Gymnasium und verordnete, daß sich die stärksten jungen Gesellen darin üben mußten, und das heidnische Wesen nahm also überhand, daß die Priester des Opfers noch des Tempels nicht mehr achteten, sondern in das Gymnasium liefen und sahen, wie man den Ball schlug und andere Spiele trieb, und ließen also ihrer Väter Sitte fahren und hielten die heidnischen für köstlich." Ja, als man in Tyrus das fünftjährliche große Kampfspiel hielt, schickte Jason einige antiochenische Juden dorthin, um dem Hercules ein Opfer zu bringen.

In derselben Weise aber, in der Jason seinen Bruder verdrängt hatte, ward er durch seinen jüngsten Bruder Menelaus beseitigt, der des Antiochus Geldverlegenheit glücklich benutzte. Da er indessen die 300 versprochenen Talente zu zahlen zögerte, wurde er nach Antiochien berufen, um dort dem Könige Rede zu stehen. Während dieser Zeit verwaltete sein Bruder Lysimachus für ihn das hohepriesterliche Amt; er setzte in erhöhtem Maße die schändliche Plünderung fort, welcher der Tempelschatz in der letzten Zeit ausgesetzt gewesen war. Endlich empörte sich das schwergereizte Volk, Lysimachus kam im Aufstande um. Unterdessen hatte sich Menelaus vollkommen in die Gunst des Königs gesetzt. Kurz nach dem Tode des Lysimachus vermochte er den König, drei jüdische Abgeordnete, die gegen ihn Klage geführt hatten, hinrichten zu lassen. Diese Gewaltthat erregte in Jerusalem die tiefste Erbitterung. Da kam die Nachricht, Antiochus, der inzwischen eben um den Besitz Palästina's und Cölesyriens ein Heer gegen Aegypten geführt hatte, sei dort gestorben. Sofort eilte Jason, der sich bei den Ammonitern aufgehalten hatte, herbei, bemächtigte sich der Stadt und warf den Menelaus auf die Burg zurück. Aber jene Nachricht war falsch gewesen. Antiochus erschien plötzlich und drang mit Hülfe des Menelaus in die Stadt ein. Es erfolgte ein grauenvolles Blutbad. Die Stadt Jerusalem wurde geplündert, 80,000 Juden niedergemetzelt, 40,000 in die Sclaverei verkauft, 18,000

Talente Silbers mit fortgeschleppt. Auch der Tempel wurde seiner goldenen Gefäße beraubt, vom Könige selbst durch ein heidnisches Opfer entweiht und statt des Jehovadienstes der Dionysus-Cultus eingeführt. Menelaus aber blieb Hoherpriester und königlicher Generalpächter.

Gereizt durch die Gräuel des Siegers bildete sich eine Partei, die von Aegypten Hülfe und Rettung erwartete. Sie warf die syrische Partei aus der Stadt. Aber diese kehrte, unterstützt durch den Strategen Appollonius, den Antiochus mit 22,000 Mann gesandt hatte, zurück, nahm die Stadt und richtete abermals ein furchtbares Blutbad an. Jetzt erst begann eine systematische Tyrannei. Der Tempeldienst war bereits factisch eingestellt, die Synagogen waren niedergebrannt, als der Befehl des Antiochus eintraf, die jüdische Religion vollkommen zu vertilgen. Ein besonderer Gesandter hatte ihn zu vollziehen. Wer irgend einem jüdischen Gebrauche fernerhin anhängen würde, sollte todtgeschlagen, es sollte im Tempel dem olympischen Zeus geopfert werden. So wurden denn die äußeren Umfassungsmauern des Tempels, die gegen die Heiden errichtet waren, niedergerissen; auf dem großen Brandopferaltar wurde ein kleiner errichtet und mit Fahnen und heidnischen Symbolen verziert. Man zwang die Juden, auf allen Straßen unreine Thiere zu opfern, beim Dionysusfeste mit Epheu bekränzt im Aufzuge zu erscheinen. Viele aber erlitten den Märtyrertod oder entflohen in die Wälder und Höhlen. Zu Jerusalem kam es zu keinem gemeinsamen Widerstande; das Judenthum schien verloren.

Da erhob sich in Modiim, einem Bergstädtchen an der Straße von Jerusalem nach Joppe, aus der Familie der Hasmonäer ein Mann mit Namen Matathias. An ihn als einen angesehenen Mann (aus Aaron's Geschlecht) hatten sich die Boten des Königs mit großen Verheißungen gewandt. Da sprach Matathias frei heraus: Wenn schon alle Länder Antiochus gehorsam wären, und Jedermann abfiele von seiner Väter Gesetz und willigte in des Königs Gebote: so wollen doch ich und meine Söhne und Brüder nicht vom Gesetze unserer Väter abfallen. Und als vor Aller Augen ein Jude hinging, den Götzen zu opfern, sprang der greise Matathias hinzu, erschlug ihn und des Königs Hauptmann und zertrümmerte mit eigener Hand den Altar. Dann rief er durch die Straßen: „Wer um das Gesetz eifert und den Bund halten will, der ziehe mit mir aus der Stadt!“ Und nun durchzog Matathias das Land, zerstörte die heidnischen Altäre und strafte die Abfälligen. Bald erlag er seinen Mühen. Nachdem er seine fünf Söhne an den Beruf des priesterlichen Stammes, an den allmächtigen und wahrhaftigen Gott der Väter erinnert und ihnen den ältesten, Simon, zum Vater, den zweiten, Judas, zum Hauptmann gesetzt, starb er im J. 166.

Judas, der sich den Beinamen Makkabi, der Hammer, erwarb, führte den Kampf fort und besiegte den Appollonius. Dann schickte Antiochus ein Heer von 40,000 Mann Fußvolk und 7000 Reitern unter dem

Befehl des Ptolemäus nach Judäa mit dem Auftrage, Jerusalem vollkommen zu zerstören. Es theilte sich in zwei Treffen. Das Vordertreffen, das sich durch die in den ersten Kämpfen versprengten Truppen zu 20,000 Mann verstärkte, nahm seine Stellung bei Emmaus in der philistäischen Niederung, eine Menge beutegieriger Sclavenhändler in seinem Gefolge. Gegenüber Judas mit nur 6000 Mann; es hatten ihn Manche verlassen. Aber diese „vereinigten sich, sie wollten ihr Volk retten und für die Heiligen streiten". Judas siegte vollkommen, und das syrische Hauptheer erschien gar nicht. Aber bald folgte eine neue, stärkere Armee, und von allen Seiten beunruhigten die alten Erbfeinde der Juden das unglückliche Volk. Dennoch feierte Judas nach einer Zeit schwerster Kämpfe und ruhmvollster Siege im J. 164 wieder das erste gesetzliche Opfer im Tempel zu Jerusalem.

Als die syrische Macht durch die unablässigen Kämpfe der Thronprätendenten gelähmt wurde, gelang es dem Simon, dem Nachfolger des Judas, unter glücklicher Benutzung der Parteiverhältnisse auch die staatliche Freiheit seinem Volke wieder zu gewinnen. Mit dem Jahre 138 begann eine neue Aera, die der Freiheit Israels, wie sie auf den Münzen bezeichnet wurde. Die Familie der Makkabäer übernahm die Fürstenwürde. Erträglich waren die Zustände, so lange priesterliche und fürstliche Gewalt getrennt war. Aber Jochanan Hyrkanus vereinigte sie in seiner Hand, und es trat nun das ein, was nach dem Despotismus dem Staate das Verderblichste ist und ihn unfehlbar zerrüttet. Es geschah, daß bei der Vermischung des Geistlichen und Weltlichen im Regiment auch die politischen Parteien zugleich religiöse wurden und umgekehrt. Die Aristokratie war sadducäisch, das Bürgerthum pharisäisch. Von beiden Parteien umworben, von beiden benutzt, zwischen beiden schwankend, verzehrte sich die höchste Gewalt. Sie erlag dem schnödesten Spiel der Intrigue.

Der Gedanke, durch den die Makkabäer gesiegt hatten, ließ sich in die enge Form eines jüdischen Staates nicht fassen. Er bedurfte einer größern Welt, sich darin zu gestalten. In Jesus Christus gewann dieser Gedanke persönliche Gestalt und damit die Kraft, in der gesammten Menschheit ein neues Leben zu erregen, mit neuem Anfang, neuen Zielen. So ging doch, während der jüdische Staat den Römern erlag, aus ihm ihr Ueberwinder hervor.

XI. Die Römer.

110. Die Völker des alten Italiens.

(Nach Wilhelm Wachsmuth, europäische Sittengeschichte.)

Italiens Bevölkerung in der Zeit vor Roms Herrschaft war bunter gemischt, als in irgend einem der bisher genannten Länder; Einfluß der Natur

des Landes auf die Zerrissenheit der Völker ist unläugbar; ganz anders mußte das Völkerleben in dem Kessel Ober-Italiens, um den Po, als in den rauhen Schluchten des Apennin, und anders, als hier, in dem üppigen Campanien und am tarentinischen Busen sich gestalten. Aber auch nicht einmal eine gewisse äußere Gleichartigkeit konnte in dem Lande, das doch im Norden durch Gebirge und übrigens durch das Meer eine äußere Geschlossenheit hat, sich bilden; denn zu der heimischen Bevölkerung kamen in einer Zeit, wo diese ihr eigenthümliches Leben zu entwickeln begann, Fremdlinge, überlegen durch Wissen oder rohe Gewalt, nach Süden Griechen, nach dem Norden Gallier, und so wurden diese beiden Enden Italiens dem heimischen Leben entfremdet, und dessen Geschichte auf die Mittellandschaften beschränkt. Von manchen der altitalischen Völker weiß die Geschichte gar wenig zu berichten; Oenotrer, Messapier, Salentiner, Calabrer, Peucetier, Daunier im südlichen, Veneter, Euganeer &c. im nördlichen Italien sind nur wie Schattenrisse auf Italiens Völkertafel; ihr Dasein erregt keine Theilnahme, ihr Untergang kein Bedauern. Andere trugen einen vollgehaltigen Keim künftiger fruchtreicher Entwicklung in sich, wurden aber entweder aus ihren heimatlichen Wohnsitzen, wo jene hätten reifen können, verdrängt, so die Siculer, die aus der Umgegend der Tiber nach Süd-Italien und Sicilien hinabwichen, oder in ihrer Landschaft von mächtigen Nachbarn unterdrückt oder auf geringen Raum beschränkt, so die Ausonen in Campanien und dem angrenzenden Gebirge. Von den beiden letzteren erhielt sich ein bedeutsames Denkmal in den Sprachen der nachherigen Völkerschaften: ein siculischer Grundstamm im Lateinischen, und von den Ausonen oder Opikern die späterhin über ganz Süd-Italien verbreitete oskische Sprache; ja, durch die Bezeichnung oskisch oder opisch wurde, ungefähr in der Art, wie das Pelasgische dem Hellenischen, dem Römisch-Italischen ein Alt- oder Ur-Italisches entgegengesetzt.

Das gebildetste Volk Italiens und des gesammten europäischen Abendlandes in der vorrömischen Zeit waren die Etrusker, hochbedeutsam wegen des Einflusses, den sie auf Roms Bildung geübt haben, weit mehr, als die Aegyptier es für die Griechen gewesen sind. Ehe noch Rom erbaut wurde, herrschten Etrusker, außer in dem Mutterlande zwischen Arno und Tiber, auch in der Niederung am Po und im reizenden Campanien. Jede dieser drei Landschaften bildete einen besondern Staatenverein; in jeder waren die einzelnen Staaten nur locker mit einander verbunden; das volksthümliche Gepräge scheint aber gleichartig gewesen zu sein. Es ist ausgezeichnet durch eine sehr fruchtbare Richtung auf Staaten-Gründung, Erbauung von Riesenmauern und Canälen, Erfindungen zur äußern Ausstattung der Staatsgewalten mit fürstlichem und Ehrfurcht gebietendem Gepränge, wie Thron, Fasces, wie Lictoren und Purpurgewand, durch große Regsamkeit zum Seewesen und Handelsverkehr und staatliche Füllung des Lebens mit

äußeren Gütern, durch wissenschaftliche Forschung und ansehnliche Leistungen in plastischer Kunst, Musik und Litteratur. Neben dieser heitern und empfehlenden Seite aber ist der Schatten sehr reichlich: das Volk schmachtete in Knechtschaft, Fürstenthum und Herrenstand waren zwingherrlich, die Staaten gleichgültig gegen einander, der Seehandel gemischt mit Seeräuberei; wissenschaftliche Forschungen befangen durch düstern Aberglauben und Cärimonialdienst, Prodigienspäherei und Eingeweideschau (Haruspicin), und diesen dienstbar, das Leben aber früh durch wüstes Sittenverderbniß verunstaltet. Den Höhepunkt hatten die Etrusker im dritten Jahrhunderte nach Erbauung Roms erreicht; schon unter Roms Königen hatten Reibungen zwischen diesen und einzelnen Staaten Mittel-Etruriens begonnen; sie dauerten fort, aber der etruskischen Staaten Kraft ward dadurch nicht geübt oder gesteigert, sondern abgenutzt: es ist, als ob Rom, das sich mit etruskischen Einrichtungen ausgestattet, damit seinen Bildnern auch das Mark ausgesogen hätte. Verderbniß und Verfall war im vierten Jahrhunderte v. Chr. offenbar, gleichzeitig mit dem griechischen. Ehe aber das Mutterland sich unter Rom beugte, fiel das padanische Etrurien an die Gallier, das etruskische Leben ging daselbst völlig zu Grunde und nur kümmerliches Gut wurde von Flüchtlingen ins rhätische Gebirge gerettet; das campanische Etrurien aber ward im J. 423 v. Chr. von einem Samniterstamme, der vom Gebirge erabstieg, bewältigt. Erst am Ende des großen Samniterkriegs, in welchem Etrusker, Samniter, Umbrer und Gallier zusammen gegen Rom standen, war Roms Obergewalt über das etruskische Mutterland, von dem es schon nach und nach mehrere Staaten losgerissen und sich unterworfen hatte, entschieden.

Auf dem Scheitel Italiens, dem Hochgebirge östlich von Rom, wo der Gran Sasso d'Italia sein schneebedecktes Haupt 8882 Fuß hoch erhebt, wohnten die Sabiner, ein italisches Urvolk, ausgezeichnet durch das Herbe und Strenge in ihrem Volksthum, ein harter Kern in harter Schale geborgen. Als das Gebirge dem fröhlich aufsprossenden und sich mehrenden Geschlechte zu enge wurde, begannen Auswanderungen; es war, wird uns erzählt, eine sabinische Sitte, in Zeit der Noth die Weihung aller in dem Jahre der Bedrängniß geborenen Menschen und Thiere an die Götter, zum Opfer nach vollendetem Wachsthum, zu geloben; das Blut der Menschen zu vergießen habe man sich gescheut, aber man habe sie über die Grenze gesandt; dies hieß gelobter Frühling, ver sacrum. Eine solche Weihschaar von Jünglingen und Männern soll nordwärts gezogen und daraus das Volk der Picenten entstanden sein; eine andere gen Süden, daher das Volk der Samniter; von diesen aber stammten die Lucaner, und aus entlaufenen Knechten der Lucaner bildeten sich die Bruttier. Die Sage kann wenigstens für genügendes Zeugniß von der Verwandtschaft jener Völker gelten. Auf diese können aber auch die Nachbarn der Sabiner, die Marser, Pe-

ligner, Vestiner und Marruciner, wohnhaft um den Fuciner See, Anspruch machen, welche sich nach dem ersten Zusammenstoße mit den Römern mit diesen befreundeten, so daß Florus sagt, Rom habe niemals über sie und niemals ohne sie triumphirt. Die Tugenden des Muttervolks entfalteten sich aber zur herrlichsten Blüte bei den Samnitern, deren Wohnsitze das Gepräge des Sabinerlandes hatten. Hier gesellte sich zu kriegerischer Rohheit und Rüstigkeit ethischer Adel des Sinnes, aus dem preiswürdige Einrichtungen des bürgerlichen Lebens hervorgingen, und selbst Empfänglichkeit für die Weisheit der Griechen. Von ihnen lernten die Römer während des halbhundertjährigen Kampfes die Mittel, sie zu bezwingen. Nur festgeschlossene Einheit mangelte ihnen, im Waffenthum waren sie den Römern gleich, in Rüstung überlegen. Dieses Geschlecht ward von den Römern nicht sowohl gebeugt als ausgetilgt und das Land zur Einöde, doch blieb in den kümmerlichsten Ueberresten des einst zahlreichen Volkes das Andenken an die Größe der Väter und der Groll gegen Rom; der Samniter Pontius Telesinus wollte im sullanischen Kriege die alte Feindin vertilgen; sein Besieger Sulla ließ die sämmtlichen Gefangenen ermorden, denn dieses Geschlecht, war seine Meinung, könne nie guten Sinn gegen Rom hegen.

Gänzlich entarteten aber die Samniter, welche sich Campaniens bemächtigt hatten; sie, Campaner genannt, nahmen der etruskischen Vorbewohner Unsitte an; Capua ward für jegliches Geschlecht Verderberin der Kraft. Im Anfange des Samniterkrieges gaben die Campaner sich in Roms Schutz; ihr Abfall von Rom im zweiten punischen Kriege hatte die Auflösung der Gemeinde zur Folge.

Latiums Bewohner waren ursprünglich nicht eines Stammes, nicht einer Sprache, nicht politisch einander befreundet; unter Hernikern, Aequern, Volskern und Rutulern wohnte ein der Sprache nach den Griechen verwandter Stamm, der wohl den so leicht erweiterten Namen pelasgisch verträgt; aus diesem arbeitete sich die lateinische Sprache zur Geltung neben der etruskischen und oskischen hervor und durch sie bekam das Volk der Latiner einen bestimmten Charakter. Uebrigens floß in Latiums Culten, politischen Einrichtungen und Verhältnissen von drei Seiten der Umgegend, aus Etrurien, dem Sabiner- und dem Opikerlande, so viel zusammen, daß Scheidung des Heimischen und Fremden unmöglich wird.

Die Ligurer, wohnhaft im heutigen Gebiete von Genua und darüber hinaus am nordwestlichen Abhange des Apennin, waren ein armes, aber freiheitstolzes und mannhaftes Bergvolk. Sie kamen von allen Völkern Italiens am spätesten in Berührung mit den Römern und trugen am spätesten gegen diese die Waffen. Im Kampfe für Vaterland und Freiheit übten sie List mit Gewalt, darum heißen sie lügnerisch und räuberisch bei dem Römer. In dem Fortgange des mörderischen Kampfes sann dieser mehr auf Vertilgung als Unterwerfung des unbezähmbaren Feindes.

Von den Inselbewohnern waren die Siculer und Sicaner auf Sicilien, von den Urbewohnern Latiums stammend, durch Carthager und Griechen zu Grunde gerichtet worden, ehe Roms Macht dahin reichte; die Sarden, auch ein Bergvolk, aber den Ligurern nicht gleichzustellen, und die ihnen verwandten Corsen, von den Römern für wilder als Thiere geschätzt, und als Sclaven unempfindlich gegen jegliche Art der Behandlung, scheinen zu den rohesten Stämmen des Abendlandes gehört zu haben.

---

111. Roms Größe.

(Nach B. G. Niebuhr, kleine historische und philologische Schriften.)

Die Neueren, namentlich Macchiavelli und Montesquieu *), gehen in ihrer Bewunderung der Römer und ihrer Einrichtungen bis zur entschiedensten Parteilichkeit. Die herbe Frugalität der alten Republikaner, ihre Unempfindlichkeit für den Besitz und die Genüsse des Reichthums, die strenge Gesetzlichkeit des Volkes, die feste allgemeine Treue während der schönen Jahrhunderte, in denen die Verfassung, seitdem die Ansprüche der Aristokratie beschränkt waren, in ihrer ganzen Vollkommenheit lebte; der reine Sinn, welcher nie erlaubte, bei innerem Zwist fremde Einmischung zu suchen; die Allmacht der Gesetze und Gewohnheiten und der Ernst, womit an ihnen dennoch geändert ward, was nicht mehr angemessen war; das Ideal der Männlichkeit im Bürger und im Staat: alle diese Eigenschaften erregen in uns eine Ehrfurcht, welche wir bei der Betrachtung keines andern Volkes so empfinden können. So ist es ganz natürlich, daß wir, auch abgesehen von dem Glanz, womit Macht und Siege immer umgeben sind, zu den Römern jener guten Zeit der Republik mit Bewunderung hinaufsehen. Aber wenn wir uns lebhaft in jene Zeiten hineindenken, so wird sich doch ein Grauen in jene Bewunderung mischen: denn verträglich und abgefunden mit diesen Tugenden, herrschten, von den ältesten Zeiten her, unersättliche Herrschsucht, gewissenlose Verachtung des fremden Rechts, gefühllose Gleichgültigkeit gegen fremdes Leiden, Geiz, als Raubsucht noch fremd war, und eine ständische Absonderung, aus der nicht allein gegen den Sclaven oder den Fremden, sondern gegen den Mitbürger oft unmenschliche Verstockung entstand. Allen diesen Lastern bereiteten eben jene Tugenden den Weg zur Herrschaft, und gingen so selbst unter.

Wenn wir nun, bei einem gerechten Urtheil über die Römer, auch diese dunkeln Schatten nicht vergessen müssen, und also ihrer Verherrlichung nur

---

*) Ersterer in seinen Abhandlungen über die erste Dekade des Livius, letzterer in seinen considérations.

mit Einschränkung beistimmen können, so müssen wir auch dem Schicksal einen großen Antheil an der römischen Größe beimessen. Durch den ganzen Gang der Geschichte werden wir sehen, wie oft alle Tugenden des Staates und des Volkes fruchtlos gewesen wären, wenn nicht das Schicksal Rom in Gefahren gerettet und seine Triumphe vorbereitet hätte. Die Völker und die Männer, denen Rom hätte unterliegen können, erschienen zu spät; in den Perioden der Schwäche hatte es nur ihm nicht überlegene Gegner zu bekämpfen, und während Rom Alles an Alles setzte und im Kriege lebte, schonten andere Völker ihre Anstrengungen, weil sie am Siege verzweifelten oder im Grunde ihres Herzens nur weichliche Muße liebten. Keines unter allen ging ihm mit ähnlichem Sinn und einem ähnlichen Ziele entgegen, und schon darum mußte Rom über alle siegen. Philipp's Ruhe am Anfange des hannibalischen Krieges, Mithridates' Unthätigkeit, so lange der marsische Krieg Roms Dasein bedrohte und ein kleines Uebergewicht entschieden haben würde, darin verkenne keiner Gottes Finger. Denn daß Rom nicht angeboren unüberwindlich war, ist erwiesen durch den Widerstand kleiner echt kriegerischer Völker, die nur durch die Zahl und Macht überwältigt wurden; so aber dienten auch diese Kriege, in den Zwischenräumen zwischen den größeren und entscheidenderen, der Ausartung der Disciplin und Kriegskunst vorzubeugen, welche langer Friede auch bei den römischen Heeren leicht einführte.

Im Fortgang der Begebenheiten, als Roms Eroberungen in einen Körper verwuchsen, verliert die Geschichte gänzlich das moralische und poetische Interesse der vorigen Jahrhunderte, welches schon längst durch Zerrüttungen und Gräuel und das Absterben aller einheimischen Tugenden getrübt war. Wie Vieles aber auch die römische Herrschaft zertreten hat, dankbar müssen wir anerkennen, was sie stiftete und erhielt. Sie hat fast alle Städte gegründet oder belebt, welche innerhalb ihres alten Ursprunges noch jetzt bestehen; die Sprachen des westlichen Europa, aus der lateinischen erzeugt, erhielten ihre Litteratur zugänglich, und machten ihre Wiederbelebung möglich. Ja, die römische Herrschaft hat ohne Zweifel Griechenland und die griechischen Schriften erhalten, denn wäre der Osten nicht durch die Kräfte eines großen Reiches geschützt worden, so hätten die Barbaren diese entvölkerten und geschwächten Gegenden wahrscheinlich schon sehr früh, unfehlbar aber in den Zeiten der großen Völkerbewegungen, überwältigt, und mit den entarteten Griechen auch die Schätze vertilgt, welche sie für künftige Jahrhunderte bewahrten. Die Geschichte aller Völker der alten Welt endigt in der von Rom, und die aller neueren Völker ist aus der von Rom entstanden. Sie zeigt uns ein Volk, welches bei seinem unbedeutenden Anfange einem kleinen Saatkorn glich; aber diese ursprüngliche unbedeutende Bevölkerung wurde groß, theilte ihren Charakter Hunderttausenden mit und wurde die Beherrscherin der Völker vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne. Das ganze

westliche Europa nahm die Sprache der Römer an, und seine Einwohner betrachteten sich als Römer. Die Gesetze und Einrichtungen der Römer erlangten eine solche Bedeutung und Dauer, daß sie sogar noch im gegenwärtigen Augenblick fortdauernd ihren Einfluß über Millionen von Menschen behaupten. Eine solche Entwicklung ist ohne Vergleich in der Geschichte der Menschheit. Außerdem müssen wir die Größe der einzelnen Individuen und ihrer Thaten bedenken, den außerordentlichen Charakter der Einrichtungen, welche die Grundlage von Roms Größe bildeten, und die Ereignisse, welche an Großartigkeit alle anderen übertreffen; alles dieses gibt der römischen Geschichte Wichtigkeit und Dauer.

---

112. Parallele zwischen den Römern und Griechen.

(Nach Anton Westermann, Geschichte der Beredsamkeit in Griechenland und Rom.)

Während der Römer reiner Verstandesmensch ist, ist der Grieche reiner Gefühlsmensch. Die reiche, idealisirte Mythologie der Griechen, ihr lebendiges, vielgefeiertes Heroenthum, ihr abenteuerliches, durch so manche Sage und Erinnerung gehobenes Seeleben und die dadurch erzeugte vielfache Berührung mit fremden Nationen hatte bei ihnen die Phantasie zur vorherrschenden Geistesthätigkeit ausgebildet, diese wiederum die Poesie frühzeitig hervorgerufen und der Vollendung nahe gebracht, der Geschichte Anfangs durch Hinneigung zum Abenteuerlichen einen dichterischen Anstrich gegeben, und verbunden mit inniger, kindlicher Anschauung der Natur auf der einen Seite die Kunst, auf der andern die Philosophie ins Leben gerufen. Dieser Fülle von geistigen Anregungen gaben sich die Griechen mit ganzer Seele hin, in ihr lernten sie frühzeitig Ersatz suchen für die Mühseligkeiten des Lebens, während die Römer sich die Bekämpfung dieser Mühseligkeiten zur Hauptaufgabe des Lebens machten und keinen würdigeren Schauplatz ihrer Bestrebungen kannten, als das Forum und das Schlachtfeld. Auch die Griechen hatten ihre *ἀγορά*, auch sie bestanden zahllose Kämpfe auf Tod und Leben; allein das öffentliche Leben in Griechenland war doch ein ganz anderes als das in Rom. Während die Römer Alles um des Nutzens willen thaten und alles scheinbar Unnütze ausschlossen, ergriffen die Griechen jede Sache um ihrer selbst willen, bei ihnen stand alles sinnlich und geistig Wahrnehmbare in engem Zusammenhange. Ihr öffentliches Leben war Geselligkeit in höherer Potenz, nichts blieb ausgeschlossen, was dieser Geselligkeit einen höheren Reiz verleihen konnte. Aber eben darin liegen auch die Mängel des griechischen Staatslebens. Es fehlte den Griechen die tiefere Auffassung desselben, und wiewohl sie von glühendem Patriotismus und Freiheitsliebe beseelt waren, fiel es ihnen doch leichter, politisches Ungemach

zu ertragen als zu verhüten; was den Römern Zweck war, das Staatsleben selbst, war ihnen nur Mittel; daher ging ihnen so oft über der Nebensache die Hauptsache verloren. Auch die Sprache der Griechen entspricht ganz ihrem Charakter; in ihr ganz dieselbe Beweglichkeit und technische Verschlungenheit, doch ohne das Imposante des wie aus einem Gusse entstandenen römischen Numerus.

Diese kurze Zusammenstellung beider Völker und ihrer Eigenthümlichkeit in Sprache und Charakter zeigt, daß es kein Wunder ist, wenn beide, obgleich in ihrem Ursprunge verwandt, doch in ihrer Fortbildung so weit und so entschieden von einander abwichen. Denn diese Verwandtschaft war sowohl durch Beimischung fremdartiger Elemente, als durch die Abgeschlossenheit, in welcher die Römer im Laufe mehrerer Jahrhunderte ihren Bildungsgang durchmachten, so gut wie aufgehoben. Nichts desto weniger haben die Griechen schon früh einen gewissen Einfluß auf die Bildung der Römer ausgeübt. Unbezweifelt ist, daß schon in den ersten Jahrhunderten nach Vertreibung der Könige griechischer Cult nach Italien kam, daß griechische Sprache, griechische Kunst und griechische Sitte zu Rom bekannt war. Und haben nicht Ennius und Naevius griechische Bildung gehabt? Hat nicht Ennius den Hexameter von den Griechen entlehnt? Haben nicht Fabius und Cincius, Roms erste Historiker, in griechischer Sprache geschrieben?

---

113. Die Nationalsage der Römer von der Gründung ihrer Stadt.

(Nach Max Nägele, Studien über altitalisches und römisches Staats- und Rechtsleben.)

König Procas von Alba longa hatte zwei Söhne, den Numitor und Amulius. Der ältere, Numitor, ererbte vom Vater den alten Thron der Silvier. Gewalt ging jedoch vor Recht; Amulius, die Ansprüche und das Alter des Bruders verachtend, stieß ihn vom Thron und bemächtigte sich der Herrschaft in Alba. Er ließ des Numitor's Sohn auf der Jagd ermorden; die Tochter Rea Silvia nahm er mit dem Scheine hoher Ehre unter die Zahl der Vestalinnen auf, und vereitelte so jede Aussicht auf Fortpflanzung von Numitor's Stamm. Aber das Geschick hatte Roms und seiner Weltherrschaft Anfang beschlossen; und so geschah es denn, daß die Vestalin Silvia vom Mars Zwillingsknaben gebar. Amulius befahl sofort, die Mutter und die Knaben zu tödten, und zwar die letzteren in die Tiber zu werfen, welche durch die winterlichen Regengüsse weit über ihre Ufer getreten war und damals überhaupt am Fuß des palatinischen Berges in ausgedehnterem Strombette hinfloß. Die Knaben wurden in einer Wanne den Wellen an einer öden

und einsamen Stelle des Ufers Preis gegeben. Aber Mars schirmte seine Söhne, denn die Wanne gerieth allmählich in den Schlamm des seichten Uferrandes und blieb dort am Fuße eines Feigenbaumes fest sitzen. Plötzlich erscheint, durch das Schreien der Kinder gelockt, eine Wölfin und nährt die Knaben, die des Verwandten Hand hatte tödten wollen. Bald erscheint auch der dem Mars heilige Vogel, der Specht, und trägt den Knaben Speise zu. Hirten, die auf dem Palatinus und in den sumpfigen Niederungen die königlichen Heerden hüteten, bemerkten das Wunder, wie die Wölfin die Knaben säugt und sie liebkosend leckt. Faustulus, ein Hirte im Dienste des Numitor, erbarmte sich der Knaben und brachte sie seiner Frau, der Acca Laurentia, nach Hause zum Aufziehen. Faustulus gab auch den beiden Knaben Namen, dem einen Romulus, dem anderen Remus. Unter den Hirten und Heerden wuchsen zwar die Zwillingsbrüder heran, unterschieden sich aber durch ihre männliche Schönheit, Kraft und hohen Muth gar wohl von ihren Altersgenossen, und bewährten ihre Abkunft von Königen und Göttern. Beide hüteten die Heerden und hatten sich aus Holz und Rohr eine niedere Hütte erbaut; vor Allem aber jagten sie die wilden Thiere und bekriegten die Räuber in der Umgegend.

So waren die beiden Brüder 18 Jahre alt geworden, und das Hirtenvolk rings umher hatte sich daran gewöhnt, ihnen ein gewisses Uebergewicht im Verkehr des täglichen Lebens zuzuerkennen. Sie schlichteten z. B. unter den Hirten entstandene Streitigkeiten und wurden die Rächer begangenen Unrechts; oft kehrten sie, froh des über Räuber erfochtenen Sieges, die geraubte Habe dem rechten Herrn wieder zustellend, nach Hause zurück. Von Faustulus über seine Herkunft belehrt, drang Romulus mit seinem Bruder an der Spitze ihrer Genossen und bewaffneter Diener des Numitor in die Königsburg zu Alba, sie überwältigten mit leichter Mühe beim ersten Anlauf die Wachen, tödteten den Amulius und setzten den Numitor wieder in seine alten Rechte in Alba ein. Dann zogen sie nach der Gegend zurück, wo sie, dem Tode auf so wunderbare Weise entkommen, ihre Kindheit und Jugendjahre verlebt hatten. Alsbald sammelte sich um die Brüder eine Menge von Hirten, Jägern, Kriegern, die aus der Umgegend, insbesondere aus dem übervölkerten Alba, auf das Gerücht einer neuen Niederlassung hin, zusammenströmten; alle von der Hoffnung beseelt, klein und unbedeutend werde Alba hinter der neuen Stadt einst zurückstehen. Welcher von den beiden Brüdern und wo er die neue Stadt gründen sollte, wurde, da sie aus Ehrgeiz und Eifersucht sich nicht zu gemeinschaftlicher Herrschaft vereinigen konnten, den Göttern, in deren Schutz jene Gegend stand, überlassen. Romulus beobachtete früh Morgens vom Palatinus, Remus vom Aventinus aus den Himmel, und ängstlich harrten die Gefährten des Ausgangs. Remus sah zuerst sechs, Romulus etwas später zwölf Geier. Beide behaupteten gesiegt zu haben, beide wurden von der sie umgebenden Schaar als Herren und

Herrscher der Niederlassung begrüßt. Remus mußte jedoch zurückstehen, denn des Romulus Augurium war ein vorzüglicheres.

Romulus läßt nun aus Etrurien Werkverständige kommen, und beginnt auf dem palatinischen Berge den Bau der Stadt mit der Construction eines Templum, d. h. er spannte an einen Pflug einen weißen Stier und eine weiße Kuh und pflügte die Stadtmark ab. Die Götter Jupiter, Mars und Vesta ruft er um Gedeihen und Segen für die neue Stadt an; Blitzstrahl und Donner verheißen die Erfüllung des Erbetenen. Rasch erhebt sich unter den Händen der geschäftigen Bürger die Stadtmauer. Da brach das den Vorfahren schon so verderbliche Uebel der Herrschsucht über die Brüder herein. Remus konnte sein Unterliegen nicht verschmerzen und in trotzigem Spotte springt er, das schwache Bauwerk so verhöhnend, über die neue Mauer. Romulus, ergrimmt hierüber, erschlägt den Bruder mit eigener Hand. Um den Mord zu sühnen und das Andenken des gleich ihm zur Herrschaft in der neuen Stadt berechtigten Bruders zu ehren, führte er das fortan alljährlich zu feiernde, vom Bruder „Remuria" (Lemuria; am 9., 11., 13. Mai) genannte Sühnefest für die Seelen verstorbener Verwandten ein, und trug zugleich doppelte Königsinsignien, indem er, gleich als ob Remus noch lebte, neben seinen eigenen Thron einen zweiten mit den Zeichen der königlichen Würde stellen ließ. Die nun rasch erstehende Stadt nannte Romulus nach sich Roma und feierte am Feste der Göttin Pales (Palilia — 21. April) ihren Gründungstag.

In der kleinen, auf dem palatinischen Berge gegründeten und mit einer Mauer umgebenen Stadt eröffnete Romulus in der Niederung zwischen den beiden Hügelspitzen des saturnischen Berges eine Freistätte (Asylum) für einen Jeden, der kommen und an der neuen Ansiedelung Theil nehmen wollte. Bald strömte von allen Seiten von den Nachbarstämmen eine bunte Menge, ohne Unterschied Freie und Sclaven, zusammen. Allein die reichen Nachbarstämme verschmähten, den armen Römern, die nur wenige Hufen unbebauten Landes besaßen, ihre Töchter zur Ehe zu geben. Daher beschloß Romulus, da seine nur aus Männern bestehende Gemeinde bald wieder unterzugehen drohte, mit Gewalt der Waffen zu rauben, was man freiwillig zu geben sich so hartnäckig weigerte. Die Römer trafen große Vorrichtungen zu einem Festspiele zu Ehren des Deus Consus (Neptunus Equester) und luden hierzu die Nachbarstädte ein. Am bestimmten Tage strömten aus der Nähe viele Schaulustige, die besonders auch die neue Stadt zu sehen begierig waren, aus Caenina, Crustumerium, Antemna und aus dem Sabinerlande mit Frauen und Kindern nach Rom. Da plötzlich auf ein von Romulus gegebenes Zeichen stürzen die jungen Römer, während Aller Augen und Sinn auf das Festspiel gerichtet sind, über die in der Zuschauermenge befindlichen Mädchen her und schleppen sie davon. Erschreckt und wehklagend, den Gott, dessen Spiele zu schauen sie gekommen waren, zum Zeugen und

Rächer des verletzten Gast- und Friedensrechtes anrufend, entfliehen die Eltern und Verwandten der Geraubten. Caenina, Crustumerium und Antemna rüsteten mit Macht zum Kriege; die Sabiner zogen in Cures unter dem Befehle des Titus Tatius, des Königs jener Stadt, ein Heer zusammen. Caenina beginnt, da ihm die Bundesgenossen allzu langsam zu rüsten scheinen, zuerst und allein den Kampf. Die Römer blieben jedoch Sieger, der Caeninenser Heer wurde mit leichter Mühe vernichtet, ihre Stadt im Sturm erobert. Romulus kehrte triumphirend nach Rom zurück, weihte die erbeuteten Königswaffen (spolia opima) dem Jupiter und gelobte dieser Gottheit einen Tempel, in welchem fortan die den Königen und Feldherren feindlicher Heere von Römern abgenommenen Waffenstücke aufbewahrt werden sollten. Gleichwie Caenina, so erlagen auch die Städte Antemna und Crustumerium ihrem unbedachtsamen Ungestüme, mit dem sie vereinzelt die Römer angriffen. Allein bald mußte Rom den vierten und schwersten Krieg bestehen. Ein sabinisches Heer unter Führung des greisen Titus Tatius aus Cures näherte sich der Stadt. Die Verschanzungen auf dem saturnischen Hügel befehligte Sp. Tarpejus. Den Sabinern gelang es nun, dessen Tochter Tarpeja, als sie, um Wasser zum Opfer zu holen, vom Hügel herabgestiegen war, zu bestechen, und so durch Verrath sich des Berges zu bemächtigen. Tarpeja, gelockt durch die Pracht der von den Sabinern am linken Arme getragenen goldenen Spangen und glänzenden Ringe, verspricht, den Feind zur Nachtzeit in die Festung einzulassen, und bedingt sich als Lohn für diese Verrätherei, was die Sabiner am linken Arme tragen. Die Sabiner leisteten das verlangte Versprechen, und überrumpeln zur Nachtzeit die saturnische Burg; Tarpeja aber wird durch die schweren, auch am linken Arme getragenen Schilde der Sabiner, die sie auf sie schleudern, und so das doppelsinnige Versprechen lösen, erschlagen. Auf dem Hügel begraben, gab sie dem Orte den Namen, der fortan Fels der Tarpeja (rupes Tarpeja) hieß. Die verlorene Burg wieder zu gewinnen, steigen die Römer am folgenden Tage in das Thal zwischen dem palatinischen und saturnischen Hügel hinab, und ordnen sich dort zur Schlacht. Die Sabiner, von oben herab angreifend und deswegen im Vortheile, trieben im ersten Anlaufe die Römer zurück, deren schwankende Schlachtordnung sich bald, als erst einmal der Tod des tapfern Hostus Hostilius Schrecken und Verzagen in ihre Reihen gebracht hatte, in wilde Flucht auflös'te. Mit den Fliehenden beinahe zugleich, hart sie verfolgend, dringen die Sabiner schon in das alte palatinische Thor ein, da erhebt Romulus flehend die Waffen zum Jupiter, er möge hemmen die schnöde Flucht der Seinen, und gelobt zugleich dem fluchthemmenden Jupiter (Jupiter Stator) einen Tempel. Der König bringt die Seinen auch wirklich zum Stehen, und muntert sie zum neuen Angriff gegen die verfolgenden Sabiner auf; die Schlacht entbrennt wilder und heftiger als zuvor, da stürzen sich plötzlich mitten zwischen die Kämpfenden und die schwirrenden Geschosse

die sabinischen Frauen, ihre Kinder im Arme, und ihrem Flehen und ihren Thränen gelingt es, Jene zu trennen, denn von den Bitten ihrer Töchter und Schwestern gerührt, reichten die Sabiner die Hand zum Frieden und Bündniß. Römer und Sabiner verbanden sich zu einem Volke und zu einem Doppelstaate, dessen beide Herrscher fortan zu Rom wohnen sollten.

Nur kurze Zeit herrschten Romulus und Titus Tatius vereint über Römer und Sabiner, denn Titus Tatius fällt zu Lavinium unter den Händen der Laurenter, die an ihm und den Seinen Rache dafür übten, daß des Tatius Verwandte, das Völkerrecht verletzend, laurentische Gesandte beleidigt hatten. Romulus, von nun an Alleinherrscher in Rom, kämpft darauf glücklich gegen Fidenä und Veji, und bethätigte sowohl durch seinen Waffenruhm, der dem Numa einen 40jährigen Frieden gewährte, als durch die Vergrößerung und Erweiterung der römischen Herrschaft seine Abkunft von Göttern und seine Ansprüche, in deren Kreis einst aufgenommen zu werden.

Der Krieg gegen Veji war die letzte Waffenthat des Romulus, denn als er vor der Stadt an der palus capreae (am späteren Circus Flaminius der versammelten Menge Recht sprach und das Heer musterte, da verschwand plötzlich die Sonne hinter Wetterwolken, die einen schweren Regen zur Erde hinabsendeten; der Donner rollte und die Blitze zuckten von allen Seiten. Erschreckt floh die Menge aus einander, den König aber entführten die Rosse seines Vaters zum Himmel. Als das Wetter sich verzogen hatte, und alles Suchen nach dem König vergeblich war, da erfaßte Jammer und Betrübniß das Volk. Plötzlich aber tritt Julius Proculus unter die klagende Menge und erzählt, wie ihm, als er von Alba longa nach Rom ging, Romulus schöner und größer, als da er noch unter den Menschen weilte, erschienen und zu ihm etwa Folgendes gesprochen habe: „Gehe hin und hemme die Klagen der Römer, sage ihnen, es sei der Wille der Götter, daß sie fortan ihrem geschiedenen Könige als Quirinus göttliche Ehre erweisen. Verkünde ihnen zugleich, wie es im Rathe der Götter beschlossen, daß Rom das Haupt des Erdkreises sein, und daß keine menschliche Macht den Waffen der Römer Widerstand zu leisten im Stande sein werde; darum sollen sie und ihre Nachkommen das Kriegswesen pflegen.“ Die Menge glaubte an das Wunder und die eben noch bei dem Volk und Heere ungestüme Sehnsucht nach Romulus verschwand bei dem Gedanken seiner Unsterblichkeit.

---

114. Roms älteste Verfassung.

(Nach Ferd. Walter, Geschichte des römischen Rechts bis auf Justinian, bearbeitet vom Herausgeber.)

Mit dem kleinen Staate des erobernden latinischen Stammes der Ramnes vereinigte sich eine sabinische Völkerschaft, die Tities, so daß beide

Stämme, die Römer und Quiriten (populus Romanus [et] Quirites), mit gleichen Rechten verbunden waren. Schon in den ältesten Zeiten wurde ein dritter Stamm, die Luceres, deren Ursprung durchaus ungewiß ist, jedoch mit ungleichen Rechten, in den Staat aufgenommen, so daß dieser nun aus 3 Grundstämmen oder Tribus zusammengesetzt war. — Die Macht des herrschenden Stammes gegenüber den Besiegten (den Plebejern?) beruhte hauptsächlich auf den Clienten, deren jede Familie der Sieger schon eine Anzahl mitgebracht hatte, die dann durch angenommene Fremde und freigelassene Knechte fortwährend vermehrt wurde. Auch mögen viele der Besiegten, der mancherlei Vortheile wegen, die Aufnahme in diesen Dienst nachgesucht haben. Das Verhältniß zwischen Patronen und Clienten, welches beiderseits auch auf die Nachkommen überging, war, ähnlich dem zwischen Eltern und Kindern, aus wechselseitigen Rechten und Pflichten zusammengesetzt und durch die Religion verstärkt. Der Patron mußte seinen Clienten in allen Angelegenheiten wie ein Vater hülfreich sein, namentlich auch sie in gerichtlichen Händeln vertreten. Die Clienten dagegen waren verbunden, dem Schutzherrn mit ihrer Person und mit ihrem Vermögen nach Kräften beizuspringen, namentlich, wenn er arm war, zur Ausstattung seiner Töchter beizutragen, ihn und die Seinigen aus der feindlichen Gewalt zu lösen, die ihm auferlegten Geldbußen zu bezahlen, und während einer Magistratur die Kosten derselben so wie andere öffentliche Ehrenpflichten mitzubestreiten.

In der herrschenden Bürgerschaft gab es scharf gegliederte Abtheilungen. So waren die Familien jedes der 3 Stämme (Tribus) in 10 Curien mit besonderen Namen, jede Curie in 10 Dekaden oder Gentes, ebenfalls mit besonderen Namen, getheilt, so daß es 30 Curien und 300 Gentes gab. Jede Gens bildete unter dem Schutze ihrer besonderen Heiligthümer eine sehr enge, vererbliche Genossenschaft. Diese enge Gemeinschaft legte den Theilnehmern auch die Verpflichtung auf, sich unter einander, besonders bei ungewöhnlichen Auslagen für das Gemeinwesen oder zum Loskauf aus der feindlichen Gefangenschaft, treulich zu unterstützen, und die Gentilen mußten im Nothfalle die Geldbußen eines Genossen mitbezahlen.

Die Verwaltung war unter den König, den Senat, die Obrigkeiten und die Comitien der Curien auf folgende Art vertheilt. Der König, der wie bei den Etruskern auf Lebenszeit gewählt wurde, war der Wächter der Sitten und Gesetze, die Quelle der Gerichtsbarkeit, die er zum Theil in eigener Person verwaltete, unumschränkter Befehlshaber im Kriege und freier Herr in der Verwendung der öffentlichen Einkünfte und der eroberten Ländereien. Zur Bestreitung seines Hofhaltes waren große Landgüter, Wiesen und Waldungen bestimmt, die er durch seine Clienten ausnutzen ließ. — Der Senat diente zur Berathung und Begutachtung aller Angelegenheiten, die der König dem Geiste der Verfassung und dem Herkommen gemäß ihm vortrug. Er bestand ursprünglich aus 100 Mitgliedern, indem jede Gens (oder

Decurie) durch einen Senator aus ihrer Mitte vertreten war. Mit der Aufnahme des zweiten und dritten Stammes kamen je 100 Senatoren hinzu. Der König wählte sie unter Mitwirkung der Curien aus den Aelteren einer jeden Gens, so daß sich damals in dem Senate wirklich der Rath der Alten darstellte. — Unter den Obrigkeiten war der höchste der Tribunus Celerum (s. S. 420) oder der Anführer der Reiterei, welcher die nächste Würde nach dem Könige bekleidete. Zu seiner Vertretung in Abwesenheitsfällen aber ernannte der König einen Custos urbis (gewöhnlich den Ersten des Senates); eben so für die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte zwei Quästoren, für die Verfolgung der Verbrechen zwei quaestores parricidii und für Ahndung des Hochverrathes zwei Blutrichter (duumviri perduellionis), von deren Spruch der Verurtheilte jedoch an das Volk appelliren (provocare) konnte. — Die Comitien der Curien hatten eine vierfache Thätigkeit: bei Kriegserklärungen, Friedensschlüssen, Einführung neuer Gesetze und bei Ernennung der Obrigkeiten mitzuwirken, wobei sie immer auf die Anträge des Königs beschränkt waren und nur mit Ja oder Nein abzustimmen hatten. Die Berufung der Comitien geschah durch den König oder im Nothfalle durch den Tribunus Celerum. Bei der Abstimmung hatte jede Curie eine Stimme, innerhalb der Curie aber wurde nicht nach den Gentes, sondern nach Köpfen gezählt, wobei bloß die Patricier, nicht die Clienten gefragt wurden.

Beim Tode des Königs trat ein Interregnum ein. Nachdem der Senat von den Curien, die der Tribunus Celerum zu diesem Zwecke berief, die nöthige Vollmacht zur Fortpflanzung der Gewalt erhalten hatte, wählte er aus seiner Mitte 10 Interregen, deren jeder 5 Tage regierte. Diese 10 Interregen einigten sich zunächst über den Nachfolger, den dann nach Besprechung mit den übrigen Senatoren der Interrex des Tages den Comitien der Curien vorschlug und darüber Umfrage hielt (rogare). Wenn dann den Erwählten auch die Götter durch günstige Auspicien genehmigt hatten, ward er in einer zweiten Versammlung der Curien als König anerkannt und durch einen von ihm selbst beantragten Volksbeschluß (lex curiata de imperio) mit dem zu seiner Würde gehörigen Imperium bekleidet. Auf diese Weise erfolgte, nachdem die Amtsgewalt (potestas) schon durch den Amtsantritt erworben war, noch eine besondere Verpflichtung der Gemeinde zum Gehorsam.

Zu den wichtigsten öffentlichen Einrichtungen gehörte von Anbeginn an das Religionswesen, weil man die Gunst der Götter als die erste Bedingung der Erhaltung und Größe des Staates ansah. Die Auspicien,*)

*) Die Auspicien sind Kundgebungen der Billigung oder Mißbilligung des höchsten Gottes, des Jupiter optimus maximus, auguria impetrativa, wenn sie eine dem Gotte gestellte Frage beantworten, auguria oblativa, wenn sie zufällig d. h. ohne Absicht des Menschen, erscheinen. Nach der Auguraldisciplin werden fünf Arten unter-

als das aus geheimnißvoller Quelle den Gründern des Staates angestammte Vorrecht, sich überall der Zustimmung der Gottheit zu versichern, wurden daher als die zur Leitung des Staates unerläßliche Bedingung verehrt. Der Vorstand des gesammten Religionswesens aber war der König, der, mit einem priesterlichen Charakter bekleidet, selbst gewisse Opfer zu verrichten hatte. Daneben gab es aber auch eigene Flamines, Augures, Pontifices und andere priesterliche Personen.

Das Kriegswesen war so geordnet, daß jede Gens 30 Mann Fußvolk (hauptsächlich aus den Clienten) stellte und je 3000 Mann eine Legion bildeten, der je 300 Reiter (eine Ritter-Centurie), in 10 Turmen getheilt, beigegeben wurde. Der Befehlshaber der ursprünglich einen Legion (der Celeres) hieß Tribunus Celerum.

---

schieden: 1. Himmelszeichen, coelestia auspicia, unter denen der Blitz das vornehmste und häufigste war. Er galt stets für den ganzen Tag, günstig, wenn er von links nach rechts, ungünstig, wenn er von rechts nach links kam, für die Verhandlungen mit dem Volke aber war jeder Blitz ein Verhinderungsgrund. Es ist bekannt, wie mit diesem Zeichen in späterer Zeit doppelter Mißbrauch getrieben wurde, indem einmal bei dem Amtsantritt der Beamten der Blitz immer günstig erschien, dann von Beamten, die Auspicien besaßen, durch Beobachtung des Himmels, bei der der Blitz stets gefunden wurde, Verhandlungen mit dem Volke verhindert wurden. 2. Die Beobachtung des Flugs und der Stimmen der Vögel, signa ex avibus, scheint in älterer Zeit die gewöhnlichste Art der Auspicien im bürgerlichen Leben gewesen zu sein, war aber zu Cicero's Zeit im Wesentlichen verschwunden. 3. Hühnerfraß, auspicia ex tripudiis, der Einfachheit und des sichern Erfolges wegen von je her im Lager angewendet. 4. Die Thierzeichen, pedestria auspicia oder ex quadrupedibus, waren ebenfalls zu Cicero's Zeit schon veraltet. 5. Warnungen, signa ex diris, ihrer Natur nach stets auguria oblativa. Zu ihnen gehört störendes Geräusch während einer Auspication, besonders Hinfallen eines Gegenstandes innerhalb des Templum, das Zusammenstürzen eines an Epilepsie — morbus comitialis — Leidenden in der Volksversammlung und manches Andere. Zu diesen fünf Arten kommt die Auslegung der Opfereingeweide hinzu, welche dem ältesten römischen Ritual fremd war und daher nicht zu den eigentlichen Auspicien gehörte; aus den etruskischen Haruspices, welche dieselbe vollzogen, wurde erst in der Kaiserzeit eine Staatspriesterschaft gebildet. Wie nun allein die Magistrate jeden Verkehr der römischen Gemeinde mit anderen Gemeinden und Individuen vermittelten, so vermittelten auch sie allein den Verkehr mit den Göttern; d. h. sie allein konnten im Namen des römischen Volkes Auspicien begehren, hatten auspicia publica. Sämmtliche Beamte des römischen Volkes haben Auspicien, diejenigen, welche das Imperium besitzen, auspicia maxima, die übrigen minora. Vor jeder öffentlichen Handlung, im Kriege so gut wie im Frieden, wurden im Allgemeinen die Götter befragt, d. h. Auspicien eingeholt; besonders unerläßlich aber waren sie bei Ernennung und Amtsantritt eines Beamten, vor der Abhaltung der Volksversammlung und beim Auszuge des Feldherrn in den Krieg. Der einzige Beamte, welcher nicht auspicato ernannt wurde, ist der jedesmalige erste Interrex, und dieser Mangel war wahrscheinlich der Grund, weßhalb er noch nicht den König oder Consul creiren durfte. (Nach Th. Mommsen, römisches Staatsrecht.)

115 Numa Pompilius.

(Nach Fr. Dor. Gerlach und J. J. Bachofen, Geschichte der Römer.)

Mit Romulus' Tode trat eine neue Stufe der Entwicklung in der Verfassung des römischen Staates ein. Sei es, daß Romulus keine männlichen Leibeserben hinterließ, sei es, daß der Gedanke eines Erbreiches überhaupt dem Zeitalter fern lag, es erhoben sich unmittelbar nach dem Tode des Königs Streitigkeiten über den erledigten Thron, und diese führten zum Wahlreich. Die hundert Senatoren aus dem Stamme der Ramnes beanspruchten die königliche Würde als ein Anrecht ihres Standes, wogegen die Sabiner, welche nach dem Tode des Tatius geduldig die Alleinherrschaft des Romulus ertragen hatten, jetzt um so mehr besondere Berücksichtigung ihres Volkes verlangten. Zunächst ward folgender Ausweg ergriffen: die hundert Väter des romulischen Senats wurden in zehn Dekaden eingetheilt, deren jede fünf Tage die höchste Gewalt bekleidete, indem Einer, mit allen Abzeichen der königlichen Würde geschmückt, die Herrschaft übte. Unter diesem beständigen Wechsel der Regenten verfloß ein Jahr, das Zwischenreich (interregnum) genannt. Aber dem Volke erschien die Vielherrschaft weit drückender, als eines Königs unumschränkte Macht, worauf man sich dahin verständigte, daß die Stellvertreter des einen Stammes die Wahl treffen, dagegen der Gewählte dem anderen Stamme angehören sollte. Die Wahl ward von den Sabinern den Römern überlassen, und diese wählten einen Sabiner, den Numa Pompilius, den Schwiegersohn des Königs Tatius. Mehr noch als Abstammung und Geburt, hatte der Ruf der Gerechtigkeit und Frömmigkeit ihn empfohlen. Nach dem Tode seiner Gattin mochte er gerne im Thal von Aricia verweilen, wo im dunkeln Walde Egeria, eine den Musen befreundete Göttin, den frommen Mann durch ihren Rath leitete und ihm die Kunst offenbarte, selbst die Götter seinem Willen dienstbar zu machen. Dadurch wuchs die Bewunderung des Volks; alles was Numa sagte und that, schien die Weihe des Göttlichen zu tragen.

Numa, an die Spitze eines Volkes gestellt, welches, aus verschiedenartigen Bestandtheilen erwachsen, unter beständigen Kämpfen gegen Außen noch nicht zur innern Eintracht und Festigkeit gelangt war, erkannte die Nothwendigkeit, den wilden, unbändigen Sinn des Volkes durch Gesetz und Recht zu zügeln und durch die Macht des Glaubens zu bezwingen. Daher hat er nicht nur Tempel gebaut, Feste und Opfer gegründet, Priester bestellt und ihre Verrichtungen geordnet, sondern alle Lebensverhältnisse hat er unter den Schutz der Götter gestellt. Zugleich aber bestätigte er, um das Volk des Romulus zu versöhnen, dessen göttliche Verehrung als Quirinus, indem er, wie für den Dienst des Jupiter und des Mars eigene Priester (Flamines) geordnet waren, auch für den Romulus einen solchen aufstellte, welcher den

Namen Flamen Quirinalis trug. Vorzüglich aber hat er den uralten Dienst der Vesta in seiner ursprünglichen Reinheit wieder hergestellt, vier Jungfrauen zur Besorgung des Gottesdienstes auserwählt und alle Gebräuche aufs Genaueste bestimmt. Die Priesterinnen legten das Gelübde der Keuschheit ab und mußten sich 30 Jahre dem Dienste der Gottheit widmen. Zehn Jahre dauerte die Lehrzeit, zehn Jahre übten sie den Dienst und zehn andere Jahre unterrichteten sie die Novizen. Nach dieser Zeit konnten sie ihrer Pflichten entbunden werden, wiewohl die Meisten ihr ganzes Leben das Priesterthum bekleideten. Denn sie genossen große Ehre und Auszeichnung, hatten mancherlei Vorrechte und wurden auf Staatskosten unterhalten. Eine Hauptverpflichtung derselben war, das heilige Feuer auf dem Altar der Vesta beständig zu unterhalten, dessen Erlöschen den Untergang des Staates zu verkünden schien.

Wenn in der Vesta die Beschützerin des Heerdes und die heilige Hüterin der Eintracht und allgemeiner Wohlfahrt verehrt wurde, wie denn auch in ihrem Tempel das Palladium aufbewahrt zu werden pflegte, so ward die Priesterschaft der Salier errichtet, um die Erhaltung der ewigen Stadt und die Herrschaft dem Volke zu verbürgen. Es war im 8. Jahre der Regierung Numa's, als eine Seuche in der Stadt große Verheerungen anrichtete. Der König, in tiefer Trauer, hatte sich in den schattigen Hain vor dem capenischen Thore begeben, wo er sich der Gottheit näher fühlte. Plötzlich that sich der Himmel auf, drei feurige Blitze fuhren durch die heitere Luft, ein dreifacher Donner folgte, und von den Lüften sanft getragen, senkte sich langsam ein eiserner Schild herab uud blieb zu den Füßen des Königs liegen. Da erschien ihm die befreundete Göttin und belehrte ihn, der Schild sei ein Unterpfand des göttlichen Schutzes und der Herrschaft, daher solle er ihn sorgfältig verwahren, und dafür sorgen, daß er nie den Römern entfremdet werden könne. Darauf ließ er eilf gleiche Schilde verfertigen mit solcher Kunst, daß keiner von den anderen unterschieden werden konnte. Diese wurden im Tempel der Vesta, später in dem Heiligthum des Mars auf dem Palatinus, aufbewahrt und einmal jährlich, im Monat März, in festlichem Aufzuge von 12 Jünglingen unter Absingen heiliger Lieder durch die Straßen der Stadt getragen.

Ein anderes Priester-Collegium, dessen Einführung ebenfalls auf Numa bezogen wird, wiewohl Livius dasselbe seinem Enkel Ancus Marcius zugeschrieben hat, waren die Fetialen, ein Collegium von 20 Männern, auf Lebenszeit gewählt. Nicht bloß der Friedenszustand sollte geordnet und geregelt sein, sondern auch die Kriegsführung unter das Gesetz gestellt werden, damit zu diesem äußersten Gewaltmittel erst geschritten würde, wenn alle Bemühungen, den Frieden zu erhalten, gescheitert wären. Dann begab sich der Fetial an die feindliche Grenze und schleuderte einen blutigen Speer, in der Gegenwart von wenigstens drei Zeugen, in das feindliche Gebiet, indem er

zugleich in feierlichen Ausdrücken den Feinden den Krieg ankündigte. Nicht minder waren die Fetialen beim Abschluß von Bündnissen thätig. Der Pater patratus vollbringt dann das Opfer auf dem Forum und schlägt das Opferthier mit einem scharfen und spitzigen Stein, indem er zugleich Fluch und Verwünschungen gegen diejenigen ausspricht, welche die Verträge verletzen würden.

Das Collegium der Auguren, welches gleichzeitig mit der Gründung des Staates zu setzen ist, hat Numa ebenfalls erweitert, ohne daß wir genauer zu bestimmen vermöchten, worin jene Erweiterung bestand.

Aber die oberste Aufsicht über die gesammte Gottesverehrung hat er dem Collegium der 5 Pontifices anvertraut, welches, wie alle Priester, auf Lebenszeit erwählt, sich selbst ergänzte. Nicht nur die Bet-, Buß- und Dankfeste, welche von Seiten des Staates angeordnet waren, die Spiele, Feste und feierlichen Handlungen, welche die Gesammtheit des Volkes beging, sondern auch die Gottesverehrung der Geschlechter und Familien war unter die Obhut der Pontifices gestellt. Sie deuteten die göttliche Offenbarung, sie legten die Gesetze über die Verehrung der Götter aus, sie lös'ten alle Zweifel, welche in Sachen des Glaubens die Gewissen beschweren mochten. Daher sie auch richterliche Befugnisse hatten und ein Strafamt übten. Außerdem hatten sie die Verpflichtung, alles Bedeutende und Bemerkenswerthe, was ihren Geschäftskreis berührte, sorgfältig aufzuzeichnen, woraus die Commentarii Pontificum entstanden. Endlich war es auch der Oberpriester, welcher das Andenken der Thaten und Schicksale des römischen Volkes auf die Nachwelt brachte. Denn in seinem Hause war eine weiße Tafel aufgestellt, auf welcher nicht nur die Namen der Magistrate, sondern alle denkwürdigen Ereignisse des Jahres aufgezeichnet waren, Krieg, Pestilenz, Theurung, Feuer- und Wassernoth, und was von Wundern und Zeichen gemeldet war. Diese kurzen Berichte standen Jedermann zur Einsicht offen und sind der Anfang römischer Geschichtschreibung geworden.

Nachdem der König sein ganzes Leben dem Dienste der Götter, den Künsten des Friedens und der Begründung gesetzlicher Ordnung geweiht hatte, entschlief er lebensmüde, im hohen Alter von mehr als 80 Jahren. Männer, Frauen, Kinder, Bürger, Fremde weinten um den Todten, wie um einen Freund und Vater; er schien Allen gestorben zu sein.*)

*) Ueber den mythischen Charakter von Numa's Persönlichkeit sagt A. Schwegler, röm. Geschichte I., S. 551 f.: Numa ist das Gegenstück, oder wenn man will, die Ergänzung zu Romulus. Da der Mythus bei der Construction der römischen Urgeschichte von der Voraussetzung ausging, Rom habe ganz von vorne angefangen, seine Verfassung, seine Religion aus sich selbst herausproducirt, so mußte eben so wohl die Einführung des Gottesdienstes wie die Gründung des Staates, des Kriegwesens und der Verfassung auf einen bestimmten Stifter zurückgeführt werden. Nun konnten aber einem und demselben

116. Tullus Hostilius.

(Nach A. Schwegler, römische Geschichte.)

Nach Numa's Tode trat wiederum ein Zwischenreich ein, bis die Bürgerschaft den Tullus Hostilius, den Enkel jenes Hostilius, der sich zu Romulus' Zeit in der Schlacht gegen die Sabiner hervorgethan hatte (s. S. 416), auf den Thron berief. Tullus war, abstechend von seinem friedfertigen Vorgänger, ganz das Ebenbild des kriegslustigen Romulus. Er suchte Krieg, um die Kräfte seines Volkes zu stählen und seine Herrschaft zu vergrößern. Eben traf sich's, daß römische Landleute im albanischen, albanische im römischen Gebiete geplündert hatten. Sofort gingen von beiden Seiten Gesandtschaften ab, um Genugthuung und Wiedererstattung des Geraubten zu fordern. Tullus hatte seine Gesandten angewiesen, unverzüglich ihre Forderung vorzubringen, in der Voraussicht, daß die Albaner abschlägig antworten würden; die Schuld verweigerter Sühne und die Verantwortung des Krieges falle alsdann — so berechnete er — auf den andern Theil. Er selbst hielt inzwischen die albanische Gesandtschaft hin, bis die römischen Abgeordneten in Alba einen abschlägigen Bescheid erhalten und in Folge hiervon den Krieg erklärt hatten.

Die Albaner, über welche damals Gaius Cluilius als Dictator herrschte, rückten mit großer Heeresmacht ins römische Gebiet ein und schlugen ein Lager auf, um welches sie einen Graben zogen, der von da an, nach dem Heerführer der Albaner, der cluilische Graben hieß. In diesem Lager starb Cluilius; an seine Stelle ward Mettius Fufetius vom Heer zum Dictator gewählt. Inzwischen hatte Tullus das feindliche Lager umgangen und war in das albanische Gebiet eingerückt. Mettius Fufetius kehrte um und zog ihm nach. Beide Heere standen sich gegenüber; eine Schlacht schien unvermeidlich. Da machte der albanische Dictator den Vorschlag, die Entscheidung einem Zweikampfe anheim zu geben. Welcher der beiden Theile siegen würde, dessen Volk solle die Herrschaft haben. König Tullus willigte ein. Zufällig befanden sich in jedem der beiden Heere drei Brüder, und zwar Drillinge, und Söhne von Zwillingsschwestern (!). Horatier hießen die Römer, Curiatier die Albaner. Diese sollten nun über Roms

---

Individuum — dem ersten Könige — die disparaten Eigenschaften eines Kriegshelden und eines Religionsstifters ohne allzu große Unwahrscheinlichkeit nicht beigelegt werden. Daher ergriff der Mythus den Ausweg, die Gründung Roms an zwei Individuen zu vertheilen, von denen der Eine, ein Kriegsfürst und Eroberer, den Staat, der Andere, ein Friedensfürst, ein Urbild der Frömmigkeit, ein Liebling und Vertrauter der Götter, Religion und Gesittung stiftet.

und Alba longa's künftiges Schicksal entscheiden. Nachdem der Vertrag von den Fetialen geweiht ist, entbrennt der Zweikampf. Die drei Albaner werden verwundet, aber zwei der Römer fallen, und schon jauchzt das albanische Heer. Da versucht der überlebende Römer, der noch unverletzt war, List; er flieht, und die Curiatier, durch ihre Wunden gelähmt, folgen ihm in ungleichen Zwischenräumen; umkehrend tödtet er sie Einen nach dem Andern. An der Spitze der Römer zog Horatius, die Waffenbeute der Erschlagenen vor sich hertragend, voll Frohlockens nach Rom zurück. Beim capenischen Thor kam ihm seine Schwester entgegen, die mit Einem der Curiatier verlobt war. Als sie den Waffenrock, den sie mit eigener Hand ihrem Bräutigam gewirkt hatte, blutbefleckt auf den Schultern ihres Bruders erblickte, lös'te sie ihr Haar und fluchte dem Mörder ihres Verlobten. Er aber, von Wuth ergriffen, durchbohrte sie mit den Worten: „Fahre hin mit deiner unzeitigen Liebe zu deinem Bräutigam, uneingedenk deiner gefallenen Brüder und des Lebenden, uneingedenk des Vaterlandes. So möge jede Römerin hinfahren, die einen gefallenen Feind betrauert." Nach dem Gesetze verurtheilten ihn die Blutrichter zum Galgen. Das Volk aber, an das er Berufung einlegte, erließ ihm die Todesstrafe auf Fürbitten seines Vaters, der den Mord für gerechtfertigt erklärte. Doch mußte er, zur Sühne des Mordes, verhüllten Hauptes unter einem Balken weggehen, der als Joch quer über die Straße gelegt war. Dieses Joch, auf öffentliche Kosten von Zeit zu Zeit erneuert, war bis in die spätesten Jahrhunderte zu sehen; man nannte es Schwesterbalken. Aber auch das ehrende Siegesdenkmal (pila Horatia) des Horatiers ward den nachgebornen Geschlechtern erhalten, ein Pfeiler, an dem die erbeuteten Rüstungen der Curiatier aufgehängt waren.

Widerwillig fügten sich die Albaner unter Roms Oberherrlichkeit. Mettius sann auf Abfall und zettelte bei den benachbarten Völkern, Verrath versprechend, wider Rom. In Folge dieser Aufreizungen stand **Fidenä**, das unter Romulus eine römische Colonie hatte aufnehmen müssen, mit **Veji's** Hülfe gegen die Römer auf. Alsbald zog Tullus gegen die Aufständischen zu Felde und entbot die Albaner zum Zuzug. Mettius erschien mit seinem Heerbann; es kam zur Schlacht; auf dem rechten Flügel, den Vejentern gegenüber, stand König Tullus, auf den andern Flügel, gegen die Fidenaten, hatte er die Albaner gestellt. Aber treulos, und doch auch wieder zu offenem Abfall zu feig, zog sich Mettius, als die Schlacht begonnen hatte, auf die nahe gelegenen Hügel zurück, um abzuwarten, wohin sich das Kriegsglück neigen würde. Tullus, den Verrath durchschauend, rief seinen Leuten, damit sie den Muth nicht sinken ließen, mit lauter Stimme zu, das albanische Heer mache auf seinen Befehl eine Schwenkung, um die Fidenaten zu umgehen. Als das die Fidenaten hörten, flohen sie. Nach blutigem Kampfe wurden auch die Vejenter in die Flucht geschlagen. Nun kam Mettius, den Sieger zu beglückwünschen. Tullus empfing ihn scheinbar

freundlich, und befahl dem albanischen Heere, in das römische Lager einzurücken, wo sie von einer bewaffneten römischen Legion umringt wurden. Jetzt hielt Tullus ein strenges Strafgericht. Den Mettius ließ er, weil er sein Herz zwischen Freund und Feind getheilt hatte, zwischen zwei Gespanne binden und zerreißen; den Albanern wurde befohlen, ihre Stadt zu räumen und nach Rom zu ziehen. Alba longa ward geschleift, nichts als die Tempel verschont. Die Stätte der zerstörten Stadt blieb seitdem ein öder Trümmerhaufen.

Den nach Rom verpflanzten Albanern wies Tullus den Cälius zum Wohnsitz an, den er in Folge davon zur Stadt zog. Die Bevölkerung Roms wurde durch die Uebersiedelung der Albaner aufs Doppelte gebracht. Tullus verdoppelte die Zahl der Ritter und nahm die vornehmsten Familien der Albaner — die Julier, Servilier, Quinctier, Curiatier, Clölier — in das römische Patriciat auf. Endlich baute Tullus dem Senat des vergrößerten und erstarkten Staates ein würdiges Obdach, die nach ihm benannte Hostilische Curie, — jenen ehrwürdigen Bau, der über sechs Jahrhunderte lang der gewöhnliche Versammlungsort des Senats war, bis er 52 v. Chr. bei dem stürmischen Leichenbegängnisse des Clodius in Flammen aufging.

Ueber unaufhörlichen Kriegen mit den Sabinern, Latinern und Etruskern wurde der Gottesdienst versäumt. Bereits gab sich der Zorn der Götter in drohenden Anzeichen kund. Auf dem Albanerberge fiel ein Steinregen; in Rom brach eine Pest aus. Doch alles dies wandte den trotzigen Sinn des nur nach Krieg und Eroberung dürstenden Königs nicht, bis auch ihn eine langwierige Krankheit auf's Lager warf. Nun wurde er kleinmüthig und versuchte durch Numa's geheime Zauberformeln dem Jupiter Elicius Offenbarungen abzuzwingen; aber das Verfahren, das er einschlug, war verfehlt, und Jupiter, durch die Vermessenheit des Zudringlichen gereizt, sandte zürnend seinen Blitzstrahl auf ihn herab und Tullus verbrannte sammt seinem ganzen Hause.

---

117. Ancus Marcius.

(Nach Fr. Dor. Gerlach und J. J. Bachofen, Geschichte der Römer.)

So ruhmvoll Tullus Hostilius' 32jährige Regierung gewesen war, so hatte sie dennoch Numa's Andenken nicht verdunkeln können. Denn als der Thron erledigt war, wurde der Enkel Numa's, Ancus Marcius, vom Volke erwählt und vom Senate bestätigt. Auch ist er Anfangs ganz in die Fußstapfen des frommen Königs eingetreten, und, weil bei den unaufhörlichen Kriegen unter Tullus die Verehrung der Götter entweder vernachlässigt oder fremde Gebräuche eingerissen waren, so stellte er die frühere Ordnung wieder her und ließ eine Abschrift der Satzungen Numa's an einem öffent-

lichen Orte aufstellen, damit sie Jedermann zugänglich waren. So hat er namentlich das Fetialrecht mit neuen Bestimmungen vermehrt, so daß ihn Livius für dessen Gründer hielt. Aber es ward ihm nicht, wie König Numa, die Gunst des Schicksals, daß er die Früchte seiner Bemühungen in Frieden ernten sollte. Die Latiner, entweder weil sie die friedliche Gesinnung des Königs für Schwäche hielten, oder wähnend, daß der Vertrag, den sie mit dem König Tullus abgeschlossen, mit seinem Tode erloschen sei, erhoben sich auf's Neue und suchten Gelegenheit zum Krieg.

Noch ehe das lateinische Bundesheer sich versammelt hatte, eroberte Ancus die Städte Politorium, Tellenä und Ficana. Dadurch wurde eine unmittelbare Verbindung Roms mit der See vorbereitet. Ancus beobachtete bei diesen Eroberungen die größte Mäßigung, indem er die Einwohner jener Städte nach Rom verpflanzte, den Tribus einverleibte und ihnen Wohnplätze anf dem Aventinus anwies.

Gefährlicher war der Kampf mit Veji, welches, in einem ähnlichen Verhältnisse wie Rom, Haupt- und Mittelpunkt nicht unbeträchtlicher Streitkräfte, nicht, wie Sabiner, Volsker und Latiner, planlos und ohne Zusammenhang in Einzelkämpfen sich versuchte, sondern mit vereinigter Heeresmacht Rom bedrohte. Als ein vejentisches Heer über die Tiber setzte und wiederholte Streifzüge in die römische Landschaft machte, gelang es dem Ancus, vermöge seiner vortrefflichen Reiterei, die gesammte etruskische Heeresmacht in einer großen Schlacht zu überwinden, so daß seitdem auch die nördliche Grenze gesichert war. Nach Abtretung des mäsischen Waldes von Seiten der Vejenter stand einem unmittelbaren Verkehr Roms mit der See nichts mehr im Wege. Um diesen zu sichern, wurde die Hafenstadt Ostia an der Mündung der Tiber angelegt.

Wenn die neuen Einwohner vorzugsweise auf dem Aventinus angesiedelt wurden, welche Gegend bis auf die Zeiten der Gracchen recht eigentlich das Quartier der Plebejer war, so liegt der Gedanke nahe, diese Niederlassungen als die Grundlage des plebejischen Standes zu betrachten.

---

118. Tarquinius Priscus.

(Nach A. Schwegler, römische Geschichte.)

Unter der Regierung des Ancus Marcius war ein reicher Fremdling, Namens Lucumo, aus Tarquinii nach Rom eingewandert. Er war der Sohn des Demaratus, eines vornehmen Korinthiers aus dem Geschlecht der Bakchiaden, der sich, als der Zwingherr Cypselus die Bakchiaden aus Korinth vertrieb (s. S. 192), nach Etrurien geflüchtet, in Tarquinii niedergelassen und hier eine Etruskerin zum Weibe genommen hatte. Aber als der Sohn eines Ausländers konnte Lucumo trotz seines Reichthums in Tarquinii nicht

zu öffentlichen Ehren und Würden gelangen, eine Zurücksetzung, die seine Gemahlin Tanaquil, eine vornehme Etruskerin von hochstrebendem Geiste, so bitter empfand, daß sie ihren Mann bewog, Tarquinii zu verlassen und nach Rom zu ziehen. Vor den Thoren der Stadt überraschte sie ein glückverkündendes Wahrzeichen. Plötzlich ließ sich ein Adler aus den Lüften herab, nahm dem Lucumo den Hut vom Haupte, kreis'te damit unter großem Geschrei über dem Wagen herum, und setzte ihm dann denselben wieder auf. Tanaquil, als Etruskerin der himmlischen Zeichen kundig, war hocherfreut, und hieß ihren Mann das Kühnste hoffen. In Rom gelangte Lucius Tarquinius — so nannte man hier den Eingewanderten — bald zu Ansehen und Einfluß. Zuvorkommenheit und Freigebigkeit machten ihn dem Volke, Tapferkeit im Felde und Weisheit im Rath dem Könige werth. Sterbend bestellte ihn Ancus Marcius zum Vormund seiner noch unmündigen Söhne. Aber als Ancus Marcius gestorben war, trat Tarquinius selbst als Bewerber um die Königswürde auf und sie ward ihm, als dem Würdigsten, vom Volke einstimmig übertragen.

Tarquinius war ein sehr thatkräftiger und unternehmender Fürst; aber es bedurfte auch eines solchen, um Rom gegen die Gefahren, die es rings bedrohten, aufrecht zu erhalten. Die Latiner sahen den Vertrag, zu dem sie sich unter Ancus hatten bequemen müssen, mit dessen Tode für erloschen an und fielen plündernd in die römische Markung ein. Tarquinius zog gegen sie zu Felde und eroberte in einer Reihe von Feldzügen theils Städte der Altlateiner, theils römische Unterthanenstädte, die zu den Latinern abgefallen waren. Zu einer Hauptschlacht kam es in diesen Feldzügen nicht; jede Stadt unterlag in vereinzelter Gegenwehr. In Collatia ließ Tarquinius eine Besatzung und seinen Brudersssohn Egerius — der hiervon den Beinamen Collatinus erhielt — als Lehensfürsten zurück.

Seinen gefährlichsten Krieg hatte Tarquinius mit den Sabinern zu bestehen. Diese erschienen so plötzlich vor den Thoren Roms, daß Tarquinius ihnen nicht einmal den Uebergang über den Anio verwehren konnte. Während eines Treffens ließ Tarquinius brennende Flöße den Anio hinabtreiben; diese blieben an der Brücke hängen, welche die Sabiner über den Anio geschlagen hatten und die ihnen den Rückzug sichern sollte; bald stand die ganze Brücke in lichten Flammen. Die Sabiner, durch diesen Anblick außer Fassung gesetzt, wandten sich zur Flucht, aber die Zerstörung der Brücke hatte ihnen den Rückweg abgeschnitten, die Meisten wurden niedergehauen oder ertranken im Fluß, nur wenige retteten sich ins Gebirge. Mit nicht besserem Erfolge erneuerten die Sabiner einige Jahre später den Krieg gegen Rom; sie mußten zuletzt um Frieden bitten und die Oberhoheit Roms anerkennen.

Nach Dionysius hat Tarquinius auch das Nachbarvolk der Etrusker bei Veji und einige Jahre später in einer großen Entscheidungsschlacht bei

Eretum so vollständig geschlagen, daß sie den römischen König um Einstellung der Feindseligkeiten baten. Tarquinius erklärte sich hierzu bereit, unter der Bedingung, daß er von den Etruskern durch eine förmliche Erklärung als Haupt ihres Staatenbundes anerkannt werde. Daher erschienen nach einigen Tagen etruskische Bevollmächtigte mit der gewünschten Erklärung, und überbrachten ihm huldigend im Namen des gesammten Etruriens die Abzeichen der Oberherrlichkeit — eine goldene Krone, einen elfenbeinernen Thronsessel, einen Scepter, eine purpurne, mit Gold gestickte Tunica und Toga, Abzeichen, welche den herkömmlichen Schmuck der etruskischen Könige bildeten und von da an der auszeichnende Ehrenschmuck der römischen Könige blieben.

Nicht weniger als für die Sicherstellung und Erweiterung der römischen Herrschaft nach außen war Tarquinius für den innern Ausbau und die verfassungsmäßige Entwicklung seines Staates besorgt. Die Hauptschwierigkeit war hier das politische Mißverhältniß der neuen Bürgerschaft zur alten, ein Verhältniß, das eine Ausgleichung gebieterisch erforderte. Anfänglich beabsichtigte Tarquinius aus der Plebs ganz neue Tribus und Rittercenturien zu schaffen. Allein dieses Vorhaben scheiterte an dem Widerstande des Attus Navius, des angesehensten Augurs in damaliger Zeit. Navius hielt ihm entgegen, ohne Genehmigung der Vögel dürfe nichts an den Einrichtungen geändert werden, die Romulus nach Befragung des Vögelflugs getroffen habe. Aergerlich über diesen Widerspruch gab ihm der König, seiner Kunst spottend, auf, aus dem Vogelflug zu erforschen, ob das möglich sei, was er, der König, in diesem Augenblick sich denke. Der Augur, nachdem er die Vögel befragt, antwortete, es sei möglich. Nun wohl, entgegnete der König, so schneide mit diesem Scheermesser diesen Schleifstein entzwei, denn dies war es, was ich mir gedacht hatte. Ohne zu zögern, schnitt der Augur den Stein mit dem Scheermesser entzwei. Schleifstein und Scheermesser wurden zum Andenken an der Stelle der merkwürdigen That vergraben, und eine Einfassung (Puteal) darauf gesetzt; daneben, hart an den Stufen der Curie, dem Attus ein ehernes Standbild errichtet. Tarquinius aber verzichtete jetzt auf sein Vorhaben, und begnügte sich, innerhalb der hergebrachten drei Tribus und Rittercenturien die Anzahl der Geschlechter und Ritter zu verdoppeln.

Am meisten that Tarquinius für die Wohnlichkeit und den Glanz der Stadt. Die Niederungen der Stadt, namentlich das untere Forum, das Velabrum, das Thal des Circus, waren damals noch Sumpf oder wenigstens stagnirende Lachen, die jede Tiber-Ueberschwemmung wieder füllte. Diese Niederungen zu entsumpfen und bewohnbar zu machen, legte Tarquinius unterirdische Abzugscanäle oder Stromgewölbe (Cloaken) an; staunenswürdige Werke von unvergleichlicher Dauerhaftigkeit. Den durch diese Abzugs-Canäle trocken gelegten Raum zwischen dem Capitolin und der Velia bestimmte er zu einem Markt- und Verkehrsplatze (Forum), umgab ihn mit

Hallen und Krambuden, und leitete durch unentgeltliche Vertheilung von Bauplätzen den städtischen Anbau in diese Gegend. Das Thal zwischen Aventin und Palatin, gleichfalls ein trocken gelegtes Sumpfbette, richtete er zu einer Rennbahn (Circus) her, wo seitdem alljährlich Wagenrennen und Faustkämpfe unter dem Namen der „römischen Spiele" gehalten wurden. Das letzte Werk, durch das der hochsinnige König den Namen der Tarquinier verewigte, war der Bau des capitolinischen Jupitertempels, den er im Sabinerkriege gelobt hatte. Doch war ihm selbst nur die Aufführung der Grundmauern, die Vollendung des Werkes erst seinem Sohne beschieden.

Tarquinius stand im 38. Jahre seiner ruhmreichen Regierung, im 80. seines Lebens, als er durch Mörderhand fiel. Die Söhne des Ancus hatten es ihm nie vergeben, daß er sie vom väterlichen Throne verdrängt hatte. Ihr Unmuth stieg, als sie in Servius Tullius, dem Eidam des Königs, dessen wahrscheinlichen Nachfolger sahen. Dies zu verhindern, und zugleich an ihrem Widersacher Rache zu nehmen, nahmen sie zwei Meuchelmörder in Dienst, die, als Hirten verkleidet, unter dem Vorwande eines Rechtshandels vor den König traten und den arglosen Greis mit einer Axt erschlugen.

---

119. Servius Tullius.

(Nach A. Schwegler, römische Geschichte.)

Ueber den Ursprung des Servius Tullius gingen schon im Alterthum widersprechende Sagen, doch alle stimmen darin überein, daß ihn die Gunst des Glücks aus niedrigem Loose zur höchsten Stufe menschlicher Ehren erhob. Er war angeblich ein Sohn der Ocrisia, einer Sclavin der Königin, die bei der Eroberung von Corniculum erbeutet worden war, und sein Vater der Genius des Heerdes, der Hauslar der Königsburg. Dieser höhere Ursprung des Kindes wurde auch durch Wunderdinge beglaubigt. Als der Knabe einst in der Vorhalle der Königsburg eingeschlafen war, flammte Feuer aus seinem Haupte empor. Wer es sah, erschrak; doch die Königin erkannte des Wunders Bedeutung und verbot das Feuer zu löschen. Der Knabe erwachte, und die Flamme verschwand.

Der Jüngling entfaltete frühzeitig ächt königliche Eigenschaften. Ehrenhaftigkeit des Charakters, Einsicht und Tüchtigkeit in Geschäften, Muth und Tapferkeit im Felde zeichneten ihn vor seinen Altersgenossen aus. Der König erkor ihn zu seinem Eidam und überließ ihm bei zunehmendem Alter einen Theil der Regierungsgeschäfte. Man gewöhnte sich allmählich, in Servius den Erben des Throns zu sehen, und eben diese Voraussicht hatte die Söhne des Ancus Marcius zu ihrem Mordanschlag bewogen. Allein ihr Plan ward vereitelt. Auf Tanaquil's Rath und Andringen übernahm Servius, während das Gerücht ausgesprengt wurde, der König lebe, die

Wunde sei nicht tödtlich und Genesung zu hoffen, die Regierungsgewalt, angeblich im Auftrage und als Stellvertreter des verwundeten Königs. Auf dem Königsstuhle sitzend, sprach er Recht und übte fürstliche Freigebigkeit. Als es endlich Zeit war, den Tod des Tarquinius bekannt werden zu lassen, hatte er seine Stellung so befestigt, daß er es wagen konnte, mit Umgehung des Senats, der nach dem Herkommen das Vorschlagsrecht hatte, vor dem Volke unmittelbar als Bewerber aufzutreten, und mit vollständigstem Erfolge.

Die Thaten, durch die sich Servius Tullius ein unvergängliches Andenken in der Geschichte gestiftet hat, waren nicht Kriege und Eroberungen, sondern Werke des Friedens: die Vollendung der Stadt und die Stiftung der Centurien-Verfassung. Er zog noch den Esquilin und Viminal zur Stadt und um diese sämmtlichen sieben Hügel eine neue, regelmäßige Quadermauer; ein mächtiger Wall hatte die Bestimmung, die leicht angreifbare Ostseite der Stadt zu decken. Und wie die servischen Befestigungsmauern den äußern Umfang der Stadt vollendet hatten, so vollendete er durch die Centurien-Verfassung (s. Nr. 120) den innern Ausbau des Staates. Mit Recht hat ihn daher die dankbare Nachwelt dem Numa zur Seite gestellt; denn wie dieser der Stifter des Gottesdienstes und des geistlichen Rechts, so war Jener dem römischen Volke der Stifter seiner bürgerlichen Ordnung und seines öffentlichen Rechts.

Auch die auswärtige Politik des Servius trägt einen vorherrschend friedlichen Charakter. Er hat zwar, wie fast alle seine Vorgänger, auch Kriege geführt: nämlich gegen die Etrusker, die nach Tarquinius' Tode die römische Vorstandschaft nicht mehr anerkennen wollten, und die nun Servius Tullius in wiederholten Feldzügen so demüthigte, daß die zwölf Staaten Etruriens auf einer Tagsatzung beschlossen, sich der römischen Hegemonie wiederum zu unterwerfen. Eine Frucht friedlicher Politik dagegen war die Stellung, die er dem römischen Staat im latinischen Staatenbunde zu verschaffen wußte. Es war eben um jene Zeit, daß die Städte des ionischen Bundes auf gemeinsame Kosten den Artemistempel in Ephesus bauten. Diesen Gedanken ergriff Servius, indem er den latinischen Fürsten und Edeln, mit denen er sich in dieser Absicht theils persönlich befreundet, theils von Staatswegen Gastfreundschaft geschlossen hatte, den Vorschlag machte, der Diana ein ähnliches Bundesheiligthum zu erbauen, und zwar in Rom; ein Vorschlag, in dessen Annahme die stillschweigende Anerkennung der römischen Vorstandschaft lag. Auf wiederholtes Andringen des Servius willigten die Latiner endlich in diesen Vorschlag ein, und der Dianentempel auf dem Aventin wurde als gemeinsames Bundesheiligthum aus gemeinschaftlichen Beiträgen sämmtlicher Bundesstaaten erbaut. Die latinischen Völkerschaften versammelten sich hier zu jährlicher Festfeier.

Servius' Ende war tragisch; mit Recht hat es Livius den tragischen

Greueln griechischer Königshäuser zur Seite gestellt. Servius hatte seine zwei Töchter mit den zwei Söhnen des Tarquinius Priscus, dem Lucius und Aruns Tarquinius, vermählt. Es traf sich, daß in beiden Paaren Gemüther von ungleicher Sinnesart zusammenkamen. Die ältere Tullia, die den Lucius Tarquinius zum Gatten hatte, war sanft und fromm; die jüngere, die Gattin des Aruns, ein Weib von wildem, ruchlosem Gemüthe. Umgekehrt war Aruns ein stiller und anspruchsloser Jüngling, Lucius dagegen stolz und herrschsüchtig und zu jeder Frevelthat fähig. Gleiche Gesinnung brachte die verwandten Gemüther einander näher. Die wilde Tullia, über ihres Vaters langes Leben, ihres Mannes Thatlosigkeit ergrimmt, wandte sich dem ehrgeizigen Lucius Tarquinius zu und trieb ihn zu verbrecherischen Anschlägen. Bald hatten sich Beide, über die Leichen von Bruder und Schwester hinweg, die Hand zur Ehe gereicht. Nun waren auch die Tage des alten Servius gezählt. Von der frevelhaften Tullia gespornt, die ihn täglich antrieb, das Werk zu vollenden, damit ein Bruder- und Schwestermord nicht umsonst verübt sei, that Lucius Tarquinius endlich den letzten Schritt. Nachdem er unter den Patriciern sich einen Anhang gebildet hatte, trat er eines Tages, im königlichen Gewande, von einer Schaar Bewaffneter gefolgt, auf dem Forum auf, und ließ, auf dem Königsstuhle vor der Curie sitzend, durch einen Herold die Väter vor den „König Tarquinius“ entbieten. Die Gerufenen erschienen, und Tarquinius nahm förmlich von dem Throne Besitz. Inzwischen war Servius, von diesen Vorgängen benachrichtigt, herbeigeeilt; es entspann sich ein heftiger Wortwechsel; erbittert stürzte Servius zuletzt auf Tarquinius los, um ihn vom Königsstuhle wegzureißen; da ergriff Tarquinius den alten Mann, schleppte ihn zur Curie hinaus und warf ihn die Stufen hinab. Das Gefolge des Königs floh. Mühsam raffte der blutende Greis sich auf, um sich, von wenigen Getreuen gestützt, in seinen Palast zu retten. Aber kaum war er auf der Höhe der cyprischen Gasse angekommen, als die Schergen des Tarquinius ihn einholten und ermordeten. Die Leiche blieb im Wege liegen. Tullia hatte das Ziel ihrer Wünsche erreicht. Unfähig, ihre Freude zu verbergen, erschien sie alsbald auf dem Forum, wo sie ihren Mann aus der Curie herausrief, und ihn, sie zuerst, mit dem Königsnamen begrüßte. Auf der Heimfahrt kam sie durch die Gasse, wo ihres Vaters Leiche im Wege lag. Die Maulthiere schreckten zurück, der Knecht hielt die Zügel an; sie aber, wie von den Rachegeistern des Gemordeten gepeitscht, befahl ihm, über die Leiche wegzufahren. Blut bespritzte den Wagen und ihr Kleid. Seitdem hieß die Gasse die Frevelgasse (vicus sceleratus).

So endete Servius Tullius nach einer Regierung von 44 Jahren. Er blieb bei dem Volke in theurem Andenken als der erste, im engern Sinne des Wortes verfassungsmäßige König, als der Begründer der römischen Volksfreiheit. Noch lange nachher, als das Königthum längst nicht mehr

bestand, feierte die römische Plebs in dankbarer Erinnerung den Geburtstag des volksfreundlichen Fürsten. Den Monat seiner Geburt wußte man nicht, wohl aber, daß er an einem Nonentage geboren sei. Daher versammelte sich an diesen Monatstagen immer eine große Menschenmenge, das Gedächtniß des gemordeten Königs und seiner gerechten Gesetze zu feiern.

So steht Servius als eine höchst denkwürdige Gestalt in der römischen Geschichte da; denkwürdig auch dadurch, daß er sowohl die Gunst als auch die Wandelbarkeit des Glücks in seltenem Maße erfahren hat. Aus dem Knechtsstande hob ihn Göttin Fortuna auf den Thron, begnadete ihn mit einer langen, segensreichen Regierung, verlieh ihm ruhmvolles Gedächtniß bei der Nachwelt, wenn sie ihm auch, damit kein Sterblicher sich überhebe, einen unverdienten herben Tod nicht erspart hat.

---

120. Die Verfassung des Servius Tullius.

(Nach Ferd. Walter, Geschichte des römischen Rechts bis auf Justinian.)

Eine wesentliche Umgestaltung der Verfassung und zwar auf der Grundlage des Vermögens kam durch Servius Tullius zu Stande. Zunächst theilte er das ganze Gebiet in Regionen oder örtliche Tribus. Für die Stadt behielt er die bereits bestehende Eintheilung der 4 Regionen bei; die Landschaft aber zerlegte er in 26 Regionen. Jede Tribus umfaßte alle in der Region ansässigen kriegs- und steuerpflichtigen Bürger, nicht bloß die Plebejer, sondern auch die Patrizier und deren Clienten.

Zugleich richtete Servius eine Vermögensschätzung (census) ein, die regelmäßig von Zeit zu Zeit wiederholt werden sollte. Zu diesem Zwecke wurden nach den Tribus geordnete Listen angefertigt, worin jeder Bürger sein Vermögen eidlich anzugeben hatte. Auf den Grund dieser Verzeichnisse wurden die Bürger in 5 Klassen gebracht, je nachdem sie, wie Livius und Dionysius berichten, zu 100,000, 75,000, 50,000, 25,000 und (nach Böckh's Vermuthung) 10,000 Assen censirt waren. Diese Zahlen sind jedoch nicht die jener alten Zeit, wo ein As ein wirkliches Pfund Kupfer wog, sondern die des 6. Jahrhunderts. Die ursprünglichen Sätze waren 20,000, 15,000 10,000, 5000, 2000, und diese sind später, wo die Asse um Vieles leichter gemünzt wurden, verfünffacht worden. Da die Verzeichnung wesentlich mit dem Kriegsdienste zusammenhing, so wurden als Bürger nur die gezählt, welche das dienstfähige Alter erreicht hatten; vaterlose Unmündige, desgleichen erwachsene ledige Personen weiblichen Geschlechtes wurden von den censirten Bürgern unterschieden, waren also in den Klassen nicht enthalten. Eben so wurden Krämer und Handwerker, als zum Kriegsdienste nicht tauglich, nicht zu den Vollbürgern gezählt, waren also in den Tribus, nicht aber auch in den Klassen.

In Rücksicht auf den Kriegsdienst zerfiel jede Klasse in zwei Abtheilungen: die seniores und juniores, und jede Abtheilung in eine bestimmte Zahl von Centurien. Die Bürger der 1. Klasse, so viel oder so wenige es waren, wurden in 80, die 2., 3. und 4. jede in 20, die 5. in 30 Centurien eingetheilt und zwar so, daß in jeder Klasse die Abtheilung der seniores eben so viele Centurien, wie die der juniores bildete. Die seniores hatten bloß zur Vertheidigung der Stadt zu kämpfen, aus den juniores aber wurden die Legionen gebildet. Die Art der Bewaffnung war nach den Klassen verschieden, so daß auf die Reichen die größeren Lasten kamen. Diejenigen, deren Vermögen nicht den Satz der 5. Klasse erreichte, bildeten keine eigentliche Klasse mehr; doch gab es darunter noch Abtheilungen. Aus denjenigen, welche unter 10,000, aber doch über 1500 (ursprünglich 300) Asse censirt waren, wurden höchst wahrscheinlich die Ersatz-Soldaten (accensi velati) genommen, welche unbewaffnet mitzogen und mit den Waffen der Gebliebenen, an deren Stelle sie traten, ausgerüstet wurden. Diese machten auch eine eigene Centurie aus. Diejenigen, welche nicht so viel, aber doch wenigstens 375 (ursprünglich 75) Asse an Vermögen hatten, hießen Proletarier, alle Uebrigen aber capite censi. Jene waren geehrter und wurden in dringenden Fällen wohl auf gemeine Kosten bewaffnet, diese niemals. Endlich wurden neben den Klassen, und vom Census unabhängig, die Waffenschmiede und Zimmerleute (fabri), ebenfalls nach dem Alter getrennt, in 2 Centurien, und eben so die Hornisten und Zinkenbläser (cornicines et liticines) in 2 Centurien gebracht. Die anderen Handwerker wurden zum Kriegdienste nicht aufgeboten. Auch die Freigelassenen waren ihrer Abkunft wegen vom Kriegsdienste und daher auch von der Centurien-Verfassung ausgeschlossen.

Für den Reiterdienst wurden die 3 alten Rittercenturien mit der seit Tarquinius bestehenden Unterabtheilung in die ersten und zweiten Ramnes, Tities und Luceres beibehalten, jedoch in 6 Centurien eingetheilt, die man noch am Ende der Republik schlechtweg „die sechs Centurien" nannte. Diese enthielten also bloß Patrizier, natürlich aus den reichsten und angesehensten Geschlechtern. Dazu wählte Servius aus den in der ersten Klasse censirten vornehmsten Familien der gesammten Bürgerschaft, hauptsächlich aber wohl aus den Plebejern der Stadt und Landschaft, eine große Zahl zu Rittern und theilte dieselben in 12 Centurien. Zur Anschaffung jedes Streitrosses wurde nach einer schon von Tarquinius getroffenen Einrichtung eine Summe von 10,000 (ursprünglich 2000) Assen aus dem öffentlichen Schatz gezahlt, das aes equestre, daher hieß das Roß equus publicus. Zum Unterhalt der Ritterpferde wurde eine Steuer (aes hordiarium) auf vermögende ledige Frauen und vaterlose Unmündige ausgeschrieben und zwar 2000 (ursprünglich 400) Asse für jedes Roß.

Diese Einrichtung benutzte aber Servius auch zur Organisation einer neuen Art von Comitien. In diesen sollten alle Bürger, die in Centurien

vereinigt waren, sowohl Patrizier als Plebejer, stimmfähig sein, und zwar so, daß bei der Abstimmung jede Centurie für eine Stimme gezählt wurde. Dadurch war nicht nur den Reichen das entschiedene Uebergewicht gesichert, sondern es war auch auf das Alter die gebührende Rücksicht genommen, indem in jeder Klasse die seniores, obwohl an Kopfzahl geringer, doch eben so viele Stimmen als die juniores hatten. Die 18 Centurien der Ritterschaft hatten die ihrem Dienste angemessene Auszeichnung, daß sie zuerst stimmten (daher: centuriae praerogativae). Die beim Kriegswesen besonders berücksichtigten Handwerker und Musiker hatten je 2 (?), die accensi velati 1, die Proletarier und eben so die capite censi je 1 Stimme. Im Ganzen waren 195 (oder 193?) Stimmen. In jedem Falle bildeten aber die 80 Stimmen der 1. Klasse mit den 18 Rittercenturien, wenn sie alle einig waren, die entscheidende Mehrheit und es war dann ein weiteres Abstimmen nicht nöthig.

Auf diese Centuriatcomitien übertrug nun Servius die Rechte, welche bis dahin die Versammlung der Curien gehabt hatte: die Entscheidung über Krieg und Frieden, die Wahl des Königs und anderer Obrigkeiten und die Annahme und Abschaffung der Gesetze. Doch wurden durch sie weder die Comitien der Curien, noch die Beschränkungen aufgehoben, wodurch die alte Verfassung den Nachtheilen großer Volksversammlungen vorgebeugt hatte. Denn bei neuen Gesetzen mußte erst der Antrag des Senats, in einem Senatusconsult verfaßt, an sie gelangt sein; und bei den Königswahlen waren die Stimmen auf die Person beschränkt, die der Interrex vorschlug. Ueberdies kamen damals, wo weit mehr das Herkommen regierte, neue Gesetze nicht oft vor, und auch die Wahlversammlungen waren selten, da der einmal Erwählte auf Lebenszeit blieb. Die Versammlung der Curien aber behauptete ihre alte Stellung darin, daß sie die Beschlüsse der Centuriatcomitien über Gesetze und Wahlen nach eingeholten Auspicien auf den Antrag des Senates zu bestätigen und dem Erwählten das Imperium zu ertheilen hatte. Die Patricier bildeten also durch die Curien und den Senat noch immer den herrschenden Stand, dessen Einfluß, durch die Religion außerordentlich verstärkt, alle Theile der Verfassung erfüllte. Sie, durch Abstammung oder Aufnahme mit den ersten Gründern der geheiligten Stadt verbunden, rühmten sich der besondern Gunst der Götter, denen sie allein in den Auspicien und öffentlichen Opfern nahen durften; sogar die Abhaltung der Centuriatcomitien war von ihnen durch die Deutung der Auspicien und durch die heiligen Gebräuche, deren Kenntniß ihnen allein überliefert war, abhängig.

---

121. Tarquinius Superbus.

(Nach Berthold Georg Niebuhr, römische Geschichte.)

Der Thronräuber begann, ohne auch nur den Schein einer Bestätigung durch die Curien, als König zu herrschen. Alle Rechte und Ehren, welche

Servius der Gemeinde verliehen hatte, wurden abgeschafft, die Gleichheit der bürgerlichen Rechte wieder aufgehoben und das Recht der körperlichen Verpfändung wieder hergestellt; die reichen Plebejer wurden von willkürlichen Schatzungen getroffen, die armen mit kümmerlichem Tagelohn und spärlicher Kost zu Frohndiensten angehalten, deren Trübsal viele trieb, sich zu entleiben. Die Senatoren und Vornehmen waren, wie für die griechischen Tyrannen, der nächste Gegenstand der Besorgnisse und der Habsucht des Usurpators; er hatte sich, nach der Weise jener Tyrannen, eine Leibwache gebildet, mit der er nach Gelüsten herrschte. Viele Vornehme verloren das Leben, andere wurden verbannt und ihr Vermögen eingezogen; die erledigten Stellen im Senate blieben unbesetzt; und dieser selbst durch seine geringe Zahl unbedeutende Senat ward nicht berufen.

Tyrann so arg, als irgend ein griechischer jener Epoche, war Tarquinius so sehr als irgend einer fähig, Großes zum Glanz seines Staates zu unternehmen, und das Glück war ihm lange treu. In Latium hatte er weitverbreiteten Einfluß durch Octavius Mamilius von Tusculum, dem er eine Tochter zur Ehe gegeben, und Turnus Herdonius von Aricia, welcher die Latiner beschwor, sich ihm nicht zu vertrauen, ward von ihrer Landsgemeinde selbst auf Tarquinius falsche Anklage zum Tode verurtheilt, weil Waffen, die durch verrätherische Sclaven in seine Wohnung geschafft waren, ihn der Schuld zu überführen schienen. Latium beugte sich unter Roms Hoheit, und der römische König opferte fortan für alle Verbündete an den latinischen Ferien auf dem Albaner Berge vor dem Tempel des Jupiter Latiaris den Stier, von dessen Fleisch jede Stadt einen Antheil empfing. Jede brachte zum Opferfest ihr angewiesenes Theil, Lämmer, Milch, Käse, Fladen: es waren Festtage voll altväterischer Lustbarkeiten, wofür späte Thorheit einen symbolischen Sinn erklügelte; so sollte das Schaukeln andeuten, wie der verschwundene Latinus in den Lüften und auf der Erde gesucht werde. Auch die Herniker huldigten dem König und vereinigten sich zu diesem Feste; aber ihre Cohorten begleiteten gesondert die Legionen, welche aus römischen und latinischen zu Manipeln vereinigten Centurien gebildet waren.

Diese Heeresmacht zog zuerst gegen Suessa Pometia, die blühendste Stadt der Volsker, reich durch den Besitz weitläufiger und üppig fruchtbarer Gefilde, der Kornkammer Roms in Mißjahren. Sie ward eingenommen, die Einwohner, Freie und Knechte, wurden mit aller Habe verkauft, und der Zehnte des gewonnenen Geldes zur Erbauung des capitolinischen Tempels geweiht, welchen des Königs Vater im sabinischen Kriege gelobt hatte. Von Tatius' Zeit her war der Berg voll Altäre und Capellen gewesen, enger geweihter Räume, von wenigen Fußen ins Gevierte, aber einzeln vielen Gottheiten geweiht, deren Besitz ohne zusagende Auspicien nicht verrückt werden konnte. Alle wichen den drei vereinigten höchsten Wesen der etruskischen Religion, Jupiter, Juno, Minerva, außer Juventas und Termi-

nus, andeutend, daß die Jugend des römischen Reichs nicht verblühen, seine Grenzen nicht zurückweichen würden, so lange der Pontifex, die Götter verehrend, mit der schweigenden Jungfrau zum Capitol hinaufsteigen werde. Den Namen des Capitolium erhielt der Tempel, und von ihm der tarpejische Berg, von einem unversehrten, frischblutenden Menschenhaupte, welches die Werkleute fanden, als sie die Fundamente ausgruben, dem Wahrzeichen, daß dieser Ort das Haupt der Welt zu werden bestimmt sei.

In diesem Heiligthum, in Jupiters Cella, unter der Erde, wurden die sibyllinischen Bücher verwahrt. Eine unbekannte Alte hatte dem Könige 9 Bücher für 300 Goldstücke feilgeboten; verlacht, 3 und wieder 3 verbrannt, bereit, auch die übrigen zu vernichten, wenn sie den für alle geforderten Preis nicht erhielt. Der König bereute seinen Unglauben, der ihm den größern Theil eines unersetzlichen Schatzes entzogen hatte; die Prophetin gab die letzten 3 Bücher und verschwand.

Der Zug gegen Pometia hatte die Kriege gegen die Volsker begonnen; im eroberten Lande gründete Tarquinius zwei Colonieen, Signia und Circeji.

Die Größe von Gabii in uralter Zeit ist in den Mauern der Cella des junonischen Tempels kund; und Dionysius sah sie noch, bestimmter in den Ruinen der weitläufigen, von einem zerstörenden Eroberer zerrissenen Ringmauer, — denn die Stadt lag in der Fläche, — und von manchen Gebäuden. Gabii, eine der 30 latinischen Städte, verachtete den Beschluß, den eine Gesammtheit, wo die Gleichstimmenden nicht Gleiche waren, nahm, sich zu demüthigen; darauf begann zwischen ihr und Rom ein hartnäckiger Krieg. Die kämpfenden Städte waren nur 12 Miglien entfernt, und die Landschaft, welche beide trennt, litt Jahre lang alle Drangsale der Kriegsläufte, für die kein Ende abzusehen war; denn beide waren in ihren Mauern unüberwindlich.

Da spielte Sextus, des Tyrannen Sohn, den Empörer: der König, dessen Zorn durch frechen Trotz gereizt scheinen konnte, verurtheilte ihn zu schmählicher Züchtigung wie den niedrigsten Unterthan. Er kam zu den Gabinern, dem Schein nach entflohen; die blutigen Zeichen der Mißhandlung und vor Allem die Verblendung, welche die befällt, die verderben sollen, gewannen ihm Glauben und Zuneigung. Erst führte er Freiwillige, dann Anvertraute; jede Unternehmung gelang; denn Beute und Soldaten wurden ihm an verabredeten Orten Preis gegeben. Die Betrogenen erhoben den, unter dessen Befehl sie der Freuden eines glücklichen Krieges gewiß zu sein wähnten, zum Dictator. Der letzte Schritt des Verraths war übrig; Sextus ließ seinen Vater befragen, wie er Gabii überliefern sollte? Dieser hatte den Boten im Garten vor sich gelassen, wandelte schweigend, indem er mit dem Stabe die höchsten Mohnköpfe abschlug, und entließ ihn ohne Antwort. Auf diesen Wink tödtete Sextus oder vertrieb durch falsche Anklagen die Gabiner,

die ihm widerstehen konnten; die Vertheilung ihres Vermögens erkaufte ihm Anhang unter den Niedrigsten; und im Besitz der unbestrittenen Herrschaft brachte er die Stadt unter seines Vaters Hoheit.

Allein die Sicherheit des ununterbrochenen Glücks ward durch ein grausendes Wunderzeichen gestört: eine Schlange schlüpfte aus dem Altar des königlichen Hauses und raubte das dargebrachte Opferfleisch. Damals war die Zeit des höchsten Ansehens des pythischen Orakels; der König sandte seine Söhne Titus und Aruns mit kostbaren Weihgeschenken nach Delphi, um zu vernehmen, welche Gefahr ihm drohe; die Pythia antwortete, er werde fallen, wenn ein Hund mit Menschenstimme reden würde. Den der Gott dachte, der stand mit den Gesandten im Tempel, ihm wohlgefällig durch das Geschenk eines goldenen Stabs, den ein hölzerner ausgehöhlter einschloß und verbarg. Die Schwester des Königs Tarquinius, an M. Junius vermählt, hatte 2 Söhne geboren, die ihr Vater unmündig hinterließ; den ältern tödtete der Tyrann wegen seines Reichthums; der jüngere, Lucius, rettete sein Leben durch angenommenen Schein von Dummheit. Ein Wahnsinniger war auch den Römern heilig, und Tarquinius hatte als Vormund den Genuß des Vermögens seines blödsinnigen Angehörigen; dieser L. Junius, daher Brutus genannt, hatte die jungen Tarquinier nach Delphi begleitet. Als die Jünglinge dem väterlichen Auftrage genügt hatten, befragten sie das Orakel für sich, wer nach dem Vater zu Rom herrschen werde? „Der zuerst die Mutter küßt“ antwortete die Priesterin. Die Königssöhne verglichen sich, das Loos entscheiden zu lassen, also daß es Sextus verheimlicht bliebe; Brutus lief den Berg hinab, daß er niederfiel und seine Lippen die Erde berührten.

Bald ängstigten andere Wunderzeichen und Träume den König. Adler hatten ihr Nest auf einer Palme in seinem Garten: sie waren ausgeflogen Atzung zu holen; inzwischen kamen Geier über das Nest, stürzten die ungefiederten Jungen hinaus und vertrieben die zu spät zurückkehrenden Alten. Ihm träumte, es würden ihm 2 Widder, von einem Vater gezeugt, vor den Altar zugeführt, er wähle den stattlichsten zum Opfer; der andere stoße ihn mit den Hörnern nieder; zugleich verändere die Sonne ihren Lauf und kehre von Niedergang gen Osten zurück. Vergebens warnten ihn die Traumdeuter vor dem, der ihm einfältig wie ein Schaf dünke, umsonst stimmte das Orakel mit dem Nachtgesicht zusammen; das Schicksal mußte erfüllt werden.

Ardea, die Stadt der Rutuler, verweigerte dem Könige Unterwürfigkeit und ward mit großer Macht belagert. Sie lag auf einem vereinzelten vulcanischen Berge, mit schroff gehauenen Wänden. Eine solche Festung wäre selbst für die vervollkommnete Belagerungskunst jener späten Zeit, wo die Mechanik ausgebildet war, unüberwindlich gewesen, wenn nicht Thürme, von gleicher Höhe wie der Fels, erbaut und hart an seinen Fuß herangeführt werden konnten; damals aber war, wenn Verrath nicht gelang, Hunger das einzige Mittel, einen Ort zu bezwingen, der nicht erstiegen noch untergraben

werden konnte. So lag das römische Heer vor Ardea, bis die Rutuler ihre Vorräthe aufgezehrt haben würden, müßig in den Feldhütten. Hier erhob sich beim Wein ein Streit über die Tugend ihrer Frauen zwischen den Söhnen des Königs und ihrem Vetter L. Tarquinius. Dieser, beigenannt von Collatia, wo er als Lehnsfürst wohnte, war Enkel von Aruns, dem älteren Bruder des ersten Tarquinius, nach dessen Tode dieser nach Rom zog. Der Krieg feierte; man stieg zu Pferde, um die Frauen sofort zu überraschen; zu Rom schwelgten die fürstlichen Frauen bei einem Gastmahle unter Blumen und Wein, von dort eilten die Jünglinge nach Collatia, wo, in später Nachtstunde, Lucretia im Kreise ihrer Mägde spann.

Nicht Blutdurst, nicht der Geiz der Tyrannen des Alterthums, war das Entsetzlichste für ihre Unterthanen; das war es, daß den Gegenstand, der ihre wilden Lüste erregt hatte, nur der Tod von Schande retten konnte. Mißhandlungen, wie Lucretia sie erlitt, waren alltäglich; wie die den Türken unterworfenen Christen ihnen ohne Schutz Preis gegeben waren, als noch niemand an die Möglichkeit dachte, das verruchte Joch zu zerbrechen; — daß ihr Stand die Lucretia nicht schützte, ward das Verderben der Tarquinier. Sextus, von böser Lust entbrannt, kam am folgenden Tage nach Collatia zurück und kehrte im Hause des Vetters ein. In der Oede der Nacht trat er bewaffnet in die Kammer der Matrone, und erzwang durch die Drohung, einen erwürgten Knecht neben ihre Leiche zu legen und der Rächer der Ehre ihres Mannes zu scheinen, was Todesfurcht nicht hatte gewinnen können.

Wer kann nach Livius Lucretia's Verzweiflung erzählen? Sie berief ihren Vater und ihren Mann zu sich, es sei Gräßliches geschehen. Lucretius kam, begleitet von P. Valerius, der sich nachmals den Namen Publicola erwarb, Collatinus mit dem verachteten Brutus. Sie fanden die Trostlose in Trauerkleidern in starrer Betäubung sitzend, vernahmen den Gräuel, und gelobten ihr, die sich selbst erstach, Rache; über Lucretia's Leiche als Opfer beschworen sie den Bund aufs Neue. Der Augenblick war für Brutus gekommen, daß er die Verstellung von sich werfe, wie Odysseus den Bettlermantel. Sie trugen die Todte auf den Markt von Collatia; die Bürger sagten Tarquinius ab und gelobten den Befreiern Gehorsam. Die Jüngeren begleiteten den Leichenzug nach Rom. Hier wurden die Thore geschlossen und das Volk von Brutus als Tribun der Celeres zur Versammlung berufen. Alle Stände entbrannten in einem einigen Gefühl; einstimmig entsetzte der Beschluß der Bürger den letzten König seiner Würde und sprach über ihn und die Seinigen Verbannung aus.

Auf die Botschaft vom Aufruhr war der König mit einem Gefolge nach Rom aufgebrochen, aber die Stadt war ihm verschlossen; gleichzeitig zog Brutus mit Freiwilligen auf einem Umwege nach dem Lager. Die Centurien des Heeres bestätigten was die Curien beschlossen hatten. Der ent-

letzte König, mit seinen Söhnen Titus und Aruns, wandte sich nach Caere, wo die aus Rom Verbannten als Bürger sich niederzulassen berechtigt waren; Sextus kehrte nach Gabii zurück, als in sein eigenes Fürstenthum. Mit Ardea ward ein Stillstand geschlossen, und das Heer kehrte nach Rom zurück. Ein förmlicher Centurienbeschluß auf dem Marsfelde bestätigte die Satzungen der Curien und des Heeres, verbannte Tarquinius und sein verruchtes Haus, schaffte auf immer die Königswürde ab und ächtete jeden, der es wagen möchte, als König zu Rom herrschen zu wollen.

Fünfundzwanzig Jahre hatte die Herrschaft des jüngern Tarquinius gedauert; 244 (nach anderer Tradition 240) die königliche Herrschaft im Ganzen.

---

122. Die Sage von der Gründung und ältesten Geschichte der Republik.

(Nach A. Schwegler, römische Geschichte.)

Nach Vertreibung des Königs Tarquinius übertrugen die Centurien die Regierung zweien jährlich wechselnden Consuln, zuerst dem L. Junius Brutus und L. Tarquinius Collatinus. Auf deren Antrag sprach das Volk wiederholt die Verbannung der vertriebenen Königsfamilie aus, und verpflichtete sich durch einen Eidschwur, nie mehr einen König über Rom zu dulden. Darauf stellten die neuen Consuln die Verfassung des Servius Tullius sammt den übrigen Gesetzen dieses Königs wieder her (s. Nr. 123).

Gegen den einen der beiden Consuln, den L. Collatinus, erhob sich jedoch bald allgemeiner Widerspruch, nicht wegen seiner Gesinnung und Handlungsweise, sondern wegen seines Namens und seiner Verwandtschaft mit der vertriebenen Königsfamilie. So lange ein Tarquinier in Rom bleibe, sei die Freiheit gefährdet, sei das Königthum nicht vollständig ausgewandert. Collatinus verließ Rom und wanderte nach Lavinium aus. Sofort wurde auf Brutus' Antrag über die gesammte tarquinische Gens die Verbannung ausgesprochen. An Collatinus' Stelle trat als Consul P. Valerius, derselbe, der beim Tode der Lucretia zugegen und einer der Leiter der letzten Umwälzung gewesen war.

Inzwischen sann Tarquinius auf Mittel und Wege, den verlorenen Thron wieder zu gewinnen. Zunächst versuchte er List und Verrath. Er schickte Abgeordnete nach Rom, mit dem Auftrag, die Herausgabe des königlichen Privatvermögens zu verlangen. Während der Senat über diese Forderung berathschlagte, zettelten die Gesandten eine Verschwörung an, die den

Umsturz der neuen Verfassung und die Wiederherstellung der vertriebenen Königsfamilie bezweckte. Sie konnten dies wagen, da der vertriebene König noch einen Anhang in Rom besaß. Betheiligt waren bei dieser Verschwörung unter Anderen zwei Söhne des Brutus, angehende Jünglinge. Allein ein Sclave verrieth das Verbrechen. Die Schuldigen wurden verhaftet und öffentlich enthauptet, unter ihnen die zwei Söhne des Brutus, deren Todesurtheil ihr eigener Vater aussprach und vor seinen Augen, ohne eine Miene zu verändern, vollziehen sah.

Die Herausgabe der tarquinischen Habe ward jetzt verweigert, und da man sie eben so wenig für den öffentlichen Schatz einziehen mochte, überließ man sie der Plünderung, um das Volk durch diesen Raub desto fester an die Sache der Republik zu ketten und mit der vertriebenen Königsfamilie unversöhnlich zu entzweien. Das Ackerfeld zwischen Capitol und Fluß, das nicht Privateigenthum des Tarquinius, sondern Krongut gewesen war, wurde aus diesem Grunde nicht vertheilt, sondern blieb gemeines Feld. Man weihte es dem Mars: es hieß von jetzt an Campus Martius.

Als Tarquinius seinen Anschlag gescheitert sah, griff er zum offenen Kriege gegen Rom. Die Städte Veji und Tarquinii stellten ihm ein Heer und er fiel in die römische Landschaft ein. Ihm entgegen zogen die Consuln, Valerius mit dem Fußvolk, Brutus an der Spitze der Reiterei. Auf der Gegenseite war Aruns, des vertriebenen Tarquinius Sohn, der Anführer der Reiterei. Als die beiden Reiterführer einander gewahr wurden, erfaßte sie blinde Wuth, sie rannten mit eingelegter Lanze auf einander los, und Beide sanken durchbohrt von ihren Pferden. Die Heere stritten mit getheiltem Glück und unentschiedenem Erfolg; die Nacht trennte das blutige Treffen; jeder Theil zog sich ins Lager zurück. Aber in der Stille der Nacht erscholl aus dem nahen Walde Arsia, beiden Heeren vernehmlich, des Waldgottes Stimme: die Römer hätten gesiegt, von den Etruskern sei Einer mehr gefallen. Diese Stimme schlug die Etrusker mit panischem Schrecken, sie brachen auf und flohen nach Hause. Als der Tag anbrach und kein Feind zu sehen war, ließ der Consul Valerius die Beute vom Schlachtfeld sammeln und kehrte nach Rom zurück, wo er im Triumphe einzog. Brutus' Leiche ward feierlich bestattet und die römischen Matronen betrauerten ihn, den Rächer gekränkter Frauenehre, ein ganzes Jahr. Von den dankbaren Nachkommen ward ihm späterhin ein ehernes Standbild auf dem Capitol gesetzt. Der Gründer der Republick wurde hier mitten unter den Königen aufgestellt, ein gezücktes Schwert in der Hand.

Da der überlebende Consul Valerius keine Anstalt machte, an die Stelle des gefallenen Brutus sich einen andern Amtsgenossen beizugeben; da er überdies auf der Velia, einem das Forum beherrschenden Bergrücken, auf welchem auch die Wohnhäuser mehrerer Könige gestanden hatten, sich ein Haus baute, das wie eine Burg aussah, so entstand gegen ihn der

Verdacht, er strebe nach der Alleinherrschaft. Kaum hatte Valerius von diesem Argwohn gehört, so berief er, sich zu rechtfertigen, eine Versammlung der Bürgerschaft (des Populus), und ließ, als er vor derselben auftrat, die Fasces senken, worin die huldigende Anerkennung lag, daß der Populus der Inhaber der Hoheitsrechte sei, und daß die Majestas populi höher stehe, als die Amtsgewalt des Consuls. Er ließ sein Haus auf der Velia abbrechen und am Fuße des Hügels wieder aufbauen. Hatte Valerius durch diese Nachgiebigkeit den Argwohn der Bürgerschaft entwaffnet, so erwarb er sich deren volle Gunst durch zwei Gesetze, die er bei der Volksversammlung einbrachte. Das eine dieser Gesetze bedrohte jeden Versuch, das Königthum wieder herzustellen und eine Alleinherrschaft aufzurichten, mit Aechtung und Gütereinziehung; das andere gab jedem römischen Bürger das Recht, von den richterlichen Aussprüchen der Magistrate, wenn sie auf Tod oder körperliche Züchtigung lauteten, Berufung an die Volksversammlung einzulegen. Das Valerische Provocationsgesetz war das erste in den Centuriatcomitien beschlossene Gesetz. Eine Folge dieses Gesetzes war die Sitte, die Valerius einführte und die von da an Regel blieb, innerhalb der städtischen Bannmeile, d. h. in der Stadt und in einem Umkreis von 1000 Schritten um dieselbe, die Beile aus den Ruthenbündeln der Lictoren wegzulassen, zum Zeichen, daß dem Consul in diesem Umkreis die unbeschränkte Gewalt über Leben und Tod nicht zustehe. Alle diese Maßregeln des Valerius gereichten der Bürgerschaft so sehr zur Genugthuung, daß man ihm den ehrenden Beinamen „Poplicola“ gab.

Tarquinius hatte sich inzwischen zu Porsenna, dem mächtigen Könige von Clusium, geflüchtet und dessen Hülfe angerufen. Porsenna zog mit einem großen Heere wider Rom, um den vertriebenen Fürsten mit Gewalt wieder auf den Thron zu setzen. Die Römer wagten nicht, ihm im Felde Widerstand zu leisten, sie beschränkten sich auf die Vertheidigung der Stadt, die von der einen Seite durch Mauern, von der andern durch den Strom geschützt war. Doch fehlte wenig, so wäre sie im ersten Anlauf genommen worden. Als nämlich die Etrusker unerwartet auf der Höhe des Janiculum erschienen und die dortige Schanze erstürmten, floh die römische Besatzung über die Pfahlbrücke in die Stadt; der Feind wäre widerstandslos in die Stadt gelangt, hätte nicht Horatius Cocles mit noch zwei anderen Römern auf der Brücke Stand gehalten und den Andrang abgewehrt. Während man hinter ihnen die Brücke abbrach, boten die drei Römer dem Feinde Trotz. Endlich sandte Cocles auch seine zwei Gefährten zurück und stritt allein wider das feindliche Heer, bis das Krachen der stürzenden Balken und das Freudengeschrei der Römer ihm verkündigte, das Werk sei vollbracht. Nun sprang er, unter Anrufung des Flußgottes, in voller Rüstung in den Strom hinab und schwamm, trotz eines Hagels von Pfeilen, den ihm der Feind nachsandte, wohlbehalten zu den Seinigen hinüber. Zum Dank dafür

steuerte ihm während der Hungersnoth jeder Römer so viel an Mundvorrath, als er sich selbst abdarben konnte; die Republik errichtete ihm ein Standbild auf dem Comitium und schenkte ihm so viel Land, als er an einem Tage umpflügen konnte.

Porsenna belagerte jetzt die Stadt und schnitt ihr theils durch Sperrung des Flusses, theils durch ausgesandte Streifzüge die Zufuhr ab. Die Hungersnoth wurde bald so drückend, daß vorauszusehen war, die Stadt werde sich am Ende ergeben müssen. Unter diesen Umständen faßte Gaius Mucius, ein junger Patricier, den Entschluß, den etruskischen König zu tödten. Nachdem er sein Vorhaben dem Senat mitgetheilt hatte, schlich er sich als Ueberläufer ins feindliche Lager, erstach hier aber, statt des Königs, dessen Schreiber, den er wegen seiner prächtigen Kleidung für den König hielt. Mit der Folter bedroht, streckte er, ihrer zu spotten, seine Rechte in das Feuer eines danebenstehenden Opferbeckens. Solcher Heldenmuth machte den König staunen; er entließ den Jüngling straflos, und dieser, wie zum Danke, entdeckte ihm, 300 edle Jünglinge Roms hätten sich gegen das Leben des Königs verschworen, ihn selbst habe das Loos getroffen, der Erste zu sein. Mucius bekam fortan vom Verluste seiner rechten Hand den Namen Scävola (Linkhand). Die Drohung des Jünglings versetzte den etruskischen König in solchen Schrecken, daß er freiwillig die Hand zum Frieden bot. Er brachte dabei zwar die Wiedereinsetzung der vertriebenen Königsfamilie zur Sprache, bestand jedoch nicht länger auf diesem Ansinnen, als die Römer ihm eine standhafte Weigerung entgegen setzten. Die einzige Friedensbedingung, die er stellte, war, daß Rom den Vejentern die ihnen abgenommenen Ländereien, die sogenannten sieben Gaue, zurückgebe. Gegen Stellung von Geiseln räumte Porsenna das römische Gebiet.

Unter diesen Geiseln — zehn Knaben und zehn Mädchen — war eine muthige Jungfrau, Clölia. Sie täuschte die Wachen, schwamm den übrigen Mädchen voran, unter den Pfeilen der Feinde, über die Tiber und brachte sie alle wohlbehalten nach Rom (?). Auf Porsenna's Forderung ward sie wieder ausgeliefert, doch ehrte der ritterliche König ihren Muth, gab sie frei und mit ihr einen Theil der Geiseln, den sie selbst auswählen durfte. Die Republik setzte ihr zur Belohnung ihrer männlichen Tapferkeit ein Reiterstandbild auf der Höhe des heiligen Weges. So nahm der Krieg des Porsenna, nachdem er Rom an den Rand des Untergangs gebracht hatte, ein friedliches Ende. *)

---

*) Beim Kriege des Porsenna, läßt sich die Verfälschung des wirklichen Hergangs durch die Dichtung noch nachweisen. Wir erfahren nämlich aus Tacitus, daß sich Rom dem etruskischen König hat ergeben müssen; und nach einer von dem ältern Plinius aufbewahrten Nachricht hat Porsenna den überwundenen Römern die drückende Friedensbedingung auferlegt, daß sie kein Eisen sollten besitzen dürfen, außer

Als Tarquinius seine Sache von Porsenna aufgegeben sah, flüchtete er sich zu seinem Eidam Octavius Mamilius nach Tusculum und betrieb von hier aus den Krieg gegen Rom. Es gelang dem Mamilius die latinischen Staaten zu einem Bund wider Rom zu vereinigen. Im Angesicht dieser Gefahr griff Rom zur Dictatur.

Die Schlacht beim See Regillus ist, wie die Sage schildert, nicht ein Treffen zweier Heere, sondern eine Reihe von Zweikämpfen, in denen sich die Anführer begegnen, wie bei Homer. Gegen den römischen Dictator Postumius, der im Vordertreffen kämpft, sprengt der greise Tarquinius an, muß aber verwundet sich zurückziehen. Schon weichen die Römer auf dieser Seite, als M. Valerius, Poplicola's Bruder, den jungen Tarquinius an der Spitze seiner Schaar gewahr wird. Mit eingelegter Lanze sprengt er gegen ihn los, wird aber, während er unvorsichtig vordringt, von der Seite her durchbohrt und sinkt entseelt zur Erde. Endlich befiehlt der Dictator, die Reiter sollten absitzen und zu Fuße kämpfen. Dies geschieht, und die Reihen der Latiner, dem stürmischen Angriffe nicht gewachsen, wenden sich zur Flucht. Nun sitzen die römischen Reiter wieder auf, die Fliehenden zu verfolgen. Das latinische Lager wird im ersten Anlauf erobert, die Niederlage der Latiner war vollständig, der Dictator und sein Magister Equitum kehrten im Triumph zur Stadt zurück. Der vertriebene König begab sich zum Tyrannen Aristodemus nach Cumä, wo er bald darauf starb, der letzte seines Geschlechts.

---

123. Die neue Verfassung.

(Nach Theodor Mommsen, römisches Staatsrecht, und Wilhelm Adolph Becker, Handbuch der römischen Alterthümer, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Collegialität war recht eigentlich das Princip, welches bei der Einführung der Republik an die Stelle des monarchischen trat und von nun an die ganze Verwaltung des Staates, sofern sie in den Händen der Beamten lag, durchzog. Ihr Wesen besteht darin, daß für jedes zu vollziehende Amtsgeschäft (mindestens) zwei Beamte, jeder für sich allein, competent sind. Mochte auch von Anfang an eine factische Geschäftstheilung zwischen den Berechtigten stattfinden, so blieb diese Theilung doch nur private Vereinbarung der Collegen, die weder sie selbst noch dritte Personen rechtlich binden konnte. Die Schwierigkeiten, welche sich der Durch-

---

zum Ackerbau. Hierin liegt, daß Porsenna die Römer zu vollständiger Entwaffnung gezwungen hat. Rom hat also damals einen schimpflichen Frieden unter sehr erniedrigenden Bedingungen mit dem etruskischen König abschließen müssen.

führung des Systems entgegenstellten, suchte man innerhalb der Stadt durch Turnus in den Amtshandlungen, wie den monatlichen auch mit dem Wechsel der Fasces verbundenen der Consuln, durch Loosung und durch gemeinschaftliches Handeln aufzuheben; das letztere Mittel, eine natürliche Folge der den Collegen gegen einander zustehenden Intercession, welche durch vorhergehende Vereinbarung und Zuziehung derselben vermieden wurde, verdrängte bei vielen Gelegenheiten, z. B. bei der Berufung des Senats oder der Volksversammlung, den früher häufiger angewandten Turnus. Ausgeschlossen blieb die Collegialität von dem Sacralwesen, von der mandirten Gewalt, der Dictatur und der Civiljurisdiction, sowohl beim Geschworeneninstitut, bei dem von jeher nur ein Richter („judex unus") gestellt wurde, als auch seit der Gründung der Prätur bei der magistratischen Instanz der Civiljurisdiction, denn auch bei der Vermehrung der Prätorenstellen behielt doch jeder einzelne Prätor sein bestimmt abgegrenztes Gebiet für sich. Außerhalb der Stadt, namentlich beim Oberbefehl im Felde, galt ebenfalls die Collegialität; die praktischen Schwierigkeiten wurden auch hier wieder durch Turnus und Loosung gehoben. Da aber schon früh nach mehr als einer Seite hin zu kämpfen und „siegreich vorzudringen" war (provincere zu vincere, wie progredior zu gradior), so ward das Heer in zwei gleichen Theilen organisirt, und jeder Consul übernahm mit dem einen Theile eine provincia, d. h. eins der beiden Operationsgebiete.

Bei Einführung der neuen Verfassung wurden die bisher in der Person des Königs auf dessen Lebensdauer vereinigten Gewalten getheilt und zwei jährlich wechselnden und darum verantwortlichen Magistraten übertragen, welche das Volk selbst durch Stimmenmehrheit wählte. Der König war aber zugleich priesterliches Oberhaupt gewesen, und als solchem hatte ihm die Verrichtung gewisser heiligen Handlungen obgelegen. Die Unveränderlichkeit der religiösen Satzungen gestattete nicht, daß deren fernere Uebung durch einen Andern als wiederum durch einen König geschehe, und so wurde für diese priesterlichen Functionen eine besondere Priesterwürde geschaffen, Rex sacrorum oder Rex sacrificulus. So blieb für diesen besondern Zweck der königliche Name, aber ohne alle Bedeutung für die bürgerliche Verfassung; ja, um zu verhindern, daß an diesen Namen sich irgend der Begriff der weltlichen Macht knüpfe, wurde ausdrücklich festgesetzt, daß der Rex sacrorum nie ein bürgerliches Amt verwalten dürfe.

Die Beamten der Republik erhielten vom Staate keinerlei Entschädigung für ihre Mühwaltung; sämmtliche Aemter wurden nur als durch auszeichnendes Vertrauen des Volks übertragene Ehrenstellen betrachtet. Das Recht, sich um Staatsämter, d. h. zunächst um das Consulat, zu bewerben, hatten anfänglich nur die Patricier. Nur sehr allmählich und nicht ohne die heftigsten Kämpfe haben auch die Plebejer die Theilnahme an den unterdessen vervielfältigten Aemtern erstritten, und es haben fast 150 Jahre dazu gehört, ehe

der erste Plebejer zum Consulate gelangte. In alter Zeit scheint es keine gesetzliche Bestimmung über das zur Magistratur erforderliche Lebensalter, wenigstens nicht in Bezug auf eine Stufenreihe der Magistrate, gegeben zu haben. Erst im Jahre 180 erfolgte die Rogation des Tribunen L. Villius, welche die Berechtigung zur Bewerbung für jedes einzelne Amt an ein bestimmtes Lebensjahr knüpfte; welche Jahre aber darin festgesetzt gewesen, darüber gibt es nur Vermuthungen und die Meinungen sind getheilt. Gewöhnlich nimmt man Cicero's Laufbahn zur Norm, der mit 37 Jahren Aedil, mit 40 Prätor, mit 43 Consul wurde, und beruft sich darauf, daß er selbst sich rühme, die höheren Aemter suo anno erlangt zu haben.

Das Consulat.

Die zwei Consuln, Anfangs als Vorsteher des Staates Praetoren genannt, wurden in den von einem Consul oder Dictator oder Interrex geleiteten Centuriatcomitien auf ein Jahr gewählt, und wenn einer der beiden Consuln während seines Amtsjahres durch Tod oder Abdication abging, so mußte der übrig bleibende alsbald Comitien veranstalten, um einen Collegen für den Rest des Jahres wählen zu lassen (subrogare oder sufficere collegam). Der Tag des Amtsantrittes ist erst spät (153 v. Chr.) ein feststehender (die Calenden des Januar) geworden.

Wenn auch die königliche Gewalt, als sie auf die Consuln übertragen wurde, durch Theilung unter zwei gleichberechtigte Beamte und durch Verleihung auf nur ein Jahr beschränkt wurde, wenn ferner bald nachher durch die lex Valeria de provocatione die Appellation gegen das Urtheil eines Consuls an die Volksversammlung gestattet wurde (s. S. 442), so blieben die Consuln doch im Wesentlichen, was die Könige gewesen waren: oberste Civilbeamte, Oberfeldherren und oberste Richter. Als letztere saßen sie selbst zu Gericht oder bestellten für die einzelnen Rechtsfälle die Richter, jedenfalls hatten sie die Oberaufsicht über die Gerichte. Durch Einsetzung der Praetur (366) wurden diese richterlichen Functionen vom Consulate getrennt. — Als oberste Civilbeamte stehen sie an der Spitze der Verwaltung, sie versammeln den Senat und leiten als Vorsitzende die Verhandlungen; ihnen liegt die Ausführung der Beschlüsse ob. Sie sind das Organ, durch welches namentlich die auswärtigen Angelegenheiten an den Senat gebracht werden; durch sie werden Gesandte in den Senat eingeführt, wird überhaupt mit fremden Staaten verhandelt. Eben so berufen sie die Volksversammlung, haben dabei den Vorsitz und leiten die Wahlen oder bringen Gesetzvorschläge zur Abstimmung, und haben sodann für die Vollziehung der Beschlüsse zu sorgen.

Ausgedehnter waren die Befugnisse der Consuln als Feldherren. Die Theilung der höchsten Amtsgewalt in bürgerliche und militärische, in Friedens- und Kriegsregiment, war dem Rechte der Königszeit vollständig fremd, und auch nach Einrichtung der Republik, als die Theilung geschah,

schloß sie sich nicht an den Zustand des Staates, ob Krieg oder Frieden war, oder an die Handlungen der Beamten an, sondern war local bedingt: innerhalb der Grenzen der Stadt Rom, des Pomerium, galt Intercession der Collegen und Volkstribunen und Provocation, und keine Promagistratur war statthaft; außerhalb des Pomeriums erlöschen Intercession und Provocation, die Beile werden zum Zeichen der unbeschränten Herrschaft über Leben und Tod in die Fasces gethan, und die Promagistratur wird möglich. Doch erstreckten sich Intercession und Provocation noch auf tausend Schritte über das Pomerium hinaus, galten hier aber nicht gegen denjenigen Magistrat, welcher zur Uebernahme des militärischen Oberbefehls unter den vorgeschriebenen Formalitäten — Einholung der Auspicien, Anlegung des Kriegkleides (paludamentum), Aufsteckung der Beile — hinausgezogen war.

Das imperium militiae, oder wie es später schlechthin genannt wurde, weil es die höchste und unbeschränkteste Ausübung dieses Rechtes war, das Imperium hat zu allen Zeiten allein in den Händen patricischer Oberbeamten gelegen, diesen aber kam es allen zu. Natürlich ruhte es für diejenigen von ihnen, die, wie der Stadtprätor, innerhalb des Pomeriums thätig waren, kam aber in außerordentlichen Fällen, und seit Sulla regelmäßig bei Fortsetzung ihrer Thätigkeit außerhalb der Stadt sogleich in Geltung. Von den Rechten und Geschäften, die das Imperium umfaßte, sind als die wichtigsten hervorzuheben: die Aushebung der Bürger und Bundesgenossen, welche bis gegen das Ende der Republik jährlich von den Consuln vorgenommen wurde; die Ernennung und Entlassung der Officiere, ein Recht, das später durch die Errichtung der Militärquästur, darauf noch mehr durch die Wahl der für vier Legionen nöthigen Tribune durch das Volk beschränkt wurde; ferner die Kriegführung gegen Völker, die in keinem Vertragsverhältniß mit Rom standen, endlich die militärische Verwaltung, bei der der Feldherr nur in der Verwendung der bewilligten Staatsgelder controlirt wurde; während die Vertheilung des Kriegsgewinns mit Ausnahme des eroberten Bodens, wofern er ihn nur nicht zu eigenem Nutzen verwandte, ganz in seinem Belieben stand. Nicht vom Oberbefehl selbst, wenigstens nach späterer Sitte, sondern von der Erringung eines größeren Sieges hing die Annahme des Imperatorentitels, die Feier des Triumphes und das Recht ab, Decorationen an Officiere und Soldaten zu vertheilen. Den Imperatorentitel als Siegeszeichen verlieh der Sitte nach entweder die Acclamation der Soldaten auf dem Schlachtfelde (das früheste Beispiel ist das des älteren Scipio 208 nach der Schlacht bei Baecula, Liv. 27, 9) oder ein Beschluß des Senats; seit der Titel von den Kaisern zur Bezeichnung ihrer Herrschaft benutzt wurde, ließen sie ihn sich selbst zwar auch in alter Bedeutung nach erfochtenem Siege geben, Private aber erhielten ihn bis 22 n. Chr. nur ausnahmsweise, von da an gar nicht mehr. Den Triumph durfte nur der Höchstbefehlende feiern, der suis auspiciis, im rechten Kriege, nicht im tumultus

aufständischer Bürger oder Sclaven einen blutigen Sieg — nach späterer Bestimmung mußten in einer Schlacht 5000 Feinde gefallen sein — erfochten hatte; es mußte bei der Feier das siegreiche Heer zugegen und der Feldherr noch im Besitz seiner vollen Gewalt sein. Daher durfte er vorher das Pomerium nicht überschreiten, und es wurde ihm für den Tag und zum Zwecke des Triumphes, in früherer Zeit durch Gesetz, in späterer durch Senatsbeschluß, das imperium sine provocatione verliehen. Beamten, bei denen die eine oder andere Bedingung nicht erfüllt war, etwa außerordentlichen, oder solchen, deren Heer nicht vollzählig zugegen war, oder die in der Provinz eines Andern den Sieg errungen hatten, bewilligte man wohl den kleinen Triumph, die ovatio.

Gegen einseitigen Mißbrauch der consularischen Gewalt sicherte vorzugsweise die Rücksicht, welche die Consuln, wie andere Magistrate, auf die Rechenschaft zu nehmen hatten, die nach Ablauf ihres Amtsjahres von ihnen gefordert werden konnte. Es ist häufig geschehen, daß sie nach ihrer Abdication wegen ungesetzlichen Handelns, ja, sogar wegen verschuldeter Unglücksfälle im Kriege angeklagt und verurtheilt wurden; nicht selten sind die Consuln selbst in magistratu von den Tribunen mit Strafen und Gefängniß bedroht, die Drohung auch ausgeführt worden. Dazu kam noch die Abhängigkeit vom Senate.

Die Dictatur.

Sehr bald wurde es fühlbar, daß ein getheiltes Imperium in schwierigen, ein kräftig entschlossenes Handeln erheischenden Zeitumständen nicht ausreiche; daß der Staat in Lagen kommen könne, wo die Vereinigung aller Gewalt in einer einzigen Person vorzuziehen sei. So geschah es, daß noch vor Ablauf des ersten Decenniums der Republik eine neue außerordentliche Magistratur, die Dictatur, mit unumschränkter Vollgewalt eingeführt wurde, eine Alleinherrschaft auf Zeit, vor der alle anderen Magistrate zurücktraten. Die nächste Veranlassung zur Wahl des ersten Dictators (501) war der von den Latinern und Tarquiniern drohende Krieg (s. S. 444). Die Ernennung des Dictators (dicere dictatorem) aus den gewesenen Consuln (consulares) geschah, ohne Antheil der Volksversammlung, durch einen der Consuln und zwar nach vorhergegangenem senatus consultum, welches jedoch nur die Ernennung, nicht aber die zu ernennende Person vorschrieb, wenn auch in der Regel eine Verständigung über die Persönlichkeit zwischen dem Consul und dem Senate Statt fand. Schon der Begriff der Dictatur erheischt es, daß jedesmal nur Einer sein konnte. Die Dauer der Dictatur war auf ein Maximum von 6 Monaten beschränkt, zuweilen aber legte der Dictator schon nach wenigen Tagen, wenn bis dahin sein Auftrag erledigt war, Gewalt und Würde nieder. Der Hauptpunkte, in welchen sich die dictatorische Gewalt außerdem, daß sie durch keinen Collegen behindert war, von der consularischen unterscheidet, lassen sich besonders drei feststellen: größere

Unabhängigkeit vom Senate, ausgedehnteste Strafgewalt (ohne Provocation) und Unverantwortlichkeit. Daß der Dictator sich mit dem Senate berieth und im Ganzen in Uebereinstimmung mit ihm handelte, ist natürlich; daß er aber in vielen Fällen, wo die Consuln der Zustimmung des Senates bedurften, nach eigenem Ermessen verfahren durfte, wird ausdrücklich gesagt. Wenn er nicht nach Bedürfniß über den Staatsschatz verfügen konnte, sondern die nöthigen Gelder vom Senate bewilligt werden mußten, so ist der Grund vielleicht darin zu suchen, daß der Dictator keine Rechenschaft abzulegen hatte. Zuweilen ist auch ein Dictator zur Besorgung eines einzelnen Geschäftes (comitiorum habendorum causa, clavi figendi causa,*) ludorum faciendorum causa) als Stellvertreter der abwesenden Consuln ernannt worden, welcher abdicirte, sobald der ihm ertheilte einzelne Auftrag erledigt war.

Dem Dictator war jederzeit ein Magister equitum beigegeben, dessen Ernennung (dicere ist auch hier der technische Ausdruck) seiner freien Wahl überlassen war, wenn nicht ausnahmsweise der Senat oder gar ein Plebiscit eine bestimmte Person bezeichnete. Der Magister eq. war seiner ersten Bedeutung nach, was der Name sagt, Anführer der Reiterei, während der Dictator an der Spitze der Legionen, des Fußvolks, stand. Es ist aber auch geschehen, daß der Magister eq. in Rom zurückgelassen wurde, während der Dictator allein ins Feld zog.

Die Dictatur, als gesetzlicher Magistrat, ist nur so lange in Anwendung gekommen, als die Römer in Italien selbst Kriege zu führen hatten. Später ersetzte man die Dictatur, sobald die Lage der Republik nachdrücklichere Maßregeln zu erheischen schien, durch eine außerordentliche Vollmacht, welche den Consuln durch ein Senatusconsultum mit der Formel ertheilt wurde: videant oder dent operam consules, ne quid respublica detrimenti capiat.

Der Senat.

Bei der Stiftung der Republik war der Senat durch die Grausamkeit des letzten Königs so entvölkert, daß er bei Weitem nicht mehr die herkömmliche Anzahl von 300 Mitgliedern zählte, weßhalb die neuen Consuln sofort eine Ergänzung desselben (durch 164 neue Senatoren?) vornahmen, und zwar sowohl aus den patricischen als aus den plebejischen Rittern, die Anfangs von den ältern Mitgliedern (patres) in der Anrede (patres et conscripti) unterschieden wurden. Später (nach Wegfall der Conjunction) wurden die beiden ganz Verschiedenes bezeichnenden Ausdrücke als zusammen gehörig und einen Begriff („versammelte Väter") bildend betrachtet. Das Recht, die Senatoren

*) Von einem Dictator clavi figendi causa sind nur zwei hinlänglich beglaubigte Fälle überliefert (in den J. 363 und 263 v. Chr.), die gerade um 100 Jahre von einander abstehen, woraus Mommsen (röm. Chronologie, S. 177 ff.) schließt, daß die Nageleinschlagung nicht jährlich, sondern beim Schlusse jedes Säculum seit der großen Pest (463) stattgefunden habe.

zu wählen (lectio senatus) ist von den Königen auf die Consuln, von diesen auf die Censoren übergegangen, die jedoch in der Regel bei der Aufnahme neuer Mitglieder ohne besondern Grund keinen übergingen, der seit der letzten lectio ein zum Eintritte in den Senat befähigendes Amt (von der Quästur aufwärts) bekleidet hatte. Doch hatten sie das Recht, nach ihrer Ueberzeugung unwürdige Mitglieder aus dem vorgefundenen Senate unter Angabe des Grundes auszustoßen (movere oder eiicere senatu). Die Berufung der Senatsversammlungen (vocare oder cogere senatum) geschah durch die Consuln oder deren Stellvertreter (Dictator, Interrex); in der Folge haben sich auch die Volkstribunen das Recht genommen, den Senat zu berufen. Der Versammlungsort war in der Regel die von Tullus Hostilius auf oder an dem Comitium erbaute curia Hostilia, doch sind die Sitzungen auch häufig in verschiedenen Tempeln gehalten worden. Der Berufende führte auch den Vorsitz bei den Verhandlungen. Nach der gewöhnlichen Eröffnungsformel: quod bonum felix faustum fortunatumque sit, trug er einfach vor (referebat ad senatum), worüber zu berathen und zu beschließen sei, und forderte mit den Worten de ea re quid fieri placet? die Senatoren auf, ihre Meinung zu äußern (sententiam rogare, consulere senatum). Nachdem die einzelnen Senatoren, namentlich aufgerufen, entweder ihre Meinung motivirt vorgetragen (sententiam dicere) oder sich kurz der Meinung eines Andern angeschlossen hatten (verbo adsentiri), stellte der Vorsitzende die verschiedenen Meinungen, die zur Abstimmung gelangen sollten, zusammen (pronuntiabat sententias) und forderte zur Abstimmung durch Auseinandertreten (discessio) auf zwei Seiten auf (daher ire und pedibus ire in sententiam). So kam ein gültiger Beschluß (senatus auctoritas) zu Stande, der in seiner schriftlichen Abfassung senatus consultum hieß und mehrere Gegenstände (decreta) umfassen konnte. — Der Wirkungskreis des Senates betraf 1) die auswärtigen Angelegenheiten; der Senat hatte den Beschluß über Krieg, namentlich über einen Angriffskrieg beim Volke zu beantragen und den genehmigten auszuführen. Er befahl demnach die Aushebung der Mannschaft und bestimmte die Contingente der Bundesgenossen, ernannte die Feldherren, wies ihnen die zur Führung des Krieges nöthigen Mittel an, und nach glücklicher Beendigung des Krieges stellte er die Bedingungen des Friedens fest und bewilligte dem siegreichen Feldherrn den Triumph oder andere Auszeichnungen. Eben so standen die völkerrechtlichen Beziehungen zu anderen Staaten und zu den Bundesgenossen unter der unmittelbaren Leitung des Senates; an ihn wurden die Gesandten fremder Völker und Fürsten gerichtet, wie er seinerseits aus seiner Mitte Gesandte mit Aufträgen aller Art an auswärtige Staaten sandte. 2) Zu den Zweigen der inneren Verwaltung, in denen der Senat selbständig herrschte, gehörte zunächst die oberste Aufsicht über Religion und Cultus, in Folge deren er nicht nur dafür Sorge trug, daß die vaterländische Gottes-

verehrung rein erhalten werde, sondern auch wegen Einführung neuer oder Anstellung außerordentlicher Spiele und Ferien, Sühn- und Dankfeste die alleinige Anordnung hatte. Eben so waren die sibyllinischen Bücher und andere Weissagungen unter seine Aufsicht gestellt und ein Senatusconsultum befahl ihre jedesmalige Einsicht an. Vollkommene Freiheit hatte ferner der Senat in der Verwaltung und Verwendung der Staatseinkünfte, wobei keine andere Gewalt concurrirte. Hinsichtlich der Gesetzgebung gebührte ihm das freilich durch die Tribunen sehr verkümmerte Recht der Initiative, das προβούλευμα. Indessen hat er auch über die Gesetze, ihre Gültigkeit und fortdauernde Anwendbarkeit sich eine gewisse Aufsicht und Entscheidung vindicirt und sich nach und nach allein das Recht beigelegt, einzelne Männer in gewissen Fällen von einem bestimmten Gesetze zu entbinden (legibus solvere), ein Recht, das ursprünglich auch nur in letzter Instanz der Volksversammlung zustand. Von der größten Wichtigkeit für die Stellung des Senats zum Volke war es endlich, daß für alle bedeutenderen Gerichte aus seiner Mitte bis zur Lex Sempronia iudiciaria die Richter genommen wurden.

Von alter Zeit her waren den Senatoren auch gewisse Auszeichnungen in der Tracht zugestanden, d. h. neben dem goldenen Ringe die tunica laticlavia, ein Unterkleid mit eingewirkten breiten Purpurstreifen und der calceus senatorius mit der elfenbeinernen lunula.

Mit solchen Befugnissen ausgestattet, ward der Senat der eigentliche Begründer der Größe Roms: umsichtig, fest, unerschütterlich in seinen Plänen, ernst und ruhig alle Verhältnisse beherrschend, stark und ungebeugt in den gefahrvollsten Lagen, erschien er in einer solchen Würde und Hoheit, daß der Gesandte des Pyrrhus ihn einer Versammlung von Königen vergleichen konnte.

Die Centuriatcomitien.

Die Volksversammlung, welcher Servius Tullius bei ihrer Begründung die Souverainetät übertragen hatte, wurde in der Regel von einem der beiden Consuln berufen, bei Verhinderung der Consuln auch durch einen dictator comitiorum habendorum causa oder durch einen Interrex. Die Berufung (edicere comitia) geschah durch ein öffentlich angeschlagenes edictum, in alter Zeit 30 Tage, später 3 nundinae (Wochen zu acht Tagen) vor dem an einem dies comitialis angesetzten Termine. Der Ort der Versammlung war der campus Martius, wo sich ein inaugurirter Platz befand, die saepta oder das ovile. Nachdem durch Auspicien die Genehmigung der Götter eingeholt worden war, eröffnete der vorsitzende Magistrat die Handlung mit Opfer und Gebet, und mit der Formel: quod bonum felix faustum fortunatumque sit beginnend, machte er den vorliegenden Gegenstand der Versammlung bekannt und stellte den Antrag an das Volk (rogat populum), darüber einen Beschluß zu fassen (velitis, iubeatis, Quirites, hoc fieri). Dieser Gegenstand war entweder eine Wahl, oder der Beschluß über ein Gesetz, oder das Erkenntniß

über einen Criminalfall. Bei Gesetzen hatte sie nur die Vorschläge des Senates zu genehmigen oder zu verwerfen, und ihre Annahme wurde erst durch die Bestätigung der Curiatcomitien (gleichsam die erste Kammer) vollgültig. Zu den leges gehörte auch die Entscheidung über den Beginn eines Krieges, welche ebenfalls nach vorherigem senatus consultum den Centurien überlassen wurde. Auch in Bezug auf die Magistratswahlen waren die Centurien lange Zeit vom Senate abhängig, indem sie keinen andern Candidaten wählen durften, als den vom Vorsitzenden vorgeschlagenen; der Vorsitzende aber hing ganz von dem Senate und dessen Beschlüssen ab, wenn auch nicht eine eigentliche Vorwahl anzunehmen ist. Erst allmählich bildete sich in den Wahlcomitien eine größere Freiheit, und der Vorsitzende mußte sämmtliche sich meldenden Candidaten dem Volke vorschlagen, wenn er nicht gegründete Ursache hatte, sie zurückzuweisen, worüber in streitigen Fällen der Senat entschied. Ob bei den Volksgerichten, welche die höchste Entscheidung in Provocationsfällen und die Gerichtsbarkeit über alle staatsgefährlichen Handlungen (perduellio) hatten, auch ein Senatsbeschluß vorherging, ist zweifelhaft, Beispiele davon sind nicht bekannt. — Die Abstimmung geschah Anfangs mündlich und öffentlich; da aber dieses Verfahren dem abhängigen Theile der Bürgerschaft eine bedeutende Beschränkung auferlegte und den Einfluß mächtiger Personen wesentlich förderte, so wurde im zweiten Jahrhunderte v. Chr. bald nach einander für die Magistratswahlen (im J. 139), für die Volksgerichte (137), für die Perduellionsprocesse (107) und für die Gesetzgebung (131) geheime Abstimmung eingeführt, so daß jeder Stimmberechtigte, außer bei den Wahlen, je zwei Täfelchen (tesserae) erhielt, nämlich für die Freisprechung mit A (absolvo), für die Verurtheilung mit C (condemno) bezeichnet, für die Annahme eines Gesetzes mit V R (uti rogas), für die Ablehnung mit A (antiquo) bezeichnet. Bei der Wahlhandlung wurde nur ein einziges mit Wachs überzogenes Täfelchen verabreicht, auf welches der Wähler so viele Namen schrieb oder schreiben ließ, als Personen zu wählen waren. Die Verkündigung des Resultates (renuntiatio) durch den Vorsitzenden schloß die Handlung.

---

124. Die Auswanderung der Plebs und deren Folgen.

(Nach Carl Peter, Geschichte Roms, und B. G. Niebuhr, römische Geschichte.)

Durch Tarquinius' Tod wurden die Patricier von der Besorgniß befreit, daß die Königsherrschaft wieder die Gunst der Plebejer gewinnen und durch deren Unterstützung wieder hergestellt werden möchte. Sie warfen daher ihre bisherige Maske ab und zeigten sich nun den Plebejern gegenüber in ihrer ganzen Härte, besonders hinsichtlich des Schuldrechts, welches längst be-

standen, aber bisher noch keine das Volk drückende Anwendung gefunden hatte. Dieses Schuldrecht enthielt nichts Geringeres, als daß der Schuldner, wenn er seiner Verpflichtung nicht nachkommen konnte, dem Gläubiger überantwortet und ihm als Sclave übergeben wurde. Aber nicht genug; wenn er, nachdem diese Ueberantwortung erfolgt war, seine Schuld in einer bestimmten Frist nicht abtrug, so hatte der Gläubiger das Recht, ihn zu tödten oder in feindliches Land zu verkaufen. Dazu kam, daß der Zinsfuß, zu welchem die Capitalien ausgeliehen zu werden pflegten, übermäßig hoch war; denn wenn derselbe später gesetzlich auf 8⅓ vom Hundert festgestellt wurde, und diese Bestimmung immer von Neuem wiederholt werden mußte, so erhellt deutlich genug, daß diese Höhe in der Wirklichkeit gewöhnlich überstiegen wurde. Wurden nun die Zinsen nicht bezahlt, so wurden sie in der Regel zum Capital geschlagen (was man versura nannte), so daß sich also die Schuld nothwendig in rascher Stufenfolge erhöhen mußte.

Nun hatten die in den letzten Jahren fast ununterbrochen geführten Kriege jedenfalls den Wohlstand derjenigen Plebejer, die von ihrer beschränkten Hufe leben mußten, hart angegriffen. Der Kriegsdienst hatte sie an der Bearbeitung ihrer Aecker behindert; es waren zur Bestreitung der Kriegskosten Umlagen nöthig gewesen, die auf den Grundbesitz gemacht wurden und die Aermeren verhältnißmäßig am härtesten trafen, und außerdem hatten auch die Verwüstungen, die mit den Einfällen der Feinde verbunden waren, manche Flur und manche Häuser und Gärten zerstört. Man hatte daher von den Reichen, d. h. in der Regel von den Patriciern, Geld aufnehmen müssen, und durch Hinzuschlagung der Zinsen war die Schuld immer höher gestiegen.

Es war im Jahre 495, daß ein Funke jenen gehäuften Brandstoff entzündete. Ein Alter, aus dem Schuldkerker entsprungen, in schmutzigen Lumpen, bleich und abgehungert, mit verwildertem Bart und Haupthaar, schrie in Todesangst um der Quiriten Beistand. Er zeigte den Zusammenlaufenden die blutigen Zeichen unmenschlicher Mißhandlungen, und erzählte: ihm sei, nachdem er in 28 Schlachten gewesen, im Kriege Haus und Hof geplündert und abgebrannt, die Hungersnoth der etruskischen Zeit habe ihn gezwungen, Alles zu verkaufen; er habe borgen müssen, die Schuld sei durch den Wucher vielfach aufgelaufen; dann habe der Gläubiger sich ihn und seine zwei Söhne zusprechen lassen und sie in Ketten gelegt. Manche erkannten aus den entstellten Zügen einen wackern Hauptmann; das Mitgefühl, die Wuth verbreitete Tumult durch die ganze Stadt; Verpfändete und Ledige liefen zusammen, und alle heischten Abhülfe der allgemeinen Noth. Der Senat war rathlos; das Volk verspottete die Aufforderung, sich zu den Legionen zu stellen, welche man, um den Sturm abzuleiten, gegen die Volsker bilden wollte, die, nebst den Sabinern, damals als Feinde Roms genannt werden, denn mit den Latinern und den Etruskern war zu der Zeit Friede. Zwang

war unmöglich; als aber der Consul P. Servilius verkündigen ließ, daß, wer wegen Schulden als eigen gehalten werde, sich unbehindert zum Dienst melden könne, daß die Kinder der Soldaten, so lange diese im Felde ständen, in ihrer Freiheit und im Besitz des väterlichen Eigenthums nicht angetastet werden sollten, da schwuren alle Verpfändete zu den Fahnen. Der Consul, an der Spitze eines zahlreichen Heeres, kehrte in wenigen Tagen ruhmvoll und mit Beute, als Sieger über Volsker und Sabiner, nach Rom zurück. Aber die Hoffnungen der Gemeinde, daß die Unterdrückung gemindert werden möchte, wurden bitter getäuscht.

Appius Claudius sandte die aus dem Felde heimkehrenden Schuldknechte in ihre Kerker zurück und sprach die Verpfändeten ohne Erbarmen den Schuldherren zu. Aber diese Sprüche konnten nicht vollstreckt werden, denn die Plebejer waren in offenem Aufstand; sie beschirmten jeden Verurtheilten, und Gläubiger, welche die verhaßten Urtheile erwirkt hatten, junge Patricier, die in ihrem Eifer den Schergen hülfreiche Hand leisteten, retteten sich kaum vor ihrer Wuth. So verging das Jahr.

Als im folgenden die Kriegszeit eintrat, fanden die Consuln A. Virginius und T. Veturius es unmöglich, Legionen zu bilden. Die Gemeinde, nächtlich und heimlich in den ausschließend von ihr bewohnten Quartieren, auf dem Aventinus und den Esquilien, versammelt, weigerte unerschütterlich, Soldaten zu stellen, und verlangte Tilgung der Schulden. Die Gährung war so gewaltig, daß die milder gesinnten Patricier empfahlen, den Frieden selbst um diesen Preis zu erkaufen. Appius aber drang auf Strenge; es sei den Lumpen noch zu wohl; man müsse ihnen den Uebermuth brechen; das könne ein Dictator. Manius Valerius versammelte die Soldaten durch ein Edict, wie es Servilius erlassen hatte, denn die Gemeinde vertraute der Macht der Dictatur, wie dem Worte eines Valerius. Zehn Legionen wurden gebildet, und drei Heere gegen die Sabiner, die Aequer, und die Volsker gesandt; allenthalben entschied sich der Sieg für Rom, schneller und glänzender, als es der Senat wünschte. Dem Dictator ward mit ausnehmenden Ehren gelohnt, aber nicht mit der Befreiung der Schuldknechte, welche er, seinem Worte treu, forderte. Da legte er die Würde nieder. Das Heer des Dictators, vier Legionen, war nach dem Triumph entlassen, die der Consuln waren aber noch versammelt; ihnen ward, unter dem Vorwande, es drohe Erneuerung der Feindseligkeiten, befohlen, im Felde zu bleiben. Nun brach die Empörung aus. Das Heer nahm ein festes Lager auf dem heiligen Berge, in der crustuminischen Feldmark.

Die Patricier sahen nun endlich ein, daß sie mit ihrer Hartnäckigkeit nicht durchdringen könnten; denn was sollte geschehen, wenn die Angriffe der Feinde sich während der Trennung beider Stände wiederholten? Sie sandten also den M e n e n i u s A g r i p p a an die Plebejer, einen Senator aus plebejischem Stamme. Dieser erzählte ihnen die berühmte Fabel: Es sei einst

unter den übrigen Gliedern des menschlichen Leibes eine große Unzufriedenheit darüber entstanden, daß ihnen alle Arbeit zufalle, während der Magen nichts zu thun habe, als zu genießen. Sie hätten sich also unter einander verschworen und den Beschluß gefaßt, dem Magen hinfort ihre Dienste völlig zu versagen. Die Hände hätten keine Speise mehr zum Munde geführt, der Mund sie nicht aufgenommen und die Zähne sie nicht zermalmt. Während sie aber geglaubt hätten, hierdurch den Magen zu bezwingen, seien ihnen selbst alle Kräfte vergangen, und so wären sie inne geworden, daß der Magen eben so sehr die übrigen Glieder nähre, wie er selbst von ihnen genährt werde, und daß sie nicht ohne ihn, wie er nicht ohne sie bestehen könne. Eben so aber, fügte er hinzu, sei es hinsichtlich der Patricier und der Plebejer, und die Wahrheit dieser Vergleichung leuchtete den letzteren so vollkommen ein, daß sie zur Nachgiebigkeit bereit wurden. Indeß gingen sie doch nicht zurück, ehe ihnen das wichtige Zugeständniß eines eigenen plebejischen Magistrats, des Volkstribunats, gemacht worden war.

---

125. Das Volkstribunat.

(Nach Ludwig Lange, römische Alterthümer.)

Im Princip verschieden von dem Consulat, der Dictatur, der Prätur und der Censur, welche Aemter die directen Erben der königlichen Gewalt sind, ist das Tribunat. Eingesetzt bei der ersten secessio plebis durch die lex sacrata, sollte es seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß das Organ einer legalen Opposition gegen das Imperium zum Schutze (auxilium) der Plebejer sein. Selbstverständlich war es daher ohne Imperium. Aber als sacrosancta potestas besaß es in seiner garantirten Unverletzlichkeit einen Schild, der, als Angriffswaffe benutzt, sich mächtiger erwies, als das Schwert des Imperium. Denn die Unverletzlichkeit wirkte sogar, zwar nicht rechtlich aber factisch, darin noch über die Zeit des Amtes hinaus, daß die Tribunen auch nach ihrer Abdankung als unanklagbar wegen ihrer Amtshandlung galten, so daß sich mit ihrer Unverletzlichkeit factisch auch Unverantwortlichkeit verband. Eine solche Ausnahmestellung gegenüber den nicht unverletzlichen, wohl aber verantwortlichen regelmäßigen magistratus cum imperio lud nur zu sehr zu Ueberschreitungen ein. Durch solche haben die Tribunen ihre Amtsgewalt fortwährend erweitert. Zunächst ist das ius prensionis, d. i. das Recht der Verhaftung, eine nothwendige Consequenz des ius auxilii und der tribunicischen Unverletzlichkeit. Denn es konnte sich ereignen, daß die Tribunen ihren Schutz nicht anders wirksam machen konnten, als durch Verhaftung derer, die sich ihren, zum Zwecke des Schutzes getroffenen Anordnungen widersetzten. Zur Ausführung der prensio aber bedienten sich die

tribuni plebis sowohl der aediles plebeii als auch ihrer eigenen viatores. Sodann ward das ius cum plebe agendi dergestalt erweitert, daß es fast so gut wie das ius cum populo agendi war. Zwar hatten die Tribunen, weil ohne Imperium, kein Recht, die comitia centuriata zu berufen. Aber dafür hatten sie ein ausgedehnteres Recht auf die Berufung der comitia tributa, als die magistratus cum imperio, und dieses war um so bedeutsamer, je wichtiger die Rolle wurde, welche gerade die comitia tributa in der Legislation und der Verwaltung spielten. Das ius cum plebe agendi enthielt erstens das Recht der Tribunen, in comitiis tributis die Wahl ihrer Nachfolger und der aediles plebeii zu leiten, welches Recht die Tribunen durch die lex Publilia vom Jahre 471 erworben hatten, und welches sie bis ans Ende der Republik behielten; zweitens das Recht der Tribunen zur Legislation in den comitiis tributis, das, Anfangs usurpirt, durch die lex Valeria Horatia (449) für Sachen, die in die feststehende Competenz der comitia centuriata nicht direct eingriffen, anerkannt worden war, und das eine noch höhere Bedeutung gewann, als durch die lex Publilia (339) und Hortensia (287) die legislative Competenz der comitia tributa dergestalt erweitert wurde, daß sie auch die der comitia centuriata über Angelegenheiten des Imperium enthielt. Die Tribunen hatten demnach zuletzt das unbestrittene Recht, Veränderungen der staatsrechtlichen und privatrechtlichen Rechtssatzungen, so wie Verwaltungsmaßregeln im weitesten Umfange zu beantragen. Das ius cum plebe agendi enthielt drittens das Recht der Tribunen zur Anklage vor den comitiis tributis, das sie Anfangs usurpirt hatten, das dann aber in Folge der lex Aternia Tarpeja anerkannt worden war, wofern sie sich auf die irrogatio einer multa beschränkten. Dazu kam endlich in der Folge noch das ius cum patribus (d. h. mit dem Senate) agendi, das sich allmählich entwickelt hatte. Anfangs hatten die Tribunen nur einen Sitz vor den geöffneten Thüren des Senates usurpirt, um Kenntniß von den Verhandlungen des Senats zu nehmen. Da sie aber als plebejische Magistrate die geeigneten Mittelsmänner zwischen den patricischen Magistraten und dem Senate einerseits und der Plebs andererseits waren, da ferner ihr Rath dem Senate von Wichtigkeit sein konnte, und da endlich der Senat hoffen mochte, durch gemeinsame Berathung mit den Tribunen die oppositionellen Schritte derselben fern zu halten, so lag es nahe, den Tribunen Sitz im Senate und das ius sententiam dicendi zu geben. Aus diesem Rechte aber entwickelte sich wiederum einerseits die Anmaßung eines Veto gegen Senatsbeschlüsse, andererseits das Recht, den Senat zu berufen und in demselben Vortrag zu halten (referre), was gleichbedeutend ist mit der Initiative zur Herbeiführung eines Senatusconsultes.

Der eigentliche Lebensnerv der potestas tribunicia war aber die intercessio. Diese geschah theils zum Schutze Einzelner, theils zum Schutze der ganzen Plebs oder des ganzen Staates. Jene fand Statt im Sinne des

ursprünglichen auxilium gegen Straferkenntnisse der Consuln und der richterlichen Magistrate überhaupt, in welcher Beziehung sie also das ius provocationis ad populum ergänzte und verstärkte. Die Intercession zum Schutze der ganzen Plebs oder des ganzen Staates stellt sich als eine Opposition gegen Maßregeln der Magistrate von allgemeiner administrativer und legislativer Bedeutung dar. Sie tritt zuerst bei der Aushebung auf. Es lag nahe, daß die Tribunen, auch ohne angerufen zu sein, alle Einzelnen bei der Aushebung gegen den Consul schützten; die Folge war, daß sie einen Schritt weiter gingen und im Voraus durch ein Edict allen denen ihren Schutz zusagten, die sich, sei es bei der Aushebung oder bei der Ausschreibung eines tributum, dem Imperium widersetzen würden. Das war schon so gut wie ein Verbot des delectus und des tributum überhaupt; und es war nur eine Abkürzung des Verfahrens, wenn sie den Consuln gleich bei Abfassung des die Aushebung oder das Tributum betreffenden Senatusconsultes intercedirten. Es entstand so das Recht der Tribunen zur Intercession gegen Senatsconsulte jeder Art, bald auch gegen Beschlüsse der Volksversammlungen. Diese Intercession, die nach den leges Valeriae Horatiae als ein feststehendes Recht anerkannt wird, hemmte sowohl Wahlen als Gesetzgebung; sie ward in gleicher Weise angewendet gegen comitia curiata, centuriata, tributa.

Das Volkstribunat, das der Zwietracht der Stände und dem Mißtrauen der Plebs gegen den Gerechtigkeitssinn der patricischen Regierenden seine Entstehung verdankt, hätte, wenn es mit der Eintracht der Stände bei der Decemviral-Gesetzgebung Ernst gewesen wäre, damals nicht bloß vorübergehend, sondern für die Dauer aufgehoben werden können und müssen. Daß die Decemvirn durch ihren Versuch, ein oligarchisches Regiment zu begründen, dem Mißtrauen neue Nahrung gaben, daß sie durch Nichtgewährung des Connubium und durch Beibehaltung der alten Strenge der Schuldgesetze den Riß zwischen den Ständen eher größer als kleiner machten, war ein Unglück für die Entwicklung der römischen Verfassung. Daß man aber nach dem Sturze der Decemvirn, statt das Werk der Eintracht rückhaltlos zu Ende zu führen und dadurch die Gründe zu beseitigen, die das Tribunat nothwendig machten, vor allen Dingen das Tribunat wieder herstellte, noch dazu mit Anerkennung erweiterter Befugnisse, war ein Fehler, an dem die zögernde Concessionspolitik der Patricier und die politische Unreife der Plebejer gleiche Schuld hat. Als durch die leges Liciniae Sextiae der staatsrechtliche Unterschied der Plebs und der Patricier aufhörte, konnte das bestehenbleibende Tribunat sich nicht mehr innerhalb der Grenzen seiner ursprünglichen Bestimmung, die minder berechtigte Plebs zu schützen, halten; es mußte in einer Weise angewendet werden, die seiner ursprünglichen Bestimmung widersprach.

126. Das Ackergesetz des Sp. Cassius.

(Nach A. Schwegler, römische Geschichte.)

Spurius Cassius war der hervorragendste Mann unter seinen Zeitgenossen. Er schloß in seinem ersten Consulat (502) Frieden mit den Sabinern; in seinem zweiten Consulat (493) das Bündniß mit den Latinern; in seinem dritten Consulat (486) das Bündniß mit den Hernikern. Auch der Vergleich mit der ausgewanderten Plebs scheint nicht ohne seine Mitwirkung zu Stande gekommen zu sein. Für seine Geistes- und Charaktergröße zeugt aber vor Allem sein Ackergesetz, indem er es wagte, über die tiefgewurzelten Vorurtheile seiner Kaste sich wegzusetzen, seine Standesgenossen (die Patricier) in ihren wichtigsten Interessen zu verkürzen, die Rache eines mächtigen, an seiner empfindlichsten Seite, seinem Eigennutz, gekränkten Standes gegen sich herauszufordern. Um so mehr ist zu beklagen, daß über sein Ackergesetz, seinen Proceß, seinen Untergang so wenig Eingehendes und Zuverlässiges überliefert worden ist. Nicht einmal über die Art seines Todes sind die Nachrichten einstimmig.

Wie das cassische Ackergesetz gelautet hat, läßt sich nur errathen. Cassius wird, wie man muthmaßen darf, beantragt haben, einen verhältnißmäßigen Theil des gemeinen Feldes der Plebs zu assigniren, das Uebrige den Patriciern zur Nutzung zu überlassen, doch gegen Entrichtung einer Nutzungssteuer.

Dieses Ackergesetz war von Cassius eingebracht und durchgesetzt worden. Die Patricier dagegen waren entschlossen, es nicht auszuführen. Es war vorauszusehen, daß in Folge dieser Weigerung ein heftiger Kampf mit der Plebs ausbrechen werde. Darum mußte vor Allem derjenige Mann bei Seite geschafft werden, der in diesem Kampfe das natürliche Haupt, der kräftigste Führer der Plebs gewesen wäre und ihr vielleicht zum Siege verholfen hätte. Auch gewährte die öffentliche Verurtheilung und Hinrichtung des Sp. Cassius den großen Vortheil, daß sie sein Ackergesetz als das Werk eines Hochverräthers brandmarkte und den Patriciern einen scheinbaren Vorwand gab, sich der Ausführung desselben zu entziehen. Die Anklage ging formel auf Perduellio, d. h. auf Streben nach der Alleinherrschaft. Aber an welche Volksversammlung sie gebracht worden ist, darüber gibt uns kein Geschichtschreiber bestimmte Auskunft, was ohne Zweifel darin seinen Grund hat, daß in den Chroniken hierüber nichts verzeichnet war. Cicero und Livius berichten einfach, das Urtheil sei vom „populus“ gefällt worden, und dies ist ohne Zweifel der Wortlaut der alten Chroniken, die unter populus nach altem Sprachgebrauch die patricische Bürgerschaft oder die Curien verstanden haben.

Welche Todesstrafe an dem Verurtheilten vollzogen worden ist, melden die meisten Geschichtschreiber nicht mit bestimmten Worten. Wenn Dionysius

angibt, er sei durch die Quästoren vom tarpejischen Felsen herabgestürzt worden, so ist diese Angabe wahrscheinlich ein Rückschluß aus der Todesart des M. Manlius, der ebenfalls der Perduellio angeklagt war und nach seiner Verurtheilung vom tarpejischen Felsen herabgeworfen worden sein soll. Allein den Manlius hatten Tribunen angeklagt, und Tribunen waren es auch, die, wie erzählt wird, jene Todesstrafe an ihm vollzogen haben. Die ältesten Chroniken haben sich ohne Zweifel über Cassius' Hinrichtung ganz allgemein ausgedrückt und die Todesart nicht näher angegeben. Von bestimmten Beweisen der Schuld, von ungesetzlichen Handlungen des Angeklagten ist nirgends die Rede; und das Gericht, das ihn verurtheilte, bestand aus seinen erbittertsten Feinden, die nach Rache dürsteten, und ein Partei-Interesse hatten, ihn zu verderben.

---

127. Coriolanus.*)

(Nach Karl Ludwig Roth, römische Geschichte.)

Gaius Marcius, vom Geschlechte des vierten römischen Königs, hatte schon als Jüngling in der Schlacht am Regillersee sich hervorgethan und nachher in den Kämpfen mit den Volskern eine bewunderungswürdige Tapferkeit an den Tag gelegt, so daß er in Rom als der erste Kriegsheld seiner Zeit angesehen war. Von der fast unglaublichen Kühnheit, womit er in einem dieser Kriege die plötzliche Eroberung der wichtigen Volskerstadt Corioli bewirkte, hatte er den Namen Coriolanus erhalten.**) Neben seiner heldenmüthigen Tapferkeit leuchtete auch die Uneigennützigkeit hervor, womit er auf Belohnungen für Kriegsthaten verzichtete und die Beute armen Soldaten überließ. Dabei war er ein so guter Sohn, daß er nur darum mit Sieg und Ruhm gekrönt aus den Schlachten heimzukehren wünschte, damit seine Mutter Veturia — den Vater hatte er früh verloren — dadurch erfreut werden möge. Aber seine Mannhaftigkeit war anderer Art, als die der Valerier, insonderheit gegen die Plebejer zeigte er eben so vielen Haß als Verachtung,

---

*) Nach Niebuhr und Schwegler ist die Geschichte des Coriolanus in der Tradition um drei Jahrzehnte zu früh angesetzt.

**) Vielmehr scheint umgekehrt aus dem Namen Coriolanus die Eroberung von Corioli, welches damals keine volskische Stadt war, sondern unter den latinischen Bundesstädten genannt wird, herausgedichtet zu sein, wie denn überhaupt in den ersten Jahrhunderten der Republik keine Beinamen, die von eroberten Städten beigelegt worden, vorkommen; nach Niebuhr's Ansicht (Römische Geschichte II. 275. Anm. 553) bezeichnen solche Beinamen ein Verhältniß des Patronats, indem die mit Rom verbündeten Städte sich daselbst einen Vertreter für Rechtsfälle wählten, dessen Familie dann von dieser Clientel einen Beinamen führte.

nachdem ihre Stimmen bei der Consulwahl gegen ihn gewesen waren, so daß seine Bewerbung scheiterte. Als nun in Folge der Entweichung der Plebejer auf den heiligen Berg, die gerade zur Saatzeit Statt gefunden hatte, und anderer ungünstiger Umstände Theuerung und Hungersnoth in Rom entstand, und man keine andere Hülfe wußte, als daß man auf Staatskosten nahe und fern, auch in Sicilien, Getreide aufkaufen ließ, war Marcius der erste unter denjenigen Senatoren, welche verlangten, man solle die Gelegenheit benutzen, um der plebejischen Gemeinde ihre neuen Rechte wieder zu entziehen; man solle für das vom Staate aufgekaufte, theilweise auch zum Geschenk bekommene Getreide einen so hohen Preis beim Einzelverkauf ansetzen, daß die Plebejer, durch die Unvermögenheit, dasselbe zu bezahlen, gezwungen, auf das Tribunat und ihre übrigen dem Senate abgetrotzten Rechte Verzicht leisteten, um so wohlfeiles Brod zu erlangen. Die Tribunen hörten im Senat mit an, was Marcius und die ihm gleichgestimmten Senatoren wider die Plebejer äußerten; und der Bericht der Tribunen über solche Hartherzigkeit brachte die äußerste Erbitterung hervor, so daß ein Angriff des Volkes auf Marcius, als er aus dem Senate herausging, nur durch die Tribunen selbst abgewandt wurde, die ihn vor das Gericht des Volkes luden. Marcius selbst erklärte, daß er das Recht der Plebejer, über ihn zu richten, durchaus nicht anerkenne. Nichts desto weniger wurde der Gerichtstag angesetzt, und die Plebejer, insbesondere auch vom Lande, erschienen in großer Anzahl. Vor diesen wurde er wegen Angriffs auf die Rechte der plebejischen Gemeinde angeklagt und zur Ausstoßung aus dem Staatsverbande verurtheilt. Er ging zu den von ihm so oft besiegten Volskern, um mit diesen seine Vaterstadt zu bekriegen. Dieselben nahmen ihn freudig auf und stellten ihn bald an die Spitze ihrer Mannschaft, mit der er eine ganze Reihe kleiner Städte einnahm, die unter römischer Hoheit oder Bundesgenossenschaft standen, und unwiderstehlich auf Rom selbst vordrang. Hier wollte der Senat, daß die Consuln mit Heeresmacht ihm entgegenzögen; aber das Volk wollte die Waffen nicht ergreifen, sondern forderte vielmehr mit Ungestüm den Frieden. So mußte man sich bequemen, Gesandte hinauszuschicken, ihm eine ehrenvolle Rückkehr anzubieten und Frieden nachzusuchen. Den wollte aber Marcius nur unter harten Bedingungen gewähren, die man nicht annehmen konnte. Die Priester der Stadt, die ebenfalls zu Marcius hinauszogen, richteten mit ihren Bitten gleich wenig aus. Endlich aber machten sich die römischen Edelfrauen, an ihrer Spitze die Mutter und die Gattin des unerbitterlichen Mannes, letztere mit seinen zwei kleinen Söhnen, auf den Weg ins volskische Lager, wo denn Veturia nicht durch Weinen und Flehen, sondern durch ernste und strafende Vorstellung des Unrechts, das er an der Vaterstadt und an den Seinen verübe, seine starre Erbitterung endlich besiegte. Er ließ Mutter, Weib und Kinder mit den Frauen nach Rom zurückgehen und brach auf, rückwärts ins Volsker-

land.*) Als man das von den römischen Mauern aus sah, strömte das Volk allenthalben zu Dankgebeten in die Tempel, wie sonst wohl geschah, wenn ein großer Sieg erfochten war. Der Senat wollte die Edelfrauen selbst den Lohn wählen lassen, den sie für ein so glänzendes Verdienst zu erhalten wünschten. Sie erbaten sich nur die Erlaubniß, auf ihre Kosten ein Heiligthum der weiblichen Glücksgöttin (Fortuna muliebris) errichten zu dürfen, welches sodann auf Staatskosten erbaut wurde.

---

128. L. Quinctius Cincinnatus.

(Nach A. Schwegler, römische Geschichte.)

Mit den Volskern von Antium war seit 459 Frieden; mit den Aequern dagegen, deren Macht sich noch einige Zeit auf ihrer Höhe hält, dauerte der Krieg fort. Gleich aus dem folgenden Jahre, 458, wird ein Feldzug gegen sie berichtet, der in der römischen Ueberlieferung eine glänzende Stelle einnimmt. Die Sage erzählt ihn so.

Die Aequer hatten Frieden geschlossen; treulos brachen sie ihn wieder und schlugen, nachdem sie die latinische Landschaft plündernd und verheerend durchzogen hatten, ein Lager auf dem Algidus auf. Hier erschien eine römische Gesandtschaft, um Beschwerde wegen des Friedensbruchs zu führen und Genugthuung zu fordern. Sie ward nicht angehört. Deßhalb zog der Consul Minucius mit einem Heere auf den Algidus, wurde aber umringt und sein Lager eingeschlossen. Nur fünf Reiter entkamen, in Rom es anzusagen. Hier erregte diese Schreckensbotschaft große Bestürzung. Ein einziger Mann schien fähig, den Entsatz des eingeschlossenen Heeres zu vollführen, L. Quinctius Cincinnatus; er ward ohne Zögern zum Dictator ernannt. Der Waibel, der ihm die Ernennung überbrachte, traf ihn bei der Feldarbeit, wie er unbekleidet und staubbedeckt seinen Pflug in der vaticanischen Markung vor sich her trieb. Der Waibel ermahnte ihn, die Toga anzulegen und bekleidet die Botschaft des Senates zu vernehmen. Seine Hausfrau Racilia reichte ihm das Gewand aus der nahen Hütte. Jetzt verkündigte ihm der Bote den Rathschluß des Senates, der ihn an die Spitze der Nation berief.

Am andern Morgen vor Tagesanbruch erschien der Dictator auf dem

---

*) Es ist unglaublich, daß die Volsker die Führung ihres Heeres einem fremden Flüchtling anvertraut, und noch weniger, daß sie auf dessen Wink den Krieg nahe am Ziele aufgegeben hätten. Hat also Coriolan die Römer bekriegt, so scheint er dies nur auf eigene Hand als Anführer von Freischaaren (der in der Verbannung lebenden Römer) gethan zu haben, vielleicht in Verbindung mit den Volskern. Vergl. Schwegler, R. G. II. 377 ff.

Forum, verordnete die Schließung aller Buden, die Fristung aller Gerichtstermine, die Hemmung aller Geschäfte, und gebot den Dienstfähigen, die er alle zur Fahne schwören ließ, sich vor Sonnenuntergang auf dem Marsfelde einzufinden, gerüstet und mit Mundvorrath auf fünf Tage, dazu ein Jeder mit zwölf Schanzpfählen versehen. Mit Sonnenuntergang setzte der Zug sich in Bewegung, rasch und immer rascher, denn der Gedanke an das eingeschlossene Heer, dessen Rettung auf dem Spiele stand, da es sich schon den dritten Tag in dieser Lage befand, beflügelte eines Jeden Schritt. Um Mitternacht erreichten sie den Algidus; in der Nähe des Feindes wurde Halt gemacht. Jetzt führte der Dictator das römische Heer in langem Zuge um das feindliche Lager herum, bis dieses ganz eingeschlossen war, und gab sofort seinen Truppen den Befehl, einen Graben aufzuwerfen und die mitgebrachten Schanzpfähle einzusenken. Mit lautem Geschrei schritten die Truppen ans Werk; das Geschrei scholl über das feindliche Lager hinweg in das Lager des Consuls und verkündigte den Eingeschlossenen die Ankunft ihrer Befreier. Alsbald fiel Minucius aus seinem Lager heraus und rang bis zur Morgendämmerung mit seinen Belagerern, während das Heer des Dictators ungestört die Umschließung vollendete. Als es Tag wurde, erblickten die Aequer den Wall, der sie umschloß, er war vollendet und unübersteiglich. Von beiden Seiten bestürmt, ihren Untergang vor Augen, baten sie jetzt verzweiflungsvoll um ihr Leben. Es ward ihnen geschenkt, doch mit dem Befehle, alle Waffen niederzulegen und wehrlos im bloßen Unterkleide unter einem Jochgalgen abzuziehen. Die Stadt Corbio und das beutereiche Lager der Feinde waren der Preis des Sieges; doch durften an der Beute wie am Triumphe nur die Truppen des Dictators, nicht auch diejenigen des Consuls Theil nehmen, Minucius mußte sogar abdanken. Die Geretteten überreichten dem Dictator einen goldenen Kranz und sagten ihm bei seinem Abzuge als ihrem Patronus Lebewohl. Der Tag des Triumphs war ein Festtag für das ganze Volk. Vor jedem Hause standen Tische gedeckt, an denen die einziehenden Truppen sich labten. Solche Festlust hatte Rom noch nie gesehen. Am 16. Tage nach seiner Ernennung legte Cincinnatus die Dictatur nieder.

So die Sage, wie sie sich am treuesten bei Livius erzählt findet. Daß sie nur Sage, nur Volksdichtung ist, stellt sich sogleich heraus, wenn man ihre einzelnen Angaben ins Auge faßt. Das römische Heer soll mit Sonnenuntergang von Rom ausgezogen, um Mitternacht auf dem 8 Stunden entfernten Algidus angekommen sein, während jeder Fußknecht außer seinen Waffen, seinem Mundvorrath und seinem Gepäck noch zwölf Schanzpfähle zu tragen hatte, — ohnehin eine unerträgliche Bürde für Truppen eines allgemeinen Aufgebots, da selbst den abgehärteten Legionssoldaten der spätern Zeit nur drei bis vier, höchstens sieben solcher Pfähle zugemuthet wurden. Noch mehr: dieses überbürdete, durch einen langen und beschwerlichen Nacht-

marsch erschöpfte Heer soll im Stande gewesen sein, den Rest der Nacht hindurch zu schanzen, ja, gar eine Pallisaden-Linie um das feindliche Lager herum zu ziehen, das in seiner Mitte ein römisches Lager einschloß. Am undenkbarsten aber ist, daß die Aequer von der Nähe eines feindlichen Heeres nichts gemerkt, von den Verschanzungen, die rings um sie her aufgeworfen wurden, nichts gesehen, von dem Feldgeschrei, das über ihre Köpfe weg bis ins römische Lager erscholl, nichts gehört — oder wenn sie das Alles gehört und gesehen hatten, die noch unvollendete Umschanzung nicht durchbrochen haben. Die dichtende Volkssage freilich ließ sich durch solche Scrupel nicht stören, aber für Geschichte kann ein solches Märchen nicht gelten.

---

129. Das Decemvirat.

(Nach Theod. Mommsen, römische Geschichte, und B. G. Niebuhr, römische Geschichte, mit einer Einleitung nach Schwegler's römischer Geschichte.)

Der Kampf der römischen Stände zerfällt in zwei Perioden: die Grenzscheide zwischen beiden bildet die Decemviral-Gesetzgebung. Bis zum Decemvirat ging die Plebs nicht darauf aus, Antheil an der Regierung, Zutritt zu den Staatsämtern zu erlangen, im Gegentheil, ihr Bestreben während jenes Zeitraums war auf Schutz, Vertheidigung und Abwehr gerichtet. Der ursprüngliche Beruf des obersten Magistrats der Plebs bestand einzig darin, die Angehörigen der Plebs gegen die patricischen Magistrate zu schützen und jeden Mißbrauch der consularischen Gewalt von ihnen abzuwehren. Auch die Terentilische Rogation (s. S. 464), welche beantragte, daß die consularische Amts- und Strafgewalt, so weit sie sich auf die Plebs erstrecke, durch geschriebene Gesetze beschränkt werden solle, hat nichts weniger als jene gemeinschaftliche Gesetzgebung, die später aus ihr hervorging, bezweckt und gefordert, sie wollte vielmehr eine gesetzliche Schranke zwischen den Consuln und der Plebs aufgeführt wissen. So fremd, wie ein verbündeter Staat, stand die Plebs bis zum Decemvirat der patricischen Bürgerschaft gegenüber; ja, sie war noch nach Kräften bemüht, diese Kluft zu erweitern. Wären diese Bestrebungen mit Consequenz fortgesetzt worden, sie hätten nothwendig dazu führen müssen, daß die eine Republik in zwei selbständige und locker verbundene Föderativstaaten auseinander gegangen wäre. Allein hierzu kam es nicht. Nach dem Decemvirat verließ die Plebs diese gefährliche Bahn und schlug den entgegengesetzten Weg ein. Die Decemviral-Gesetzgebung, welche ein beiden Ständen gemeinschaftliches Civil- und Criminalrecht einführte, hatte die Gleichstellung der beiden Stände auch in politischen und gottesdienstlichen Rechten zur Consequenz. Das Ziel der Plebs war von jetzt an die politische Gleichstellung und Verschmelzung der Stände, die

Wegräumung der Schranken, durch welche sie bisher von einander geschieden waren, die Herstellung eines einheitlichen Staates.

Der Volkstribun Gaius Terentilius Arsa beantragte (462) die Ernennung einer Commission von fünf Männern zur Entwerfung eines gemeinsamen Landrechtes, an das die Consuln künftighin in ihrer richterlichen Gewalt gebunden sein sollten. Zehn Jahre vergingen, ehe dieser Antrag zur Ausführung kam. Mit gleicher Hartnäckigkeit hinderte die Adelspartei die Zulassung des Gesetzes im Senate und ernannte die Gemeinde wieder und wieder dieselben Männer zu Tribunen. Man versuchte durch andere Concessionen den Angriff zu beseitigen; zunächst ward die Vermehrung der Tribunen von fünf auf zehn bewilligt — freilich ein zweifelhafter Gewinn, denn die Patricier konnten bei einer großen Anzahl der Tribunen eher einen oder einige unter ihnen für das patricische Interesse gewinnen; im folgenden Jahre (456) ward der Aventin, bisher Tempelhain und unbewohnt, unter die ärmeren Bürger zu Bauplätzen erblichen Besitzes vertheilt. Die Gemeinde nahm, was ihr geboten ward, allein sie hörte nicht auf, das Landrecht zu fordern. Erst im J. 454 kam ein Vergleich zu Stande: der Senat gab in der Hauptsache nach. Die Abfassung des Landrechts ward beschlossen und vorläufig eine Gesandtschaft nach Griechenland geschickt, um die Solonischen und andere griechische Gesetze heim zu bringen. Erst nach deren Rückkehr wurden für das Jahr 451 Zehnmänner zur Abfassung des Landrechts von den Centurien gewählt, welche zugleich als höchste Beamte anstatt der Consuln fungirten (decemviri consulari imperio legibus scribundis); das Volkstribunat so wie das Provocationsrecht wurden für die Dauer des Decemvirats suspendirt und die Zehnmänner nur verpflichtet, die beschworenen Freiheiten der Gemeinde nicht anzutasten. Obwohl es freistand, auch Plebejer zu ernennen, so traf die Wahl doch lauter Patricier — so mächtig war damals noch der Adel — und erst in das zweite Decemvirat wurden auch einige Plebejer gewählt. — Erwägt man diese Maßregeln in ihrem Zusammenhang, so kann kaum ein anderer Zweck ihnen untergelegt werden, als die Beschränkung der consularischen Gewalt durch das geschriebene Gesetz an die Stelle der tribunicischen Hülfe zu setzen, also ein zweiter Versuch zur Beseitigung der tribunicischen Gewalt.

Die Decemvirn des Jahres 451 brachten ihr Gesetz vor das Volk, und von diesem bestätigt, wurde dasselbe, in zehn kupferne Tafeln eingegraben, auf dem Markt an der Rednerbühne vor dem Rathhause angeschlagen. Da indeß noch ein Nachtrag erforderlich schien, so ernannte man auf das Jahr 450 wieder Zehnmänner, die noch zwei Tafeln*) hinzufügten; so entstand

*) Nach Th. Mommsen (die römische Chronologie S. 30) enthielten die beiden letzten Tafeln alle nicht processualischen Ordnungen des Gesetzbuches, namentlich auch die Reform des Kalenders mit Angabe der Gerichtstage.

das erste und einzige römische Landrecht, das Gesetz der zwölf Tafeln. Es ging aus einem Compromiß der Parteien hervor und kann schon darum tiefgreifende, über polizeiliche und bloße Zweckmäßigkeitsbestimmungen hinausgehende Aenderungen des bestehenden Rechtes nicht wohl enthalten haben. Sogar im Creditwesen trat keine Milderung ein, als daß ein — wahrscheinlich niedriges — Zinsmaximum (10 Procent) festgestellt und der Wucherer mit schwerer Strafe — charakteristisch genug mit einer weit schwerern als der Dieb — bedroht ward; der strenge Schuldproceß blieb wenigstens in seinen Hauptzügen ungeändert. Aenderungen der ständischen Rechte waren noch weniger beabsichtigt; die Ungültigkeit der Ehe zwischen Adeligen und Bürgerlichen wurde vielmehr aufs Neue bestätigt. Die wesentliche politische Bedeutung lag weit weniger in dem Inhalt der Gesetzgebung, als in der jetzt förmlich festgestellten Verpflichtung der Consuln, nach diesen Proceßformen und diesen Rechtsregeln Recht zu sprechen, und in der Veröffentlichung des Gesetzbuches, wodurch die Rechtsverwaltung der Controle der Publicität unterworfen und der Consul genöthigt ward, Allen gleiches und wahrhaft gemeines Recht zu sprechen.

Der Ausgang des Decemvirats liegt in tiefem Dunkel. Es blieb — so wird berichtet — den Zehnmännern nur noch übrig, die beiden letzten Tafeln zu publiciren und alsdann der ordentlichen Magistratur Platz zu machen. Sie zögerten indeß; unter dem Vorwande, daß das Gesetz noch immer nicht fertig sei, führten sie selbst nach Verlauf des Amtsjahres ihr Amt weiter, was nach römischem Staatsrechte möglich war, da auch der auf Zeit bestellte Beamte erst durch förmliche Niederlegung des Amtes Beamter zu sein aufhörte. Die gemäßigte Fraction der Aristokratie, die Valerier und Horatier an ihrer Spitze, soll versucht haben, im Senat die Abdankung der Decemvirn zu erzwingen; allein das Haupt der Zehnmänner, Appius Claudius, von Haus aus ein starrer Aristokrat, aber jetzt umschlagend zum Demagogen und zum Tyrannen, gewann im Senate das Uebergewicht, und auch das Volk fügte sich. Die Aushebung eines doppelten Heeres ward ohne Widerspruch vollzogen und der Krieg gegen die Volsker wie gegen die Sabiner mit Unglück begonnen.

In dem Heere befand sich ein Veteran, dem die Sage überschwängliche Thaten und Ehren zuschreibt, L. Sicinius Dentatus. Varro hatte von ihm erzählt gefunden, er habe in 120 Gefechten gestritten, 8 Feinde im Zweikampfe erlegt, 45 Narben gezählt, keine auf dem Rücken, an Ehrenzeichen und Belohnungen, Pferdegeschirr, Spießen, Hals- und Armketten, den verschiedenen Kronen, welche die Tapferkeit auszeichneten, eine fast unermeßliche Menge, einzeln angegeben; welche Herzählung freilich dadurch ein sehr apokryphes Ansehen gewinnt, daß sie ihm auch zuschreibt, er habe den Triumph von 9 Feldherren begleitet, deren Sieg durch ihn vornehmlich entschieden worden; denn unsere römische Geschichte, die wohl keinen Ehrentag

verschwiegen, manchen erdichteten aufgenommen hat, kennt kaum so viele, an denen der Nämliche hätte Theil haben können, während des vorhergehenden halben Jahrhunderts. Wie nun dem auch sei, er ist als ein Held im Andenken geblieben, dem die Nachkommen keinen gleichstellten. Die crustuminische Gegend erinnerte an die Secession, wodurch die Gemeinde vor 45 Jahren dort auf dem heiligen Berg den Freiheitsbrief erlangt hatte, und Sicinius schalt der Soldaten Feigheit, wenn sie sich weigerten, das Nämliche zu wagen, wozu ihre Väter seinem Geschlechtsgenossen gefolgt waren. Die Befehlshaber beschlossen seinen Tod. An einer einsamen Stätte fielen sie ihn an, der nichts ahnte; er starb, aber gerochen unter einem Haufen getödteter Verräther. So fanden ihn die Kriegsgefährten, welche auf das Gerücht, er sei in einem Hinterhalt der Feinde umgekommen, eilten, die Leiche zu suchen, sie fanden um ihn nur Römer, von seiner Hand getödtet; der Verrath war enthüllt, aber die Soldaten ließen sich begütigen, indem die Decemvirn ein herrliches Leichenbegängniß anordneten.

Inzwischen hatte Appius Claudius seine lüsternen Blicke auf eine reizende und sittsame Jungfrau geworfen, die Tochter eines wackern Hauptmanns, L. Virginius. Ohne Erfolg hatte der Decemvir Anträge und Lockungen versucht, aber Gewalt und Grausamkeit waren ein Reiz mehr für seine Wollust; und die Abwesenheit des Vaters, der im Heere auf dem Algidus diente, gab Gelegenheit, das Vorhaben auszuführen. Ein Client seines Hauses ward angestellt, vorzugeben, Virginia sei das Kind einer ihm eigenen Sclavin und von der kinderlosen Ehefrau des vermeinten Vaters untergeschoben. Auf dem Forum ergriff der falsche Ankläger die schutzlose Jungfrau. Das Hülfegeschrei ihrer Begleiterin rief das Volk herbei, die Theilnahme, welche ihre Schönheit weckte, ward noch ungestümer, als die Namen des Vaters und des Verlobten umhergenannt wurden; Gewalt würde abgewehrt sein, aber der Räuber erklärte, die bedürfe er nicht, er fordere sein Recht vom Prätor, der auf dem Comitium zu Gericht saß. Dieser war Appius Claudius. Vor ihm wiederholte er das erlernte Märchen und das Begehren, daß ihm seine Leibeigene zugesprochen werde. Als die, welche die Jungfrau vertraten, flehten, es möge das Urtheil verschoben werden, bis der Vater, aus dem Lager gerufen, sein Theuerstes selbst vertheidigen könne, erklärte der Decemvir: das sei billig, bis dahin solle der Kläger das Mädchen in seinem Hause verwahrt halten und Bürgschaft gewähren, sie vor Gericht zu stellen, falls der angebliche Vater auf die Ladung erscheine. Bei diesem gräßlichen Spruch erhob sich lauter Jammer. Icilius, der Verlobte der Virginia, drängte sich durch die Lictoren an das Tribunal des frevelnden Richters; ein immer dichterer Kreis umschloß das Mädchen, es war jetzt nicht möglich, sie fortzuschleppen. Appius aber erwog, daß der Haufe, den Mitgefühl vereinigt hatte, wenn er sich ohne Gewalt auflöse, über Nacht erkalten, daß die Menge zitternd ausführen sehen

werde, worüber sie im ersten Gefühl bis auf den Tod gekämpft haben würde. Daher verschob er seinen Ausspruch bis zum morgenden Tage. Ob dann der Vater erscheine oder nicht, er werde das Urtheil, wie es Rechtens sei, ohne Scheu zu geben wissen. Zwei Befreundete eilten mit äußerster Kraft der Pferde ins Lager; Virginius erhielt unter gleichgültigem Vorwande einen Urlaub zur Stadt und hatte einen großen Theil des Wegs zurückgelegt, als Appius' Bote eintraf, mit der Aufforderung, ihn festzuhalten. Wie der Tag anbrach, füllte sich das Forum mit Männern und Frauen, die der Entscheidung angstvoll entgegensahen. Virginius und seine Tochter kamen in zerrissenen Kleidern. Alle verstummten, als App. Claudius mit großer Begleitung, wie gegen eine Verschwörung, das Tribunal einnahm. Der falsche Kläger wiederholte sein Begehren, angewiesen, dem Prätor die Schwäche vorzuwerfen, womit er sein Recht einer anmaßenden Einmischung aufgeopfert habe. Der Decemvir sprach den vorläufigen Besitz der Jungfrau seinem Clienten zu. Sogleich trat M. Claudius hinan, um sich des Mädchens zu bemächtigen, er vermochte nicht, bis zu ihr durch die Freunde zu dringen, die Männer drohten und verwünschten. Appius gebot Stillschweigen und verkündigte: die Empörung, welche sich kund gebe, komme ihm nicht unerwartet, er habe schon gestern wohl erkannt, wie die Meuterer Vorwand suchten, er wisse, daß die ganze Nacht aufrührerische Versammlungen gehalten wären. Dem gehorsamen Bürger solle kein Leid geschehen, wehe den Rebellen! „Lictoren, treibt das Gesindel auseinander, macht dem Manne Platz, daß er die Dirne holen kann!" — Von blindem Schrecken überwältigt, wich das Volk von den Unglücklichen zurück; da bat Virginius flehentlich um die einzige Gnade, von der Tochter Abschied nehmen zu dürfen. Er ergriff ein Messer von einer Fleischerbank und stieß es der Jungfrau in die Brust. Die Schergen wagten es nicht, ihm in den Weg zu treten, als er, das blutige Eisen hoch empor haltend, dem Thor zueilte; bald schützte ihn zusammenlaufend eine große Schaar. Geschützt von den brausenden Volksmassen, entziehen der Vater und der Bräutigam des Mädchens sich den Häschern des Gewaltherrn und erscheinen mit zahlreichen Zeugen der furchtbaren That in den beiden Lagern. Das Unerhörte ward berichtet; vor Aller Augen öffnet sich die Kluft, die der mangelnde tribunicische Schutz in der Rechtssicherheit gelassen hat, und was die Väter gethan, wiederholen die Söhne. Abermals verlassen die Heere ihre Führer, sie ziehen in kriegerischer Ordnung abermals auf den heiligen Berg, wo sie wiederum ihre Tribunen sich ernennen. Immer noch weigern die Decemvirn die Niederlegung ihrer Gewalt; da erscheint das Heer mit seinen Tribunen in der Stadt und lagert sich auf dem Aventin. Jetzt endlich, wo der Straßenkampf stündlich beginnen konnte, jetzt entsagen die Zehnmänner ihrer usurpirten und entehrten Gewalt, und Lucius Valerius und Marcus Horatius vermitteln einen zweiten Vergleich, durch den das Volkstribunat wieder hergestellt wurde.

Die Anklagen gegen die Decemvirn endigten damit, daß die beiden Schuldigsten, Appius Claudius und Spurius Oppius, im Gefängniß sich das Leben nahmen, die acht anderen ins Exil gingen und der Staat ihr Vermögen einzog. *)

Der neue Vergleich (durch die leges Valeriae et Horatiae) fiel, wie natürlich, durchaus zu Gunsten der Plebejer aus und beschränkte in empfindlicher Weise die Gewalt des Adels. Den Tribunen und ihren Comitien ward Einfluß eingeräumt auf die Administration und die Finanzen, die Verwaltung der Kriegskasse den Consuln abgenommen und zwei Zahlmeistern (quaestores) übertragen, die von den Tribus in ihren Comitien, jedoch aus dem Adel, ernannt wurden. Folgenreicher noch war es, daß den Tribunen seitdem eine Bank an die Thüre des Senates gesetzt ward, um von da aus den Verhandlungen zu folgen. Denn man konnte es nicht wehren, daß die Tribunen jetzt gegen einen ihnen mißfälligen Senatsbeschluß einschritten, und daß sich, wenn auch erst allmählich, der neue Grundsatz feststellte, daß jede Beschlußfassung des Senats oder der Volksvertretung durch Einschreiten eines Tribuns gehemmt werden konnte. So endigte dieser Kampf, der begonnen war, um die tribunicische Gewalt zu beseitigen, mit der definitiven Vollendung ihres Cassirungsrechts sowohl einzelner Administrationsacte auf Anrufen des Beschwerten, als auch jeder Beschlußnahme der constitutiven Staatsgewalten nach dem Ermessen des Tribuns.

130. Das consularische Militärtribunat.

(Nach Wilh. Adolf Becker, Handbuch der römischen Alterthümer, bearbeitet vom Herausgeber.)

Vier Jahre nach dem Sturze der Decemvirn und der Herstellung der alten Ordnung beantragte der Tribun G. Canuleius (444) die Aufhebung der noch durch die 12 Tafeln ausgesprochenen Verweigerung des Connubium zwischen beiden Ständen, so wie die Theilnahme der Plebejer am Consulate

*) Nach W. Ihne (röm. Gesch. I.) wäre es dem Appius Claudius zu verdanken, daß in das Collegium des zweiten Decemvirats 5 Plebejer kamen und die extremen patricischen Parteihäupter aus demselben entfernt blieben. Er habe die Ausgleichung der Rechte beider Stände zur Wahrheit machen und dadurch, wie das Terentilische Gesetz, den Frieden zwischen beiden Ständen begründen wollen, wodurch dann das Tribunat fernerhin überflüssig gewesen wäre. Allein dies Vorhaben scheiterte an dem Einflusse der verstockten Adelspartei; diese seine Standesgenossen hätten ihn als Abtrünnigen und Verräther verfolgt, was die im aristokratischen Sinne geschriebenen Annalen verheimlicht hätten. Die Secession der Plebs sei nicht gegen Appius Claudius gerichtet gewesen, der „wie Spurius Cassius und andere römische Aristokraten den Edelmuth und die politische

(ut alterum ex plebe consulem liceret fieri). Die erstere Forderung wurde nach heftigem Widerstreite zugestanden; desto entschlossener waren die Patricier, sich den ausschließlichen Anspruch auf die höchste Gewalt und Würde zu bewahren, und da bei dem heftigen Drängen der Tribunen ein Zugeständniß unvermeidlich war, entschloß man sich lieber, das Consulat einstweilen aufzugeben und unter einer neuen Form die Plebejer zur obersten Magistratur zuzulassen. So erfolgte eine zweite Unterbrechung der Consular-Regierung, indem beschlossen wurde, daß statt deren tribuni militares consulari potestate oder consulari imperio gewählt werden sollten. Dies war nicht ein kleinliches Festhalten an der Form, sondern die Patricier bezweckten, das Consulat, sobald als möglich wieder herzustellen. Dann wollten sie aber auch zwei Functionen des Consulats, die Jurisdiction und den Census, auf keinen Fall an einen Plebejer gelangen lassen. Da nun der Consular-Tribunen mehr als zwei waren, so rechneten die Patricier darauf, durch ihren Einfluß in den Comitien mehr als eine Stelle in dem neuen Collegium zu erlangen und mit einer derselben das Richteramt zu verbinden, von welchem also die Plebejer ausgeschlossen blieben, wie denn auch 80 Jahre später die Theilung des Consulats durch die Licinische Rogation nicht eher durchgesetzt werden konnte, bis die Jurisdiction vom Consulate getrennt und eine patricische Prätur errichtet ward. Mehr Schwierigkeit machte der Census, weil ihn die Consuln von jeher gemeinschaftlich hielten, und es also zweier Patricier bedurfte. Das ist denn wohl der Grund, weßhalb gleich nach der Einführung des Consular-Tribunats die Censoren als besondere, damals durchaus patricische Magistrate eingesetzt werden.

Auffallend bleibt vor Allem die wechselnde Zahl dieser Magistrate. In den ersten 13 Jahren (443—431), wo überhaupt nur fünfmal Consular-Tribunen vorkommen, waren deren jedesmal drei; von 425 bis 405 zählt man 11 Collegien von vier, dazwischen aber dreimal nur drei. Von 404 an sind der Militär-Tribunen regelmäßig sechs, doch werden dreimal acht genannt. Die Veranlassung zur Vermehrung scheint zunächst in dem Kriege gegen Veji zu suchen zu sein, und es kann nichts Auffallendes darin gefunden werden, wenn bei einem Magistrate, der nicht, wie das Consulat an eine bestimmte Zahl streng gebunden war, den Zeitverhältnissen gemäß die Zahl der Mitglieder vermehrt wurde. Was aber die drei Jahre anlangt, in

Einsicht hatte, gegen die vermeintlichen Vortheile der bevorrechteten Partei aufzutreten". Die Plebs habe erst zur Secession ihre Zuflucht genommen, als nach Beseitigung des Decemvirats und nach Wiedereinsetzung der alten Verfassung der Versuch gemacht worden, das Volkstribunat fallen zu lassen. Auch die Erzählung von der Anklage des Appius und seiner Collegen durch die Volkstribunen und von seiner Selbstentleibung im Kerker, müsse verworfen werden, besonders da sie schon einmal von den Annalisten für das Jahr 470 erzählt worden sei.

welchen acht Consular-Tribunen genannt werden, so ist es sehr wahrscheinlich, daß dabei jedesmal zwei Censoren mitgezählt sind, wie wir es von dem ersten bestimmt wissen. Uebrigens hat man die neue Einrichtung durchaus nur als eine provisorische zu betrachten, bis der Streit über die Theilung des Consulats zwischen Patriciern und Plebejern ausgeglichen sein würde. Es wird berichtet, daß ein Senatus-Consultum jährlich erklären sollte, ob man Consular-Tribunen oder Consuln wählen wolle; das kann keinen andern Sinn gehabt haben, als daß der Senat sich jedesmal darüber erklären solle, ob er den Anspruch der Plebejer auf das Consulat zugestehen oder das Provisorium fortdauern lassen wolle. Aber der Senat machte von der Alternative den perfidesten Gebrauch; er entschied, wenn er irgend konnte, für das Consulat und schloß doch die Plebejer von der Wahl aus. Uebrigens waren die Consular-Tribunen den Consuln nicht gleich an Rang. Es ist zweifelhaft, ob sie die insignia consularia hatten, ob sie als curulische Magistrate betrachtet wurden; kein Consular-Tribun hat je triumphirt.

---

131. Die Censur.

(Nach Wilh. Adolf Becker, Handbuch der römischen Alterthümer.)

Bis zur Einführung des Consular-Tribunats hatten die Consuln den Census gehalten, und in jener Verfassungsänderung liegt der Grund, weßhalb dieses Geschäft besonderen Magistraten übertragen wurde. Es mag immerhin glaublich sein, daß die Consuln allein den sich mehrenden Geschäften ferner nicht genügten und daß die lange Abwesenheit von Rom sie häufig am Abhalten des Census hinderte, daß man aber gerade, als die Zahl der obersten Magistrate vermehrt wurde, daran dachte, ihnen dieses Geschäft abzunehmen, erklärt sich genügend nur daraus, daß die Patricier nimmermehr die Schätzung mit den daran sich knüpfenden Befugnissen und die heilige Handlung des Lustrum bei einem Amte zu lassen gesonnen waren, das möglicher Weise von Plebejern verwaltet werden konnte. So wurden denn für das J. 442 zuerst zwei patricische Censoren ernannt, und patricisch ist die Würde bis zum J. 350 geblieben, wo C. Marcius Rutilus der erste plebejische Censor war. Zwölf Jahre später wurde durch eine der leges Publiliae festgesetzt, daß einer der Censoren Plebejer sein solle, aber erst im J. 279 hat ein plebejischer Censor bei der Feierlichkeit des Lustrum fungirt. Im J. 130 endlich wurden zuerst beide Stellen mit Plebejern besetzt.

Der Censoren sind jederzeit zwei gewesen, wie jedenfalls die Consuln den Census gemeinschaftlich gehalten hatten. Starb einer von ihnen während der Amtszeit, so galt anfänglich der natürliche Grundsatz, daß an seine Stelle, wie es in Bezug auf die Consuln geschah, ein anderer gewählt werden müsse.

Die Wahl geschah in den Centuriatcomitien unter Vorsitz eines Consuls; nur Consulare waren wählbar, und die ersten Censoren waren die Consuln des vorhergegangenen Jahres. Außerdem ward es von jeher wohl stillschweigend angenommen und im J. 264 gesetzlich bestimmt, daß Niemand die censorische Würde zweimal bekleiden konnte.

Von allen anderen römischen Magistraten unterschied sich die Censur durch die Dauer der Amtszeit. Ursprünglich wurden die Censoren auf ein ganzes Lustrum, einen Zeitraum von fünf Jahren, erwählt; aber schon nach neun Jahren (434) wurde durch die Lex Aemilia die Dauer der Magistratur auf ein Jahr und sechs Monate beschränkt.

Die Censur ist, wenn man von der Dictatur absieht, die höchste Würde, welche die bürgerliche Verfassung kennt. Diese hohe Geltung der Censur hat sich allmählich aus ihren immer mehr erweiterten Befugnissen, namentlich dem regimen morum entwickelt, das ja mit allem davon Abhängigen ganz der Gewissenhaftigkeit der beiden Collegen anheimgegeben war.

Der Census, das erste und hauptsächlichste Geschäft der Censoren, ist von jeher, auch von den Consuln, im Campus Martius gehalten worden. Jeder hatte sich selbst unter Versicherung der Wahrheit an Eides Statt abzuschätzen. Diesen einzelnen Angaben gemäß wurden sodann die doppelten Listen, sowohl der Tribus als der Classen und Centurien, angefertigt. Mit dieser Schätzung und Eintheilung der gesammten Bürgerschaft verband sich das ebenfalls ausschließlich den Censoren obliegende Geschäft, diejenigen auszuwählen, welche für die Dauer des Lustrum oder bis zum nächsten Census den Senat ausmachen sollten, legere senatum, und ferner die Musterung der equites equo publico, der census equitum, der erst nach Beendigung des allgemeinen Census erfolgte.

Weit wichtiger aber als die materielle Schätzung, ein in der Hauptsache mechanisches Geschäft, war die moralische Schätzung der Einzelnen, das sittenrichterliche Amt (notatio censoria) der Censoren, das diesem Magistrate die höchste Bedeutung und Würde und eine allgefürchtete Gewalt verliehen hat. Die Censur hat namentlich solche Handlungen, die kein ausdrückliches Gesetz zur Verantwortung zog, oder die, weil der Ankläger fehlte, nicht zur richterlichen Cognition gelangt waren, vor ihren Richterstuhl gezogen. Da die Aufgabe der Censur überhaupt war, für die Erhaltung und Vermehrung der materiellen sowohl als der moralischen Staatskraft Sorge zu tragen, so rügen und bestrafen die Censoren absichtliche Ehelosigkeit (denn der Staat fordert die Ehe von seinen Bürgern als Pflicht), Unordnung in der Bewahrung und Verwaltung des Vermögens, Vernachlässigung des Hausstandes, der res familiaris, ganz besonders schlechte Bewirthschaftung der Aecker, die allgemein als der wichtigste Theil des Besitzes anerkannt werden. Alle Verhältnisse des Familienlebens, zwischen Ehegatten, zwischen Eltern und Kindern so wie Geschwistern, waren in so weit der Aufsicht der Censoren

unterworfen, als sie, ohne irgend Eingriffe in die Rechte des paterfamilias zu thun, unbillige oder unziemliche Handlungsweise zur Rüge und Bestrafung zogen.

Wie nun die Censoren durch Bestrafung einzelner Vergehen sowohl das Gefühl für Sittlichkeit und Schicklichkeit im Volke lebhaft zu erhalten, als durch Furcht vor der drohenden Ahndung von unsittlichen Handlungen abzuhalten suchten, so waren sie auch bemüht, durch allgemeine Vorschriften der Ausartung der altrömischen Sitte vorzubeugen oder zu steuern. Am häufigsten waren die Verordnungen der Censoren gegen den Luxus, besonders der Tafel, aber auch in Kleidung und Schmuck oder kostbarem Geräthe gerichtet; und wenn nicht immer bestimmte Verbote dagegen ergingen, so suchten manche den unmäßig scheinenden Aufwand durch starke, auf solche Luxusgegenstände gelegte Abgaben zu beschränken.

Zu diesen ausgedehnten Befugnissen der Censoren kam noch als drittes Hauptgeschäft der Antheil, den sie an der Verwaltung der Finanzen oder des gesammten Staatseigenthums und der Staatseinkünfte hatten. Aus dem Census der Bürger selbst ergab sich der Betrag des von den Einzelnen zu zahlenden tributum (so lange ein solches überhaupt entrichtet wurde), und theilweise konnten die Censoren dessen Höhe bestimmen. Sodann aber war ihnen nach dem in Rom angenommenen Pachtungs-Systeme von Lustrum zu Lustrum die Verpachtung sämmtlicher Nutzungen und indirecten Steuern (vectigalia) übertragen. So verpachteten sie im Wege der Licitation die Nutzung von Aeckern und Weideplätzen, den Zehnten von allem ager decumanus, die Benutzung fischreicher Seen, der Bergwerke, die Salzsteuer, die Hafenzölle. Die Censoren hatten auch das Recht (wohl mit Uebereinstimmung des Senats), neue vectigalia einzuführen und an geeigneten Orten neue Zollstellen zu errichten, und selbst der Verkauf von Staatsländereien ist ihnen nachgelassen worden.

Auf diese Weise stellen die Censoren ganz eigentlich das fünfjährige Einnahme-Budget auf; dagegen haben sie mit der Erhebung und Einziehung der Staatseinkünfte nichts zu thun, und eben so wenig steht ihnen ein eigenmächtiges Verfügungsrecht über Staatsgelder, über das Aerarium, zu; die Verwaltung desselben, die Bewilligung und Anweisung von Geldern ist durchaus Sache des Senats, und das Weitere besorgen die Quästoren. Als Verwalter des gesammten Staatsguts haben die Censoren auch die oberste Administration der sämmtlichen Staatsbauten. Sie haben dafür zu sorgen, daß die Tempel und andere öffentliche Gebäude in gutem Zustande erhalten werden, daß die öffentlichen Plätze und überhaupt alles, was publicum ist, nicht durch Benutzung von Privaten beeinträchtigt werde; die allgemein nützlichen Anlagen, wie die Wasserleitungen, die Straßen in und außer der Stadt, die Cloaken, das alles ist ihrer Aufsicht und Fürsorge untergeben. Die Werke, welche als in einer Censur ausgeführt angegeben werden, sind

oft von außerordentlicher Mannigfaltigkeit und Ausdehnung, als Tempel, Basiliken, Theater, porticus, fora; zu deren Uebernahme (probare) müssen also entweder andere Magistrate für sie eingetreten sein oder es hat für diesen Zweck Prorogation der achtzehnmonatlichen Magistratur Statt gefunden.

Den Beschluß des gesammten Census machte die religiöse Feierlichkeit des Lustrum oder der Sühnung des Volkes. Die Censoren versammelten zu dem Ende die gesammte Bürgerschaft als exercitus, nach ihren Abtheilungen, d. h. die Centurien der Ritter und des Fußvolks, bewaffnet im Marsfelde. Dort wurde sie durch dreimaligen Opferumgang gereinigt oder gesühnt und dann erfolgte das Opfer der hostiae, wobei der Censor die Götter um Erhaltung und Mehrung der Macht und Größe des Staates anflehte.

---

132. Spurius Mälius.

(Nach Karl Peter, Geschichte Roms.)

Im Jahre 440 hatte ein Mißjahr eine Hungersnoth herbeigeführt, und es war so wenig wie im Jahre 491 gelungen, ihr durch Einfuhr von außen abzuhelfen. Die Noth war so groß, daß man für die Leitung der zur Abhülfe erforderlichen Anstalten einen eigenen Magistrat (praefectus annonae) ernannte. Dieser (L. Municus) erließ den Befehl, daß die Bürger alle ihre Vorräthe über den monatlichen Bedarf hinaus abliefern sollten, setzte die Sclaven auf geringe Portionen herab u. dgl. m., erreichte aber seinen Zweck so wenig, das sich Viele aus dem niedern Volke, um dem Hungertode zu entgehen, aus Verzweiflung in die Tiber stürzten. Was indessen dieser Magistrat nicht vermochte, daß leistete ein reicher Privatmann, Sp. Mälius, ein Plebejer, aber dem Ritterstande angehörig. Diesem gelang es durch seine Verbindungen und durch besonders eifrige Bemühungen, Getreide in größeren Quantitäten aufzukaufen, welches er den ärmeren Bürgern theils umsonst, theils zu sehr geringen Preisen spendete. Durch diese Freigebigkeit gewann er sich eben so sehr die Liebe des Volkes als die Abneigung der Patricier, welche befürchten mochten, daß Mälius sich auf diese Art den Weg zum Consular-Tribunat eröffnen würde.

Die Hungersnoth dauerte auch im J. 439 noch fort. Minucius wurde daher auch für dieses Jahr wieder zum Aufseher über das Getreide ernannt und fuhr mit seinen wenig erfolgreichen Bemühungen fort, während auch Mälius nach wie vor dem Volke seine freigebigen Spenden reichte. Da machte endlich Minucius bei dem Senate die Anzeige, daß in dem Hause des Mälius Waffen gesammelt und nächtliche Zusammenkünfte gehalten würden, und daß Mälius ohne Zweifel mit dem Plane umgehe, sich mit

Gewalt der königlichen Herrschaft zu bemächtigen. Diese Anzeige wurde vom Senat mit Begierde ergriffen und beschlossen, da die Macht der Consuln nicht ausreichend schien, einen Dictator zu ernennen. Die Wahl fiel auf den mehr als 80jährigen L. Quinctius Cincinnatus, der hierdurch Veranlassung erhielt, seine sonst so ehrenvolle Laufbahn auf eine wenig rühmliche Art zu beschließen. Er ernannte den C. Servilius Ahala zu seinem Magister equitum, besetzte in der Nacht das Forum mit Bewaffneten, nahm am andern Morgen auf dem Richterstuhl Platz und befahl dem Servilius Ahala, den Mälius hier sofort vor sein Gericht vorzuführen. Mälius, dem jetzt die Absichten seiner Gegner klar wurden, zog sich in die Mitte des versammelten Volkes zurück und rief dessen Schutz an. Ahala aber drang mit einem Haufen bewaffneter Jünglinge ihm nach, erreichte ihn und stieß ihn nieder. Er meldete dann dem Dictator, der Empörer habe den verdienten Lohn empfangen, und erlangte von ihm nicht nur die Genehmigung der vollbrachten That, sondern wurde auch öffentlich von ihm als Befreier des Vaterlandes begrüßt. Das Haus des Mälius ward niedergerissen, sein Vermögen confiscirt, dagegen dem Angeber Minucius eine Statue errichtet.

Mälius' Schuld ergibt sich nirgends auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit, wenigstens wenn man sie darin sucht, daß er nach der königlichen Gewalt, also nach einem völligen Umsturz der Verfassung gestrebt habe; wollte er aber nur durchsetzen, daß endlich die Wahl eines plebejischen Consulartribunen verwirklicht würde, so war dies nichts weniger als eine Schuld.*) Hätte er jene Absicht gehabt, wie wäre es dann zu erklären, daß er sich nicht schon für das Jahr 439 zum Volkstribunen hätte wählen lassen, um dadurch die Unverletzlichkeit zu erlangen, und daß er sich jetzt ganz wehrlos den Patriciern preisgegeben?

---

133. Die Eroberung Veji's.

(Nach A. Schwegler, römische Geschichte, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der letzte Krieg gegen Veji ward zufolge der Tradition durch schnöde Behandlung römischer Gesandten veranlaßt; er scheint jedoch vom römischen

---

*) Die Unschuld des Sp. Mälius wird durch ein neu aufgefundenes Bruchstück des Dionysius bestätigt, demzufolge die Annalisten Cincius Alimentus und Calpurnius Piso den Hergang ganz anders erzählen; sie wissen nichts von der Ernennung des Cincinnatus zum Dictator und des Servilius Ahala zum Magister equitum. Vergl. Schwegler, römische Geschichte III. Abth. S. 136 ff., welcher „zu der Folgerung gelangt, daß für die ganze vorliegende Epoche noch alles Detail ungewiß und nur der kürzeste Inbegriff der Begebenheiten völlig zuverlässig ist“.

Senate geflissentlich herbeigeführt zu sein, theils weil man davon einen beträchtlichen Zuwachs des Gemeindelandes erwartete, theils weil man durch die Beschäftigung der Plebs einen Stillstand der politischen Bewegungen hoffte. Bis ins zehnte Jahr (396) ward er ohne Nachdruck geführt; auch das zehnte Jahr der Belagerung schien sich Anfangs nicht günstig für die Römer anzulassen. Eine Niederlage der Consulartribunen durch Veji's Verbündete, die Capenaten und Falisker, erregte in Rom solchen Schrecken, daß man die Etrusker wieder auf dem Janiculum erwartete. M. Furius Camillus ward eiligst zum Dictator ernannt. Er schlug die Capenaten und Falisker, und zog alsdann das römische Heer zu einem entscheidenden Schlage bei Veji zusammen.

Unter anderen Wunderzeichen, die sich zu jener Zeit ereigneten, hatte ein ungewöhnliches Anschwellen des Albanersees die Gemüther erschreckt. Mitten in einem trockenen Sommer waren, ohne irgend erkennbare Ursache, die Gewässer des Sees so gestiegen, daß sie nicht bloß den hohen Krater, von dem sie sonst nur die Grundfläche bedeckten, vollauf füllten, sondern sich auch über den umschließenden Bergrand verheerend in die Ebene ergossen. Ueber die Bedeutung dieses Wunderzeichens wären in anderer Zeit etruskische Zeichendeuter (Haruspices) befragt worden, jetzt war dies unmöglich; die Befragten hätten Trug geredet; man war genöthigt, Gesandte an das delphische Orakel abzuordnen. Doch ehe noch diese zurückkamen, verkündete ein gefangener vejentischer Haruspex, so lange der Albanersee überströme, könne Veji nimmer erobert werden. Bald darauf kamen die Abgeordneten von Delphi zurück und brachten übereinstimmende Botschaft. Auch der pythische Gott mahnte, das Gewässer des Sees nicht in überfließendem Strome ins Meer hinüberrinnen zu lassen, sondern es durch Kunst über die Gefilde zu leiten, alsdann werde der Römer siegreich Veji's Mauern besteigen. Sofort wurde der Emissar des albanischen Sees begonnen und rastlos gefördert. Als die Vejenter dies erfuhren und das Geheimniß ihrer Rettung verrathen sahen, schickten sie eine Gesandtschaft nach Rom und baten um Schonung. Sie ward abschlägig beschieden. Vergebens rief von der Schwelle der Curie der Sprecher der Gesandtschaft dem Senate zu: auch Veji werde seinen Rächer finden, denn nur die halbe Wahrheit habe der gefangene Prophet gesagt; in denselben Schicksalsbüchern stehe geschrieben, daß, wenn Veji falle, bald darauf auch Rom in Feindeshand gerathen werde. Der Senat verachtete die Warnung, Veji's Geschicke mußten erfüllt werden.

Der Emissar des Albanersees war vollendet, und Veji's Schicksalsstunde hatte geschlagen. Camillus, als Dictator vor Veji befehligend, hatte inzwischen einen Minengang angelegt, der in der Burg von Veji im Tempel der Juno ans Tageslicht führen sollte. Ohne Rast war daran gearbeitet worden, Tag und Nacht hatten frische Arbeiter sich abgelös't. Doch ehe Camillus zur entscheidenden That schritt, versicherte er sich noch der Huld und

Gunst der himmlischen Mächte. Er gelobte dem pythischen Apollo, der den Römern das Geheimniß des Sieges geoffenbart hatte, den Zehnten der Beute; er verhieß der Königin Juno, der Schutzgöttin Veji's, noch größere Ehren und glänzenderen Cult, wenn sie einwillige, Veji zu verlassen und nach Rom überzusiedeln. Jetzt gab Camillus den Befehl zum Sturm. Der Minengang füllte sich mit Bewaffneten, indem das Heer von allen Seiten mit täuschendem Eifer die Mauern berannte. Zu dieser Stunde opferte gerade der König von Veji in Juno's Tempel, und der Opferschauer verkündete, daß demjenigen der Sieg beschieden sei, der diese Opferstücke der Göttin darbringe. Solches vernahmen die Römer, die eben in ihrem Schachte sich rüsteten, ans Tageslicht hervorzubrechen. Sie erhoben sich wie auf ein gegebenes Zeichen aus der Erde und erfüllten das Wort der zweideutigen Weissagung. Die Stadt ward ohne schweren Kampf erobert und geplündert. Schon war alles menschliche Eigenthum aus Veji fortgeschafft; nur die Götterbilder standen noch unberührt; man schickte sich an, auch sie wegzubringen. Der Königin Juno, der Schutzgöttin Veji's, hatte Camillus vor der Bestürmung der Stadt einen Tempel auf dem Aventin gelobt, und die Göttin hatte durch Preisgebung Veji's ihre Geneigtheit kund gethan, das Gelübde anzunehmen. Aber Jeder zitterte, ihr Standbild anzutasten, das nach heiliger Satzung kein Anderer als ein Priester aus einem bestimmten Geschlecht berühren durfte. Auserlesene Ritter begaben sich in Feierkleidern in den Tempel und fragten die Göttin, ob es ihr Wille sei, nach Rom zu ziehen? Das Standbild nickte und ein vernehmliches Ja ward gehört. Vier Jahre später weihte Camillus den Tempel der Juno Regina auf dem Aventin.

Offenbar hat an dieser Erzählung Sage und Dichtung ihren Antheil. Gleich die zehnjährige Dauer der Belagerung scheint der zehnjährigen Belagerung Troja's nachgebildet zu sein. Ein entschieden sagenhafter Zug ist das Nicken der Juno; eben so, daß der unterirdische Stollen, durch welchen die Stadt erobert wird, gerade im Tempel der Juno ausmündet. Auch die Theaterscene, welche die Römer aufführen, indem sie sich gespenstisch aus dem Erdboden erheben, und das Opfer, an welchem Veji's Schicksal hängt, vollbringen, verräth sich als Werk der Sagendichtung. Am entschiedensten Dichtung ist die Art, in welcher die Sage das Schicksal Veji's mit dem Wunderzeichen des albanischen Sees in Zusammenhang bringt.

Nach der Eroberung Veji's forderten die Tribunen für die Plebs einen verhältnißmäßigen Antheil an der vejentischen Feldmark, und es ward sogar der Vorschlag laut, nach dem besser gelegenen und schöner gebauten Veji überzusiedeln. Manchen Patriciern mochte es eine Gewissenssache zu sein scheinen, für das siegreiche Rom das besiegte Veji einzutauschen, eine von den Göttern aufgegebene und verlassene Stadt, deren Untergang zeige, daß der göttliche Zorn auf ihr ruhe, wieder herzustellen und als Vaterstadt zu be-

wohnen; deßhalb gewannen sie einige Tribunen zur Intercession, und als diese aus dem Collegium verdrängt worden, wandten sich die Senatoren einzeln mit Vorstellungen und Bitten an ihre Tribunsgenossen, daß sie nicht beschließen sollten, die siegreiche Vaterstadt mit der besiegten Feindesstadt zu vertauschen. Diese Bitten machten Eindruck und der Antrag wurde verworfen (angeblich von 11 Tribus gegen 10). In der Freude über diesen Sieg beschloß der Senat, jedem Plebejer und zwar nicht nur den Familienvätern, sondern sämmtlichen Freigeborenen jedes Hauses je 7 Jugera vejentischen Landes zu assigniren. Camillus hatte durch Zurückforderung des zehnten Theiles der bereits vertheilten Beute für den pythischen Apollo sich beim Heere verhaßt gemacht und bei den Verhandlungen über die vejentische Feldmark, als Haupt der habsüchtigen patricischen Faction und als Gegner der Tribunen, diesen Haß noch gesteigert. Daher ward er von einem Tribunen (Apulejus) vor das Volksgericht geladen, unter der Beschuldigung, er habe Gegenstände der vejentischen Beute unterschlagen. Da selbst seine Clienten sich weigerten ihn freizusprechen, so ging er, ohne den Gerichtstag abzuwarten, freiwillig in die Verbannung und wurde abwesend zu einer Geldstrafe verurtheilt.

Aus Rom scheidend, vollendete Camillus seine Schuld durch die Bitte an die Götter, daß die undankbare Republik ihn bald und schwer vermissen möge. Nur allzu bald ging dieser ruchlose Wunsch in Erfüllung, obwohl auch der, welcher ihn aussprach, schwerlich das Verhängniß abgewandt haben würde, das jäh und verderbenvoll über Rom hereinbrach.

---

134. Der gallische Krieg und die Einnahme Roms.

(Nach B. G. Niebuhr, römische Geschichte.)

Während des Krieges der Römer gegen Veji waren die Gallier, nachdem sie kurz vorher mit Weib und Kindern die Alpen überstiegen hatten, in das nördliche Etrurien eingebrochen, und die Etrusker konnten deßhalb Veji keine Hülfe senden.

Als die Gallier vor der etruskischen Stadt Clusium erschienen, riefen die Clusiner der Römer Beistand an; der Senat wähnte, der Name Roms könne genügen, die Barbaren zu entfernen. Drei Fabier wurden ausgesandt, um ihnen im Namen des Senats anzudeuten, daß sie von Roms Schutzgenossen ablassen sollten. Die Gallier antworteten, ihr Land sei ihnen zu eng, aber vertilgen wollten sie die Clusiner nicht, wofern diese ihre Landschaft mit ihnen theilten. Jene, welche sich verlacht fanden, fochten in den ersten Reihen der Clusiner bei einem Ausfall; Q. Fabius stieß einen gallischen Heerführer nieder und ward erkannt, als er dessen Waffen nahm. Alsbald ließ König Brennus zum Rückzuge blasen, damit das Blut der Gesandten sein Volk

nicht versündige, von den Römern wollte er sie fordern, Sühnung erlangen oder einen den Göttern wohlgefälligen Krieg. Er erkor die größten unter seinen riesenhaften Kämpfern, um den Römern die Wahl zwischen Auslieferung der Schuldigen und Krieg zu stellen. Die Fetialen ermahnten, sonder Schonung die Republik von der Schuld zu befreien; die Mehrheit im Senat erkannte, was Pflicht war, aber sie vermochten nicht, sich zu entschließen, Männer aus dem edelsten Geschlecht einem wilden Feinde und dem Martyrertode zu überantworten. Es ward beschlossen, Entscheidung und Verantwortung dem Volke zu überlassen; hier siegte das Mitgefühl, ja, man eilte, die Angeklagten zu consularischen Tribunen zu ernennen, und beschied die Fremden, so lange einer diese Magistratur bekleide, stehe er unter keinem Gericht; wenn das Jahr abgelaufen sein werde, und ihr Zorn noch fortdauere, möchten sie die Klage erneuern. Augenblicklich, als diese Antwort berichtet worden, brach das Lager der Gallier auf und eilte rastlos von Clusium gegen Rom. Die Stadt würde ganz ungerüstet überfallen worden sein, wenn nicht ein Mann von der Gemeinde, M. Cädicius, Nachts eine Stimme vernommen hätte, welche verkündigte, die Gallier seien im Anzug. Auf diese Kunde wurden die Wehrhaften eiligst aufgeboten und dem Feinde entgegengeführt, mit dem sie zusammentrafen da, wo die Alia aus den crustuminischen Bergen gegen die Tiber fließt.

Ohne irgend Einiges vorgesehen, ohne die Stadt für eine Belagerung versorgt und gerüstet zu haben, eilten die Römer zu einem Treffen, mit dem Alles verloren sein mußte, wohl nicht aus gewähnter Zuversicht des Sieges. Brennus griff mit auserlesenem Volk und großer Uebermacht die Hügel an, worauf die größtentheils ungeübten Truppen des rechten römischen Flügels standen, und warf die Entgegenstehenden im Augenblick herunter. Abgeschnitten von Rom, floh Alles nach den Ufern der Tiber, in einer ungeheuren, verworrenen Masse, die sich selbst die Flucht hemmte; von allen Seiten brachen die Gallier unter sie ein und die Ueberwältigten fielen unter ihren Schwertern. Die Wurfspieße der Gallier, vom Ufer in die dichten Schwärme der Schwimmenden, welche sich durch die Tiber zu retten suchten, geschleudert, tödteten eine sehr große Menge; sehr Wenige entkamen mit vollen Waffen, die Meisten hatten sie am Ufer von sich geworfen. Verbreitet über die ganz offene Landschaft von der Alia bis zur Stadt, überließen sich die Gallier ungezügelt der Plünderung, der Trunkenheit und allen Greueln, welche unbeherrschte brutale Schaaren üben. So verzögerte sich die Unternehmung gegen Rom, und das Dasein der römischen Nation ward gerettet.

Denn inzwischen war in der Stadt ein Entschluß gefaßt und ausgeführt. Man beschloß, Capitol und Burg mit den Wehrhaftesten zu besetzen und diese mit den Vorräthen zu versehen, welche die gesammte Bevölkerung in wenigen Tagen aufgezehrt haben würde. Auch Schätze und Kostbarkeiten wurden hinaufgeschafft, die Auswandernden, welche sich nach allen Orten

zerstreuten, wo sie Gastfreunde und Mitleiden zu finden hofften, nahmen mit sich fort, was sie tragen und wegführen konnten. Die Heiligthümer wurden zum Theil vergraben, zum Theil nach Cäre geflüchtet. L. Albinius, ein Plebejer, welcher seine Frau und Kinder den Clivus des Janiculus hinauf fuhr, erreichte die Priester und die Vestalinnen, welche die verehrtesten Heiligthümer unter sich vertheilt trugen; er ließ die Seinigen absteigen und nahm auf, so viel sein Fuhrwerk fassen konnte. Zu Cäre wurde Alles gewissenhaft bewahrt, und nach der Räumung führte Albinius, was er fortgeschafft hatte, wieder zurück.

Während das ganze übrige Volk sich rettete, sollen 80 Priester und andere vornehme patricische Greise auf dem Forum, in Feierkleidern auf ihren curulischen Thronen sitzend, den Tod erwartet haben: ein freier gemeinsamer Entschluß unter Gleichen, denen es unerträglich war, den Gottesdienst und die Republik zu überleben, an dem nichts Unwahrscheinliches ist, am wenigsten, wenn die zum Tode Entschlossenen sich feierlich in die Hände des Oberpontifex für die Republik und zum Verderben der Feinde geweiht hatten. Als die Gallier durch das collinische Thor in die Stadt eingebrochen waren, fanden sie Alles öde und ausgestorben; das Grausen, welches einen Fremden ergreift, der im Sommer in einer Stadt des hohen Nordens um Mitternacht Tageshelle und kein Leben auf der Gasse sieht, kam über sie. Alle Häuser waren verschlossen, man zog immer vorwärts bis auf das Forum. Hier erblickten sie die curulischen Greise, welche Wesen einer andern Welt zu sein schienen. Zweifelhaft, ob nicht die Götter herabgestiegen wären, um Rom zu retten oder zu rächen, näherte sich ein Gallier einem der Priester und berührte seinen weißen Bart, der Greis schlug ihn zornig mit dem elfenbeinernen Scepter über den Kopf; der Barbar hieb ihn nieder, und Alle wurden umgebracht. Dann begann die Plünderung im ganzen Umfang der Stadt, bald brach hier und dort Feuer aus, und bis auf wenige Häuser auf dem Palatium, welche die Heerführer zur Wohnung für sich erhalten ließen, ward die ganze Stadt eingeäschert.

Auf dem Capitol und der Burg waren an 1000 Bewaffnete versammelt, unter ihnen die überlebenden Consular-Tribunen. Wiederholt liefen die Gallier Sturm gegen den Clivus, wurden aber durch verzweifelten Widerstand zurückgeworfen. Darnach rechneten sie auf den Hunger, da an keinen Entsatz zu denken war. Allein, als die Eingeschlossenen ausdauerten, mit Wasser durch den Brunnen, der bis auf diesen Tag im Innern des tarpejischen Berges ein gleichzeitiges Denkmal der Belagerung ist, versorgt, mit Nahrung zur Nothdurft für ihre kleine Zahl, da rächte sich die wilde Verwüstung: die Gallier selbst begannen auf den Brandstätten großes Ungemach zu leiden. Schon die Hundstage, dann der September, zu Rom von jeher seuchenvoll, erzeugten Fieber, welche die Fremden bei Tausenden wegrafften, wie Kaiser Friedrich's nordisches Heer in denselben Monaten

unter den Mauern der Stadt hinstarb. Die Gegend, wo die Leichen verbrannt wurden, behielt, so lange das alte Rom bestand, den Namen der gallischen Scheiterhaufen.

Zu Veji waren viele aus der Schlacht Entkommene und die Flüchtlinge aus Rom versammelt, aber es fehlten Waffen und ein Anführer; als solchen erwählten sie M. Cädicius. Dieser führte sie gegen die benachbarten Etrusker, die das vejentische Gebiet plünderten. Cädicius überraschte und schlug die unedlen Feinde, befreite die Gefangenen, gewann den Raub wieder und rüstete seine wehrlosen Leute mit den Waffen der Gefangenen oder Flüchtigen. Diese gute Botschaft, Ermunterung, auszudauern, weil man den Entsatz auszuführen hoffe, ward den auf dem Capitol Eingeschlossenen durch einen kühnen Jüngling, Pontius Cominius, überbracht, der die Tiber hinabschwamm, nahe am Capitol das Ufer betrat und unbemerkt durch die Posten der Feinde den Berg hinauf kam und zurückkehrte.

Am folgenden Morgen bemerkten Gallier, daß auf der Bergwand Gebüsch in den Ritzen, woran sich der kühne Abenteurer gehalten, losgerissen und Grasbüschel von Fußtritten herabgestoßen wären. Dort also ließ sich die Arx erklimmen. Sie näherten sich in der Mitternachtsstunde in tiefer Stille; unbemerkt von den Schildwachen und den Hunden, hatte ein Gallier schon die Höhe des Felsens erstiegen, als das Geschrei der Gänse, welche, wie sehr auch der Hunger nagte, als der Juno geweiht, geschont wurden, den Altconsul M. Manlius weckte, dessen Haus auf der Höhe lag. Er stürzte den Emporgeklommenen zurück, sein Fall warf die Nachsteigenden hinab; der Anschlag war vereitelt. Der achtlose Hauptmann, der die Wache gehabt, ward mit gebundenen Händen hinabgestürzt, dem Retter zum Dank brachte jeder, der sich in der Burg befand, ein halbes Pfund Korn und einen Viertel Schoppen Wein, die kostbarste Gabe in einer Hungersnoth. Diese war so hoch gestiegen, daß die Belagerten das Leder der Schilde und Sohlen verzehrten, als die Gallier dem Antrag, ein Lösegeld für die Räumung der Stadt zu nehmen, Gehör gaben. Denn ihre Schaaren schmolzen zusammen, sie vernahmen, daß die Veneter, des Kriegsvolks Abwesenheit benutzend, in ihr Land eingefallen waren; und wenn Brennus einen Theil seiner Leute zurück an den Po gesandt hätte, so konnten die zu Veji Versammelten leicht den Entsatz ausführen. Man ward einig, daß sie 1000 Pfund Gold empfangen sollten, um Rom und die Landschaft zu räumen. Als es dargewogen ward, ließ der gallische Heerführer falsches Gewicht bringen, und da Q. Sulpicius gegen die Ungerechtigkeit Einspruch erhob, legte er obendrein Schwert und Wehrgehenk auf die Schaale; seine Worte: wehe den Besiegten! sind lange im Andenken geblieben.

Die zu Veji Versammelten sollen durch ein Plebiscit Camillus' Ernennung zum Dictator beschlossen haben; dazu fehlte, damit es Gesetz sei, die Zustimmung des Senats und der Curien; und er weigerte sich, den ange-

tragenen Befehl zu übernehmen, ehe diese gegeben sei. Deßhalb ward (nach dieser Erzählung) Cominius auf das Capitol gesandt. Camillus fand zu Veji 20,000 Römer, und viele Freiwillige aus Latium versammelten sich um ihn, diese führte er gegen die Stadt. Eben hatte Q. Sulpicius begonnen, dem gallischen König das Gold darzuwägen, als der Dictator mit dem Heer in das Thor einrückte und auf das Forum eilte. Die Götter wollten nicht, daß Roms Dasein erkauft sein solle; er kam, ehe das Gold übergeben war und verwarf den ohne seine Genehmigung geschlossenen Vertrag. Brennus schalt zornig über Treubruch, inzwischen waren die Legionen ihrem Feldherrn gefolgt und es kam zum Gefecht, die Gallier wurden aus der Stadt geschlagen. Ein zweites Treffen, auf der gabinischen Straße, wo sie sich gesammelt hatten, rächte Rom vollständig, auch nicht ein Mann entkam aus der Niederlage, die Botschaft anzusagen. Brennus ward gefangen, er eiferte über den Friedensbruch, der Dictator gab ihm die Worte: wehe den Ueberwundenen! zurück und ließ ihn niederhauen. Nach diesem Siege zog Camillus triumphirend in Rom ein. Für das edlere Gefühl, welches Livius theilte, war es unleidlich, daß ein Lösegeld für Roms Dasein gezahlt sei, ein gemeineres läugnete nicht, daß die Gallier mit dem Gelde abgezogen wären, dichtete aber, wie es nachher wiedererlangt worden sei. Camillus habe die Stadt entsetzt, und im Lager der Gallier das aus Rom weggeführte Lösegeld und fast alle andere geraubte Beute gefunden.

Die Entfernung der Gallier gab den Römern eine öde Brandstätte zurück; der größte Theil der Bürger war umgekommen, die meisten Wehrhaften an der Alia, Unzählige, auch Weiber und Kinder, die nicht entrinnen konnten, müssen unter dem Schwert oder in die Knechtschaft des Siegers gefallen sein.

Das Volk blickte mit Grauen auf die Wiedererbauung der Stadt; es begehrte heftig, mit dieser Noth verschont zu bleiben, und das darf ihm nicht als schmähliche Verzagtheit angerechnet werden. Wie eng und gering auch das Haus war, welches dem alten Römer in der guten Zeit selbst in ihrem Glanz genügte, — auch dieses konnte doch, wer nicht etwas gerettet hatte, nicht aufführen, ohne zu borgen. Und Veji gewährte Wohnungen und öffentliche Gebäude, schöner als die römischen vor der Zerstörung gewesen waren; der Besitz dieser Stadt, vom Schicksal verliehen, hatte den römischen Namen gerettet, es war wenigstens für die noch übrige Volksmenge geräumig genug, das sollte freiwillig verschmäht werden! Das Gebiet enthielt überdies die vor Kurzem an die Gemeinde angewiesenen weitläufigen Marken, welche denen, die zu Rom wohnten, fern lagen. Aber der demüthigende Beschluß, die Stadt aufzugeben, würde ohne Zweifel die Bestimmung der Nation entschieden haben. Ein Wohnsitz jenseits der Tiber würde das Band zwischen Römern und Latinern völlig zerrissen, diese, mit den Volskern vereinigt, würden leicht eine Colonie in die verlassenen Mauern geführt haben, und

der Strom für die römischen Vejenter eben so unübersteiglich geworden sein, als er es für die etruskischen gewesen war. Und selbst wenn diese Gefahren abgewandt wären, so hätte dasselbe Volk, in einer andern Stadt, in einem andern Vaterlande, entfernt von allen frommen, mythischen und historischen Andenken, unmöglich bleiben können, was es in seiner Heimat war. Es wäre zu einer Colonie herabgesunken, deren Geschichte von gestern begonnen hätte.

Rom ward innerhalb eines Jahres wieder aufgebaut; gewiß höchst ärmlich. Zur Erleichterung schenkte der Senat Ziegel, Jedem ward vergönnt, Steine zu brechen und Holz zu fällen, wo er wollte, wenn er Bürgen stellte, den Bau binnen Jahresfrist zu vollenden. Um jene zu schenken, mußte der Staat Gebäude zum Abbrechen überlassen, womit hätte er die Anfertigung von Ziegeln bezahlen sollen? Solche Gebäude hatte er zu Veji, und es war angemessen, um den verhaßten Gedanken der Auswanderung für immer zu verbannen, die Abtragung jener Stadt zu begünstigen. Die Seele der Republik war damals Camillus, den die Nachkommen den „zweiten Romulus" nannten.

---

135. M. Manlius.

(Nach A. Schwegler, römische Geschichte.)

Der Wiederaufbau ihrer Wohnungen, die Wiederherstellung ihres verfallenen Hausstandes, die Anschaffung von Ackergeräth, Zugvieh und Saatkorn stürzte die Plebejer in eine unerschwingliche Schuldenlast, die bald noch gesteigert wurde durch wiederholte Steuererhebungen, sowohl zur Deckung des gallischen Lösegeldes, als für die öffentlichen Bauwerke, die nach dem Abzug der Gallier wiederhergestellt oder neu aufgeführt werden mußten. Hierzu kamen die ununterbrochenen Kriege, die Rom seit der Wiederherstellung des Staates gegen alle Völkerschaften rings umher zu führen hatte, und zu deren Bestreitung, des Soldes halber, beträchtliche Geldmittel nöthig waren, die großentheils nur durch Steuern aufgebracht werden konnten. So nahm die Verschuldung der Plebs mit Riesenschritten zu. Schaarenweise wurden täglich verurtheilte Schuldner vom Forum weggeführt, und es gab bald kein Patricierhaus mehr, in welchem sich nicht ein Schuldkerker befunden hätte. Die Folge dieser Schuldennoth war, daß die Plebs auch politisch wieder in vollständige Abhängigkeit von den Patriciern gerieth. Die Consular-Tribunen, die von jetzt an gewählt werden, sind fast ohne Ausnahme Patricier. Livius hat kein Hehl, daß das Geld der Großen es war, was diesen Ausfall der Wahlen herbeigeführt hat.

Ein einziger Mann unter den Patriciern war es, dem das grenzenlose Elend des Volkes zu Herzen ging: M. Manlius, der Retter des Capitols, neben Camillus der bedeutendste Mann des damaligen Rom. Er war vor dem Einbruch der Gallier, 392, Consul gewesen, hatte aber seitdem, trotz der denkwürdigen That, durch welche er Rom vom Untergange gerettet, zu keiner der höheren Staatswürden, weder zur Dictatur noch zum Consular-Tribunat, gelangen können. Diese gewaltsame Zurückdrängung war für Manlius um so kränkender, da derjenige, den er sich überall vorgezogen, mit Ehrenstellen und Ehrenbezeugungen überhäuft sah, der stolze, herzlose, streng oligarchisch gesinnte Camillus, sein persönlicher Feind und Widersacher war. Was der Oligarchie Mißtrauen und Argwohn gegen ihn einflößte, war ohne Zweifel dessen volksfreundliche Gesinnung, wie umgekehrt die streng aristokratischen Grundsätze des Camillus eine nicht geringere Empfehlung für ihn gewesen sein werden, als sein hervorragendes Feldherrntalent.

Eines Tages sah Manlius auf dem Forum ein empörendes Schauspiel. Ein tapferer Hauptmann wurde als verurtheilter Schuldner von seinem Gläubiger in den Kerker abgeführt. Alsbald trat er hinzu, bezahlte dem Gläubiger sein Guthaben und gab den losgekauften Schuldknecht frei. Freudig schwur der Freigewordene, er werde diese Erlösung aus des Kerkers Nacht und Elend seinem Retter nie vergessen. Darauf erzählte er den Umstehenden sein Geschick. Durch ununterbrochenen Kriegsdienst, der ihn an seinem wirthschaftlichen Betrieb gehindert habe, durch den Aufbau seines zerstörten Hauses sei er in Schulden gerathen, und da er wegen der unerschwinglichen Zinsen das Capital selbst nicht habe heimzahlen können, so sei er endlich, nachdem er dasselbe mittelst der entrichteten Zinsen schon vielfach heimgezahlt habe, von der Schuld erdrückt worden und in die Gewalt seines Gläubigers gekommen. Ewige Kerkernacht wäre sein künftiges Loos gewesen, hätte ihn nicht M. Manlius daraus befreit. Das umstehende Volk war tief gerührt, begeistert; es schenkte seine ganze Liebe und Zuneigung dem Einen aus jener herzlosen Kaste, der Mitgefühl für seine nothleidenden Mitbürger empfand. Manlius war für diese Dankbarkeit und Anhänglichkeit des gedrückten Volkes nicht unempfindlich. Er verkaufte sein Erbe, ein Grundstück im Vejentischen, und schwur, so lange ihm noch ein Rest seines Vermögens übrig sei, werde er es nicht geschehen lassen, daß einer seiner Mitbürger als Schuldknecht in den Kerker abgeführt werde. Manlius' Wohnung auf der Burg war bald der Sammelpunkt der Häupter und Wortführer der Plebs. Manch hartes Wort der Anklage, manche aufreizende Rede mag hier gefallen, manch kühner Gedanke ausgesprochen worden sein. Auch soll er einen allgemeinen Schuldenerlaß in Anregung gebracht und den Vorschlag gemacht haben, einen Theil des gemeinen Feldes zu verkaufen und mit dem hierdurch erzielten Erlös die Gläubiger zu befriedigen. Doch

diese Vorschläge blieben Entwürfe, denn die Patricier kamen dem Ausbruch der Bewegung zuvor.

Der Dictator Cornelius Cossus, der gegen die Volsker im Felde lag (385), wurde eiligst nach Rom zurückgerufen, um die aufrührerische Agitation zu unterdrücken. Er ließ den Manlius als Verläumder der Regierung ins Gefängniß werfen. Diese Gewaltthat erregte allgemeine Empörung. Ein großer Theil der Plebs legte Trauer an, wie um einen Angehörigen; Leidtragende gingen in großer Anzahl vor der Thüre des Kerkers auf und ab. Mit jedem Tage schwoll die Gährung; die Haufen, die vor Manlius' Kerker Wache hielten, verliefen sich selbst bei Nacht nicht mehr; sie drohten, das Gefängniß zu erbrechen, den Eingekerkerten mit Gewalt zu befreien. Unter diesen Umständen hielt es der Senat endlich, zumal da die Dictatur ihr Ende erreicht hatte, für gerathener, nachzugeben und den Manlius aus dem Gefängnisse zu entlassen. Man darf hieraus schließen, daß gegen den Verhafteten gesetzwidrige oder verbrecherische Handlungen, auf welche hin eine gerichtliche Verurtheilung zu erwirken gewesen wäre, damals nicht vorgelegen haben.

Durch seine Einkerkerung wurde Manlius in eine noch schroffere und feindseligere Parteistellung gedrängt. Seine Gegner waren viel zu weit gegangen, als daß das heftige Gemüth des Mannes die erlittene Schmach hätte vergessen und verzeihen können. Die Zusammenkünfte in seinem Hause nahmen einen drohenderen Charakter an, und die Lage seines Hauses auf der Burg machte diese Versammlungen, je zahlreicher sie besucht wurden, um so gefährlicher. Daher ward er im J. 384 von den Volkstribunen M. Menenius und Q. Publilius vor den Centurien wegen Hochverraths (perduellio) angeklagt. Es scheint, daß auch jetzt noch keine bestimmte Anzeichen hochverrätherischer Handlungen vorgelegen haben. Ein entschiedenes Vorurtheil für seine Unschuld erweckt vielmehr der Umstand, daß er sich vor dem Gericht stellte und eben damit dessen Spruch annahm: während er, bis zum Gerichtstag auf freiem Fuß gelassen, durch nichts gehindert war, sich dem Proceß zu entziehen, ja, vielleicht die ganze Anklage nur den Zweck hatte, ihn zu freiwilliger Entfernung zu bewegen. Die spätere Tradition von dem Trachten des Manlius nach der Königswürde hat nicht mehr historische Beweiskraft, als die ähnlichen Aeußerungen über das angebliche Complott des Sp. Mälius und das hochverrätherische Unternehmen des Sp. Cassius.

Als der Gerichtstag herbeikam, führte er gegen 400 Leute vom Volk, denen er Geld ohne Zinsen geliehen, denen er Freiheit und Eigenthum wiedergegeben hatte, als Zeugen seiner Gesinnungen vor. Er rief die Bürger auf, denen er in Schlachten das Leben gerettet. Er wies Ehrenzeichen in unerhörter Zahl auf und entblößte, ein redendes Zeugniß, seine narbenvolle Brust. Er erinnerte an die nächtliche Heldenthat, durch welche er Roms Dasein und Namen vom Untergang gerettet. Er flehte endlich,

zum Capitol aufblickend, die ewigen Götter an, sie möchten den Retter ihrer Heiligthümer gegen den Eigennutz und die Rachsucht seiner Widersacher schützen.

Bei dieser Rede blieb kein Herz ungerührt. Das Volk vermochte nicht, einen so außerordentlichen Mann zu verdammen. Es war vorauszusehen, daß auch in Zukunft eine Anklage bei den Centuriatcomitien keinen bessern Erfolg haben werde. Deßwegen entschlossen sich die Patricier, den Manlius nach altem (freilich durch die XII Tafeln aufgehobenen) Recht vor das Gericht der Curien zu stellen, und dieses verurtheilte den Angeklagten zum Tode.

Ueber das Ende des großen Mannes hat sich keine zuverlässige Kunde erhalten. Die meisten geben an, er sei von den Tribunen vom tarpejischen Felsen herabgestürzt worden. Nach Dio Cassius hat Manlius, wahrscheinlich in Folge des Todesurtheils, das die Curien über ihn gefällt hatten, um nicht widerstandslos unterzugehen, die Fahne des Aufruhrs offen aufgepflanzt, und an der Spitze der aufständischen Plebs das Capitol besetzt. Die Empörung zu bewältigen, wurde Camillus zum vierten Mal zur Dictatur berufen. Große Bestürzung herrschte in der Stadt; Senat und Dictator wußten nicht, wie zu helfen sei. Da erbot sich ein Sclave, ihnen den Manlius durch Verrath lebendig zu überliefern. Er schlich sich aufs Capitol, erbat sich, angeblich als Bote verschworener Sclaven, bei Manlius Gehör, führte den Arglosen unter dem Vorwand einer geheimen Mittheilung an den Rand der Felsenwand und stürzte ihn hinab. Manlius' Vermögen ward eingezogen, sein Haus geschleift; und da er sich vorzüglich deßhalb der Burg hatte bemeistern können, weil er auf ihr seine Wohnung hatte, so wurde zur Verhütung ähnlicher Unternehmungen verordnet, es solle in Zukunft kein Patricier mehr auf der Burg oder dem Capitol wohnen dürfen; den Plebejern war es ohne Zweifel von jeher verwehrt gewesen. Das Volk aber beweinte seinen hingeschiedenen Wohlthäter, und als bald darauf eine Pest ausbrach und Theuerung herrschte, sah es darin ein Strafgericht der Götter, welche die schmähliche Hinrichtung des Retters ihrer Tempel als Beleidigung aufgenommen hätten.

---

136. Die Licinischen Gesetze und die Prätur.

(Nach Ludwig Lange, römische Alterthümer, mit einem Zusatze aus B. G. Niebuhr's römischer Geschichte.)

Die Anklage des M. Manlius war wiederum ein Beweis gewesen, daß die Plebejer auch von ihren Tribunen keine Hülfe in ihrer steigenden Schuldennoth zu erwarten hatten, daß diese vielmehr in socialen Fragen dem

Interesse der Reichen dienten. Unter solchen Umständen versank der ärmere Theil der Plebs in politische Apathie. Fast immer wurden nur Patricier zum Consular-Tribunat gewählt, und die vornehmen Plebejer mußten sich überzeugen, daß sie die materielle Lage der Armen verbessern müßten, und daß sie nur als Lohn dafür die Theilnahme am Imperium erlangen würden. Dies eingesehen zu haben, ist das Verdienst des Gaius Licinius Stolo und des L. Sextius Lateranus, von denen jener mit dem patricischen Geschlechte der Fabier verschwägert war. Sie stellten, zu Volkstribunen erwählt, im J. 376 einen Antrag, der drei verschiedene Artikel zusammenfaßte, die alle gegen die Patricier gerichtet waren, von denen aber zwei die Verbesserung der socialen Lage der armen Plebejer betrafen, während einer den Ehrgeiz der vornehmen Plebejer durch Gewährung der Theilnahme am Consulat befriedigen sollte.

Die erste Rogation setzte fest, daß, nach Abzug der bereits bezahlten Zinsen vom Capital, der Rest des Capitals von den Schuldnern in drei jährigen Termin-Zahlungen abbezahlt werden sollte. Den Charakter eines offenbaren Eingriffs in das Eigenthum der Einzelnen verliert diese Anordnung, wenn man annimmt, daß nicht alle bereits bezahlten Zinsen, sondern nur die über das gesetzlich feststehende, in der Zeit des Geldmangels aber gewiß häufig überschrittene foenus unciarium hinaus bezahlten Zinsen nebst etwaigen Zinseszinsen als Abzahlungen auf das Capital angesehen werden sollten. Aber auch ohne diese Annahme würde die Anordnung, als von der salus publica geboten, entschuldigt werden können.

Die zweite Rogation enthielt das licinische Ackergesetz. Jeder römische Bürger soll berechtigt sein, neu erworbenes Gemeinland, wenn es nicht im Besitz der alten Eigenthümer gelassen, noch der Gemeinde zum Eigenthum vertheilt oder eine Colonie darauf gegründet wird, für seinen Antheil durch Besitz zu nutzen. Doch darf Niemand vom Gemeinland an Bau- und Baumland mehr als fünfhundert Jugern besitzen, noch auf der Gemeinweide mehr als 100 Häupter großes und 500 Stück kleines Vieh grasen lassen. Die Censoren sollen die dem römischen Volk vom Gemeinland vorbehaltene jährliche Abgabe jedesmal auf ein Lustrum an den Meistbietenden verpachten. Der Ertrag soll zur Zahlung des Soldes an die Armee verwandt werden. Dadurch eben, daß das Licinische Gesetz ein bestimmtes Maß für die possessio am ager publicus festsetzte, verhinderte es die Besitznahme des ganzen ager publicus durch wenige Reiche; es wollte wenigstens bewirken, daß stets ager publicus für etwa wieder nöthig werdende Assignationen in Bereitschaft sei. Auf die Uebertretung des Verbots war Strafe gesetzt, die von den Aedilen eingeklagt wurde. Daß Licinius Stolo selbst dieser Strafe später verfiel, weil er 1000 Jugern besaß und 500 davon zum Schein an seinen zu diesem Behufe emancipirten Sohn abgetreten hatte, beweis't, wie wenig es den vornehmen Plebejern mit ihren socialen Plänen Ernst und

wie leicht es war, das Licinische Gesetz zu umgehen. In Folge davon gerieth denn auch dasselbe schließlich in Vergessenheit, bis Tib. Gracchus es von Neuem zu beleben versuchte.

Der dritte Artikel lautete ne tribunorum militum comitia fierent, consulumque uti alter ex plebe crearetur. Das Consular-Tribunat sollte also abgeschafft, das Consulat als die ständige Regierungsform wieder hergestellt werden. Die Theilnahme der Plebejer an demselben sollte dadurch gesichert werden, daß ein Consul nothwendig aus der Plebs gewählt werden müsse. Denn ohne diesen Zwang war nach den Erfahrungen, die man bei der Wahlordnung der Consular-Tribunen gemacht hatte, vorauszusehen, daß das Volk doch nur Patricier wählen würde. Es kam zu einem Compromisse des Inhalts, daß allerdings ein Consul aus der Plebs, neben den Consuln aber noch ein Prätor, qui ius in urbe diceret, aus den Patriciern gewählt werden solle. So hatten also die Plebejer die Theilnahme am Imperium erreicht; aber dieses Imperium war verringert. Wiederum waren es die Patricier gewesen, die in der Meinung, das richterliche Imperium für sich erhalten zu können, diese Verringerung bewirkt, und so wider ihre Absicht der Demokratie vorgearbeitet hatten.

Der praetor urbanus, wie der neue Beamte, zum Unterschiede von den praetores consules, hieß, deren College er war, ward unter denselben Auspicien mit ihnen gewählt. Die Urtheilfällung übertrug er in der Regel den von ihm in Uebereinkunft mit den Parteien eingesetzten Richtern (arbitri, recuperatores, iudices) oder ständigen Richtercollegien (decemviri, centumviri); nur ausnahmsweise fällte er in besonders dringenden Sachen das Urtheil selbst. Gericht halten konnte der Prätor nur an den dies fasti. Nur an solchen war es für ihn fas, die drei für die richterlichen Functionen bedeutsamen Worte: do (nämlich iudicium, iudicem), dico (nämlich ius), addico (nämlich litem, rem) zu sprechen. Der Ort seiner richterlichen Thätigkeit war sein Tribunal auf dem Forum.

Als zur Feier der Eintracht der Stände vom Senate beschlossen wurde, daß ludi maximi, und zwar um einen Tag vermehrt, veranstaltet werden sollten, da führte die unüberlegte Weigerung der plebejischen Aedilen, die vermehrte Mühwaltung und vielleicht auch die vermehrten Kosten zu übernehmen, zur Einsetzung einer neuen patricischen Magistratur, der curulischen Aedilität.

Mit der Annahme der leges Liciniae Sextiae nach zehnjährigem Kampfe kann man die politische Gleichstellung der Plebejer mit den Patriciern als entschieden betrachten. Freilich gelang es den Patriciern noch öfter, durch Mißbrauch der dem Wahldirigenten zustehenden Macht bei der Lauheit der Volksmenge die lex Licinia zu umgehen und zwei patricische Consuln wählen zu lassen; aber auf die Dauer halfen diese kleinlichen Ränke nichts. Auch zu den anderen patricischen Aemtern erhielten die Plebejer rasch und

ohne weitere legislative Kämpfe Zutritt: zunächst zu dem jüngsten patricischen Amte, der curulischen Aedilität; der Senat wünschte, daß ein Jahr ums andere Plebejer und Patricier gewählt werden sollten, gab aber die Wahl schließlich ganz frei; jedoch blieb jenes Sitte. Die Dictatur erlangte aus plebejischem Stande zuerst C. Marcius Rutilus 355; derselbe 350 auch die Censur; doch sicherte dem plebejischen Stande, in ähnlicher Weise, wie es die lex Licinia rücksichtlich des Consulats that, die 338 vom Dictator Publilius Philo in den Centuriatcomitien rogirte lex Publilia den ausschließlichen Besitz der einen Censor-Stelle. Obwohl beide Stellen des Consulats den Plebejern theoretisch schon durch die lex Licinia zugänglich waren und im J. 341 ein Plebiscit dies, in Form einer authentischen Interpretation, ausdrücklich erklärte, sind doch beide Stellen von Plebejern wirklich erst 171 bekleidet worden, zu einer Zeit, als der Unterschied der Stände kaum noch in der Erinnerung war; noch später, 130, ist die erste rein plebejische Censur. Zur Prätur gelangten die Plebejer trotz des Werthes, den die Patricier gerade auf dieses Amt gelegt hatten, schon 336 durch die Thatsache der, trotz anfänglicher Weigerung des präsidirenden Consuls vollführten, Wahl und erlangten Bestätigung des Publilius Philo. Die politisch wichtigen Collegien der Auguren und Pontifices öffneten sich ihnen durch ein Plebiscit, die lex Ogulnia vom J. 299, kraft deren die im Amte befindlichen Auguren und Pontifices Plebejer cooptiren mußten. Nun konnten religiöse Gründe auch nicht mehr verhindern, daß ein plebejischer Censor das Lustrum abhielt, was zuerst 269 geschah, und daß ein Plebejer pontifex maximus wurde.

Ausgeschlossen blieben die Plebejer demnach nur von den politisch bedeutungslosen patricischen Priesterämtern der flamines und des rex sacrificulus, dagegen die Patricier vom Volkstribunat, der plebejischen Aedilität und der einen Stelle des Consulats und der Censur.

---

137. Der erste Samniterkrieg.

(Nach Karl Ludw. Roth, römische Geschichte, und B. G. Niebuhr, römische Geschichte.)

Mit dem Jahre 343 beginnt ein neuer und wichtiger Abschnitt in der römischen Geschichte durch den Anfang derjenigen Kriege, in welchen Rom allmählich nach dem untern Italien vordrang, die Halbinsel nach und nach unterwarf, und so in Berührung und Kampf mit auswärtigen Staaten gerieth, wovon am Ende das die Folge war, daß die Anfangs so unbedeutende Stadt an der Tiber die Beherrscherin des bekannten Erdbodens wurde.

Die Römer stießen zuerst mit den **Samnitern** zusammen, und es erwuchs daraus ein fünfzigjähriger Kampf, mit ungleichem Erfolge geführt doch zum Vortheile Roms beendigt.

Die Samniter bekriegten die kleine Völkerschaft der Sidiciner, deren Stadt Teanum in Campanien lag. Die Sidiciner suchten Hülfe in Capua, der Hauptstadt von Campanien; die Campaner, von den Samnitern geschlagen und bedrängt, baten durch Gesandte um den Schutz der Römer. Der römische Senat wünschte den Campanern zu helfen, und eine nähere Verbindung mit dem Volke, das den fruchtbarsten Boden in ganz Italien inne hatte, erschien höchst wünschenswerth. Es wurde eine Gesandtschaft an die Samniter abgefertigt, um, mit Berufung auf die bestehenden Verträge, Schonung Campaniens zu begehren, und, wenn das gelindere Ansinnen fruchtlos bliebe, im Namen des Senats und Volks von Rom zu fordern, daß die Samniter Capua und Campanien unangetastet lassen sollten. Es erfolgte eine übermüthig abweisende Antwort: noch in Gegenwart der Gesandten beauftragte man samnitische Hauptleute, einen Raubzug nach Campanien zu machen. Daher führten beide Consuln Heere nach Campanien, eins bestimmt, die Feinde aus dem Lande der Bundesgenossen zu vertreiben, unter **M. Valerius Corvus**, das zweite sollte die Noth des Krieges nach Samnium selbst tragen. Valerius fand die Feinde zwischen dem Vulturnus und dem Meerbusen ausgebreitet. Er nahm sein Lager über Cumä, an dem damals fruchtbaren und rebenreichen, jetzt, seit der Saracenen Zeit, nackten und öden Berge Gaurus. Die **Schlacht am Gaurus** gehört zu den denkwürdigsten der Weltgeschichte, sie entschied als Prärogative über den großen Kampf, der jetzt zwischen den beiden mächtigsten Nationen Italiens, den Sabellern und Latinern, über der Welt Herrschaft angehoben hatte. An Muth und Bewaffnung waren die Samniter den Römern gleich, auch Kriegskunst entschied an diesem Tage nicht, nur Ausdauer und wahrscheinlich die Verzweiflung des Heeres, welches siegen mußte, um nicht vertilgt zu werden. Beide Heere waren nach Livius' schönem Ausdruck entschlossen, sich nur vom Tode besiegen zu lassen, der Tag war weit vorgerückt, da entschied ein letzter verzweiflungsvoller Angriff. Die Samniter wichen, Unordnung und Flucht verbreitete sich, ehe ihr verschanztes Lager sie aufnahm. Dieses räumten sie in der Nacht. Die samnitischen Soldaten dieser Schlacht haben nachher gesagt: es habe ihnen gedäucht, die Augen der Römer brännten, ihre Mienen hätten Wahnsinn geredet, vor diesem Anblick wären sie geflohen. Valerius war als Sieger von den frohlockenden Campanern empfangen worden, aber es erwartete ihn noch ein zweiter Kampf, ehe das Land vom Feinde befreit war.

Während er am Gaurus siegte, war das Heer seines Collegen **A. Cornelius Cossus** am Rande des Untergangs in denselben oder benachbarten Bergpässen, wo die caudinische Schmach 21 Jahre später Rom traf. Corne-

lius, welcher die Samniter in ihrer gebirgigen Heimat aufsuchen sollte, hatte auf seinem Zuge die Umgegend nicht genugsam ausgekundschaftet und war mit dem Heere in ein tiefes, rings umschlossenes Thal hinabgezogen, als man auf den Anhöhen, die es beherrschten, das feindliche Heer wahrnahm, das jetzt die Römer wie im Garne gefangen zu haben schien. Da besetzte ein junger Oberster, P. Decius, eine vom Feinde unbesetzt gebliebene Bergspitze mit solcher Behendigkeit und Umsicht, daß die Feinde weder die Besitznahme der Bergspitze, noch den Abzug des Consuls mit den Legionen und die Lagerung in gesicherter Stellung zu verhindern vermochten. In der folgenden Nacht drang er zwischen den Posten der meist schlafenden Feinde mit seiner muthigen Schaar durch auf dem Wege zum römischen Lager, wo ihn der Consul mit öffentlichem Dank begrüßte. Aber Decius unterbrach die müßige Lobrede, es sei Zeit, der Feinde Bestürzung zu benutzen. Ungesäumt sollen die Legionen gegen die Feinde geführt, viele Feinde zerstreut, niedergemacht, viele entflohen sein; 30,000, die sich in das Lager geworfen, wären allzumal darin niedergehauen worden. Auch abgesehen von der augenscheinlichen Uebertreibung der Zahl, erscheint dieser Sieg zweifelhaft, weil nicht auf die entfernteste Weise angedeutet wird, daß der Zweck des Zuges, Samniums Verheerung, verfolgt ward. Decius erhielt, außer anderen gewöhnlichen Ehrenzeichen, einen goldenen Kranz, 100 Rinder und einen ausgezeichneten weißen Stier mit vergoldeten Hörnern. Die Soldaten empfingen auf immer doppelte Portionen, jeder zwei Kleider und einen Ochsen. Die Armee, das Geschenk des Consuls mit lautem Rufen billigend, überreichte Decius einen von Gras gewundenen Kranz, den Ehrenlohn desjenigen, der eine Schaar aus Feindes Gewalt und Belagerung befreite, einen gleichen weihten ihm seine Gefährten. Er brachte den Opferstier dem Kriegsgotte dar, die 100 Rinder schenkte er seinen Soldaten, und um ihr Fest zu vollenden, gab jeder Soldat des übrigen Heeres ihnen ein Pfund Korn und einen Schoppen Wein.

Bei Suessula hatte sich das am Gaurus geschlagene Heer gesetzt, zahlreiche Verstärkungen aufgenommen und erneuerte die Verwüstung Campaniens. Bald genöthigt, das Land nach Lebensmitteln zu durchstreifen, wurden die Samniter durch die Unthätigkeit des Consuls Valerius ermuntert, solche Züge in weiterem Umfang zu wagen; dies war sein Zweck. Er bemächtigte sich nun des schwach vertheidigten Lagers, zwei Legionen blieben zur Besatzung zurück, das übrige Heer theilte sich, die zerstreuten Haufen anzugreifen und ihnen Vereinigung oder Rückzug abzuschneiden. Alles gelang, die, welche in Schlachtordnung am Gaurus bis auf den Tod gekämpft hatten, flüchteten bestürzt oder streckten die Waffen; 40,000 Schilde von Todten und Flüchtlingen und 170 Fahnen sollen vor dem Consul aufgehäuft worden sein; freilich sind die römischen Angaben erbeuteter Siegeszeichen und erschlagener Feinde selten frei vom Verdacht großer Uebertreibung.

Solche Triumphe hatte Rom noch nicht gesehen. M. Valerius war der erste Feldherr seines Zeitalters, und nicht weniger mächtig im Lager durch Liebenswürdigkeit als durch Bewunderung und Vertrauen. In den edlen Spielen, die, statt der Würfel der rohen Horden des dreißigjährigen Krieges, den römischen Soldaten im Felde ergötzten, im Lauf, im Sprung, im Aufrichten schwerer Hebel, maß er sich, außer den Stunden des ernsten Befehls, mit jedem Lanzknecht, er neckte sie vertraulich und hörte unbeleidigt den soldatischen Scherz. Er war die Zuversicht seiner Nation im Kriege und im Staate, er vermittelte den endlichen Frieden der Stände. Sein Leben war beispiellos durch reiche Fülle von Glück und dessen langem Genuß. Im 29. Jahre siegte er über die Samniter, im 23. war er zu seinem ersten Consulat erwählt worden, 46 Jahre nachher bekleidete er das sechste, nicht als ein bloßes Geschenk der Volksliebe, sondern weil die Republik in sehr schwieriger Zeit den alten Helden aufrief; 21 Mal hat er den curulischen Thron eingenommen und das 100. Lebensjahr erreicht. Er hat noch den Sieg über Pyrrhus und Italiens Unterwerfung erlebt, welche er begründet hatte.

Der Friede ward leicht geschlossen, für Roms Ehre genügte es, daß die Samniter den Betrag eines jährlichen Soldes zahlten und eine dreimonatliche Getreideverpflegung für die Armee ablieferten; aber sie verloren keinen Zollbreit Landes, und die Römer versprachen, sie nicht zu hindern, sich die Sidiciner zu unterwerfen, über welche der Krieg entstanden war, deren Land, mit Samnium vereinigt, Latium und Campanien trennte. Es folgte dem Frieden, oder war in ihm enthalten, ein förmliches Vertheidigungsbündniß beider Staaten. Dieses konnte nur gegen diejenigen gerichtet sein, an deren Seite noch eben vorher die römischen Soldaten gefochten hatten, deren wachsende Macht aber jetzt Unruhe und Abgunst erregte — gegen die Latiner.

---

138. Der letzte Krieg mit den Latinern.

(Nach B. G. Niebuhr, römische Geschichte.)

Die Latiner wollten Rom nicht länger als Oberhaupt des Bundes anerkennen; sie strebten nach vollkommener Gleichstellung und Verschmelzung des römischen Staats und der latinischen Eidgenossenschaft zu einem Gemeinwesen, also, daß der eine Consul in Rom, der andere aus Latium erwählt, daß der Senat zu gleichen Theilen aus beiden Völkern zusammengesetzt werde, daß alle Würden und Aemter auch den Latinern zugänglich sein sollten. Die Römer verwarfen diese nicht unbilligen Forderungen der latinischen Gesandtschaft, wodurch ihre Landeshoheit getheilt und geschmälert worden wäre, mit Unwillen, und der Consul T. Manlius erklärte im Senate,

um den Anfang nachgiebiger Abstimmungen zu verhüten, er würde, wenn die Republik diese Forderungen feige bewillige, bewaffnet in die Curie kommen und den ersten Latiner, den er dort erblicke, niederstoßen. So entstand ein erbitterter Krieg. Auch die Capuaner, welche der römischen Herrschaft bald müde geworden waren, traten auf die Seite der Latiner: dagegen hielten die Samniter und die sabellischen Völkerschaften zu den Römern und gewährten ihren Heeren Durchzug und sichern Rückhalt.

Die Römer entwarfen und verfolgten einen Plan des Feldzugs, der zu den kühnsten gehört, welche je einen Feldherrn mit Lorbeern bekränzt haben. Zwei consularische Heere (4 Legionen) zogen unter T. Manlius Torquatus und P. Decius Mus in Eilmärschen nach Samnium, durch das Land der Sabiner, der Marser und der Peligner, wo allenthalben das samnitische Bündniß offene Straßen und Quartiere bereitete und die Cohorten der Herniker sich ihnen anschließen konnten. Waren die Latiner wohlberathen, so mußten sie eiligst gegen Rom ziehen, alsdann schnitten sie die Consuln von der Stadt ab, welche in die höchste Gefahr kam; sie hatten nur gegen die Römer allein zu kämpfen, eine gewonnene Schlacht konnte entscheiden. Aber der stärkere Geist gebietet seinem Gegner die Fehler, welche er begehen soll. Die Kühnheit der Unternehmung bannte das Heer der Latiner fest, wo sie standen; denn es war doch ungewiß, ob und wo die Römer von ihrer Straße abweichen oder sie bis in Campanien verfolgen würden; dieses mußten die Latiner nach kleinen Motiven lieber als Latium zum Schauplatz des Kriegs machen.

Als beide Heere einander am Fuß des Vesuvs gegenüber standen, ließen die Consuln ein Verbot ausgehen, daß, bei Todesstrafe, keiner sich in einen Zweikampf bei den Vorposten einlassen solle, wozu der Anlaß um so leichter entstehen konnte, da Römer und Latiner aus den früheren Feldzügen sich einzeln kannten. Es mochte nöthig erachtet werden, weil sich daraus leicht zu ungünstiger Stunde ein allgemeines Gefecht erheben konnte oder eine Kränkung verschmerzt werden mußte. Die Verordnung konnte dem Feinde kein Geheimniß bleiben. Dem Sohn des Consuls Manlius, der einige Reiter führte, begegnete ein tusculanischer Befehlshaber und verspottete die weise Vorsicht der Feldherren und ihrer Völker klugen Gehorsam. Der Jüngling erlag der Aufreizung, sie fochten, der Vermessene fiel von seiner Lanze. Herrlich ist Livius' Erzählung, wie der bethörte Siegestrunkene seinem entsetzten Vater die blutigen Spolien darbrachte, wie dieser sein Urtheil sprach und vollziehen ließ, wie die Kriegsgefährten des unglücklichen Jünglings die Leiche mit den traurigen Siegeszeichen verbrannten, wie die Krieger, während der Vater sein Herz verhärtet hielt, um den Todten klagten, wie die Jünglinge dem Sieger nicht entgegengingen, und ihn, so lange er lebte, flohen und verwünschten.

Im Traum erschien beiden Consuln die Gestalt eines übermenschlichen Wesens, zu verkündigen, der Feldherr des einen der kämpfenden Heere, das andere Heer sei den Todtengöttern und der Mutter Erde verfallen. Beide vereinigten sich, der, dessen Flügel zu wanken anfinge, wolle sich und das feindliche Heer der Unterwelt weihen. Auch vor der Schlacht weissagte das Opfer dem Decius Unglück. „Es schadet nicht," antwortete er dem Haruspex, „wenn der College glückliche Wahrzeichen gefunden hat." Als nun auf dem linken römischen Flügel, wo Decius befahl, das erste Treffen zurückwich, da erfüllte der Consul sein Gelübde. Nach der vom Pontifex (M. Valerius) vorgesprochenen Formel betete er, zum Opfer angethan, mit verhülltem Haupte: „Janus, Jupiter, Vater Mars, Quirinus, Bellona, Laren, Ihr Götter, die Ihr über uns schaltet und über die Feinde, Ihr Todtengötter, zu Euch bete ich, daß Ihr wollet dem römischen Volk und den Quiriten Gewalt und Sieg segnen und gedeihen lassen, Furcht, Grausen, Tod auf ihre Feinde senden. Also weihe ich der Feinde Legionen und Verbündete mit mir den Todtengöttern und der Mutter Erde." Von dem Augenblick erschien er auf seinem Roß beiden Heeren als der Geist des Verderbens, der sich unter die latinischen Legionen stürzte. Entsetzen ging vor ihm her, und als er von Geschossen durchbohrt niedersank, da wichen die Latiner, aber noch waren sie unbesiegt. In einer mit gleicher Entschlossenheit und gleichen Kräften gefochtenen Schlacht entscheidet das Eintreten einer noch frischen Reserve, der keine gleiche entgegen zu setzen ist. So auch hier. Auf den hartnäckigsten Widerstand folgte eine allgemeine Flucht und eine unermeßliche Niederlage. Kaum der vierte Theil der latinischen Armee soll entkommen sein. Decius' Leichnam wurde erst am folgenden Tage unter einem Haufen feindlicher Todten gefunden und herrlich bestattet.

Doch es gelang dem latinischen Feldherrn Numisius, der die Nation beschwor, den Krieg nicht aufzugeben, einen allgemeinen Landsturm aufzubieten. Im Vertrauen auf der Römer auch sehr großen Verlust wagte er mit diesem unordentlichen Heere bei Trifanum (zwischen Sinuessa und Minturnä) eine Schlacht anzunehmen, um dem Consul den Uebergang über den Liris zu wehren. Dieser Strom schnitt den Geschlagenen den Rückweg ab, und die Niederlage der Latiner war so entschieden, daß der ganze Bund sich auflös'te und die Orte sich einzeln unterwarfen.

Aber Rom wäre ohnmächtiger durch seinen Sieg geworden, es hätte die Truppen verloren, welche bis dahin die Legionen verdoppelten, und die Empörung würde sich bei jeder Veranlassung wieder entzündet haben, wenn nicht der Senat ein System der Mäßigung und der Klugheit angenommen hätte. Die latinischen Völker wurden getheilt, einige zu Römern erhoben und von ihren alten Genossen getrennt. Den Antiatern wurden ihre Galeeren genommen, mit denen sie Seeraub trieben. Es blieb ihnen untersagt, das Meer mit bewaffneten Schiffen zu befahren. Ihre Stadt ward zu einer

römischen Hafen-Colonie gemacht. Allen latinischen Völkern wurden Landtage untersagt, das Recht gültiger Ehen und des Landeigenthums auf die Bürger jeder einzelnen Stadt beschränkt. Das Andenken der Siege, wodurch Rom aus diesem Krieg als Herrscherin hervorging, lebte in Denkmälern. Von den antiatischen Galeeren wurde ein Theil nach Rom ins Schifflager geführt, einem andern die Rostra abgeschnitten und zum Schmucke der Rednerbühne verwandt.

---

139. Der zweite Samniterkrieg.

(Nach Theodor Mommsen, römische Geschichte.)

Mehrere Jahre schon währte der Hader zwischen Rom und Samnium in Folge der beständigen Uebergriffe, welche die Römer sich am Liris erlaubten und unter denen die Gründung von Fregellä (328) der letzte und wichtigste war. Zum Ausbruche des Kampfes aber gaben die Veranlassung die campanischen Griechen. Die Zwillingsstädte Paläopolis und Neapolis, die eine politische Einheit (Neapel) gebildet zu haben scheinen, waren innerhalb des römischen Gebiets die einzigen noch nicht unterworfenen Gemeinden. Die Tarentiner und Samniter, unterrichtet von dem Plane der Römer, sich dieser Städte zu bemächtigen, beschlossen, ihnen zuvorzukommen, und wenn die Tarentiner nicht sowohl zu fern als zu schlaff waren, um diesen Plan auszuführen, so warfen die Samniter in der That eine starke Besatzung nach Paläopolis hinein. Sofort erklärten die Römer dem Namen nach den Paläopolitanern, in der That den Samnitern den Krieg (327) und begannen die Belagerung von Paläopolis. Nachdem dieselbe eine Weile gewährt hatte, wurden die campanischen Griechen des gestörten Handels und der fremden Besatzung müde, und die Römer, deren ganzes Bestreben darauf gerichtet war, die Staaten zweiten und dritten Ranges durch Sonderverträge von der Coalition, deren Bildung bevorstand, fernzuhalten, beeilten sich, so wie sich die Griechen auf Unterhandlungen einließen, ihnen die günstigsten Bedingungen zu bieten: volle Befreiung vom Militärdienst, gleiches Bündniß und ewigen Frieden. Darauf hin ward, nachdem die Paläopolitaner sich der samnitischen Besatzung durch List entledigt hatten, der Vertrag abgeschlossen (326).

Mit dem Jahre 325 begann der Krieg im samnitischen Lande selbst; einige Städte an der campanischen Grenze wurden von den Römern besetzt. In den folgenden Jahren durchzogen die römischen Heere fechtend und plündernd Samnium bis nach Apulien, wo man sie mit offenen Armen empfing, überall im entschiedensten Vortheil. Der Muth der Samniter war gebrochen; demüthig bat man um Frieden; er ward verweigert (322). Da rüsteten sich

die Samniter unter ihrem neuen Feldherrn Pontius zur äußersten und verzweifelten Gegenwehr. Das römische Heer, das unter den beiden Consuln des folgenden Jahres (321), Spurius Postumius und Titus Veturius, bei Calatia gelagert war, erhielt die durch die Aussage zahlreicher Gefangenen bestätigte Nachricht, daß die Samniter Luceria eng eingeschlossen hätten und die wichtige Stadt, an der der Besitz Apuliens hing, in großer Gefahr schwebe. Eilig brach man auf. Wollte man zur rechten Zeit anlangen, so konnte kein anderer Weg eingeschlagen werden, als mitten durch das feindliche Gebiet. Dieser Weg führte durch einen feuchten Wiesengrund, der rings von hohen und steilen Waldhügeln umschlossen und nur durch tiefe Einschnitte beim Ein- und Austritt zugänglich war. Hier hatten die Samniter sich verdeckt aufgestellt. Die Römer, ohne Hinderniß in das Thal eingetreten, fanden den Ausweg durch Verhaue gesperrt und stark besetzt; zurückmarschirend, erblickten sie den Eingang in ähnlicher Weise geschlossen und gleichzeitig krönten die Bergränder rings im Kreise sich mit den samnitischen Cohorten. Zu spät begriffen sie, daß sie sich durch eine Kriegslist hatten täuschen lassen und daß die Samniter nicht bei Luceria sie erwarteten, sondern in dem verhängnißvollen Paß von Caudium. Man schlug sich, aber ohne Hoffnung auf Erfolg und ohne ernstliches Ziel; das römische Heer war gänzlich unfähig, zu manövriren, und ohne Kampf vollständig überwunden. Die römischen Generale boten die Capitulation an, der samnitische Feldherr konnte nichts Besseres thun, als sie annehmen und das feindliche Heer, die gesammte augenblicklich active Streitmacht der römischen Gemeinde mit beiden höchstcommandirenden Feldherren, gefangen nehmen, worauf ihm dann der Weg nach Campanien und Latium offen stand und unter den damaligen Verhältnissen, wo die Volsker und Herniker und der größte Theil der Latiner ihn mit offenen Armen empfangen haben würde, Roms politische Existenz ernstlich gefährdet war. Allein statt diesen Weg einzuschlagen und eine Militärconvention zu schließen, dachte Pontius durch einen billigen Frieden gleich den ganzen Hader beendigen zu können. Die gestellten Bedingungen waren mäßig genug. Rom solle die vertragswidrig angelegten Festungen (wie Fregellä) schleifen und den gleichen Bund mit Samnium erneuern. Nachdem die römischen Feldherren dieselben eingegangen waren und für die getreuliche Ausführung 600 aus der Reiterei auserlesene Geiseln gestellt, überdies ihr und ihrer sämmtlichen Stabsofficiere Eideswort dafür verpfändet hatten, wurde das römische Heer entlassen, unverletzt, aber entehrt; denn das siegestrunkene samnitische Heer erließ den gehaßten Feinden nicht die schimpfliche Form der Waffenstreckung und des Abzugs nnter dem Galgen durch. Allein der römische Senat, unbekümmert um den Eid der Officiere und um das Schicksal der Geiseln, cassirte den Vertrag und begnügte sich, diejenigen, die ihn abgeschlossen hatten, als persönlich für dessen Erfüllung verantwortlich dem Feinde auszuliefern.

So brachte der Friedensvertrag von Caudium nicht die Ruhe, die man in Samnium thörichter Weise davon gehofft hatte, sondern nur Krieg mit gesteigerter Erbitterung auf beiden Seiten durch das gebrochene feierliche Wort, die geschändete Waffenehre, die preisgegebenen Kameraden. Die ausgelieferten römischen Officiere wurden von den Samnitern nicht angenommen, theils weil sie zu groß dachten, um an diesen Unglücklichen ihre Rache zu üben, theils weil sie damit den Römern würden zugestanden haben, daß das Bündniß nur die Schwörenden verpflichtet habe, nicht den römischen Staat. Hochherzig verschonten sie sogar die Geiseln, deren Leben nach Kriegsrecht verwirkt war, und wandten sich vielmehr sogleich zum Waffenkampfe. Luceria ward von ihnen besetzt, Fregellä überfallen und erstürmt (320), bevor die Römer die aufgelös'te Armee wieder reorganisirt hatten. Aber Rom war nur augenblicklich gelähmt, nicht geschwächt; voll Scham und Erbitterung bot man dort auf, was man an Mannschaft und Mitteln vermochte, und stellte den erprobtesten, als Soldat wie als Feldherr gleich ausgezeichneten Führer, Lucius Papirius Cursor, an die Spitze des neu gebildeten Heeres. Dasselbe theilte sich; die eine Hälfte zog durch die Sabina und das adriatische Littoral, vor Luceria, die andere eben dahin durch Samnium selbst. Man traf wieder zusammmen unter den Mauern von Luceria, dessen Belagerung um so eifriger betrieben ward, als dort die römischen Reiter gefangen saßen; die Apuler leisteten den Römern wichtigen Beistand, vorzüglich durch Beischaffung der Zufuhr. Nachdem die Samniter zum Entsatz der Stadt eine Schlacht geliefert und verloren hatten, ergab sich Luceria den Römern (319). Papirius genoß die doppelte Freude, die verloren gegebenen Kameraden zu befreien und der samnitischen Besatzung von Luceria die Galgen von Caudium zu vergelten.

In den folgenden Jahren (319—312) wurde der Krieg nicht sowohl in Samnium als in den benachbarten Landschaften, namentlich in Campanien, mit abwechselndem Glücke geführt, doch gewannen die Römer nicht nur die wichtigsten Städte Campaniens, Capua und Nola, sondern auch Apulien. Zur endlichen Sicherstellung und bleibenden Beherrschung des eroberten Gebietes wurden in demselben neue Festungen gegründet. Die große Militärstraße von Rom nach Capua, die der Censor Appius Claudius 312 chaussiren und den dazu erforderlichen Damm durch die pomptinischen Sümpfe ziehen ließ, vollendete die Sicherstellung Campaniens. Immer vollständiger entwickelten sich die Absichten der Römer; es galt die Unterwerfung Italiens, das durch das römische Festungs- und Straßennetz von Jahr zu Jahr enger umstrickt ward. Von beiden Seiten schon waren die Samniter von den Römern umsponnen; schon schnitt die Linie von Rom nach Luceria Nord- und Süd-Italien von einander ab, die Italiker mußten erkennen, daß es um ihrer Aller Freiheit geschehen war, wenn Samnium unterlag, und daß es hohe Zeit war, dem tapfern Bergvolke, das nun schon 15 Jahre allein den ungleichen Kampf gegen die Römer kämpfte, endlich zu Hülfe zu kommen.

Zuerst (311) schlugen die Etrusker los, die römische Grenzfestung Sutrium hatte eine zweijährige Belagerung auszuhalten und in den heftigen Gefechten, die unter ihren Mauern geliefert wurden, zogen die Römer in der Regel den Kürzern, bis der Consul des J. 310, Quintus Fabius Rullianus, ein in den Samniterkriegen erprobter Führer, nicht bloß im römischen Etrurien das Uebergewicht der römischen Waffen wieder herstellte, sondern auch kühn vordrang in das eigentliche, durch die Verschiedenheit der Sprache und die geringen Communicationen den Römern bis dahin fast unbekannt gebliebene, etruskische Land. Der Zug über den noch von keinem römischen Heere überschrittenen ciminischen Wald und die Plünderung des reichen, lange von Kriegsnoth verschont gebliebenen Gebietes brachte ganz Etrurien in Waffen. Allein ein rechtzeitiger und entscheidender Sieg des Rullianus in der lange im Andenken des Volkes fortlebenden Schlacht am vadimonischen See machte aus dem unvorsichtigen Beginnen eine gefeierte Heldenthat und brach den Widerstand der Etrusker. Ungleich den Samnitern, die seit 18 Jahren den ungleichen Kampf fochten, bequemten sich schon nach der ersten Niederlage drei der mächtigsten etruskischen Städte, Perusia, Cortona und Arretium, zu einem Sonderfrieden auf 30 J. und, nachdem im folgenden Jahre die Römer noch einmal bei Perusia die übrigen Etrusker besiegt hatten, auch die Tarquinienser zu einem Frieden auf 40 J., worauf auch die übrigen Städte vom Kampf abstanden und in Etrurien Waffenruhe eintrat.

Während dieser Ereignisse hatte auch in Samnium der Krieg nicht geruht und in Folge der etruskischen Diversion eine für die Samniter günstige Wendung genommen. Rullianus' gefährliche Lage in Etrurien und die Gerüchte über seine Vernichtung ermuthigten die Samniter zu neuen Anstrengungen; der römische Consul Gaius Marcius Rutilus wurde von ihnen besiegt und selber schwer verwundet. Aber der Umschwung der Dinge in Etrurien zerstörte die neu aufleuchtenden Hoffnungen der Samniter. Wieder trat Lucius Papirius Cursor an die Spitze der gegen die Samniter gesandten römischen Truppen und wieder blieb er Sieger in einer großen und entscheidenden Schlacht (309), zu der die Samniter ihre letzten Kräfte angestrengt hatten; der Kern ihrer Armee wurde hier aufgerieben. Immer höher stieg die Noth, immer hoffnungsloser ward der Kampf. Als im folgenden Jahre (308) die Etrusker die Waffen niederlegten, fanden die Samniter zwar neue Bundesgenossen an den Umbrern, Marsern und Pelignern, ja, selbst von den Hernikern traten zahlreiche Freiwillige in ihre Reihen; allein was gegen Rom hätte entscheidend sein können, wenn die Etrusker noch unter Waffen gestanden hätten, vermehrte jetzt bloß die Erfolge des römischen Sieges, ohne denselben ernstlich zu erschweren. Den Umbrern, die Miene machten, einen Zug nach Rom zu unternehmen, verlegte Rullianus an der obern Tiber mit der Armee von Samnium den Weg und

dies genügte, um den umbrischen Landsturm zu zerstreuen. Die Peligner wurden besiegt, eben so die Marser; wenngleich die übrigen sabellischen Stämme noch dem Namen nach Feinde der Römer blieben, stand doch allmählich Samnium von dieser Seite thatsächlich allein. Aber unerwartet kam ihnen Beistand aus dem Tibergebiet. Die Eidgenossenschaft der **Herniker**, wegen ihrer unter den samnitischen Gefangenen vorgefundenen Landsleute von den Römern zur Rede gestellt, erklärte diesen jetzt den Krieg (306), mehr wohl aus Verzweiflung als aus Berechnung. Militärisch ward allerdings die Lage der Römer durch diesen unerwarteten Aufstand im Rücken der mit der Belagerung der Burgen in Samnium beschäftigten Armee in hohem Grade bedenklich. Allein die Anagniner, im Stiche gelassen von den übrigen Hernikern, unterlagen schnell den von Rom aus gesandten Truppen, und rechtzeitig machten diese dem in Samnium stehenden Heere Luft. Die Samniter baten um Frieden, indeß vergeblich; noch konnte man sich nicht einigen. Erst der Feldzug von 305 brachte die letzte Entscheidung. Die beiden römischen Consularheere drangen von Campanien aus und vom Adriatischen Meere her in Samnium ein, um hier vor der Hauptstadt des Landes, **Bovianum**, sich die Hand zu reichen; nach einem entscheidenden Sieg erstürmten sie Bovianum. Der Fall des Hauptwaffenplatzes der Landschaft machte dem zweiundzwanzigjährigen Kriege ein Ende, dem längsten und hartnäckigsten, den die Republik bisher unternommen hatte.

Das Endergebniß des Krieges, obgleich es nicht die Unterwerfung der Samniter herbeiführte, indem der Friedensschluß deren Unabhängigkeit fortbestehen ließ, war äußerst wichtig für die Erweiterung und Befestigung der römischen Macht. Die Latiner, welche beim Ausbruche des Krieges eben erst aus Bundesgenossen zu Unterthanen geworden waren, verwuchsen, während der 22jährigen Waffengenossenschaft, mit den Römern zu **einem** Volke. Die hier und da wohl noch auftauchende Widerwilligkeit gegen die römische Herrschaft wurde schnell und erfolgreich beseitigt; vor dem Ende des Krieges waren auch die Herniker in dasselbe Verhältniß getreten wie die Latiner, und sahen nun in Rom ihr Haupt. Campanien war ganz in den gesicherten Besitz der Römer gekommen und durch eine große Anzahl dort angesiedelter römischer Bürger, durch Colonieen und durch die verschiedenen Grade der Abhängigkeit gesichert, worin die einzelnen campanischen Städte zu Rom standen. Der römische Einfluß durchdrang nun die ganze mittlere und südliche Halbinsel und hatte sich zum ersten Male in einzelnen Städten der Griechen fühlbar gemacht; Rom war ohne Widerstreit die erste Macht in Italien geworden und kein Volk konnte es von nun an wagen, vereinzelt den Besiegern der Samniter entgegenzutreten.*)

---

*) Dieser Schluß nach **Wilh. Ihne**, römische Geschichte.

140. Der dritte Samniterkrieg.

(Nach Leopold Contzen, die Wanderungen der Kelten, und B. G. Niebuhr, römische Geschichte, bearbeitet vom Herausgeber.)

Sechs Jahre dauerte der Friede mit den Samnitern, und nie ist ein kurzer Zeitraum von einem Volke umsichtiger und zweckmäßiger zur Erweiterung und Befestigung seiner Herrschaft benutzt worden. Die Samniter sahen mit Sorge auf die Ausdehnung der römischen Macht, auf die Gründung fester Colonieen, die gleich militärischen Vorposten die eroberten Länder sicherten und neue Erwerbungen anbahnten, die wie ein Keil das mittlere Italien in zwei Hälften zu theilen bezweckten; und sie beschlossen noch einmal das Glück der Waffen zu versuchen, ehe die Feinde die umliegenden Ortschaften vollends romanisirt und Samnium von aller Verbindung mit Etrurien und Campanien abgeschnitten hätten.

Im ersten Jahre des Krieges (298) führten die beiden römischen Consuln denselben siegreich auf zwei getrennten Schauplätzen: in Etrurien, das sich ebenfalls erhoben hatte, und in Samnium. Da Etrurien schon nach dem ersten Feldzuge um Frieden bat, so wandten die beiden Consuln des zweiten Jahres (297), Q. Fabius Maximus und P. Decius Mus, den man jenem auf seinen Wunsch zum Collegen gewählt hatte, die ganze Wucht des Krieges gegen Samnium. Fabius besiegte die Samniter, Decius bei Maleventum die Apuler. Der letztere blieb auch im nächsten Jahre (296) als Proconsul in Samnium zurück, während die beiden Consuln L. Volumnius und Appius Claudius in Etrurien über die zu einem entscheidenden Schlage vereinigten Samniter, Etrusker und Umbrer einen so glänzenden Sieg erfochten, daß Volumnius nach Samnium ziehen konnte und am Vulturnus das samnitische Heer, welches Campanien verheerte, überfiel, sämmtliche Beute und Gefangene gewann und den feindlichen Feldherrn mit 2500 Samnitern fortführte.

Als die Samniter und Etrusker ihre außerordentlichen Anstrengungen an der Tapferkeit der Römer scheitern und in dem fast fünfzigjährigen Kampfe nur Nachtheile erzielt sahen, beschlossen sie, noch ein Volk in den gewaltigen Kampf hineinzuziehen, vor dem selbst das stolze Rom gebebt, — die Gallier; Egnatius Gellius brachte sie mehr durch Darstellung des Zustandes Italiens Rom gegenüber als durch Geldsummen dahin, daß sie ein Heer zu schicken versprachen. Bei dieser Nachricht gerieth man zu Rom in große Bestürzung, ließ aber den Muth nicht sinken, vielmehr betrieb man mit größtem Eifer die Kriegsrüstungen. Die Frage nach der Besetzung der consularischen Würde war bald erledigt. Aller Augen waren wieder auf Q. Fabius Maximus gerichtet, ihn und seinen erprobten Kriegsgefährten P. Decius hielt man nur für fähig, die furchtbaren Feinde zu schlagen. Im Ganzen wurden drei Heere geschaffen, eines in Samnium unter Volum-

nius, das zweite in Etrurien unter L. Scipio; das dritte aber führten die Consuln selbst nach dem Kriegsschauplatze.

Gegen Ende des Frühjahrs erschienen die Gallier, verstärkt durch ihre Brüder jenseits der Alpen, und warfen sich auf die römische Legion, die L. Scipio zur Vertheidigung des Camertiner Passes in Umbrien aufgestellt hatte; nach tapferem Kampfe fiel sie bis auf den letzten Mann und jetzt ergossen sich die celtischen Reitermassen, des Feindes Kopf an der Lanze, über die geöffneten Fluren. Aber die consularischen Truppen hatten sich durch geschicktes Manövriren mit L. Scipio zu vereinigen gewußt, worin die Zwietracht der Feinde, die verschiedene Lager beziehen mußten, sie glücklich unterstützte. Auch Volumnius war in Samnium nicht unthätig geblieben, er brachte den Samnitern am Tifernus eine empfindliche Niederlage bei und rückte in Eilmärschen sodann nach Etrurien, wo auch er sich mit den Consuln vereinigte.

Diese faßten einen raschen Entschluß: kühn überstiegen sie die Apenninen, ohne sich an den seitwärts stehenden Feind zu kehren, und schlugen in der Mitte Umbriens bei Sentinum ihr Lager auf. Die Gallier, die ihr Land bedroht glaubten, wandten sich mit der sämmtlichen Bundesmacht gegen den kecken Feind, in dessen Nähe sie ein verschanztes Lager aufschlugen. Ihre Vorkehrungen für die Schlacht waren einfach: Gallier und Samniter wollten den eigentlichen Kampf in der Feldschlacht führen, während die Etrusker und Umbrer im Sturme das feindliche Lager nehmen sollten. Aber Ueberläufer verriethen den Consuln den Plan und eilig erhielt der Proprätor Fulvius den Befehl, mit seiner Streitmacht eine Bewegung gegen Etrurien zu machen, um wo möglich die etruskischen Truppen von der Wahlstatt zur Vertheidigung der Heimat abzurufen. Diese Diversion erreichte ihren Zweck; auf die Nachricht von dem Einfalle der römischen Reserve eilte ein großer Theil der etruskischen Contingente den bedrohten Punkten zu. Als der Tag der Entscheidung gekommen war, stellten sich die Gallier auf dem rechten Flügel auf, gedeckt durch eine zahlreiche Reiterei und tausend Streitwagen, eine Waffe, welche in der Schlacht die leichte Beweglichkeit der Reiterei mit dem festen Standhalten des Fußvolkes vereinigte; den linken Flügel nahmen die Samniter mit den zurückgebliebenen Etruskern und Umbrern ein: während andererseits Fabius den rechten, Decius den linken Flügel befehligte. Fabius führte die Vordertruppen in den Kampf gegen Samniter, die Reserve unter L. Scipio und C. Marcius zurückhaltend, bis das erste Treffen seine Kräfte erschöpft hatte. Allein er fand einen nachhaltigen Widerstand und die Schlacht stand lange ohne Entscheidung. Ebenso heiß ward auf dem Flügel des Decius gestritten und bald brachte der Ungestüm des gallischen Angriffes die Legionen zum Wanken. Als aber vollends die Streitwagen an dem Kampfe Theil nahmen und besonders die römische Reiterei in Verwirrung brachten, entstand eine allgemeine Flucht,

die selbst den Consul mit sich fortzureißen drohte. Da rief Decius den Oberpriester M. Livius heran und ließ sich und die Feindesschaaren den Todesgöttern weihen; alsdann stürzte er in den dichtesten Haufen der Gallier und sank, tapfer streitend, unter ihren Schwertern. Hierdurch kam die Schlacht zum Stehen; begeistert von dem Heldentode des geliebten Feldherrn sammelten sich die fliehenden Soldaten und warfen sich auf den Feind, der nun langsam und in dichten Haufen zurückwich. Unterdessen hatte Fabius auf dem rechten Flügel gesiegt und entsandte die Reserve unter Scipio dem bedrohten linken Flügel zu Hülfe. Das gab den Ausschlag; die Gallier, im Rücken gefaßt von der trefflichen campanischen Reiterei, mußten sich auflösen, so daß die Niederlage der Feinde jetzt allgemein ward. Wohl starben 9000 Römer an diesem Tage den Tod für ihr Vaterland, aber die Gallier hatten einen Verlust von 25,000 Todten und 8000 Gefangenen zu beklagen, die Trümmer eilten in die Heimat zurück, ohne sich weiter um die Fortführung des Krieges zu kümmern. Von den Samnitern erreichten nur 5000, unter steter Verfolgung durch die Abruzzen ziehend, ihr Vaterland wieder. So endigte der größte und bedeutendste Feldzug in der ältern römischen Geschichte.

Da der Stifter des großen Bundes, Egnatius Gellius, auf der Flucht erschlagen war, so löſ'te sich die Coalition auf; Samnium aber bot seine letzten Kräfte auf zu neuen Versuchen der Rettung, und mit wechselndem Erfolge wurde der Krieg noch 5 Jahre fortgesetzt. Umsonst nahmen die Samniter zuletzt noch zu den Schrecken der Religion ihre Zuflucht. Die Heerschau aus ganz Samnium ward bei Aquilonia (wahrscheinlich unweit Bovianum) angesagt und allen Waffenfähigen innerhalb des Dienstalters bei Strafe der Aechtung geboten, sich dort einzufinden. In der Mitte des Lagers war eine Art Stiftshütte errichtet, mit Linnen verhängt; hier floß vom Altare das Blut der Opferthiere, und in die Finsterniß dieses Heiligthums wurden die Adeligen einzeln gerufen, vereidigt, von dem Gesehenen zu Niemandem zu reden, dann ihr eigenes Haupt und ihr Geschlecht zu verfluchen, wofern sie nicht in das Treffen gingen, wohin der Imperator befehle, oder daraus entflöhen, oder wen sie fliehen sähen, nicht sogleich tödteten. Centurionen, die mit bloßen Schwertern um den Altar standen, stießen einige nieder, welche gezögert hatten, dieses nachzusprechen; die nachfolgenden erblickten ihre Leichen unter dem Blute der Opferthiere. Mit diesem Heere fielen die Samniter in Campanien ein, die Consuln aber, L. Papirius und Sp. Carvilius, gingen ihnen hier nicht entgegen, sondern drangen in das unvertheidigte Land ein und zwangen so jene zum Rückzuge. Die Schlacht bei Aquilonia war weniger hartnäckig als manche dieser Kriege; die blutigen Weihen hatten die Samniter nicht begeistert; ihr Fußvolk entfloh vor der römischen Reiterei ins Lager, ohne dies behaupten zu können. Doch auch diese Niederlage war nicht vermögend, den Heldenmuth der samnitischen

Eidgenossenschaft zu brechen; mit wunderbarer Ausdauer trotzten sie noch über zwei Jahre in ihren Bergen der römischen Uebermacht und erfochten noch einige Vortheile. Q. Fabius Gurges, Sohn des Maximus, hielt das Zurückziehen eines recognoscirenden samnitischen Corps für den Rückzug der ganzen feindlichen Armee, die er nicht mit der Beute entkommen lassen wollte. Er glaubte, Fliehende zu verfolgen, ward angegriffen und erlitt eine schimpfliche Niederlage. Der Einbruch der Nacht rettete allein das völlig geschlagene Heer vor gänzlicher Vertilgung. Eine solche Niederlage in einem Kriege, wo nach dem Erfolg des jüngsten Feldzuges nur Siege erwartet wurden, erregte den höchsten Zorn gegen den Befehlshaber, dessen Unbesonnenheit die ganze Schuld trug. Dieser war, vermuthlich vor den Senat gerufen, nach Rom gekommen, als das Volk über seine Ehre entscheiden sollte. Rechtfertigung war eben so unmöglich wie damals *), als sein Vater, von eben diesem Volke vertreten, vor dem Gericht des Dictators stand: der Greis bat für sich und um sein Verdienst, ihm diesen Gram zu erlassen, ihm, dem das Volk so oft Consulate aufgedrungen, zu erlauben, seinen Sohn zum Heere zurückzubringen und ihm behülflich zu sein. Er bat nicht vergebens. Die Schlacht, welche den Kampf zwischen Rom und Samnium unwiderruflich entschied, hat keinen Namen; der Ort, wo sie vorfiel, ist unbekannt. Die beiden größten Feldherren ihres Zeitalters stritten gegen einander, die Samniter verzweifelt, mit dem Gefühl, daß diese Anstrengung, wenn sie nicht glücklich war, die letzte sei, und ohne Q. Fabius den Vater würden sie gesiegt haben. Das erste Treffen der Römer war schon gebrochen und der Consul umringt, als sein Vater selbst an der Spitze der Reserve ihn aus dem Gedränge rettete und den Tag entschied. Die Samniter erlitten die entschiedenste Niederlage, und dies Mal hat die Angabe von 4000 Gefangenen und 20,000 Todten, wie wenig bewährt sie auch sein mag, wenigstens durchaus keine innere Unwahrscheinlichkeit. Ein größerer Verlust als die von vielen Tausenden war die Gefangenschaft des Imperators Gaius (oder Gavius?) Pontius.

Diese Schlacht fällt in das 49. Jahr nach dem Ausbruche des ersten samnitischen Krieges; noch lebte M. Valerius, der die Römer damals geführt hatte; vielleicht hatten auch Pontius und Fabius ihre ersten Waffen in jenem Feldzuge getragen, wenigstens von dem letztern wird als von einem hochbetagten Greise geredet. Im Triumph ward Pontius in Ketten geführt und enthauptet. Es ist tröstlich, den Blick von diesem Greuel auf den greisen Fabius wenden zu können, dessen Vaterherz seinem Sohne jeden Glanz ungetheilt zuzusichern strebte. Lange kann der Greis den Triumph

---

*) Im Anfange des zweiten Samniterkrieges hatte Fabius gegen den Befehl des Dictators Papirius Cursor gekämpft und gesiegt.

nicht überlebt haben. Keiner von seinen Zeitgenossen besaß die Liebe des Volkes wie er; die Aermsten brachten eine Beisteuer zum Glanz seines Begräbnisses.

Nun war Samniums Stolz gebrochen; des langjährigen Kampfes müde, schloß die Eidgenossenschaft mit dem Consul M'. Curius Dentatus einen Frieden, worin sie Roms Oberhoheit anerkannten und als Bundesgenossen den Siegern Heeresfolge zu leisten versprachen. Die Römer behandelten das überwundene Volk mit kluger Milde, um es nicht durch Druck oder Hohn von Neuem unter die Waffen zu rufen, und benutzten dann die kurze Zeit der Ruhe zur Anlegung neuer Militär-Colonieen in den unterworfenen Ländern und zur dauerhaften Begründung ihrer Herrschaft mittels Feststellung der Rechtsverhältnisse und staatlichen Ordnung.

---

141. Der Krieg mit Tarent und mit Pyrrhus von Epirus.

(Nach Joh. Gust. Droysen, Geschichte des Hellenismus, und B. G. Niebuhr, römische Geschichte, bearbeitet vom Herausgeber.)

Tarent, der einzige große Hafen an der gesammten Südküste Italiens, war nicht nur durch einen sehr einträglichen Transithandel (bis nach Istrien, Cyrene und Klein-Asien), sondern auch durch Ausfuhr der Natur- und Kunstproducte Süd-Italiens und namentlich ihrer eigenen Fabricate (Metallarbeiten und besonders Wollenzeuge von der größten Feinheit des Stoffes und des Gewebes) zu hoher Blüte gelangt. Es hatte, thöricht genug, nicht Alles aufgeboten, um die Samniter zu retten. Mit Besorgniß sah es jetzt, wie die Römermacht den Grenzen des Stadtgebietes immer näher rückte. Daher benutzte es die Furcht und den Haß der italienischen Völker, um eine Coalition zum Untergang der herrischen Stadt zu Stande zu bringen, in welcher eben jetzt (287) heftige innere Zerwürfnisse wegen des Schuldenwesens sich bis zur (dritten) Auswanderung der Plebs gesteigert hatten. Tarentinische Gesandte gingen zu den Etruskern, Galliern, Umbrern, sie zum Abfall von Rom zu reizen; mit Freuden folgten auch die Samniter der noch einmal lächelnden Hoffnung. Den Römern entging die Bewegung unter den Völkern nicht; sie schickten C. Fabricius zu den verbündeten Staaten, um sie vor Neuerungen zu warnen, aber diese fielen, die einen sogleich, die anderen kurze Zeit darnach, von Rom ab. Thurii, welches, von den Lucanern bedroht, die Hülfe der Römer angerufen hatte, ward durch Fabricius entsetzt und erhielt eine römische Besatzung.

Ganz Italien war in den Waffen. Der erste große Schlag erfolgte vor Arretium; der römische Prätor Cäcilius Metellus wurde vollkommen geschlagen; er selbst, sieben Tribunen und über 13,000 Mann fanden den

Tod. An Metellus' Stelle ward als Prätor M'. Curius gesandt. Er schickte eine Gesandtschaft an die Gallier, um Auslösung der Gefangenen zu bitten, vielleicht sich zugleich zu beschweren, daß die Senonen, obschon mit Rom in Bündniß, den Feinden Roms Beistand leisteten. Aber sie ermordeten die Gesandten, zerstückten sie, ihre priesterlichen Kleider, ihre Heroldsstäbe. Schon war der Consul P. Cornelius Dolabella (283) auf dem Wege gegen Etrurien; auf die Kunde von diesem furchtbaren Morde ließ er von den Etruskern ab und warf sich auf die senonische Landschaft, deren Vertheidiger zum größten Theil in Etrurien waren; die daheim Gebliebenen wurden leicht bewältigt, nur den Weibern und Kindern das Leben geschenkt, um sie in die Knechtschaft zu führen; die Ortschaften wurden verheert und niedergebrannt, aller Anbau ausgerottet, das Land sollte für ewige Zeiten unbewohnbar gemacht werden; zur Bewachung der Einöde ward die Colonie Sena an der Küste gegründet.

So war das Volk der Senonen, das 100 Jahre früher Rom erobert hatte, vernichtet; aber die Boier, die nördlichen Nachbarn der senonischen Landschaft, sahen in dem Schicksal der Senonen sich selbst bedroht; ihr gesammter Heerbann brach auf über die Apenninen, sich mit den Etruskern und den noch übrigen Senonen zu vereinen; diese Heere zogen geraden Weges auf Rom los; schon waren sie bis zum vadimonischen See gekommen, da rückte ihnen ein consularisches Heer entgegen und besiegte sie vollkommen. Es war eine Vertilgungsschlacht; die meisten Etrusker wurden erschlagen, von den Boiern entkamen wenige, die Senonen, die nicht in der Schlacht gefallen waren, entleibten sich selbst. Nach einer abermaligen Niederlage (durch den Consul Q. Aemilius Papus) baten die Boier um Frieden; sie jenseits des Apennin in ihrer Heimat zu bekämpfen, lag für jetzt den Römern zu fern; sie waren zufrieden, den Etruskern ihre Hülfe entzogen zu haben.

Indeß hatte auch der andere Consul, C. Fabricius, im Süden glücklich gekämpft. Freilich, die Legionen verzagten, heißt es, da sie die überlegene Macht der Lucaner und Bruttier, die vor ihrem verschanzten Lager in Schlachtordnung standen, angreifen sollten; da habe ein Riesenjüngling unter ihnen gestanden, eine Sturmleiter ergriffen, sei mitten durch die Feinde zu den Verschanzungen geeilt, habe sie erstiegen, den Römern mit mächtiger Stimme zugerufen; mit wilder Kampfwuth hätten sich die Römer nun auf den verzagenden Feind gestürzt, 20,000 Feinde seien erschlagen, 5000 gefangen genommen worden; und als sich andern Tages, da die Belohnungen vertheilt wurden, jener Tapfere nicht meldete, um die Mauerkrone zu empfangen, habe man erkannt, daß es Vater Mars gewesen sei, der das Heer zum Siege geführt habe, und der Feldherr gebot ihm eine Supplication zu feiern. Andere Siege über die Lucaner folgten diesem Hauptschlage.

So weit hatte Tarent es kommen lassen; und schon war eine Flotte

von zehn römischen Schiffen trotz der Verträge über das lacinische Vorgebirge hinaus gesegelt, um die am Adriatischen Meere gewonnene Küstenlandschaft der Senonen zu schützen. Sie erschien vor Tarent und ankerte Angesichts der Stadt, als das Volk in dem Theater versammelt war, von dem aus man den Hafen übersehen konnte. Von einem Demagogen (Philocharus) zur wildesten Wuth aufgereizt, stürmte die Menge nach dem Hafen hinab; ungerüstet zum Widerstand, suchten die Schiffe zu fliehen; fünf entkamen, die übrigen wurden umzingelt, vier in den Grund gebohrt, eins erobert; die gefangenen Schiffshauptleute und Soldaten wurden ermordet, die Ruderer zu Sclaven gemacht. Eine Heeresmacht ward nach Thurii gesandt; die römische Besatzung capitulirte gegen freien Abzug, die angesehenen Bürger wurden verjagt, die Stadt geplündert.

Der Senat hätte sehr gewünscht, einen Krieg zu vermeiden, durch den ganz Süd-Italien mit allen Hülfsmitteln der reichsten Stadt jener Gegenden wider Rom vereinigt ward, während Etrurien noch widerstand, daher waren die Forderungen so gemäßigt, als die Würde der Republik irgend gestattete: Freiheit der Gefangenen, und für Thurii Herstellung oder Erstattung alles Verübten, dann Auslieferung der Anstifter der Missethat. Aber theils leichtsinnig, theils von Haß verblendet, wollte das tarentinische Volk eben Krieg. Als die römischen Gesandten ins Theater, wo das Volk nach griechischer Sitte versammelt war, eingeführt wurden, erregten ihre Prätexten ein rohes Gelächter des Hasses, welches sich erneuerte, so oft L. Postumius, der das Wort führte, in der Sprache fehlte. Verhöhnt und ohne Antwort wurden sie aus dem Theater getrieben; indem sie in den Gang traten, der von der Orchestra zum Eingang führt, drängte sich ein betrunkener Possenreißer an Postumius und besudelte sein Gewand auf's Schändlichste. Das ganze Theater erscholl von Gelächter und Händeklatschen. Der Gesandte zeigte dem Volk emporgehoben das besudelte Gewand. Bei diesem Anblick ward das Gelächter noch weit stärker, und manche Stimme rief Beifall und den Römern Hohn. „Lacht nur", sprach der Gesandte, „lacht nur, so lange ihr es könnt, ihr werdet lange genug weinen!" Diese Worte erregten Ausbrüche von Zorn; „daß ihr euch noch mehr erbos't," schloß Postumius, „so sage ich euch, daß dieses Gewand in Strömen eures Blutes gewaschen werden wird."

Solche Schmach zu verschmerzen, hielt schwer, aber der Versuch, sie zu ahnden, schien verwegen in die größten Gefahren zu stürzen. Manchen Tag überlegte der Senat, ehe der Beschluß gefaßt war, den Consul L. Aemilius Barbula gegen Tarent ziehen zu lassen, beauftragt, die durch die Gesandten angebotenen Friedensbedingungen zu wiederholen, wenn sie aber wieder verworfen würden, den Krieg mit Heftigkeit zu führen. Wie gemäßigt auch die Bedingungen sein mochten, unter denen der Consul, mit dem Heer an der Grenze stehend, den Frieden antrug, Erfolg konnten sie nicht haben. Die Versündigung überschritt die Möglichkeit von Versöhnung und Vergessenheit.

Schon als der Friede an der römischen Escadre gebrochen ward, waren die Erwartungen von einer allgemeinen Coalition, von den Bruttiern bis in Gallien, vereitelt, und Tarent mußte diesmal mit einem Heere Antheil am Kriege nehmen. Mit den Tarentinern gingen Gesandte der Italioten als Griechen den Schutz des Königs Pyrrhus von Epirus anzurufen, der, wiewohl über Barbaren herrschend, ihnen nicht allein durch Sprache und Sitte angehörte, sondern auch nach einer Tradition sein Geschlecht von Achilles herleitete, während im eigentlichen Griechenland, Sparta ausgenommen, die Heroengeschlechter erloschen waren.

Der Consul L. Aemilius hatte inzwischen, als der Beschluß, Pyrrhus zu rufen, genommen war, die Feindseligkeiten eben so lebhaft geübt, als zuvor langmüthig vermieden. Die Tarentiner wurden gänzlich geschlagen und die Römer eroberten mehrere befestigte Orte. Bald nachher landete Milo mit 3000 Epiroten und legte sie in die Akropolis.

Pyrrhus war, als er nach Italien hinüberging, 37 Jahre alt, das günstigste Alter für große Unternehmungen, wo noch das Jugendfeuer ungeschwächt glüht und ein reges Leben schon alle Erfahrungen und Ueberlegungen bereitet hat, deren Mangel die frühere Jugend gefährdet. Mehr als Alle gleicht er dem großen Alexander, nur daß ihn nicht, wie jenen, eine große Idee erfüllt. Was ihn getrieben hat von Jugend an, ist der unerschöpfliche Drang zum Wagen und Kämpfen; wo sich die Gelegenheit bietet, ergreift er sie, bewährt sein Glück und seine Meisterschaft; aber mit der Gefahr und dem Wagniß endet sein Ehrgeiz und sein Eifer, als wäre es unköniglich, Gewonnenes zu behaupten, oder für Anderes als für die Waffen Sinn zu haben. So hat er zwei, drei Mal Macedonien gewonnen und verloren; so zieht er gegen Italien, denkt Sicilien, Libyen, die ganze Welt zu bekämpfen. Freilich, da tritt ihm ein Volk entgegen, fest, stark, welches mit dem Untergang bedroht, sich in vollster Kraft erhebt, welches weiß, wofür es kämpft.

Als alle Truppen und die von Tarent gekommenen Transportschiffe versammelt waren, eilte der König, sich einzuschiffen, obwohl die Jahreszeit der Ungewitter noch nicht vergangen war, und kaum befand sich die Flotte auf dem Meer, als ein Sturm von Norden ausbrach, welcher die meisten Schiffe in die weite See verschlug, viele auf den Strand trieb, manche versenkte. Pyrrhus selbst rettete das Leben kaum aus dem Schiffbruch und kam nach Tarent mit einem unbedeutenden Haufen. Als die epirotischen Officiere ohne andere Rücksicht als der körperlichen Tüchtigkeit in Tarent aushoben, suchte die unkriegerische Jugend aus den Mauern zu entfliehen, aber der König ließ die Thorwachen von den Seinigen besetzen. Alle Gelage wurden verboten, das Theater ward geschlossen, mithin die Volksversammlungen abgestellt, dagegen der Jugend befohlen, Waffenübungen in den Gymnasien zu treiben.

Zu Rom hatte unter andern Sorgen auch die Schwierigkeit beschäftigt, wie die vorgeschriebenen Gebräuche der Kriegserklärung, zu denen das Schleudern eines Wurfspießes auf feindlichen Boden gehörte, erfüllt werden könnten. Das Mittel, womit dieser Scrupel gelös't ward, ist für solchen Buchstabendienst charakteristisch: ein epirotischer Ueberläufer mußte einen Bodenfleck ankaufen, welcher zum Behuf der Förmlichkeit für Epirus galt. Hierauf führte Lävinus das Heer nach Lucanien um nicht Pyrrhus' und der Verbündeten Angriff zu erwarten. Die Heere begegneten sich am Siris zwischen Pandosia und Heraklea. Sieben Mal ward abwechselnd vorgedrungen und wieder gewichen, aber die Elephanten, bis dahin außer dem Gefecht gehalten, öffneten den Weg. Roß und Mann entflohen entsetzt vor dem Anblick, der Wuth und der gewöhnten Unwiderstehlichkeit der nie gesehenen Ungeheuer; die Flucht der Reiterei riß auch die Legionen fort, und vielleicht wäre Niemand entkommen, wenn nicht die gegen die Seinigen gewandte Wuth eines verwundeten Elephanten die Verfolgung gehemmt hätte. Die Ueberreste des römischen Heeres flohen über den Siris zurück, die eingebrochene Nacht rettete sie, die Sieger nahmen das Lager ohne Vertheidigung. Am folgenden Tage besuchte der König den Wahlplatz; er bewunderte die römischen Reihen, welche im ungleichen Kampf gegen die Sarissen, auch wo sie wichen, nicht umgewandt, gefallen waren. „Mit solchen Soldaten", rief er aus, „wäre die Welt mein, und sie gehörte den Römern, wenn ich ihr Feldherr wäre!" Von seinem Heere war die Blüte der Befehlshaber und Kriegsleute gefallen; „noch ein solcher Sieg", antwortete er den Glückwünschenden, „und ich kehre allein heim nach Epirus."

Pyrrhus liebte langwierige Kriege nicht, und Rom zu vertilgen, wenn er es auch für ausführbar hätte halten können, konnte seine Absicht nicht sein. Er wünschte einen schnellen und glänzenden Frieden. Die Besorgniß vor allgemeinem Abfall der Unterthanen konnte Roms Hartnäckigkeit beugen, und die einnehmende Gewandtheit seines Freundes und Dieners Cineas hatte mehr Völker bestrickt, sich Pyrrhus zu unterwerfen, als seine Waffen dazu gezwungen. Diesen Botschafter sandte Pyrrhus nach Rom mit Friedensanträgen. Cineas versäumte kein Mittel, die Gemüther zu gewinnen. Die Friedensbedingungen waren die des Siegers: daß die Unabhängigkeit und Freiheit aller Griechen in Italien eingeräumt, daß den Samnitern, Lucanern, Bruttiern und Apulern Alles, was die Römer ihnen entrissen, zurück gegeben werde. Sobald der Friede zu diesen Bedingungen geschlossen sein werde, erklärte der Abgeordnete, würden die Gefangenen ohne Lösegeld freigegeben werden. Als Cineas die Curie verlassen hatte und der Senat über seine Vorschläge zu berathen begann, vergingen Tage in steten Versammlungen, ohne daß ein Entschluß gefaßt ward, und es war auf dem Punkt, wo Pyrrhus' Glück ihm das Unerhörteste gewährt hätte, als Appius Claudius, der blind und gelähmt sich vom Senat entfernt hielt, vernahm,

welcher Entscheidung die Republik entgegen gehe. Er ließ sich auf einem Tragebett über das Forum bringen, und als er die Stufen der Curie hinaufgebracht worden, empfingen ihn Söhne und Eidame, und von ihnen geleitet und aufgerichtet, erreichte er den lange erledigten Sitz. Die Strafrede*) des wie von den Manen zurückgekehrten Greises entschied, und Cineas mußte die Stadt verlassen. Sicher ging er bestürzt. Was er zu Rom gesehen, hatte ihn mit Stäunen erfüllt; „die Stadt", sagte er, „sei ein Tempel, der Senat eine Versammlung von Königen."

Während Cineas schon zu Rom war, wurden zwei Legionen für Lävinus' Heer, nicht wie sonst ausgehoben, sondern aus Freiwilligen geworben. Der Herold rief die Kriegsfähigen auf, die bereit wären, Leib und Leben dem Vaterland zu steuern, und es war ein Gedränge zur Aufzeichnung, als wären Spenden zu theilen.

Pyrrhus zog auf der latinischen Straße gegen Rom bis Präneste, in der Absicht, sich mit den Etruskern zu vereinigen, um Rom unter seinen eigenen Mauern zur Annahme der vorgeschriebenen Bedingungen zu zwingen. Allein die Römer hatten mit den Etruskern eiligst Frieden geschlossen, die wahrscheinlich sogar Hülfstruppen zusagten; so konnte der Consul Coruncanius die gegen Etrurien aufgestellte Armee nun gegen Pyrrhus verwenden, während sein College Lävinus die Communicationen der feindlichen Armee beunruhigte. Ungeduldig über die getäuschte Hoffnung, kehrte Pyrrhus um, und, nachdem er eine Zeit lang in Campanien den vereinigten Heeren der beiden Consuln unthätig gegenüber gestanden hatte, vertheilte er seine Truppen für den Winter in die befreundeten Städte und nahm selbst Winterquartier in Tarent.

Schon war jede Aussicht auf eine schnelle Beendigung des Krieges nach Pyrrhus' Wünschen verschwunden, da erschienen bei ihm römische Gesandte, wie gewöhnlich drei: C. Fabricius, Q. Aemilius Papus und P. Dolabella, alle Helden jener Zeit und ohne Zweifel Legaten im beendigten Feldzug. Das Geschäft der Gesandten war, Auswechselung der Gefangenen gegen Tarentiner und andere Bundesgenossen oder Loskauf zu erlangen. Er verwarf den Antrag, doch gab er allen Gefangenen Urlaub, mit den Gesandten nach Rom zu ziehen und dort die Saturnalien zu begehen. Nähme nun der Senat seine Bedingungen an, so wären sie frei, geschehe dies aber bis zu einem bestimmten Tage nicht, so gaben sie ihr Wort, zurückzukehren. Die Beurlaubten, von vielen Angehörigen unterstützt, wandten vergebens Alles an, um zum Frieden zu bewegen, sie mußten in die Gefangenschaft zurückgehen, und der Senat ließ Todesstrafe für den verkündigen, der seinem Wort untreu würde, also daß kein einziger unter irgend einem Vorwand

*) Niebuhr R. G. III. 571—578 hat dieselbe herzustellen versucht.

zurückgeblieben sein soll. Diese Gesandtschaft ist in der Geschichte berühmt, wie keine andere es ist noch werden wird, weil Pyrrhus in ihr Fabricius kennen lernte.

Den folgenden Feldzug eröffnete der König 278 in Apulien mit Belagerung fester Plätze. Die bedeutendste aller Festungen aber, welche Rom in Apulien besaß, war Venusia; und daß es bei Asculum in Apulien war, wo beide Consuln, P. Sulpicius und P. Decius, mit ihren vereinigten Heeren sich mit Pyrrhus begegneten, läßt wohl nicht bezweifeln, daß dieser damals Venusia belagerte, sie aber zum Entsatz herankamen. Man stand sich eine Zeit lang gegenüber, mit sehr wenig Neigung, eine Schlacht zu beginnen; in Pyrrhus' Lager war durch die Italiker ängstliche Erwartung verbreitet, daß der plebejische Consul P. Decius, nach dem Vorbild seines Vaters und Ahnherrn, sich den Göttern der Unterwelt und sie dem Untergange weihen würde, eine Besorgniß, welche Pyrrhus bewog, eine Bezeichnung der Kleidung, die der Geweihte führte, bekannt zu machen, wer so erschiene, auf keine Weise zu verletzen, sondern lebendig zu fahen, dem Consul aber melden zu lassen, wenn er ihn dann in seine Hände bekomme, so werde er ihn nicht als einen ehrlichen Kriegsmann, sondern als einen Gaukler, der mit bösen Künsten umgehe, behandeln.

Pyrrhus zwang die Römer, aus dem Gebirge ins offene Feld zu rücken. Seine Absicht war, die Elephanten, von einem Schwarm leichter Soldaten begleitet, sollten den Legionen in die Flanke dringen. Dagegen machten die Römer übermenschliche Anstrengungen, das Unmögliche auszuführen — die Phalanx in der Front zu überwältigen; jeder Römer, der sich auf die Sarissen warf, that, was Arnold von Winkelried unsterblich gemacht hat, aber vergebens; wo Pyrrhus selbst befehligte, lösete sich der fruchtlose Angriff in Flucht auf. Zugleich waren die Elephanten unwiderstehlich in die Reihen eingebrochen und hatten die Reiterei gescheucht. Aber der Wahlplatz war nicht fern vom römischen Lager, und dieses rettete die Geschlagenen. Decius, der Enkel, soll sich in dieser Schlacht den Todtengöttern geopfert haben. Es war ein ganz unfruchtbarer Sieg; Pyrrhus versuchte keinen Angriff auf das römische Lager, vielmehr zog er sich nach Tarent zurück. Der Kern seiner Truppen lag auf dem Schlachtfeld, und nach diesem Anblick hatte der König auf die Glückwünsche geantwortet: „Noch einen solchen Sieg, und ich bin verloren!" Zwei Ereignisse scheinen aber seinen Rückzug und die Unthätigkeit, worin der übrige Theil des Jahres verging, unvermeidlich gemacht zu haben. Rom und Carthago schlossen ein enges Vertheidigungsbündniß. Es hat ferner im Frühling oder Sommer dieses Jahres der Einfall der Gallier in Macedonien und die schreckliche Niederlage, worin der König Ptolemäus blieb und sein Heer vertilgt ward, sich ereignet (s. S. 381). Dadurch war Epirus selbst von großer Gefahr bedroht; von dort Recruten zu nehmen, war unmöglich, noch weniger war an Hülfstruppen

zu denken. Schwer drückte aber der Krieg auch die Römer, und die Steuern mußten um so schwerer aufzubringen sein, da so viel Gemeinland und angewiesenes in der Feinde Gewalt war. Also war beiden Theilen der Krieg sehr leid, und eine Einladung der Griechen auf Sicilien machte Pyrrhus immer ungeduldiger, dorthin aufbrechen zu können. Ein Vorfall, welcher zur Veranlassung ward, die Feindlichkeiten abzubrechen, kam so zur gelegenen Zeit und ward so begierig ergriffen, daß es schwer hält, ihn für etwas Besseres als eine berechnete List zu nehmen. Das ist die weltbekannte Geschichte von dem Verräther, welcher sich, als C. Fabricius und Q. Papus Consuln waren und Pyrrhus gegenüberstanden (278), erboten, Pyrrhus zu vergiften, dessen Absicht die Römer redlich entdeckt hätten, denn diese Allgemeinheit ist, was nach Entfernung der Widersprüche aus der unzählige Mal wiederholten Geschichte übrig bleibt.

Der Senat hatte beschlossen, keine Gesandtschaft anzunehmen, bis Pyrrhus Italien verlassen haben werde, aber eine solche, wie die, worin Cineas alle Gefangenen zurückführte, gekleidet und beschenkt, und des Königs Dank für die Rettung seines Lebens darbrachte, konnte nicht unter diesen Beschluß fallen. Ein Waffenstillstand wurde geschlossen, Friede ward auf's Neue verweigert, bis er Italien geräumt haben werde.

In Sicilien verweilte er drei Jahre (s. S. 141 ff.). Bei Pyrrhus' Rückkehr (275) hatte der Consul Manius Curius Dentatus unweit Beneventum eine feste Stellung genommen und sich verschanzt; hier suchte er einer Schlacht auszuweichen, bis sein College L. Cornelius Lentulus sich mit ihm vereinigt habe, der im Anmarsch war; auch waren die Auspicien ungünstig. Pyrrhus wollte mit ausgewählten Truppen und Elephanten das römische Lager vor Tagesanbruch überfallen. Seine Soldaten mußten einen weiten Weg durch unwegsame Wälder bei Fackellicht zurücklegen; Ermüdung und Unordnung, wie ein Nachtmarsch sie bringt, lähmten die Angreifenden, sie flohen nach einem leichten Gefecht mit großem Verlust. Dieser Erfolg gab dem Consul Zuversicht, die Schlacht im offenen Felde gegen die Hauptmacht des Königs anzunehmen; ein Flügel der Römer siegte, ein anderer ward von der Phalanx und den Elephanten bis an die Verschanzungen des römischen Lagers gedrängt. Diese aber wurden vertheidigt, und ein Schauer von Brandpfeilen mit Widerhaken auf die Elephanten geworfen, die, umgewandt, scheu und wüthend, die Truppen, denen sie beigegeben waren, in völlige Flucht jagten. Des Königs Lager ward erbeutet, zwei Elephanten erlegt, vier von den acht erbeuteten waren der stolzeste Schmuck des Triumphs, die Geschlagenen waren zerstreut, so daß Pyrrhus selbst mit wenigen Reitern nach Tarent kam. Noch versuchte Pyrrhus die Könige von Macedonien und Syrien zu bewegen, ihm Hülfe an Mannschaft, Schiffen und Geld gegen einen Feind zu senden, welcher bald nicht mehr innerhalb des umgebenden Meeres sich beschränken würde; aber Niemand lieh ihm Gehör. Er

mußte Italien aufgeben und ließ Milo mit einer Besatzung zu Tarent zurück.

Im Jahre 272 wählte man in Rom zwei Consuln, die 293 den glänzendsten Triumph über die Samniter gefeiert hatten, den L. Papirius Cursor und Sp. Carvilius Maximus; man mochte eine Wiederkehr des Pyrrhus besorgen und nach schneller Entscheidung verlangen. Auf das glänzendste wurde sie gewonnen. Wir kennen nicht mehr die Reihenfolge ihrer Siege; aber vor ihnen huldigten Samniter, Lucaner, Bruttier der Majestät Roms. Nun kam die Nachricht von Pyrrhus' Tode nach Tarent; gleichzeitig rückte der Consul Papirius heran; daher wandte man sich heimlich an die punischen Feldherren auf Sicilien. Es erschien eine punische Flotte im Hafen, während Papirius vor der Stadt lagerte; zwischen beiden Milo, von denen verrathen, deren einziger Schutz er war. So verrieth er sie; er bedang sich mit seinen Kriegern freien Abzug aus, übergab dann die Burg an Papirius, überließ die Stadt seiner Willkür. Die Mauern wurden zerstört, die Schiffe und Waffenvorräthe ausgeliefert; den Triumph des Papirius schmückten Statuen, Gemälde, Kostbarkeiten hellenischen Geschmackes.

---

142. Der erste punische Krieg.

(Nach Wilh. Böttcher, Geschichte der Carthager, und B. G. Niebuhr, römische Geschichte.)

Rom hatte sich nach der Einnahme Tarents (272) ganz Unter-Italien unterworfen. Die Grenze war nun erreicht, welche die Natur seiner Herrschaft angewiesen zu haben schien. Aber Sicilien, nur durch eine schmale Meerenge von Italien getrennt, das fruchtbare Eiland, dessen leicht bewerkstelligte Eroberung durch Pyrrhus noch in frischem Andenken war, von denselben Griechen bewohnt, die sich so eben in Italien der römischen Oberherrschaft hatten unterwerfen müssen, sollte dem zur Weltherrschaft berufenen Volke die glänzende Laufbahn eröffnen, auf welcher es immer kühner und gewaltiger seinem Ziele entgegen ging. Carthago hatte mit einer bewundernswürdigen Beharrlichkeit um Siciliens Besitz gekämpft, und befestigte gerade jetzt seine kaum mehr bestrittene Obergewalt auf dieser Insel; Rom hatte das gegenüber liegende Italien unterworfen, um dessen Herrschaft es nicht weniger hartnäckig gekämpft hatte, als die Carthager um die Erwerbung Siciliens. Beide Republiken trafen jetzt in ihrem kühnen Streben feindlich zusammen; denn so wie Rom durch seine bisherige Politik keine Gewähr dafür leistete, daß es mit Italiens Besitz zufrieden sein werde, so war es eben so unwahrscheinlich in den Augen der Römer, daß Carthago, welches von jeher nach dem Monopol im Westen des Mittelländischen Meeres ge-

trachtet hatte, welches nur durch wiederholte Verträge davon abgehalten worden war, auch an Italiens Küsten Niederlassungen zu gründen, jetzt, in der Fülle seiner Macht, frei von Furcht vor einem mächtigen Widersacher in Sicilien, sich genügen lassen werde an dieser Insel, ohne auch auf das gegenüberliegende Festland seinen Blick zu werfen. So bedurfte es nur noch einer äußern Veranlassung, um einen Kampf herbeizuführen, der zu den interessantesten der ganzen Geschichte gehört, da die mächtigsten Republiken des Altertums in der Blüthe ihrer Macht mit fast gleich bedeutenden, aber ganz verschiedenartigen Hülfsquellen gegen einander in die Schranken traten, Carthago, um den Grund zu seinem Verderben zu legen, Rom, um sich den Weg zur Weltherrschaft zu bahnen.

Landkrieg auf Sicilien (264—262).

Aus den Kriegen, welche König Agathokles von Syrakus gegen die Carthager geführt hatte (S. 140), war eine Schaar campanisch-samnitischer Söldlinge noch in Sicilien zurückgeblieben, welche sich Mamertiner, oder Marssöhne, nannten. Ums Jahr 280 traten sie den Rückweg nach ihrer Heimat an. In Messina aber, wo sie gastlich aufgenommen wurden, gefiel es ihnen so wohl, daß sie beschlossen, sich hier für immer festzusetzen. Sie überfielen die Einwohner, tödteten oder verjagten alles Männliche, nahmen Messina in Besitz und gründeten eine Art von Raubstaat; aber diesem war nur ein kurzes Dasein bestimmt. Hiero von Syrakus schlug die Mamertiner gänzlich und diese, ihren Untergang als unvermeidlich voraussehend, scheinen unter sich zerfallen zu sein; denn die Einen von ihnen warfen sich den Carthagern in die Arme und verlangten carthagische Besatzung in die Burg von Messina, die Anderen schickten an die Römer um Beistand und ließen ihnen die Stadt antragen.

Die Carthager ließen sich nicht lange bitten, eine Besatzung unter dem Feldherrn Hanno zog in Messina ein und eine carthagische Flotte legte sich in die Meerenge zum Schutze gegen Italien. In Rom dagegen wurde der Antrag der Mamertiner Gegenstand wichtiger Berathungen. Nahm man ihn an, so war der Krieg mit Carthago bestimmt vorauszusehen; nahm man ihn nicht an, so war eben so bestimmt vorauszusehen, daß die Carthager bald Herren von ganz Sicilien und somit übermächtige und höchst gefährliche Nachbarn sein würden. Die Aussicht, möglicher Weise Sicilien für sich zu gewinnen, war lockend genug. Nur schämte sich der Senat, einer Räuberbande Hülfe zu leisten, deren Bundesgenossen in Rhegium die Römer selbst gegeißelt und hingerichtet hatten. Die Angelegenheit wurde endlich vors Volk gebracht und dieses entschied sich für den Antrag der Mamertiner — dies hieß mit anderen Worten für den Krieg gegen Carthago.

Die Römer begingen einen Bruch des Völkerrechts, indem sie mitten in den Unterhandlungen auf dem Markte zu Messina den carthagischen Comman-

danten Hanno gewaltsam ergriffen, und nicht eher losließen, bis er versprach, Messina mit seinen Truppen zu räumen. Dafür wurde er in Carthago gekreuzigt, die römische Besatzung aber von den Mamertinern nach Messina hineingezogen. Nun rückten carthagische Truppen zur Belagerung von Messina an, und selbst Hiero glaubte sein Reich durch die Römer so gefährdet, daß er mit Carthago ein Bündniß schloß und seine Truppen ebenfalls vor Messina rücken ließ. Indessen setzte der römische Consul Appius Claudius Caudex über die Meerenge, griff die getrennten Belagerungsheere an und schlug zuerst Hiero, dann die Carthager, und machte der ganzen Belagerung ein Ende. Darauf belagerten die Römer Syrakus und trieben den Hiero so in die Enge, daß er Frieden schließen, einen Theil seines Gebietes abtreten und ein Bündniß mit Rom schließen mußte.

Die völlige Eroberung Siciliens war damals noch nicht einmal ein Gedanke des Senates. Zu diesen stolzen Plänen erhob Rom sich erst durch die Eroberung von Agrigentum, im dritten Feldzug des Krieges (262). Diese einst so glänzende und von den Carthagern eroberte und fürchterlich verwüstete Stadt hatte sich von ihrem tiefen Fall nie wieder erholt; Hannibal, Gisgo's Sohn, ließ sich im Vertrauen auf Hülfe oder eine kräftige Diversion in der Stadt einschließen. Nach langem Zögern landete Hanno mit einem starken Entsatzheere und rückte gegen die Römer vor, aufgefordert durch wiederholte telegraphische Signale der Belagerten, welche schon Hunger litten. Hanno's Heer hatte seinen Rückzug frei; die Römer nur im Sieg Rettung, und sie siegten; 30 Elephanten wurden getödtet und 3 verwundet. Die römischen Annalen berichteten, daß 11 genommen wurden, Tropäen, welche damals, wie jetzt erobertes Geschütz, das Maß des Sieges bezeichneten. Hannibal benutzte die südliche Finsterniß der Winternacht, während das römische Herr im Verfolgen und Plündern zerstreut und ermüdet war, um die Linien zu durchbrechen. Er füllte die Gräben mit Faschinen, erstieg die Verschanzungen und entkam mit dem, was Hunger, Krankheit und zahlreiche Gefechte von seiner Armee übrig gelassen hatten. Am andern Morgen stürmten die Römer die Stadt, welche allen Gräueln der Plünderung Preis gegeben wurde; 25,000 Personen, wahrscheinlich nur die Freien gezählt, denn der Sclave änderte nur den Herrn, wurden in die Knechtschaft verkauft.

Sicilien Schauplatz des See- und Landkrieges (260—256).

Als im J. 261 die Carthager mit einer Flotte von 60 Schiffen die Küste Italiens verwüsteten, sah man ein, daß nur Siege in Africa den Krieg endigen könnten, daher beschloß der Senat eine Flotte zu bauen und die Punier auf ihrem eigenen Element anzugreifen. Angeblich nach dem Modell einer an der bruttischen Küste gestrandeten carthagischen Pentere wurden innerhalb 60 Tage 130 Schiffe gebaut, die Ruderer zuerst auf Gerüsten geübt,

dann, so lange die Flotte vor Anker lag, auf den Schiffen. Der Consul Gaius Duilius verhehlte sich nicht, daß der Spott der Carthager über die Unbrauchbarkeit der römischen Galeeren gegründet sei, und erfand das Mittel, mit diesen unbeweglichen Massen zu siegen. Dies war nur möglich, wenn den Feinden alle Vortheile der Beweglichkeit entzogen und ihre Schiffe durch Entern genommen werden konnten. Dies zu bewirken, ward am Vordertheil des Schiffes ein Mast aufgerichtet, der sich oben in einer Schraube endigte. Eine lange Leiter war um diesen Mast so befestigt, daß zwei Drittheile der Länge jenseits des Mastes lagen. Die Sprossen waren in der Quere mit Brettern benagelt und die Seiten bis zur Kniehöhe durch Geländer gedeckt. An dem äußersten Ende der Leiter war ein äußerst starkes und zugeschärftes Eisen angebracht, oben mit einem Ring, wodurch ein Tau zur Schraube lief. Näherte sich nun ein feindliches Schiff hinreichend, so ward das Tau nachgelassen, die Brücke fiel herab und befestigte sich durch den eisernen Stiel, welcher die Bretter des Verdecks im Herabfallen durchbohrte.

So gerüstet ging Duilius der feindlichen Flotte unverzagt entgegen, als er vernommen hatte, daß sie die Küste von Mylä verheere. Die Carthager eilten mit 130 Schiffen zur Schlacht wie zu einem Triumph, ohne auch nur eine Schlachtordnung zu bilden. Dreißig Schiffe, welche die Römer zuerst anfielen, wurden von den Enterbrücken gefaßt und genommen. Die übrigen versuchten durch Manöver den Römern eine günstige Stellung des Angriffs abzugewinnen, aber entweder konnten sie sich nicht nähern, oder wenn sie nahe genug herankamen, so wurden sie von jenen furchtbaren Maschinen ergriffen und zerstört oder erobert. Hoffnungslos und beschämt nahmen sie zuletzt die Flucht; 31 Schiffe, unter ihnen das Admiralsschiff, wurden erobert, 14 zerstört. Die Römer scheinen kein einziges Schiff verloren zu haben. Der Triumph über einen Seesieg war größer als seine Früchte. Er ward dem Feldherrn für sein ganzes Leben verlängert, denn ihm ward bewilligt, daß er sich Abends von Gastmählern mit einer Fackel vorleuchten und mit der Musik eines Flötenspielers nach Hause begleiten ließ. Ein Denkmal, von dem eine uralte Nachbildung noch jetzt erhalten ist, verewigte in Marmor den Titel des Duilischen Triumphs und das Verzeichniß der heimgeführten Beute.

Nach dem Seesiege theilten die Römer ihre Streitkräfte, als ob sie für Sicilien überflüssig wären, und ihnen auch dieses nicht mehr als Preis des Krieges genügte. Die Flotte unternahm einen Angriff auf Sardinien und Corsica, während nur ein consularisches Heer auf Sicilien blieb. Sardinien gehorchte damals den Carthagern ganz, und wenigstens die Küsten Corsica's. Aleria auf Corsica ward von den Römern erobert, und eine Flotte unter Hannibal, welche die Gefahr Sardiniens, einer Provinz, die von den Puniern als einer der wichtigsten Theile ihres Reiches angesehen ward, herbeizog, ließ sich in einen Hafen einschließen und ward von den Römern zerstört.

Im achten Jahre des Krieges (257) war Sicilien fast zur Hälfte noch in der Punier Gewalt. Ein Seesieg der Römer bei Tyndaris erhöhte deren Hoffnungen, den verzehrend langsamen Krieg zu entscheiden. Sie unternahmen unermeßliche Seerüstungen, denen die Carthager mit nicht geringeren begegneten: 330 römische Penteren, jede mit 300 Seeleuten besetzt, gingen durch die Meerenge und nahmen an der Seeküste 40,000 Mann, die Blüte der römischen Heere, an Bord, um sie nach Africa zu führen (256). Ihnen gingen die Carthager mit 350 Penteren entgegen, welche nicht weniger als 150,000 Mann führten. Es war die größte wahrhaft kriegerische Anstrengung, welche die alte Welt gesehen hatte. Die Flotten trafen auf einander im Angesichte des Ecnomus. Hamilkar, welcher sich bisher weit vor den übrigen carthagischen Feldherren in diesem Kriege ausgezeichnet hatte, und Hanno führten die Flotte ihrer Nation gegen beide Consuln, L. Manlius und M. Atilius Regulus. Die Schlacht war entscheidend; mehr als 30 punische Schiffe wurden versenkt, 64 mit der Mannschaft erobert.

Landkrieg in Africa (256—254).

Clupea, die erste africanische Stadt, vor der sich die Römer zeigten, ward von den Einwohnern verlassen; hier errichteten sie ihren Waffenplatz und Verschanzungen zum Schutze ihrer Flotte. Africa war auf viele Meilen weit von Carthago wie ein Garten angebaut. Die Römer überströmten das Land zerstörend; die Paläste und Landhäuser gingen in Flammen auf, nachdem fortgeführt war, was des Wegführens werth schien; eine zahllose Menge Gefangener und Heerden erbeuteten Viehes wurden nach Clupea getrieben; viele römische Gefangene aus der Knechtschaft befreit.

Die Punier hatten inzwischen eine Armee bei Carthago versammelt, und einen Theil der sicilischen herübergezogen. Sie übergaben den Befehl drei Feldherren, Hamilkar, Hasdrubal und Bostar, welche mit allen Nachtheilen einer zertheilten Macht die noch größeren der Unfähigkeit verbanden, im zehnten Feldzuge die Eigenthümlichkeit eines römischen Krieges und die Kraft oder Schwäche ihrer eigenen Heere zu fassen. Sie vermieden die Ebenen, in denen die Römer ihren Reitern und Elephanten zu begegnen fürchten mußten, und zogen sich in die Gebirge bei Adis; daher wurden die fremden Truppen, ohne einige Unterstützung von der Reiterei und den Elephanten, nach muthigem Widerstand geschlagen und zerstreut. Regulus eroberte Tunis; 74 Städte unterwarfen sich ihm; die Numidier entsagten Carthago's Herrschaft und vollendeten die Verwüstung des Landes.

Regulus schrieb dem Senate, er habe die Thore Carthago's mit Schrecken versiegelt; die unzählige Bevölkerung der Stadt, vermehrt durch die flüchtigen Landleute, war von diesen Thoren eingeschlossen und litt Hunger. Eine Gesandtschaft bat im römischen Lager um Frieden, und Regulus konnte damals erhalten, was die Republik durch 13 Jahre fortgesetzten Krieges mit

dem Leben von mehr als hunderttausend Bürgern und Bundesgenossen mühselig errang. Aber der Proconsul hielt in seinem Wahne Carthago's Schicksal in der Hand, und er wollte es entscheiden. Er forderte daher die Abtretung Siciliens und Sardiniens, die Zurückgabe aller römischen Gefangenen ohne Lösegeld, die Lösung der punischen, einen jährlichen Tribut, Anerkennung der römischen Hoheit, Entsagung des Rechts, ohne Genehmigung Roms Kriege zu führen, Auslieferung aller Kriegsschiffe bis auf ein einziges; wenn aber Rom es fordere, dann solle Carthago Anstalt treffen, ihm 50 Kriegsschiffe zur Hülfe zu stellen. Als diese Bedingungen den punischen Botschaftern angekündigt wurden, entfernten sie sich, ohne Antwort zu geben, weil diese nicht leichter als der Untergang selbst wären.

Indessen wäre diese Verzweiflung fruchtlos gewesen und Carthago würde wahrscheinlich untergegangen sein, wenn nicht das Schicksal, welches Roms Herrschaft sich langsamer erheben und tiefer begründen lassen wollte, unter anderen Freiwilligen, welche aus Griechenland, wo jedem Thätigeren das Leben immer unerträglicher ward, auch den Lacedämonier Xanthippus nach Carthago geführt hätte. Dieser äußerte mit spartanischer Freimüthigkeit, weder die Römer noch die Truppen Carthago's wären Ursache dieser ununterbrochenen Reihe schmählicher Niederlagen, welche Carthago an den Rand des Verderbens gebracht hätten, sondern allein die Unkunde der punischen Feldherren, welche ihre sehr brauchbaren Truppen nicht zu gebrauchen wüßten. Die allgemeine Stimmung forderte, daß Xanthippus den Krieg leiten solle. Als dies beschlossen war, als Xanthippus die Armee ordnete und vor der Stadt übte, da sah ein jeder, daß ein höherer Geist durch ihn walte, und jeder war des Sieges gewiß. Die Römer spotteten des Griechen, der sich vermesse, gegen sie ins Feld zu gehen, denn der Name eines Griechen war ihnen verächtlich. Doch befremdete und beunruhigte sie bald das Vertrauen, womit er sich in den Ebenen zeigte. Schon am Anfang der Schlacht hatte die punische Reiterei die ungleich schwächere römische von den Flanken des römischen Heeres verjagt, und was nicht von den Elephanten zerstreut war, mußte sich gegen diesen Feind wenden. Die ganze römische Armee ward aufgelös't und vernichtet. Der Consul ward gefangen, die Römer selbst gaben ihre Todten auf 30,000 an; 2000 retteten sich in der Verwirrung der Verfolgung nach Clupea.

Die römische Flotte, wenigstens 300 Kriegsschiffe, begegnete der punischen Flotte am hermäischen Vorgebirge. Das Treffen währte eine Zeitlang unentschieden, bis die bei Clupea zurückgelassene römische Escadre auslief und die Punier zu einer getheilten Vertheidigung zwang. Daß dieser Sieg einer der größten und glänzendsten war, ist nicht zu bezweifeln, wie sehr auch die Angaben über den Verlust der Carthager von einander abweichen.

Nach diesem Siege landeten die Consuln zu Clupea. Eine Schlacht, worin die Carthager 9000 Mann verloren haben sollen, vertrieb die feind-

liche Armee aus dieser Gegend, und sicherte die Einschiffung. Man mußte diese aufs äußerste beschleunigen, um nicht vor Hunger umzukommen. Es war gegen den Aufgang des Sirius, um die Zeit, da die Etesien eintreten, und das Mittelmeer und besonders das Meer zwischen Sicilien und der Syrte weit stürmischer und gefährlicher ist, als der Ocean. Auf der Küste bei Kamarina ergriff der Sturm die römische Flotte. Sie erlitt einen unerhörten Schiffbruch. Die ganze Küste war mit Trümmern und Leichen bedeckt. In dieser traurigen Noth bewährte sich Hiero als treuer Bundesgenosse, er versorgte die Geretteten mit Speise und Kleidung.

Sicilien abermals der Schauplatz des See- und Landkrieges (254—241).

Die römische Republik hatte bei der schrecklichen Botschaft von der Flotte Schicksal den Muth so wenig sinken lassen, daß der erste Gedanke nur der Befehl war, eine neue zu erbauen. Diese, 220 Schiffe, war in drei Monaten vollendet, und Cn. Scipio und Atilius Calatinus führten sie nach Sicilien mit zahlreichen Truppen. Panormus ward mit Sturm eingenommen. Aber die Schiffe, welche die reiche Beute nach Rom führen sollten, wurden von den Carthagern genommen.

Die langsamen Fortschritte der Eroberung Siciliens lockten die Römer noch einmal nach Africa. Sie verwüsteten die libysche Küste mit einer Flotte von 260 Schiffen, der keine punische widerstand. Sie verweilten an der Küste der kleinen Syrte, der reichsten Gegend Africa's, voll Klippen und seichter Gründe; daher geriethen die römischen Schiffe auf den Grund und arbeiteten sich nur durch Auswerfen aller Lasten bei der zurückkehrenden Flut los. Hierauf steuerten sie, was für diese Ruderschiffe verwegen schien, durch die offene See nach der italischen Küste. Am Vorgebirge Palinurus überfiel auch sie ein fürchterliches Unwetter, 150 Kriegsschiffe scheiterten und die ganze Beute ward von den Wellen verschlungen. Diese wiederholten Schläge beugten den Muth der Römer; der Senat beschloß, die Flotte nicht wieder herzustellen, sondern sich auf 60 Schiffe zur Vertheidigung der Küsten Italiens und zur Bedeckung der Transporte zu beschränken.

Zum Glück nahm eben jetzt der Landkrieg auf Sicilien eine bessere Wendung. Der Consul Cäcilius Metellus erfocht 250 unter den Mauern von Panormus einen glänzenden Sieg und führte in seinem Triumphe 104 erbeutete Elephanten auf, die im Circus umhergetrieben und, um dem Volke die Furcht vor ihnen zu benehmen, mit Wurfspießen getödtet wurden. Lilybäum und Drapana waren nun die einzigen erheblichen Orte, in deren Besitz sich die Carthager noch behaupteten, beide aber durch ihre Lage unüberwindlich.

Um diese Zeit fertigten die Carthager eine Gesandtschaft nach Rom ab mit Anträgen zum Frieden, oder wenigstens zu einer Auswechslung der

Gefangenen, und mit ihren eigenen Gesandten M. Regulus, welcher jetzt im fünften Jahre gefangen war. Wenige Begebenheiten der römischen Geschichte sind berühmter als diese von den römischen Dichtern besungene und von den Rednern gepriesene Gesandtschaft und Regulus' Martyrertod. Wer weiß nicht, daß Regulus als Knecht der Carthager sich geweigert, in die Stadt zu kommen, daß er, mit ihrer Genehmigung, der Berathschlagung des Senates beigewohnt und die Auswechslung nicht weniger heftig als den Frieden verworfen; daß er „die wankenden Väter" in ihrem Entschluß bestimmt; die Ehre und seinen Eid allen Lockungen, zurückzubleiben, vorgezogen, und um den Verführungen zu entgehen, vorgegeben habe, es sei ihm durch punische Treulosigkeit ein schleichendes Gift beigebracht, welches seine Tage bald endigen würde, wenn auch der Senat, des Vaterlandes weniger als des Einzelnen eingedenk, ihn zurückhalten wollte; wie er sich den Umarmungen der Seinigen, als entehrt, entzogen, und nach seiner Rückkehr zu Carthago durch teuflische Martern getödtet worden sei? Wäre uns diese That des Regulus nicht von Alters her als heroisch gepriesen worden, so möchten wir wohl, ohne Vorurtheil, sie weniger glänzend finden. Daß er zurückging, weil er geschworen hatte, war, was nicht zu thun mit Ehrlosigkeit gebrandmarkt sein würde. Hätte er zu fürchten Ursache gehabt, so war es Folge des schnöden Mißbrauchs, den er selbst vom Siege gemacht hatte. Die Verweigerung des Friedens war nach Roms Grundsätzen nothwendig, da der Senat den völligen Besitz Siciliens einmal als Bedingung des Friedens geäußert hatte.

Die folgenden Jahre des Krieges bis zu dem Siege, welcher die Carthager zu einem den Römern gefälligen Frieden zwang, weil ihre Kräfte ganz erschöpft waren, sind für Rom voll Unglück und Schmach, und kaum glänzt irgendwo die Standhaftigkeit der Republik größer als darin, daß sie ihr Dasein an die Erreichung eines Zieles setzte, welches dem flüchtigen Blick mit jedem Jahr unerreichbarer scheinen mußte.

Der Sieg bei Panormus hatte den Muth der Römer so erhoben, daß sie ungesäumt eine Flotte herstellten. Ein carthagischer Admiral, einer der vielen, welche in diesem Kriege unter dem Namen Hannibal erscheinen, unternahm es, trotz der römischen Flotte, welche Lilybäum blokirte, Truppen und Bedürfnisse in die Stadt zu werfen. Die römischen Feldherren verschwendeten fortwährend die Kraft und das Leben ihrer Soldaten an fruchtlosen Arbeiten. Die Wellen spotteten der Dämme, womit sie den Hafen zu sperren suchten, und die Standhaftigkeit der Belagerten ihrer Fortschritte; aber zu Rom wurden die größten Anstrengungen gemacht, um die Belagerung fortzusetzen. Der Consul P. Claudius, Appius des Blinden Sohn, führte Ergänzungstruppen nach Sicilien. Es schien ihm eine glänzende Unternehmung, die punische Flotte im Hafen von Drepana zu überfallen. Vergebens warnten ihn die Augurien; er befahl die Käfige der weissagenden

Hühner über Bord zu werfen; sie sollten trinken, wenn sie nicht fressen wollten. Seine Flotte ward bei Drepana vernichtet. Nur der linke Flügel entkam, 30 Schiffe, unter ihnen das Admiralschiff des Consuls, 93 wurden genommen oder zerstört. Es war der erste und einzige große Seesieg, den die Carthager über die Römer erfochten haben. Die Scham und der Kummer über diese Niederlage, welche auf einmal Carthago's Macht ein ganz enschiedenes Uebergewicht in Sicilien verlieh, brach zu Rom in den heftigsten Unwillen gegen den vermessenen Consul aus. Die Republik befahl ihm, einen Dictator zu ernennen und dann sogleich seine Würde niederzulegen und sich zur Verantwortung zu stellen. P. Claudius, dem das Wohl und Wehe der Bürger ein Gespötte war, ernannte zum Hohn einen seiner Diener, den Sohn eines Freigelassenen, zum Dictator. Die Republik ertrug die Frechheit nicht und nahm dem Unwürdigen die zum Hohn ihm übertragene Würde. Claudius ward wegen verletzter Majestät des Volkes angeklagt. Nach Polybius ward er schwer bestraft, nach einer andern Erzählung rettete ihn die Trennung der Comitien durch ein Gewitter, da ein zerrissenes Gericht nicht erneuert werden konnte. Er überlebte die Schande nicht lange, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er, wie mehrere seines Geschlechts, sein Leben selbst geendet habe.

Was der Uebermuth des P. Claudius Pulcher noch an Kriegsschiffen gelassen hatte, ging bald darauf zu Grunde durch den Unverstand seines Collegen G. Junius, der eine Transportflotte von Syrakus nach Lilybäum führen sollte und durch Theilung derselben in zwei Abtheilungen dem carthagischen Unterbefehlshaber Carthalo Gelegenheit gab, sich zwischen beide Geschwader zu legen und sie von einander abzuschneiden. Die getrennten Schiffe wurden auf ihren schlechten Rheden vom Sturme ergriffen, von 105 Galeeren blieben nur zwei erhalten, alle Transportschiffe wurden zerstört, doch die Mannschaft rettete größtentheils das Leben.

Hamilkar Barkas behauptete nicht nur die kleinen Gebiete auf Sicilien standhaft, sondern er griff auch die Küste Italiens verwüstend an und wußte mit geringer Heeresmacht allein die Römer 5 Jahre hindurch zu beschäftigen. Aber das unermüdliche Glück, welches zuletzt alle Unternehmungen der Römer krönte, machte auch diesem Kriege ein Ende. Noch einmal unternahmen sie den Bau einer Flotte, obgleich ihre Staatsmittel fast gänzlich erschöpft waren. Die reichen Bürger gaben das Geld her und verzichteten auf dessen Erstattung, falls diese letzte Flotte zu Grunde ginge. So kamen 200 neue Kriegsschiffe zu Stande, mit denen der Consul Gaius Lutatius Catulus im J. 242 auslief. Auch die Carthager hatten auf diese Kunde schleunig eine Flotte ausgerüstet, die nach Sicilien segeln, dort Hamilkar, sein Heer und seine Schiffe aufnehmen und unter seiner Anführung den Römern die entscheidende Schlacht liefern sollte. Aber Lutatius kam diesem Plane zuvor. Er griff die wenig bemannte, nur mit Vorräthen beladene Flotte, ehe sie

Hamilkar erreichte, bei den ägatischen Inseln, unweit Lilybäum, an, schlug sie vollständig, bohrte 50 Schiffe in Grund, nahm 70 und machte 10,000 Gefangene. Carthago beauftragte den Hamilkar, nunmehr Frieden mit Rom abzuschließen. Lutatius stellte folgende Bedingungen: Carthago räumt Sicilien und die umherliegenden kleinen Inselgruppen und überläßt sie den Römern; es liefert denselben auch alle Kriegsgefangenen ohne Lösegeld aus, zahlt ihnen 2200 Talente binnen 20 Jahren. Als diese Bedingungen dem römischen Volke zur Bestätigung vorgelegt wurden, kamen sie demselben zu leicht vor. Es setzte den Zahlungstermin von 20 auf 10 Jahre herab und verlangte außerdem noch 1000 andere Talente sogleich ausgezahlt. Auch dies ging Hamilkar ein. Aber das übermüthige Verlangen des Catulus, Hamilkar mit seinem unbesiegten Heere solle vor den Römern durch's Joch kriechen, wies er zornig zurück und erklärte, er werde sich lieber mit seinem ganzen Heere niederhauen, als solche Schmach über sich ergehen lassen. Darauf stand Catulus von seinem Verlangen ab. Aber zu Hamilkar's persönlichem Römerhaß mochte diese schmähliche Zumuthung nicht wenig beigetragen haben.

Der erste punische Krieg blieb in der spätern Geschichte Roms wegen der Größe der Anstrengungen und der Opfer, welche die Standhaftigkeit der Republik erforderte, unerreicht. Rom hatte 700 Galeeren verloren, Carthago 500, und es ist gewiß eine viel zu niedrige Berechnung, anzunehmen, daß mit jenen an Erschlagenen, Ertrunkenen und Gefangenen, welche ihr Vaterland nie wieder sahen, weit über hunderttausend Mann verloren waren. Eine ungleich größere Zahl ist durch Hunger und Seuchen umgekommen.

---

143. Hiero II. von Syrakus.

(Nach Wilhelm Ihne, römische Geschichte, bearbeitet vom Herausgeber.)

Hiero II. war einer der letzten jener Männer, welche das griechische Alterthum in wunderbarer Fülle hervorbrachte, und die in älterer Zeit Tyrannen, später, als dieser Name in Verruf kam, auch wohl „Könige" genannt wurden. Die besten und die schlechtesten dieser Herrscher hatte Syrakus aufzuweisen, eine Stadt, welche alle Verfassungsformen der hellenischen Welt in rascher Folge nach einander versucht und sich bei keiner lange beruhigt hat. Dort herrschten die gewaltthätigen, aber in ihrer Weise ehrenhaften Tyrannen Gelo und der ältere Hiero, später der blutbefleckte erste Dionysius und sein Sohn, das vollendete Bild eines Schreckensmenschen, dann Agathokles, eben so groß und tapfer als kriegerischer Fürst, wie verabscheuungswürdig als Mensch, und endlich der milde, weise und mäßige

Hiero II., unter dessen Scepter Syrakus nach schrecklicher Verwilderung und Noth noch einmal aufblühte und inmitten der gefährlichsten Kriegsstürme Frieden und Sicherheit genoß. Weder von Reichthümern noch von Ruhm unterstützt, gelangte er zur Macht in Syrakus, ohne einen einzigen Bürger zu tödten oder zu vertreiben; 54 Jahre erhielt er seiner Vaterstadt den Frieden und sich die Herrschaft ohne alle Nachstellungen, indem er dem Neide entfloh, der jeder Größe folgt; ja mehrmals wurde seine Absicht, die Gewalt niederzulegen, durch den allgemeinen Wunsch seiner Mitbürger vereitelt. Obgleich von Ueberfluß, Prunk und Herrlichkeit umgeben, erreichte er das hohe Alter von mehr als 90 Jahren und blieb bis zum Tode (215) im Besitze aller seiner Sinne und ungestörter Gesundheit des Körpers.

Ein solcher Herrscher war die beste Verfassungsform für Syrakus, wo republikanische Freiheit stets Zügellosigkeit, Bürgerkrieg und alle denkbaren Greuel hervorbrachte. Er scheint besonders thätig gewesen zu sein für Hebung des Ackerbaues, der Gewerbe, des Handels und für die Heilung der Schäden, welche der Krieg dem Lande verursacht hatte. So kam es, daß er immer im Stande war, Geld, Getreide und andere Kriegsbedürfnisse zu liefern, wenn seine Freunde sich an ihn wandten. Aber er war auch ein kunstliebender Fürst, von dem Wunsche beseelt, als Hellene unter den Hellenen zu glänzen, ein Gefühl, welchem Gelo und Hiero I., ja selbst der Wütherich Dionysius gehuldigt hatten. Er verschönerte die Stadt Syrakus durch Pracht- und Nutzbauten, nahm Theil an den griechischen Nationalspielen, errichtete Statuen in Olympia und belohnte Dichter, wie Theokrit, und praktische Forscher, wie Archimedes. Von seinem griechischen Nationalgefühl und zugleich von seiner menschenfreundlichen Gesinnung gab er einen glänzenden Beweis, als 227 die Stadt Rhodus mit dem berühmten Koloß durch ein furchtbares Erdbeben zerstört wurde. Hiero schenkte den Bedrängten über 100 Talente Silber und 50 Catapulte und befreite ihre Schiffe von Abgaben im Hafen von Syrakus.

Für seine unerschütterliche Treue gegen Rom wurde er im Friedensschlusse belohnt durch Anerkennung seiner völligen Unabhängigkeit. Dennoch war er weise genug, einzusehen, daß seine Sicherheit bedingt war durch die fortdauernde Nebenbuhlerschaft Roms und Carthago's. Daher unterstützte er die Carthager im Söldnerkriege, und Rom hatte keinen Vorwand oder Rechtsgrund, ihn daran zu verhindern. Dagegen gab er auch den Römern wieder erneute Beweise von Ergebenheit, schon im Gallierkriege (225), besonders aber nach dem Ausbruche des zweiten punischen Krieges, wo er den Römern 500 kretische Bogenschützen und 1000 Leichtbewaffnete zur Verfügung stellte. Doch sein Tod war die Veranlassung, einen großen Theil Siciliens gegen Rom unter die Waffen zu bringen und wurde um so verhängnißvoller, als sein gleichgesinnter Sohn Gelo, in den letzten Jahren

seines Vaters Mitregent, kurz vorher gestorben war und nur einen 15jährigen Knaben, Hieronymus, hinterlassen hatte.

---

144. Der zweite punische Krieg.

(Nach Karl Peter, römische Geschichte, Ludw. v. Vincke, der zweite punische Krieg und der Kriegsplan der Carthager, und J. J. Rospatt, Untersuchungen über die Feldzüge des Hannibal in Italien, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der zweite punische oder der Hannibalische Krieg erscheint, ganz abgesehen von seinen welthistorischen Folgen, als die interessanteste Begebenheit der alten Geschichte; so wesentlich unterscheidet er sich sowohl durch seine Zwecke, als durch die Art und Weise, wie diese verfolgt wurden, von allen früheren Kämpfen republikanischer Staaten des Alterthums; so reich an erschütternden Momenten und Schicksalen ist seine Geschichte; so wunderbar wechselnd endlich das Kriegsglück in ihm. Der Zweck war kein anderer, als vollständige politische Vernichtung des Gegners, hervorgerufen durch die auf beiden Seiten gleich lebendige Ueberzeugung, daß man neben einander als Macht nicht bestehen könne, daß entweder Rom oder Carthago untergehen müsse, daher auch die in der Geschichte beispiellose Erscheinung, daß in dem ganzen Laufe des 17jährigen Krieges bis zu der Alles entscheidenden Schlacht bei Zama keine Friedensvorschläge gemacht wurden. Aber nicht allein der Preis, um welchen gekämpft ward, auch die Art und Weise, in welcher darum gekämpft ward, die dabei von Einzelnen wie von beiden Völkern entwickelten Talente und Tugenden fesseln und reißen zur Bewunderung hin. Eine wahre Musterkarte von großen Männern, groß nicht minder in der Toga als in den Waffen, und groß fast Jeder auf gänzlich verschiedene Weise, liegt namentlich auf Seiten der Römer, wo nicht, wie bei den Carthagern, eine Größe alle anderen neben sich in den Hintergrund drängt, in der Geschichte dieses Krieges vor uns. Welche Verschiedenheit zwischen dem Zauderer Fabius und dem kühnen Marcellus, dem feurigen Claudius Nero und dem bedächtigen Livius Salinator, und doch wie groß jeder!

Auch die beiden kriegführenden Völker stehen in keinem Abschnitte ihrer Geschichte so groß da; und wenn einerseits die Vaterlandsliebe, die eiserne Consequenz, das Genie, der durch keinen Schlag, selbst nicht durch den Schlag von Cannä, zu beugende Muth der Römer, die politische Weisheit des Senates, der erleuchtete Sinn der Volksversammlung Bewunderung erheischt, so andererseits auch die Carthager durch die Kühnheit ihrer Pläne, die Raschheit, Kraft und Standhaftigkeit, mit welcher diese ausgeführt werden. Welcher Krieg des Alterthums bietet ferner einen solchen

Reichthüm dar an Scenen und Katastrophen? Von dem tragischen Untergange Sagunts bis zu Hannibal's Flucht, welche Galerie interessanter, erschütternder Gemälde! Zu dem Allem kommt endlich der einzig in seiner Art dastehende und bei einem Kampfe zwischen nur zwei und dabei so mächtigen Staaten überraschende Wechsel des Kriegsglücks.

Hamilkar Barkas hatte den Frieden im Jahre 241 nur deßwegen befördert, weil er ihn im Augenblick für unentbehrlich zur Wiederherstellung der geschwächten Kraft Carthago's hielt, und auch der Söldnerkrieg hatte seine Pläne auf Erneuerung des Krieges mit Rom nur verzögern, nicht vernichten können, weil er einsah, daß ein dauerhafter Friede zwischen den beiden Rivalen nicht möglich war. So ging er im Jahre 237 nach Spanien, wo die Carthager bisher nur einzelne Handelsplätze an der südlichen Küste besessen hatten, um dieses Land ganz zu unterwerfen und zur Provinz Carthago's zu machen. Auf diese Art konnte er erlangen, was zur glücklichen Durchführung eines neuen Krieges mit Rom vor Allem nöthig war: Geld und ein tüchtiges Heer. Jenes konnten die berühmten Silberbergwerke des Landes liefern; zu diesem boten die zahlreichen kriegerischen Völkerschaften daselbst den besten Stoff. Hamilkar selbst gelangte indeß nicht dazu, seine letzten Pläne gegen Rom ausführen zu können. Er fand im J. 229 in einer Schlacht gegen eines jener kriegerischen Völker einen ruhmvollen Tod, nachdem er den Krieg in Spanien 8 Jahre lang geführt und in dessen Unterwerfung bereits bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Er hinterließ den Oberbefehl seinem Schwiegersohne Hasdrubal, der die Herrschaft Carthago's in Spanien weniger durch Kriege als durch geschickte Unterhandlungen immer weiter ausbreitete und als Mittelpunkt dieser Herrschaft die Stadt Carthago nova gründete. Auch schloß er mit den Römern einen Vertrag, durch welchen er sich für die Carthager verpflichtete, den Ebro nicht zu überschreiten; hiermit wollten nämlich die Römer den Eroberungen der Carthager, die sie im Augenblick wegen eines Krieges mit den cisalpinischen Galliern mit Gewalt nicht hindern konnten, wenigstens eine Grenze setzen. Hasdrubal starb (221) von der Hand eines Meuchelmörders, der damit für eine Privatbeleidigung Rache an ihm nehmen wollte. Hierauf folgte der 26jährige Sohn des Hamilkar, Hannibal, von dem Heere in den Oberbefehl eingesetzt und vom Volk und Senat in Carthago darin bestätigt. Schon als Knabe war er dem Vater ins Lager gefolgt und hatte beim Opferaltar den Römern unversöhnlichen Haß geschworen. „Nachdem er unter den Augen des Vaters den ersten Waffendienst gethan und denselben neben sich in der Schlacht fallen gesehen hatte, zeichnete er sich unter dem Oberbefehle seines Schwagers Hasdrubal als Führer der Reiterei durch persönliche Tapferkeit aus. Kaum ein Anderer verstand, wie er, Besonnenheit mit Begeisterung, Vorsicht mit Thatkraft zu vereinigen. Welche Macht über die Menschen er besaß, beweis't seine unvergleichliche Gewalt über ein

buntgemischtes Heer, das in den schlimmsten Zeiten niemals gegen ihn meuterisch geworden." *)

Einige Jahre vor der Uebernahme des Oberbefehls durch Hannibal hatte Sagunt, die reichste Stadt in Spanien, in Folge innerer Unruhen, ein Bündniß mit Rom geschlossen, und war deßhalb von Hannibal verschont worden, so lange es derselbe noch für rathsam hielt, den Ausbruch des Krieges mit Rom zu vermeiden. Jetzt aber (im Frühjahre 219), nachdem er seine übrigen Pläne in Bezug auf die Unterwerfung Spaniens ausgeführt, nahm er einige vielleicht durch ihn selbst erregte Streitigkeiten der Saguntiner mit dem benachbarten Volke der Turdetaner zum Vorwand, um die Stadt mit Krieg zu überziehen, und da ein Widerstand im offenen Felde über die Kräfte der Stadt ging, sie zu belagern. Die Belagerung dauerte 8 Monate, ein Beweis, daß die Stadt sich mit Hartnäckigkeit vertheidigte, wenn auch die Erzählung, daß vor der Besitznahme die Vornehmsten sich alle mit ihren Schätzen verbrannt hätten, auf einer bloßen rhetorischen Uebertreibung beruhen mag. Die reiche Beute wurde theils nach Carthago geschickt, theils unter die Soldaten vertheilt, theils diente sie dazu, die von Hannibal zum Kriege gegen Rom angesammelten Schätze zu vermehren.

Nach dem Falle der mit Rom verbündeten Stadt schickten die Römer eine Gesandtschaft nach Carthago, um die Auslieferung des Hannibal zu verlangen und, wenn diese verweigert würde, sofort den Krieg zu erklären. Die Carthager wollten mit den Gesandten im Senate eine Verhandlung anspinnen, um ihnen zu beweisen, daß das Unrecht nicht auf Seiten Carthago's sei. P. Valerius Flaccus aber, der an der Spitze der Gesandtschaft stand, ließ sich darauf nicht ein; er schlug seine Toga in Falten zusammen und sagte: „Hier trage ich Krieg oder Frieden, wählet!" Die Carthager entgegneten: „Gib uns, was du willst." Darauf schlug er die Toga auseinander mit den Worten: „So habet den Krieg." Die Carthager aber antworteten mit dem lauten Rufe: „Wir nehmen ihn an", worauf die römischen Gesandten den Senat und die Stadt verließen.

Nachdem Hannibal seinen Bruder Hasdrubal als Oberbefehlshaber in Spanien bestellt hatte, brach er im Frühlinge des Jahres 218 von Neu-Carthago nach Italien auf. Er ging über den Ebro mit 90,000 Mann zu Fuß, 12,000 zu Pferd und 37 Elephanten, einem auserlesenen, größtentheils aus africanischen, spanischen, balearischen, maurischen und numidischen Veteranen gebildeten Heere. Den Durchzug durch Gallien öffnete er sich vermittelst Unterhandlungen und Geldes, und richtete seinen Marsch längs der gallischen Küste auf die Rhone zu, über welche er wider die aufgestandenen Gallier den Uebergang mit Gewalt sich erzwang. Den römischen Consul

*) Nach Mommsen, R. Gesch. I.

P. Cornelius Scipio, welcher zu derselben Zeit mit dem nach Spanien bestimmten Heere bei Massilia gelandet war, und erst hier von dem Uebergange seines Gegners über die Pyrenäen Nachricht erhalten hatte, vermied Hannibal, nachdem von den Bojern Gesandte bei ihm eingetroffen waren und sich ihm als Wegweiser über die Alpen angeboten hatten, und wandte sich nördlich längs der Rhone über die Isère nach dem Alpengebirge, welches er in 15 Tagen überstieg. Der Marsch aufwärts wurde ihm weniger durch die Natur als durch die Feindseligkeit der anwohnenden Völker erschwert, deren Angriff durch die engen Wege, durch die überhängenden Felsen und Berge und andere derartige Oertlichkeiten nicht wenig unterstützt wurde. Beim Herabmarsch dagegen machten sich die Schwierigkeiten und Hindernisse der Natur um so empfindlicher geltend. Es war Anfangs October. Deßhalb stellte sich auf der Höhe bereits der Winter ein, und der fallende Schnee machte die Wege unkenntlich und unsicher. Fünf oder sechs Monate nach seinem Aufbruche von Neu-Carthago traf Hannibal im cisalpinischen Gallien, im Gebiete der befreundeten Insubrer, mit nur noch 20,000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern ein, die, durch die Beschwerden und Entbehrungen auf einem so langen Marsche erschöpft, zunächst der Ruhe und Erholung bedurften, um den bevorstehenden Kämpfen gewachsen zu sein.

Der Krieg in Italien, 218–207.

Ein Reitergefecht, worin Hannibal am rechten Ufer des Ticinus den Consul Scipio besiegte, welcher von Massilia nach Italien zurückgesegelt war, nöthigte nicht nur die Römer zum eiligen Rückzuge über den Po und hinter die Trebia, sondern gewann auch Hannibal die noch schwankenden Gemüther der Gallier. Zwar war mittlerweile der andere römische Consul, Tiberius Longus Sempronius, mit seinem Heere aus Sicilien zurückberufen und zu seinem Collegen gestoßen. Allein er ließ sich, wider des weisen Scipio Rath, von Hannibal zu der blutigen Schlacht an der Trebia (auf dem rechten, östlichen Ufer derselben?) verleiten, in welcher nicht nur die Blüte des römischen Heeres von 40,000 Mann auf dem Kampfplatze blieb, sondern nach welcher auch die römischen Feldherren genöthigt wurden, sich nach den römischen Colonieen Placentia und Cremona zurückzuziehen und so den ganzen Landstrich südlich vom Po dem Hannibal Preis zu geben.

Im Anfange des Jahres 217 brach Hannibal, verstärkt durch zahlreiche gallische und ligurische Miethtruppen, und jetzt bereits über 50,000 Mann stark, aus den Winterquartieren auf. Anstatt des gewöhnlichen Weges (auf der Hauptheerstraße nach Ariminum) den schwierigern und deßhalb von den Römern nicht vorausgesetzten Weg durch die Sümpfe des untern Arno wählend, umging er den ihm zunächst bei Arretium gelagerten Consul Flaminius in dessen linker Seite, verleitete hierdurch, so wie durch heftige Verwüstung der ganzen Gegend, diesen Feldherrn, ihm in Eilmärschen nachzu-

rücken, und schlug in den Engpässen am See Trasimenus die Römer bis zur Vernichtung. Diese entscheidende Schlacht öffnete dem Hannibal ganz Italien und gestattete ihm, seinen Marsch nach Unter-Italien zu richten. Zugleich wurde durch den ungeheuren moralischen Eindruck, welchen sie hervorbrachte, und die freundliche Behandlung, welche die in ihr gefangenen römischen Bundesgenossen bei Hannibal fanden, zu dem spätern Abfalle dieser letztern bereits der Grund gelegt. Er zog hierauf längs dem Ufer des Adriatischen Meeres in langsamen Märschen nach Apulien, nachdem er seinem Bruder Hasdrubal den Befehl gesandt hatte, im künftigen Jahre gleichfalls in Nord-Italien einzufallen.

Die Römer aber griffen auf die Nachricht von dem schweren Unfall am trasimenischen See zu dem gewöhnlichen Auskunftsmittel in besonders gefährlichen Zeiten: sie wählten einen Dictator, den Q. Fabius Maximus (einen Nachkommen jenes Helden der Samniterkriege), welcher durch die weise Zögerung, mit der er von nun an den Krieg führte, sich den Beinamen „Cunctator" und einen unsterblichen Ruhm erworben hat, der sich nicht treffender bezeichnen läßt, als durch den bekannten Vers des Ennius:

Unus homo nobis cunctando restituit rem.

Durch ihn wurde so viel erreicht, daß der Krieg ungefähr ein Jahr lang einen fast völligen Stillstand erlitt, während dessen Hannibal alle Künste seines Genies vergeblich gegen die Besonnenheit und weise Vorsicht seines Gegners aufbot. Fabius folgte ihm nach Apulien, hielt sich aber, ohne je in die Ebene herabzusteigen, immer an den Höhen, den Hannibal, wie dieser sich selbst ausgedrückt haben soll, wie eine drohende Wetterwolke begleitend. Dann wandte sich Hannibal nach Samnium, welches sich seit den Kriegen mit Rom wieder erholt hatte und daher reiche Beute versprach, in der Hoffnung, durch die Plünderung dieses Landes den Fabius zu einer Hauptschlacht zu verlocken. Seine Hoffnung blieb aber unerfüllt. Er griff jetzt zu einem kühnern, aber, wie es schien, unfehlbaren Mittel. Er fiel in das überaus fruchtbare, größtentheils römischen Bürgern gehörige Campanien ein, indem er meinte, daß Fabius wenigstens jetzt, um eine Plünderung zu verhüten, eine Schlacht wagen würde, oder daß im andern Falle, wenn Fabius dies gleichwohl nicht thäte, die Bundesgenossen, die völlige Ueberlegenheit der carthagischen Waffen erkennend, in Masse abfallen würden. Aber keine dieser Erwartungen ging in Erfüllung. Die campanischen Städte blieben den Römern treu, und Fabius fuhr fort, sich auf den Höhen zu halten, obgleich das ganze Heer und namentlich auch sein Magister Equitum Q. Minucius Rufus hiermit sehr unzufrieden war. Beim Eintritt des folgenden Jahres war das Ziel fast erreicht, und Hannibal, welcher vergebens Alles erschöpft hatte, um seinen Gegner zu einer Schlacht oder einer falschen Bewegung zu verleiten, schien durch Mangel aller Art gedrückt, und, bedroht von der üblen Stimmung seines Heeres, zum Rückzuge nach Gallien gezwungen.

Allein der für das Jahr 216 von den Römern gewählte Operationsplan änderte Alles. Auf die Nachricht, daß Hannibal durch einen geschickten Handstreich sich des befestigten Cannä und der dort befindlichen römischen Magazine bemächtigt, und dadurch dem ihm gegenüberstehenden römischen Heere die Zufuhr abgeschnitten habe, beschloß der Senat eine entscheidende Schlacht. Ein Heer von Römern und Bundesgenossen (80,000 Mann zu Fuß und 6000 zu Pferde), zahlreicher als jedes früher und im spätern Verlaufe dieses Krieges ins Feld gestellte, ward unter den Consuln Paullus Aemilius und Terentius Varro in Apulien gesammelt; und die Tollkühnheit dieses letztern, welche freilich in der Stimmung des Heeres und seiner Führer eine mächtige Stütze fand, führte bei Cannä am Aufidus zu der von Hannibal sehnlichst gewünschten Hauptschlacht, worin diesmal nicht sowohl, wie am Trasimenussee und an der Trebia, die geschickte Benutzung günstiger Terrainverhältnisse, sondern fast ausschließlich Hannibal's überlegene Manövrirkunst und die vollendete taktische Ausbildung seines Heeres der Minderzahl wider die Mehrzahl zu einem Siege verhalf, wie über Römer noch keiner erfochten war. Die Blüte der italischen Jugend war auf dem Schlachtfelde oder in die Hände des Siegers gefallen, und der Muth des kühnsten aller Völker ward durch diesen Schlag wenigstens so weit gebeugt, daß fortan Hannibal's bloßer Name erschreckte. Zugleich hatte diese Niederlage den Glauben der römischen Bundesgenossen an dem fernern Fortbestehen Roms so heftig erschüttert, und, verbunden mit Hannibal's kluger Behandlung ihrer Gefangenen, so lebhafte Wünsche nach Wiedererlangung der frühern Unabhängigkeit bei ihnen geweckt, daß, mit Ausnahme der Latiner, der größte Theil derjenigen Bundesgenossen, welche nicht durch die Nähe von Rom oder durch römische Truppencorps in ihrem Gebiete in Gehorsam festgehalten wurden, also fast alle Völker und Städte Unter-Italiens, sämmtliche cisalpinische Gallier und selbst ein Theil Mittel-Italiens, zu Hannibal abfielen, welchem auch das reiche Capua seine Thore öffnete. Die römische Herrschaft über Italien schien ihrem Ende nahe zu sein.

Fast nicht minder wichtig als die militärischen, erscheinen die politischen Folgen der Schlacht von Cannä. Auch die benachbarten Könige und Völker, welche dem Gange dieses Krieges aufmerksam gefolgt waren, hielten nach dieser Schlacht Rom für verloren. Philipp von Macedonien schloß im J. 215 mit Hannibal ein Schutz- und Trutzbündniß wider Rom, wodurch diesem letztern ein wegen seiner Nähe, Macht und persönlichen Eigenschaften doppelt gefährlicher neuer Feind erweckt ward. Auch Sardinien empörte sich in demselben Jahre, und selbst Hiero's Enkel und Nachfolger, der König Hieronymus von Syrakus, so wie der größte Theil des römischen Siciliens wurde (214) von Hannibal für Carthago gewonnen. So ward es diesem letztern möglich, Rom theils durch feindliche Mächte, theils durch dessen eigene Unterthanen und Bundesgenossen zu bekämpfen und so die

römischen Kräfte zu einer Zeit zu theilen, wo es ihrer gerade am meisten bedurfte.

Nach einer viermaligen Niederlage verließen die Römer endlich das System, jedes Jahr neue Feldherren an die Spitze ihres Heeres zu stellen, und, wie die beiden Scipionen (Cneius und sein Bruder Publius Cornelius Scipio) in Spanien bis zu ihrem Tode (212) gegen Hasdrubal den Krieg mit Erfolg führten und ihn von dem Uebergange nach Italien abhielten, so behielt der im Kriege gegen die cisalpinischen Gallier (222) erprobte M. Claudius Marcellus den Oberbefehl in Italien ebenfalls bis zu seinem Tode (215—208). Hannibal's nächste Pläne aber waren auf den Erwerb von festen Seeplätzen und auf seine militärische Festsetzung auch in Mittel-Italien gerichtet, um von da aus Rom selbst anzugreifen oder sich doch in einer Rom aus der Nähe bedrohenden günstigen Stellung so lange zu halten, bis er Hülfe aus Spanien erhielte. Deßhalb machte er einen wiederholten, jedoch erfolglosen Versuch auf das wichtige Neapel, wandte sich hierauf nach dem reichen, üppigen Capua, welches dem Sieger in so vielen Schlachten bereitwillig seine Thore öffnete. Aber sein Versuch auf Nola, ohne dessen Besitz er die campanische Ebene nicht halten konnte, scheiterte an der kühnen Entschlossenheit des römischen Prätors Claudius Marcellus. Auch im folgenden Jahre vereitelte Marcellus einen neuen, kraftvollern Angriff Hannibal's auf Nola und stellte dadurch Muth und Zutrauen bei Soldaten und Officieren wieder her.

In den beiden folgenden Jahren (214 und 213) wurde durch die Einnahme des sehr wichtigen Casilinum und anderer Städte in Samnium, Lucanien und Apulien durch die Consuln Marcellus und Fabius, so wie durch des Pro-Consuls Sempronius glänzenden Sieg über Hanno bei Benevent Hannibal's weitern Fortschritten in Mittel-Italien auf immer ein Ziel gesetzt und sogar Capua bedroht. Aber wichtiger war die Wendung, welche die Römer dem Kriege mit Philipp von Macedonien zu geben wußten, so wie die Ereignisse in Sicilien.

Schon 215 hatten die Römer an der Küste Calabriens unter dem Prätor Valerius Lävinus ein Geschwader und eine Legion zur Beobachtung Philipp's aufgestellt. Mit diesen Streitkräften schlug Lävinus 214 Philipp bei Apollonia; und dieser Fürst ward durch ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß der Aetolier, Eleer, Lacedämonier, der Könige von Illyrien, des Königs Attalus von Pergamum mit den Römern dergestalt zu Hause beschäftigt, daß er an einen Einfall in Italien nicht mehr denken konnte. Obgleich ihm daher Carthago eine Flotte zu Hülfe gesandt hatte, so schätzte er sich doch glücklich, im J. 205 mit Rom einen Separatfrieden abzuschließen, welchen dieses letztere unter vortheilhaften Bedingungen ihm gewährte, um sich für jetzt dieses Feindes zu entledigen.

Dagegen veranlaßte Hannibal's gewandte Politik und sein mächtiger

Einfluß in Carthago, daß nicht nur eine Flotte unter Bomilkar, sondern auch ein zahlreiches Heer unter Himilko nach Sicilien gesandt wurde, welches sich des wichtigen Agrigents und anderer sicilischer Städte bemächtigte. Marcellus' Versuch, Syrakus zu belagern, ward durch das Genie des Archimedes gänzlich vereitelt; dieser Feldherr mußte sich für das Jahr 213 auf eine Blokade beschränken, und nach der Ankunft Himilko's trat der größte Theil auch des römischen Siciliens zu den Carthagern über. Während so Rom mit dem Verluste seiner schönsten, gerade damals, als Kornkammer Italiens, fast unentbehrlichen Provinz bedroht ward, führte Hannibal im Anfange des Jahres 212 wider dasselbe einen neuen, höchst empfindlichen Streich. Tarent, für Hannibal gleich wichtig als Stützpunkt für seine Operationen wie zur Verbindung mit Carthago und Macedonien, nach dessen Besitze der carthagische Feldherr daher schon lange gestrebt hatte, ward mit Ausnahme der Burg von ihm überrumpelt. Auch entsetzte Hannibal das von den Römern belagerte Capua durch eine Schlacht, welche er den Consuln lieferte, allein die römischen Feldherren kehrten nach Capua zurück und während Hannibal einen vergeblichen Versuch auf die Burg von Tarent machte, errichteten sie drei prätorianische Lager im Umkreise von Capua und schlossen die Stadt gänzlich ein. Auch fiel Syrakus durch Verrath in Marcellus' Gewalt.

Im Anfange des Jahres 211 war das ausgehungerte Capua dem Falle nahe, als Hannibal von Tarent in Eilmärschen zu seiner Rettung herbeieilte. Aber alle Versuche, welche er machte, durch Neckereien und Plänkeleien den Feind aus seinen Verschanzungen ins offene Feld zu locken und zu einer Schlacht zu verleiten, scheiterten an der standhaften Besonnenheit der römischen Proconsuln. Daher faßte er den verzweifelten Entschluß, gegen Rom vorzurücken, wohl nicht um diese Stadt zu erobern, sondern um die vor Capua stehende römische Armee ganz oder theilweise von dort abzuziehen. Dieser Plan ward den Römern durch einen Ueberläufer verrathen. Daher zog Fulvius Flaccus mit einem Theile des Belagerungsheeres auf der kürzesten Straße (Via Appia) von Capua nach Rom, während Hannibal auf einem weitern Wege (Via Latina) erst nach Flaccus vor Rom anlangte. Als er die Römer aus ihren Verschanzungen nicht hervorkommen sah, und bemerkte, daß er Rom, da zu dessen Vertheidigung alle nöthigen Anstalten getroffen waren, durch einen Handstreich doch nicht würde nehmen können, so nahm er seinen Rückzug, um von den Römern nicht abgeschnitten zu werden und ging durch das Land der Sabiner, Samnium und Lucanien nach Bruttium. Capua konnte sich, von aller Hülfe und jeder Hoffnung auf Entsatz entblößt, nicht länger mehr halten. Die Einwohner ergaben sich, nachdem 27 Senatoren, um nicht in die Hände der Römer zu fallen, Gift genommen, dem Legaten G. Fulvius Flaccus und wurden wegen des Abfalls zu Hannibal sehr hart bestraft.

Seit dem Jahre 210 ward der Hauptkampf schon nicht mehr in Italien,

sondern in Spanien geführt, indem Hannibal, dessen Kräfte täglich abnahmen und der von Carthago weder mit Truppen noch mit dem sonst zum Kriege Nöthigen gehörig unterstützt wurde, nur noch vertheidigungsweise verfahren konnte und die eigentliche Gefahr für Rom vorüber schien. Doch auch in dieser Lage brachte seine Stellung in Italien den Carthagern noch große Vortheile; denn die Römer mußten noch 6—7 Jahre lang mit zwei consularischen Heeren gegen ihn kämpfen und konnten fortwährend einen großen Theil ihrer Kräfte weder in Spanien noch in Africa zur schnellern Beendigung des Krieges verwenden.

Im Jahre 210 gelang es dem Consul M. Valerius Lävinus, den Krieg in Sicilien durch die Einnahme Agrigents gänzlich zu beendigen. Auch der Feldzug des Jahres 209 nahm eine unerwartet glückliche Wendung. Nach dem Operationsplane der Römer sollte Q. Fabius Maximus (zum 5. Male Consul) Tarent nehmen und Q. Fulvius Flaccus (zum 4. Male Consul) mit dem Proconsul Marcellus vereinigt gegen Hannibal operiren, damit dieser Tarent nicht zu Hülfe kommen könne und nach dem Verluste dieser Stadt Italien aufgeben müsse. Während Hannibal ein römisches Truppencorps, welches Caulonia in Bruttium belagerte, aufhob, fiel unterdeß das wichtige Tarent durch Verrath in Fabius' Hände, wodurch Hannibal einen Verlust erlitt, welcher in militärischer Hinsicht den von Capua vielleicht noch überwog.

Im Jahre 208 vereinigten sich die beiden Consuln M. Claudius Marcellus und T. Quinctius Crispinus bei Venusia in der Absicht, mit ihren überlegenen Streitkräften durch eine entscheidende Schlacht den Krieg in Unter-Italien zu beendigen. Aber Hannibal lockte die Beiden in einen Hinterhalt, worin Marcellus blieb und Crispinus so schwer verwundet wurde, daß er sich nach Capua zurückzog, wo er bald nachher starb, so daß der Staat, wie Livius sagt, ohne irgend ein bedeutendes Gefecht verwaist war.

So stand Hannibal am Ende des Jahres siegreich, und wenn auch nicht so furchtbar, als vor Capua's und Tarents Falle, doch immer noch stark genug da, um im künftigen Jahre die Vereinigung mit seinem bereits an den Alpen gelagerten Bruder Hasdrubal nöthigenfalls erzwingen und dann im Verein mit ihm wider Rom den Alles entscheidenden Streich führen zu können.

Der Krieg in Spanien 218—206.

Cn. Cornel. Scipio landete mit dem ursprünglich zur Bekämpfung Hannibal's in Spanien bestimmten Heere, das ihm sein Bruder Publius, als er von Massilia nach Genua zurückkehrte, übergeben hatte, in Spanien 218. Unterstützt von den spanischen Völkerschaften, die das punische Joch abzuschütteln strebten, eröffnete er den Krieg mit der Eroberung der Küste zwischen den Pyrenäen und dem Ebro, und entriß durch einen Seesieg in der Mündung des Ebro, wo die Flotte der Carthager theils vernichtet, theils erobert ward, diesen die Herrschaft über das ganze Meer an der Ost-

küste Spaniens. Weitere Fortschritte machte sein Bruder P. Corn. Scipio, der als Proconsul nach Spanien kam und über den Ebro bis in die Nähe Sagunts vordrang. Als nun nach der Schlacht bei Cannä Hasdrubal vom carthagischen Senate den Befehl erhielt, zur Verstärkung Hannibal's unverzüglich nach Spanien aufzubrechen und die Scipionen von diesem Plane Kenntniß erhalten hatten, beschlossen sie, mit Hintansetzung jedes andern Zweckes, die Ausführung dieses Projectes zu hintertreiben, welches, wenn es gelang, Roms Untergang herbeiführen mußte. Sie rückten daher dem feindlichen Feldherrn entgegen, und nöthigten ihn bei Ibera, in der Nähe des Ebro, zur entscheidenden Schlacht, in welcher die Römer, von ihren Feldherren darüber belehrt, daß hier, obwohl fern von Rom, doch für Rom und dessen Fortbestehen gekämpft werde, durch ihre standhafte Tapferkeit den Sieg errangen. Das ganze carthagische Heer ward zersprengt, und Hasdrubal, welcher, die ganze Wichtigkeit des Kampfes fühlend, auch seinerseits das Aeußerste an den Sieg gesetzt hatte, verließ der Letzte und mit Wenigen das Schlachtfeld. Durch diese Schlacht, welche ihm nicht allein die Aussicht raubte, nach Italien Heere überzuführen, sondern auch die fernere Behauptung Spaniens durch die Carthager höchst zweifelhaft machte, wurde Rom gerettet. Der moralische Eindruck der Schlacht von Ibera bewirkte einen weit verbreiteten Abfall der spanischen Völkerschaften auch jenseits des Ebro von den Carthagern.

Erst im Jahre 214 gelang es Hasdrubal, im Vereine mit seinem Bruder Mago, die aufgestandenen Spanier in einer großen Schlacht zu überwinden, und, nachdem ihm ein neues carthagisches Heer unter Hasdrubal, dem Sohne des Gisgo, zu Hülfe gesandt worden wär, selbst zur Belagerung von Illiturgis zu schreiten. Aber die Scipionen eilten zum Schutze ihrer Bundesgenossen über den Ebro, überwanden die drei carthagischen Heerführer in drei kurz auf einander folgenden Schlachten, bei Illiturgis, Munda und Auringis, schlugen auch das vierte, von Mago größtentheils in Gallien angeworbene neue Heer, und nöthigten, indem sie sich zuletzt noch Sagunts bemächtigten, auf diese Weise ihre Gegner, auf alle offensive Operationen zu verzichten. Die Scipionen machten sogar einen Versuch, die Carthager zur Abberufung eines Theiles ihrer Streitkräfte aus Spanien zu zwingen, indem sie mit Syphax, dem mächtigen Könige der massäsylischen Numidier, der mit Carthago in Krieg gerathen war, ein Bündniß abschlossen. Es gelang jedoch Carthago, welches sich mit Gala, dem Könige der massylischen Numidier, wider Syphax verband, durch Gala's heldenmüthigen Sohn, den nachher so berühmt gewordenen Masinissa, diesen neuen Feind zu überwinden, ohne daß eine Detachirung aus Spanien nothwendig ward.

Desto wichtigere Ereignisse fanden im Jahre 212 Statt. Es war nämlich den Scipionen während des Winters gelungen, die mächtigen und kriegerischen Celtiberier auf ihre Seite und 30,000 von ihnen als Söldner in ihr Lager

zu ziehen. Im Vertrauen auf diese bedeutende Verstärkung glaubten die römischen Heerführer sich nicht mehr, wie bisher, darauf beschränken zu dürfen, Hasdrubal's Marsch nach Italien zu hindern. Sie beschlossen vielmehr, durch gänzliche Vertreibung der Carthager aus Spanien den dortigen Krieg zu beendigen. War aber dieser Entschluß bei den damaligen Verhältnissen Roms schon an und für sich ein strategischer Fehler, so ward er dies vollends durch die Art der Ausführung. Denn anstatt mit gesammter Kraft zu operiren, wandte sich Publius Scipio mit zwei Dritteln des römischen Heeres wider Mago und Hasdrubal, den Sohn des Gisgo; während Cneius Scipio mit dem übrigen Drittel und den Celtiberiern den barcinischen Hasdrubal angriff. Diese Trennung der feindlichen Streitkräfte wußten die carthagischen Feldherren eben so gewandt, als energisch zu benutzen. Während Hasdrubal, Hannibal's Bruder, durch Geld die Celtiberier zur Rückkehr in ihre Heimat bewog, ward Publius Scipio von dem andern Hasdrubal, Mago, Indibilis und Masinissa gänzlich geschlagen, und blieb selber, worauf auch Cneius Scipio den vereinigten Streitkräften seiner Gegner erlag und den Tod fand. Der von den carthagischen Feldherren rasch verfolgte Ueberrest des römischen Heeres wäre jetzt unfehlbar vernichtet und dadurch nicht bloß Spanien für Carthago gänzlich wiedererobert, sondern auch Hasdrubal's Marsch nach Italien noch in diesem Jahre ausgeführt worden, wenn nicht der Heldenmuth und das Genie eines römischen Ritters, Marcius, dem das geschlagene Heer den Oberbefehl übertrug, und mit dem Muthe der Verzweiflung in die Schlacht folgte, den Feind nachdrücklich zurückgewiesen, und so wenigstens den Besitz des Landes zwischen dem Ebro und den Pyrenäen den Römern erhalten hätte.

In lebhafter Furcht, Hasdrubal's Marsch nach Italien nächstens eintreten zu sehen, sandte Rom noch vor dem Ablaufe des Jahres 211, da kein Anderer sich fand, welcher den gefährlichen Oberbefehl in Spanien übernehmen wollte, dorthin einen neuen Oberbefehlshaber mit allen nur irgend entbehrlichen Streitkräften, den 25jährigen Publius Cornelius Scipio, den Sohn des Siegers von Ibera; und dieser große Heerführer gab durch Politik nicht minder als durch die Waffen dem spanischen Kriege eine gänzlich veränderte Wendung.

Schon im Frühlinge 210 erschien er, die Feinde überraschend, zu Wasser und zu Lande vor der Hauptstadt des carthagischen Spaniens, welche, da ein Angriff auf sie außer aller Berechnung lag, nur mit 1000 Mann besetzt war, und daher, ungeachtet der eben so entschlossenen als geschickten Vertheidigung ihres Befehlshabers Mago, bereits nach wenigen Tagen in Scipio's Hände fiel. Durch den Verlust dieser Stadt, der Flottenstation, des Hauptwaffenplatzes und Hauptmagazins der Carthager, des Sitzes der wichtigsten Silber-Bergwerke, erlitt die carthagische Macht nicht nur in Spanien, sondern auch überhaupt materiel und moralisch den empfindlichsten

Stoß. Dazu kam ferner, daß das gewandte politische Benehmen, welches Scipio gegen die bei dieser Gelegenheit in seine Hände gerathenen Spanier befolgte, nicht bloß die Gemüther der Geiseln und Gefangenen, sondern auch der übrigen Spanier den Carthagern gänzlich entfremdete. Endlich aber erhielt der römische Feldherr auch die genauesten Nachrichten über den carthagischen Kriegsplan und das Project des carthagischen Senates, Hasdrubal so bald und so stark als möglich nach Italien zu senden.

Aber selbst dieser entscheidende Schlag vermochte nicht den standhaften Sinn des carthagischen Senates zu beugen und ihn zur Aufgebung eines Projectes zu bewegen, an dessen Ausführung Hannibal und Carthago, und mit Recht, den endlichen Sieg geknüpft glaubten. Zahlreiche Schaaren africanischen Fußvolks und numidischer Reiter unter Masinissa's Führung wurden durch ganz Africa angeworben und stießen zu Hasdrubal. Als Scipio den Befehl des Senates erhielt, Hasdrubal's Marsch nach Italien um jeden Preis zu verhindern, griff er das carthagische Heer bei Bäcula, ungeachtet dessen fast unangreifbarer Stellung, mit solchem Nachdrucke an, daß sich der Sieg für ihn entschied. Aber Hasdrubal, welcher auf diesen Ausgang der Schlacht bereits im Voraus Bedacht genommen, und daher, schon ehe der Kampf begann, seine Elephanten und seine Kriegscasse vorausgeschickt hatte, brach das Gefecht (nach einem Verluste von 20,000 Mann) rasch ab, und zog sich mit mäßigem Verluste in der Richtung der Pyrenäen zurück. Im folgenden Jahre, 208, rückte er über die West-Pyrenäenpässe, in der Nähe des atlantischen Oceans, in Gallien ein. Scipio hatte sich damit begnügt, zur Besetzung der Ost-Pyrenäenpässe ein Truppen-Detachement abzusenden.

Entscheidung des Krieges.

Wie wenn der Welt noch einmal bewiesen werden sollte, daß Consequenz und fester Wille zuletzt auch das Schwerste erzwingen, und das Glück mit dem Standhaften und Gewandten im Bunde stehe, war Hasdrubal, freundlich aufgenommen von den gallischen Völkerschaften und selbst verstärkt durch dort angeworbene Schaaren, beim Eintritt des Winters (208) an den Alpen angelangt, hatte dieses Gebirge im Frühlinge des folgenden Jahres glücklich und ohne Verlust überstiegen und war mit einem furchtbaren Heere (60,000 Mann) bereits in Umbrien eingetroffen, wohin er zur Vereinigung mit sich seinen Bruder schon von Placentia aus beschieden hatte. Gleichzeitig hatte Hannibal seine sämmtlichen Streitkräfte vereinigt und stand in Lucanien, entschlossen, sich nöthigenfalls durch eine Schlacht den Weg zu seinem Bruder zu öffnen. Wenn dieser Plan gelang, konnte Rom noch einmal in die äußerste Gefahr gerathen. Dem Hasdrubal war bei Sena am Metaurus der römische Consul M. Livius Salinator, dem Hannibal in Unter-Italien der andere Consul, C. Claudius Nero, mit 43,500 Auserlesenen entgegengestellt worden, um wo möglich die Vereinigung der beiden feindlichen Heere und deren Gesammtangriff auf Rom zu hindern.

Die dem Hannibal von seinem Bruder mit einem Briefe gesandten Reiter fielen in die Hände des römischen Feldherrn, welcher am Aufidus dem Hannibal gegenüber stand und nun durch Dolmetscher aus dem Inhalte des Schreibens die Absicht Hasdrubal's, Hannibal in Umbrien zu erwarten, erfuhr. Mit beispielloser Kühnheit ließ er so viele Truppen, als eben zur Beobachtung des Hannibal nöthig schienen, in seinem Lager zurück und zog mit seinem Hauptheere in Eilmärschen durch Picenum nach Umbrien, um zu seinem Collegen zu stoßen. Dort eingetroffen, vereinigte er ohne Hinderniß sein unterwegs durch viele Freiwillige und Veteranen verstärktes Heer mit dem seines Collegen und nöthigte den durch sein räthselhaftes Erscheinen erschütterten Hasdrubal zu einer Schlacht zwischen der Stadt Sena und dem Flusse, in welcher nach einem mörderischen Kampfe das carthagische Heer und sein großer Führer erlagen. Diese Schlacht, die würdige Schwester von Cannä, Ibera und Zama, ist der strategische Wendepunkt des ganzen Krieges. Die seit 216 von den Carthagern behauptete Offensive ging durch sie verloren.

Spanien war in demselben Jahre durch einen neuen Sieg des Scipio bei Bäcula für Carthago verloren gegangen, und der Eroberer dieses Landes bereits damit beschäftigt, in Africa selbst für die dortige Bekämpfung Carthago's sich den Weg zu bahnen.

Da landete, den Römern gänzlich unerwartet, im Anfange des Jahres 205 unter Mago (Sohn des Hamilkar) von den Balearen aus an der ligurischen Küste ein neues carthagisches Heer, um dadurch vielleicht die Landung des Scipio in Africa zu verhindern. Mago nahm Genna durch einen raschen Angriff und machte, da die Bewohner Oberitaliens ihm in Masse zuströmten, so glückliche Fortschritte, daß Besorgnisse, ähnlich denen bei Hasdrubal's Ankunft in Ober-Italien, bei den Römern erwachten.

Im Jahre 204 war Scipio mit der Blüte der italischen Jugend und dem Kerne der sicilischen Veteranen in Africa gelandet, und bereits mit dem unversöhnlichen Feinde Carthagos, dem kühnen Masinissa, verbunden. Allein ungeachtet des Schreckens, welchen seine Landung in Carthago erweckte, wurden Hannibal und Mago nicht aus Italien zurückberufen, sondern Carthago stellte mit einer früher nie gesehenen Thätigkeit unter dem in Spanien erprobten Hasdrubal, dem Sohne des Gisgo, und dem, mit schlauer Diplomatie vom römischen ins carthagische Interesse wieder herübergezogenen Könige Syphax dem Scipio ein Heer entgegen, zahlreicher als je eins im Laufe des Krieges für Carthago gestritten hatte. Ja, selbst als dieses Heer im Sommer 203 unerwartet bei Utika in einem nächtlichen Ueberfalle von Scipio vernichtet worden war, ward nichts desto weniger der von der Hannonischen Partei gemachte Vorschlag, Hannibal und Mago zurückzuberufen, vom Senate verworfen und noch einmal der Versuch gemacht, durch ein von Hasdrubal und Syphax neu gesammeltes Heer Scipio zu bekämpfen.

Mit solcher eisernen Consequenz hielt Carthago an dem Kriegsplane seines großen Feldherrn fest; mit solcher unbeugsamen Standhaftigkeit verfolgte es die einmal gefaßte Idee, durch ein vom cisalpinischen Gallien auf Rom vorrückendes Heer und dessen Vereinigung mit Hannibal den Krieg zu entscheiden.

Aber freilich ohne Erfolg! Denn Mago erlag in blutiger Schlacht den vereinigten Kräften des Prätors P. Quinctilius Varus und des Proconsuls M. Cornelius, und nach Scipio's zweitem Siege über Hasdrubal und Syphax, welcher die gänzliche Zersprengung des carthagisch-numidischen Heeres und später die Gefangennehmung des Syphax durch Masinissa zur Folge hatte, blieb der bedrängten Republik nichts weiter übrig, als mit gänzlicher Aufgebung aller Offensivpläne Hannibal und Mago die Räumung Italiens anzubefehlen, um vielleicht noch durch ihre und ihrer Heere vereinte Kraft den jetzt unvermeidlich gewordenen Kampf für die eigene Rettung zum Vortheile Carthago's zu wenden. Aber bereits an den Küsten Sardiniens verschied Mago an den in der Schlacht erhaltenen Wunden, und auch des letzten Bruders beraubt, mußte Hannibal allein auf Zama's Ebenen die Schlacht schlagen, welche das Schicksal Carthago's, sein eigenes und dasjenige der Welt entschied.

Hannibal floh aus der Schlacht nach Adrumetum. Von da begab er sich nach Carthago und rieth dort — gleich seinem Vater nach der Schlacht bei den ägatischen Inseln — selbst zum Frieden. Scipio dictirte die Bedingungen desselben: Carthago mußte alle Gefangenen und Ueberläufer, alle Kriegsschiffe bis auf 10 und alle Elephanten ausliefern, binnen 50 Jahren in jährlichen Raten die Summe von 10,000 euböischen Talenten bezahlen, alle Besitzungen außer Africa aufgeben, und endlich sich verpflichten, keinen Krieg ohne Erlaubniß der Römer anzufangen. Eine weitere, nicht geringe Zuthat zu der Härte dieser Bedingungen war es, daß Masinissa in den Besitz von ganz Numidien gesetzt und den Carthagern die Verpflichtung auferlegt wurde, ihm Alles zurückzugeben, was ihm oder seinen Vorfahren jemals von ihnen entrissen worden, wodurch ihr Schicksal ganz in die Hände dieses ihres erbitterten Gegners gelegt wurde.

Wenn man Alles, was Hannibal in Italien gegen die Römer in 15 Jahren geleistet hat, zusammenfaßt und die Verhältnisse berücksichtigt, unter denen er es geleistet, so muß man zugestehen, daß vielleicht nie ein Heerführer, fern von seinem Vaterlande, ohne hinreichende Mittel zur Führung des Krieges, welche ihm die Gegenpartei im carthagischen Senate fortwährend vorzuenthalten oder doch so zu schmälern wußte, daß er alles, was zur Fortführung des Krieges in einer so langen Reihe von Jahren nöthig war, zum größten Theile aus dem feindlichen Lande nehmen mußte, größere Thaten ausgeführt hat, als Hannibal. Diese ausgezeichnete Feldherrntüchtigkeit hat er in den drei ersten Jahren, als er in Italien kämpfte, durch die gewaltigen Niederlagen, die er den römischen Heeren beibrachte, auf das glänzendste

bewährt, aber noch viel größere Bewunderung verdient es, daß er von der Zeit an noch Jahre lang, mitten in Feindesland, von seiner vaterländischen Regierung so gut wie im Stich gelassen, den Römern Widerstand zu leisten vermochte und diese während der ganzen Zeit nicht den Muth hatten, ihn aus Italien herauszuschlagen.

---

145. Publ. Cornelius Scipio Africanus.

(Nach Franz Dorotheus Gerlach, historische Studien, bearbeitet vom Herausgeber.)

Als erste Gründlage von Scipio's künftiger Größe darf seine Jugend bezeichnet werden. Denn kaum hatte er die männliche Toga angelegt, als er in der Schlacht am Ticinus seinen verwundeten Vater aus dem Kampfgetümmel rettete. Zwei Jahre später focht er in der Schlacht bei Cannä und ordnete mit Muth und Geistesgegenwart die Trümmer des geschlagenen Heeres. Alles schien in seinem Wesen und Thun ungewöhnlich. Den würdigen Schauplatz seiner Thaten fand er in der Noth des Vaterlandes.

Schon 6 Jahre hatte der Kampf in Italien und Spanien ohne Entscheidung gedauert, als auf dem letztern Schauplatze binnen 30 Tagen zwei der besten römischen Feldherren, Scipio's gleichnamiger Vater und sein Oheim Cn. Cornelius Scipio, an der Spitze ihrer Heere fielen. Die Nachricht von diesem furchtbaren Mißgeschick benahm selbst kriegserfahrenen Männern alles Vertrauen in so hohem Grade, daß der Senat keinen Führer seiner Wahl würdig fand, und, als das Volk auf dem Marsfelde zu der ihm ausnahmsweise überlassenen Wahl zusammenströmte und vergebens die Vorschläge des Senates erwartete, allgemeine Hülfslosigkeit schmerzlicher als je empfunden ward. Da trat rasch ein Jüngling auf und rief mit starker Stimme, er bewerbe sich um den Oberbefehl in Spanien. Es war eine edle Gestalt, lang wallte das Haar über seine Schultern, ein dunkles Feuer glühte in dem Auge und die Hoheit seines Wesens ergriff mit wunderbarer Gewalt das Gemüth der Bürger. Ein freudiges Erstaunen, eine frohe Hoffnung erfüllte Aller Herzen, und einstimmig riefen die Tausende von Bürgern: „Cornelius Scipio soll das Heer in Spanien führen.“ Das war der Jüngling, den das Schicksal auserkoren, der Retter Roms zu werden, der das Glück an seinen Siegeswagen fesselte, in dessen ritterlicher Tugend sich der Heldensinn seiner Zeitgenossen am herrlichsten verklärt. Er hat unbestritten für seine Zeit als der erste Mann Roms gegolten.

Seitdem Scipio die römischen Heere führte, schien ein neuer Geist dieselben zu beleben. Die früheren Schlachten bewiesen nur, daß die Römer fürs Vaterland zu sterben wußten; Scipio lehrte sie den Sieg. Statt zweckloser Märsche und Gegenmärsche, statt eines verheerenden Postenkrieges,

statt unnützen Blutvergießens begegnen wir der höhern Strategie. Sein richtiger Blick hatte ihn nach Spanien geführt, welches den Krieg erzeugt, genährt und unterhalten. Dort sammelten die Carthager die Kräfte, welche Italien bedrohten, dort mußte ihre Macht gebrochen werden. Daher erschien er rasch und unerwartet mit dem Heere und der Flotte vor Neu-Carthago, dem Waffenplatz der Feinde, wo der Schatz, die Geiseln von ganz Spanien und alles Kriegsgeräthe aufgespeichert war, von wo die Ueberfahrt nach Africa am leichtesten erschien. Seinen tief durchdachten Plan krönte das Glück. An demselben Tage, wo das Heer die Zinnen der Burg erblickte, ward diese wichtige Stadt gewonnen. Dadurch verloren die Feinde den Stützpunkt aller ihrer Unternehmungen, und die Zurückgabe der Geiseln machte die Herzen der Spanier frei, auf welche Scipio's Großmuth und Edelsinn ganz anders wirkte, als der rohe Uebermuth der reichen Handelsstadt.

Indessen die Unterwerfung Spaniens sollte nie Zweck, nur Mittel sein. Denn einen Plan behielt Scipio fest und unverrückt im Auge, die Landung in Africa. Darum hatte er Neu-Carthago dem Feinde entrissen, darum dem Numidierfürsten Masinissa durch Großmuth sich verpflichtet, darum mit dem mächtigen Syphax Verbindungen angeknüpft, darum endlich hatte er gleich nach seiner Rückkehr aus Spanien das Consulat gesucht.

Aber in Rom selbst stellten Eifersucht, Neid, Mißgunst den kühnen Plänen des jugendlichen Feldherrn sich weit hemmender entgegen, als der Feinde Widerstand. Der Senat bewilligte zögernd, was er nicht versagen konnte; das Volk, wie von einem höhern Geiste getrieben, rief ungestüm den Scipio zur Beendigung des Kampfes und zur Landung an der africanischen Küste. Scipio mit kaum 20,000 Streitern, ohne den Besitz eines einzigen festen Platzes, wirft alles vor sich nieder, was sich der Verwirklichung seines Planes entgegenstellt. An dem Tage bei Zama ging der Glücksstern von Carthago unter, um sich nimmer zu erheben; die Bedingungen des Friedens gaben der Welt die Kunde, daß die Herrschaft des Abendlandes in die Hände Roms gelegt war.

Einen schönern Triumph hat kein römischer Feldherr je gefeiert, als Scipio. Der Friede war Italien geschenkt, das 16 Jahre lang die Geißel des Krieges empfunden; der furchtbarste Feind war römischer Tapferkeit erlegen, das stolze Carthago hatte sich vor Scipio gebeugt, und eine große Zukunft hatte sich dem frohen Blick eröffnet. Was durfte nicht ein Held, des Volkes Liebling, von der schwärmerischen Bewunderung derer erwarten, die er errettet und befreit? Aber dem Ungestüm der Volksgunst setzte er weise Mäßigung entgegen; alle außerordentlichen Ehren, mit denen man ihn überhäufen wollte, wies er zurück, ihm genügte die Liebe, die Verehrung, die seiner Größe huldigte.

Als er 11 Jahre später seinen Bruder, den Consul Lucius Cornelius

Scipio, im Feldzuge gegen Antiochus von Syrien, als Legat nach Asien begleitete, knüpfte die öffentliche Stimme die rasche und siegreiche Beendigung des Krieges (s. Nr. 147) vorzugsweise an seinen Namen. Doch der mit Antiochus geschlossene Friede gab der streng römischen Aristokratenpartei, bei welcher auch Scipio durch seine Vorliebe für hellenische Kunst und Wissenschaft Anstoß erregte, Gelegenheit, den langgenährten Haß zu sättigen. Auf den dnrch bloße Gerüchte erhobenen Verdacht, daß jener Friede nicht ohne den Einfluß asiatischen Goldes geschlossen sei, und daß die Beute nicht vollständig in den öffentlichen Schatz gekommen, gründeten einige Volkstribunen eine schwere Anklage, welche, wenn auch zunächst gegen Lucius Scipio gerichtet, doch offenbar den Sturz des hochstehenden Mannes beabsichtigte. Es kam so weit, daß der Sieger von Zama vor ein Volksgericht geladen wurde.

Die Fürsprache des Tiberius Gracchus hat diese Schmach von Scipio abgewendet, aber in seinem Gemüthe hatte sich ein tiefer Groll erzeugt. Nie ist er mehr nach Rom zurückgekehrt. An unwirthlicher Küste in einer Burg, die Thürme und Basteien gegen Räuber schützen mußten, hat er die übrige Zeit seines Lebens in harmloser Beschäftigung mit dem Landbau hingebracht. Nicht einmal seine Gebeine sollten in der Gruft der Väter ruhen. Er starb im 52. Lebensjahre. Einen edlern Charakter hat die römische Aristokratie nie mehr hervorgebracht.

---

146. Der Krieg mit Philipp III. von Macedonien.

(Nach Gust. Friedr. Hertzberg, die Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer, bearbeitet vom Herausgeber.)

Philipp III. hatte klar erkannt, daß seine Interessen ihn zum natürlichen Bundesgenossen der Carthager machten. Denn in dem großen italischen Kriege war doch nicht Carthago, sondern Rom die Macht, deren endlicher Sieg für die Unabhängigkeit der griechischen Halbinsel am gefährlichsten werden konnte; beruhte doch die ganze Gewalt, mit der jetzt die Carthager auftraten, lediglich auf dem Genie des einzigen Hannibal; war es doch nicht gerade wahrscheinlich, daß diese Carthager, denen selbst zur Zeit ihrer höchsten Macht, vor dem ersten punischen Kriege, nicht einmal die Eroberung des zerrissenen griechischen Siciliens vollständig gelungen war, selbst nach gänzlicher Demüthigung der Römer es wagen würden, auf der griechischen Halbinsel als gefährliche Eroberer aufzutreten. Dagegen hatten die im illyrischen Kriege siegreichen Römer sofort ihren Fuß fest auf die Ostküste des Adriatischen Meeres gesetzt und außer der Insel Corcyra eine Reihe wichtiger Küstenplätze und Inseln wie auch mehrere illyrische Stämme in ihre „Freundschaft“ aufgenommen, d. h. zu Gliedern ihres Reiches gemacht. Doch fehlte

es dem erst 20jährigen Könige an Entschlossenheit und Energie, um sich rechtzeitig und direct mit Hannibal in Verbindung zu setzen, und als ein solches Bündniß nach der Schlacht bei Cannä zu Stande gekommen war, that Philipp's matte Kriegführung gerade genug, um die künftige Rache der Römer herauszufordern. Diese schleuderten dem thörichten Zauderer die Brandfackel in das eigene Haus, indem sie in Griechenland selbst einen neuen Krieg gegen die Macedonier entzündeten. Rom trat nämlich mit dem räuberischen Kriegervolke der Aetoler in Verbindung, welche den König Philipp durch einen langwierigen Krieg (211—205) so sehr beschäftigten, daß er unmöglich an Italien auch nur denken konnte; allein von den Römern schlecht unterstützt, mußten sie zuletzt einen keineswegs vortheilhaften Frieden mit Philipp schließen. Der macedonische König benutzte seine neue Machtstellung in Griechenland nicht, wie man erwartete, um den dringend nach seiner Hülfe rufenden Carthagern, die damals Spanien verloren hatten und sich bereits in Africa bedroht sahen, im letzten Verzweiflungskampfe beizuspringen, sondern schloß selbst mit Rom einen leidlichen Frieden, und nachdem er auf die weitere Theilnahme am punischen Kriege verzichtet hatte, suchte er sich auf einem andern Gebiete zu entschädigen.

In Aegypten war Ptolemäus V. Epiphanes als unmündiger Knabe zur Regierung gelangt. Gegen diesen verbündete sich Philipp III. mit dem Seleuciden Antiochus III., dem sog. Großen, in der Absicht, die Monarchie der Lagiden zu theilen. Während die Aegyptier in Syrien beschäftigt waren, eroberte Philipp ohne Hinderniß die (ägyptischen) Cycladen und die theils völlig freien, theils unter ägyptischer Hoheit in milder Abhängigkeit befindlichen Griechenstädte der kleinasiatischen Westküste, rief dadurch aber eine Coaliton der rüstigsten Staaten zweiten Ranges am Aegäischen Meere ins Leben. Die energischen Rhodier, in Verbindung mit König Attalus von Pergamum (sowie mit den Byzantinern und Chiern), brachten eine starke Flotte zusammen und gewannen nach abwechselndem Glücke in einem kurzen Seekriege die Herrschaft auf dem Aegäischen Meere so entschieden, daß Philipp in Gefahr gerieth, von der Rückkehr nach Macedonien abgeschnitten zu werden, was um so bedenklicher war, als ihm ein neuer Krieg mit Rom drohte. Daher eilte er, Kleinasien zu verlassen und erreichte, nachdem er die feindlichen Flottenführer getäuscht, noch im Winter 200 glücklich seine europäischen Besitzungen.

Wenn die Geschichte aller Zeiten lehrt, daß es in der Natur jeder lebenskräftigen politischen Macht liegt, nach jedem neuen Erfolge weiter zu streben, bis dieses Streben durch unüberwindliche äußere Hindernisse oder aber durch überlegene Staatsweisheit in bestimmte Schranken gebannt wird, so war es vorauszusehen, daß die Römer nach Zertrümmerung der carthagischen Macht an Macedonien Rache nehmen würden für das Bündniß mit Hannibal. Es galt nur, den Krieg diplomatisch vorzubereiten, eine Kunst,

in welcher die Römer seit dieser Zeit, namentlich bei ihren Kämpfen mit der östlichen Welt, eine wahrhaft unheimliche Meisterschaft entwickelt haben. So benutzten sie jene Verwickelungen im Osten, um den nur aufgeschobenen Krieg gegen Macedonien mehr mit den griechischen als mit den eigenen (allerdings stark erschöpften) Streitkräften zu führen und die Klagen des Attalus, der Rhodier und der Athener, die mehrfache Reibungen mit Philipp gehabt zu haben scheinen, boten einen sehr bequemen Vorwand für den römischen Senat, die Kriegserklärung zu begründen.

Als Philipp III. an dem Ausbruche eines Krieges mit Rom nicht mehr zweifeln konnte, suchte er sich durch Eroberung der meist unter ägyptischer Hoheit stehenden Küstenstädte in Thracien und am Hellespont den Rücken zu decken gegen eine Landung der vereinigten Römer, Rhodier und Pergamener. Während er mit der Belagerung von Abydus beschäftigt war, erschien (im Sommer 200) in seinem Lager der römische Gesandte M. Aemilius Lepidus und verlangte in kühnster Sprache: Einstellung der Angriffe gegen griechische Staaten und gegen Aegypten, Rückgabe der den Lagiden entrissenen Gebiete und Annahme eines Schiedsgerichts wegen des gegen Rom und Pergamum verübten Unrechts. Der Consul P. Sulpicius Galba eröffnete den Krieg (abgesehen von der Flotte) mit nicht viel mehr als zwei Legionen. Denn die Römer rechneten auf starke Unterstützung Seitens der Völker der griechisch-illyrischen Halbinsel selbst und stellten, um diese möglichst ausgiebig zu gewinnen, mit feiner Berechnung den neuen Krieg als zur Befreiung der Griechen von dem macedonischen Joche unternommen dar. Während des ganzen Krieges arbeitete die Diplomatie der Römer mit ihren Waffen um die Wette. Die meisten griechischen Staaten blieben Anfangs neutral, theils aus Furcht vor Philipp, theils aus Mißtrauen gegen die Römer, und Philipp entwickelte jetzt in der dringenden Noth eine solche Thatkraft, daß die energischen Angriffe der mit den Römern verbündeten nördlichen Nachbarn Macedoniens, der Dardaner und Illyrier, und selbst die der Römer (199) auf die macedonischen West- und Nordwestgrenzen wenig ausrichteten. Im J. 198 hielt er durch Besetzung des engen Aous-Thales, wodurch er den Römern den bequemsten Weg sowohl nach Macedonien, als nach Epirus und Thessalien verlegte, das römische Heer mehrere Monate lang im Schach. Da erschien in Griechenland der kaum 30jährige Consul T. Quinctius Flamininus, ein in der Schule des zweiten punischen Krieges gebildeter Heerführer, besonders geeignet zur Führung des gegenwärtigen Krieges, sowohl weil er ein sehr geschickter, persönlich liebenswürdiger Diplomat war, als wegen seiner lebhaften Sympathie für das Land und Volk der Hellenen mit seiner großen Vorzeit und seiner hochentwickelten Cultur. Dieser umging Philipp's feste Stellung in Epirus, nöthigte ihn, nach Thessalien bis zum Tempe-Paß am Olympus zurückzuweichen, und die Macedonier brannten eine ganze Reihe thessalischer Städte nieder, um

ihre Hülfsmittel den Römern zu entziehen. Daher überwinterte Flamininus in dem südlichen Phocis, und während der Waffenruhe gelang es seiner Diplomatie, den achäischen Bund von Philipp zu trennen und zum Anschlusse an die Römer zu bestimmen. Sein Commando ward ihm auf unbestimmte Zeit verlängert, und im Sommer 197 erfolgte die Entscheidung in dem Hügellande des südlichen Thessalien, bei einer Hügelreihe, den sogenannten Kynoskephalä, wo zuerst die macedonische Taktik der römischen, die schwerfällige, wiewohl noch immer für unüberwindlich gehaltene Phalanx der beweglichen Manipularstellung der römischen (durch ätolische Reiterei und africanische Elephanten unterstützten) Legionen erlag; die Macedonier hatten 8000 Mann an Todten, 5000 an Gefangenen, die Römer nur 700 Mann verloren.

Um eine Vereinigung Philipp's III. mit Antiochus III. unter allen Umständen zu verhindern, ging Flamininus sehr bereitwillig auf Friedens-Unterhandlungen ein. Da Rom damals noch nicht an die Erwerbung unmittelbarer Besitzungen im Osten dachte, sondern vorläufig nur ein politisches Gleichgewicht unter den Reichen des Ostens herstellen wollte, so behielt Philipp sein Reich in beschränkteren Grenzen, verlor aber alle auswärtigen Besitzungen (in Kleinasien, Thracien, Griechenland und auf den Inseln des Aegäischen Meeres), alle großen Schiffe seiner Kriegsflotte (bis auf 5), mußte sein Heer auf 5000 Mann beschränken und sollte ohne Erlaubniß der Römer außerhalb seiner Grenzen keinen Krieg mehr führen dürfen.

Da der Krieg von vornherein als ein Befreiungskampf der Hellenen bezeichnet worden war, so verkündete der tapfere Philhellene Flamininus bei den isthmischen Spielen 196 den in Masse versammelten Hellenen den Beschluß des römischen Senates, demzufolge alle jene griechischen Stämme, die bisher unmittelbar unter macedonischer Herrschaft gestanden hatten — die Korinthier, Phocier, Lokrer, Thessaler u. s. w. — für vollkommen frei und unabhängig erklärt wurden. Diese Proclamation rief bei dem versammelten Volke, welches auf eine solche Wendung der Dinge kaum mehr gehofft hatte, einen unbeschreiblichen Ausdruck schwärmerischer Begeisterung für Rom und dessen Feldherrn hervor; weder Römer noch Griechen ahnten in dieser ersten Stunde der neuen Freiheit unter Roms schützendem Schilde, daß man nur noch wenige Jahrzehnte entfernt war von dem schweren Tage, wo die von römischer Hand entzündeten Flammen des untergehenden Korinth ihren blutigen Schein über das niedergeworfene Hellas warfen.

Nachdem der erste Freudenrausch vorüber war, ordnete Flamininus mit 10 römischen Legaten die Verhältnisse der einzelnen griechischen Staaten. Die Burg von Korinth, so wie die Festungen Chalcis und Demetrias sollten einstweilen von römischen Truppen besetzt bleiben, die Stadt Korinth und die in unmittelbarem Besitze der Macedonier gewesenen Städte des Peloponnes den Achäern übergeben werden, während die ungestümen Aetoler,

die weit früher die Waffen gegen Philipp ergriffen hatten, ihre Ansprüche auf früher mit ihrem Bunde vereinigte Landschaften nur theilweise befriedigt sahen, und daher nur den Abzug der Römer aus Griechenland abwarteten, um ihrem Unwillen Luft zu machen (s. d. folgende Nr.). Den schlimmsten Lohn für seine Haltung in diesem Kriege (für seine Piraterie gegen römische Schiffe) empfing aber der Tyrann Nabis von Sparta. Die Furcht, daß er im Falle eines Krieges der Römer mit Antiochus diesem die Hand bieten werde, und das Drängen der Achäer bestimmten den Flamininus zu einem Angriffe auf die jüngst befestigte Hauptstadt Sparta, während von der Seeseite die Geschwader der Römer, Rhodier und Pergamener sich der lakonischen Küstenstädte (als der Stützpunkte seiner Seeräuberei) bemächtigten. Flamininus zog auch die Flottensoldaten heran und unternahm mit seiner Gesammtmacht von nunmehr 50,000 Streitern einen allgemeinen Sturm auf Sparta, die Römer drangen unter grimmigem Kampfe in die nächsten Straßen vor, fanden diese aber in Brand gesteckt. Nabis bat um Frieden: er trat das ganze Küstenland von Lakonien, so wie seine auswärtigen Besitzungen (Argos, Messene und die auf Kreta) ab und mußte ebenfalls auf das Recht verzichten, selbständig Krieg zu führen und auswärtige Bündnisse zu schließen.

Nabis war also auf die Stadt Sparta und deren nächste Umgebung beschränkt; trotzdem war man mit dieser Schonung des Tyrannen in Griechenland nicht zufrieden; selbst die Achäer, die doch Argos zurückerhielten und unter deren Schutz die dem Nabis entrissenen lakonischen Periökengemeinden (jetzt Eleuthero-Lakonen genannt) gestellt wurden, waren wenig erfreut darüber, daß der gefürchtete Tyrann nicht gänzlich beseitigt, Sparta nicht ebenfalls mit ihrem Bunde vereinigt worden war. Aber im Interesse der römischen Politik lag es nicht, die militärische Stellung der Achäer gegen Südosten ohne Noth vollständig abzurunden, vielmehr wollte dieselbe im Peloponnes ein ähnliches politisches Gleichgewicht herstellen, wie im Norden durch die bloße Demüthigung Philipp's.

---

147. Der Krieg mit Antiochus III. von Syrien.

(Nach Wilh. Ihne, römische Geschichte, bearbeitet vom Herausgeber.)

Antiochus der Große von Syrien beabsichtigte sein Reich, das unter seinen nächsten Vorgängern manche Einbuße erlitten hatte, in dem Umfange wieder herzustellen, wie es Seleucus nach dem Tode Alexander's errichtet hatte, und namentlich seine Herrschaft über Kleinasien und bis nach Thracien auszudehnen. Auch hatte er bereits Cölesyrien, Phönicien und Palästina erobert, ohne sich an einen Einspruch Roms zu kehren. Dann hatte er die

ägyptischen Besitzungen in Kleinasien angegriffen, während Rom mit Macedonien und Griechenland beschäftigt war. Aber nach dem Siege über Philipp warfen sich die Römer auch zu Beschützern der asiatischen Griechen auf und verlangten, Antiochus solle sämmtliche kleinasiatische Städte wieder aufgeben, die früher zum ägyptischen Reiche gehörten und die zum Theil schon von Philipp erobert und dann von diesem auf Roms Geheiß wieder geräumt worden wären; denn Rom wollte alle griechischen Städte unabhängig wissen. Antiochus aber, der durch seine bisherigen Erfolge in dem Wahne, daß er wirklich ein „Großer König" sei, bestärkt worden war, setzte seine Politik ruhig fort und antwortete einer römischen Gesandtschaft, er sehe nicht ein, mit welchem Rechte sich Rom in die Angelegenheiten Asiens einmische, während er sie doch in Italien unbehelligt lasse. Da traf 195 Hannibal mit Antiochus in Ephesus zusammen, um, nachdem er seinem Sturze durch die conservative Partei in Carthago ausgewichen war, hier einen neuen Krieg gegen Rom zu betreiben. Während Hannibal bemüht war, die Spannung zwischen Rom und Antiochus zum förmlichen Bruche zu treiben, versicherten auch die von den Römern schnöde behandelten Aetoler dem Antiochus, daß Philipp von Macedonien und Nabis bereit wären, sich mit ihm gegen Rom zu verbinden, und von den Griechen würde er, als ihr wirklicher Befreier, mit offenen Armen empfangen werden, da diese über die von den Römern erhaltene Freiheit bereits enttäuscht seien. Durch solche glänzenden Aussichten ließ sich Antiochus so sehr blenden, daß er mit ganz unzulänglichen Streitkräften (10,000 Mann) nach Thessalien hinübersegelte und bei Demetrias landete.

Bald mußte es dem syrischen Könige klar geworden sein, daß von der allgemeinen Bereitwilligkeit der Griechen, sich ihm anzuschließen, wenig zu bemerken war, während gleichzeitig die Aetoler sich durch die geringe Macht des Königs enttäuscht sahen. Die Römer wußten nach Antiochus' Landung in Griechenland, daß ein Einfall in Italien, wozu auch Hannibal gerathen hatte, nicht länger zu befürchten war, und sandten den plebejischen Consul Manius Acilius Glabrio im Frühjahre 191 nach Griechenland, der sich mit einem bereits (nach Epirus) vorausgeschickten Heere und mit einem macedonischen Corps vereinigte, wogegen die Verstärkungen des Antiochus aus Asien so spärlich ankamen, daß er den vereinigten Römern und Macedoniern (50,000 M.) nur 10,000 M. zu Fuß und 500 Reiter entgegenzustellen hatte. Die Aetoler waren so lau oder so erschöpft, daß sie bloß 4000 Mann stellten. Deßhalb zog er sich mit Aufgebung von Thessalien hinter die Thermopylen zurück, wo er die Ankunft weiterer Verstärkungen abwarten wollte, um dann wieder offensiv vorzugehen. Den Aetolern gab er den Befehl, die Bergpfade zu vertheidigen, auf welchen einst Ephialtes die Perser in den Rücken der Spartaner geführt hatte; nur die Hälfte der Aetoler fand es für gut, diesem Befehle zu gehorchen. Der Consul Acilius griff mit seiner

Hauptmacht den Paß in der Fronte an, während eine Abtheilung unter dem Kriegstribunen M. Porcius Cato in der Frühe des Morgens die sorglosen Aetoler überraschte und mit leichter Mühe den Berg hinab trieb. Sobald die Truppen des Königs die fliehenden Aetoler und die verfolgenden Römer gewahr wurden, gaben sie den Widerstand auf und suchten ihr Heil in der Flucht nach Böotien, wo der größte Theil des ordnungslos umherirrenden Heeres erreicht und niedergemacht oder gefangen wurde; der Sieg hatte den Römern nur 200 Mann gekostet, Antiochus entkam über die Meerenge nach Chalcis und von da nach Ephesus, welches er gewissermaßen zu seiner Hauptstadt in Kleinasien erhoben hatte.

Zur See waren die Operationen der Römer Anfangs sehr langsam und vorsichtig; erst als die Furcht vor einem Angriffe auf Italien gänzlich geschwunden war, in Folge der Ereignisse in Griechenland, vereinigte sich die römische und die pergamenische Flotte mit dem Hauptzwecke, die syrische Flotte zu hindern, die Verbindung der Römer mit Griechenland und Italien zu gefährden, daneben aber den Uebergang des römischen Landheeres über den Hellespont zu unterstützen, während zugleich die rhodische Flotte eine zweite syrische Flotte, die Hannibal aus Phönicien herbeiführen sollte, zurückzuhalten suchte und auch wirklich durch einen Sieg über Hannibal die Vereinigung der beiden syrischen Flotten verhinderte.

Da der für's Jahr 190 gewählte Consul Lucius Cornelius Scipio weder als Staatsmann noch als Soldat bedeutend war, so erbot sich sein Bruder Publius, der Besieger Hannibal's, ihn als Legat zu begleiten (vgl. S. 538). Scipio wählte, man weiß nicht aus welchen Gründen, nicht den Seeweg quer durch das Aegäische Meer, sondern den langen und schwierigen Landweg durch Thessalien, Macedonien und Thracien und erreichte erst im 8. Monate seit dem Aufbruche des Heeres den Hellespont. Nach dem Uebergange über die Meerenge kam es im Spätherbste 190 zu der denkwürdigen Schlacht bei Magnesia am Berge Sipylus, wo Antiochus die bunte Masse seiner asiatischen Contingente und verschiedenen Söldnerhaufen, im Ganzen 70,000 Mann (darunter nicht weniger als 12,000 Reiter) aufgestellt hatte (gegen 30,000 Römer), dazu auf beiden Flanken Elephanten und vor der ganzen Linie Sichelwagen. Es war, wie zur Zeit der persischen Kriege ein Kampf zwischen dem entnervten Orient und dem emporstrebenden Westlande, und wiederum wurde die todte Masse durch lebendige Kraft überwunden. Die Beschreibungen, welche Livius und Appianus aus der verloren gegangenen Erzählung des Polybius erhalten haben, lassen den Hergang der Schlacht mehr ahnen als deutlich erkennen. Es scheint, daß das syrische Heer von einer Panik ergriffen wurde, als die nutzlosen Sichelwagen, von pergamenischen Schützen angegriffen, in Unordnung geriethen, und in ihrer Flucht die hinter ihnen stehenden Reihen durchbrachen, 50,000 (?) Fußkämpfer und 3000 Reiter sollen an jenem Tage

erschlagen worden sein und fast ohne Kampf, denn von den Römern fielen wenig mehr als 300 Mann, von den Pergamenern nur 25! Die Niederwerfung des großen Königs von Asien kostete noch weniger als die Besiegung Philipp's bei Kynoskephalä und sie war noch viel vollständiger. Publius Cornelius Scipio war vor der Schlacht erkrankt und mußte den Ruhm des Sieges seinem unfähigen Bruder oder vielmehr dessen militairischem Rathgeber Cn. Domitius überlassen, aber der Feldzugsplan war ohne Zweifel sein Werk.

Während die römische Armee ihre Winterquartiere in Ephesus, Sardes u. s. w. bezog, gingen Gesandte von Antiochus, Eumenes von Pergamum, den Rhodiern und fast allen Städten Kleinasiens nach Rom, um hier, am Mittelpunkte des politischen Lebens der Welt, jeder für sich die günstigsten Bedingungen zu erwirken. Eumenes, der König des kleinen Reiches Pergamum, hatte die Rolle gespielt, die Hiero II. und später Masinissa zugefallen war. Er hatte treu zu Rom gehalten und zur Besiegung Philipp's III. wie Antiochus' III. wesentlich beigetragen. Rhodus war in ähnlicher Lage. Eumenes hoffte, die griechischen Städte in Kleinasien, die jetzt von syrischer Herrschaft frei wurden, für sich zu erhalten, Rhodus aber sah in der Unabhängigkeit derselben nicht nur eine Bedingung für die Blüte seines eigenen Handels, sondern auch eine Sicherheit für sich selbst. Da Rom sich zum Schutzherrn und Befreier der Griechen aufgeworfen hatte, so mußte Eumenes sich damit begnügen, aus einem kaum anerkannten Dynasten zum mächtigsten Fürsten Kleinasiens und zum Nebenbuhler des Königs von Syrien sich erhoben zu sehen. Denn der große Machtverlust, mit welchem Antiochus seine verwegene Politik bezahlte, indem er Asien diesseits des Taurus abtreten (außerdem seine Kriegselephanten und seine Flotte bis auf 10 Schiffe ausliefern) mußte, wurde hauptsächlich benutzt zur Vergrößerung des Pergamenischen Reiches. Eumenes erhielt nämlich die syrischen Besitzungen auf dem thracischen Chersones und in Kleinasien alles Land bis an den Halys und den Taurus, mit Ausnahme der freibleibenden griechischen Städte, der Besitzungen des Prusias von Bithynien und der den Rhodiern zugetheilten Besitzungen in Lycien und Karien. So konnte das Pergamenische Reich die römischen Interessen auf der einen Seite gegen Syrien, auf der andern Seite gegen Macedonien wahren; doch war zugleich dafür gesorgt, daß es aus dieser Stellung der Dienstbarkeit nicht leicht herauskommen und zu selbständig werden konnte. Denn neben den beiden großen Nachbarreichen, Macedonien und Syrien, ließ Rom noch eine Anzahl kleinerer Staaten (Bithynien, Cappadocien, beide Armenien, den Raubstaat der Galater) in Asien bestehen, und viele blühende Handelsstädte in seiner Nachbarschaft erhielten ihre Freiheit.

148. Der dritte macedonische Krieg.

(Nach Gust. Friedr. Hertzberg, die Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer, bearbeitet vom Herausgeber.)

Dem römischen Senate war es nicht entgangen, daß König Philipp III. von Macedonien deßhalb Rom im syrischen Kriege unterstützt hatte, weil er so einen guten Theil seiner alten Macht wieder zu gewinnen hoffte. Daher suchte der Senat den tapfern Bundesgenossen um alle Früchte seiner Anstrengungen zu bringen, und als es bald nach dem Kriege zu Streitigkeiten zwischen Philipp und den Kleinstaaten in Nordgriechenland kam, warfen sich die Römer als Schiedsrichter auf, natürlich zum Nachtheile Philipp's, der nicht nur seine neuen Besitzungen in Thessalien, sondern auch die dem Antiochus entrissenen thracischen Seestädte verlieren sollte. So war der tief verletzte König wieder zum bittersten Feinde der Römer geworden und rüstete mit aller Energie zum Kriege mit Rom. Doch starb er 179 und vererbte seinen Haß und den neuen Krieg gegen Rom auf seinen ältesten Sohn, Perseus.

Perseus war ein gewandter Staatsmann, der es mit Erfolg verstand, nicht allein die Machthaber des Ostens (mit Ausnahme des Königs Eumenes II.) in sein Interesse zu ziehen, sondern auch die nationale Partei überall in Griechenland davon zu überzeugen, daß ein starkes Macedonien nicht mehr eine Gefahr, sondern das natürliche Bollwerk der griechischen Unabhängigkeit sei, gegenüber dem jede selbständige Regung überwachenden Einfluß der römischen „Befreier". Man neigte immer mehr zu den stammverwandten Macedoniern hin, mit denen Griechenland durch eine fast zweihundertjährige Geschichte so nahe verbunden war. Im J. 172 erschien Eumenes selbst in Rom und entwarf dem Senate ein grelles Bild von den militärischen und diplomatischen Rüstungen des Perseus. Alsbald ging eine römische Gesandtschaft nach Macedonien und kündigte dem Perseus, der eine stolze Haltung annahm, die Freundschaft auf; römische Agenten wußten die antirömische Partei allenthalben so einzuschüchtern, daß der im entscheidenden Augenblicke unentschlossene Perseus sofort fast vollständig isolirt war.

Als der Krieg unvermeidlich schien, rückte Perseus mit seinem trefflich geschulten Heere (43,000 Mann) in Thessalien ein. Da zeigte sich nur zu bald, daß er von der kriegerischen Begabung seines Vaters, überhaupt der Antigoniden, so gut wie nichts besaß und, wenn auch ein tüchtiger Soldat, die Leitung eines Feldzuges in größerem Maßstabe keineswegs verstand. So ließ er den in Illyrien gelandeten und nach Thessalien vorgedrungenen römischen Consul P. Licinius Crassus sich ungestört durch pergamenische und griechische Hülfstruppen verstärken, wagte dann erst die römische Stellung am Flusse Peneus anzugreifen, und als er über den unfähigen Consul gesiegt hatte, benutzte er den Sieg so wenig, daß er dem geschlagenen Licinius

Frieden unter denselben Bedingungen anbot, unter denen einst Philipp III. mit dem Sieger von Kynoskephalä abgeschlossen hatte. Die Nachricht von der Niederlage der Römer erzeugte in Griechenland überall eine solche Aufregung, daß ein neuer Sieg der Macedonier leicht einen allgemeinen Aufstand im Rücken der Römer hervorgerufen hätte. Aber Perseus beharrte bei seiner zaghaften Kriegsführung und beschränkte sich auf die Vertheidigung Macedoniens, während die Römer gegen eine Menge befreundeter griechischer Gemeinden in Europa und Asien die willkürlichsten Erpressungen und die schwersten Gewaltthätigkeiten sich erlaubten, wodurch die meisten Epiroten auf die macedonische Seite übertraten. Als nun weder der folgende Consul A. Hostilius Mancinus, noch dessen Nachfolger Q. Marcius mit ihren völlig demoralisirten Truppen nur das Geringste ausrichteten, sandte Rom endlich 168 den L. Aemilius Paullus nach Macedonien, einen Mann von altrömischer Tüchtigkeit, hellenisch gebildet, wie nur immer der große Scipio und Flamininus, der damaligen Nobilität und ihrer Corruption wie ihrer Politik abgewandt. Dieser stellte die Kriegszucht in der römischen Armee her, lockte den Perseus aus seiner defensiven Stellung (am Enipeus) heraus und vernichtete in der einstündigen Schlacht bei Pydna (22. Juni 168) die Kraft und Blüte der macedonischen Nation (20,000 fielen, 5000 wurden gefangen), deren Heldensöhne unter Alexander die Welt des Morgenlandes den Völkern des Abendlandes erschlossen hatten. Perseus selbst, der nicht eine Spur von jener würdevollen Haltung zeigte, die seinen Vater Philipp gerade im Unglücke geziert hatte, wurde auf der Flucht in Samothrake gefangen genommen, der Rest seines Heeres und die macedonischen Städte wagten weiter keinen Widerstand für ihren feigen, geizigen Herrscher.

Macedonien wurde damals noch nicht den unmittelbaren Besitzungen der römischen Republik angereiht, sondern sollte noch immer „frei und selbständig" bleiben, aber „unschädlich" gemacht werden. Daher zerschnitt die römische Politik den seit Philipp's II. Zeit zu fester Einheit verwachsenen Staat in 4 selbständige Cantone (Amphipolis im Osten, Thessalonice in der Mitte nebst Chalcidice, Pella im Südwesten und Pelagonia im Norden und Nordwesten), jeder mit einer republikanisch-föderativen Verfassung und jährlich von den Gemeinden gewählten Beamten, jedoch alle gegen einander so systematisch abgeschlossen, daß sogar Handelsverkehr und eheliche Verbindungen zwischen den Bewohnern verschiedener Cantone verboten waren. Nur an der nördlichen und östlichen Grenze durfte zur Abwehr barbarischer Einfälle eine bewaffnete Miliz und eine Festungslinie bestehen; sonst wurde das Land entwaffnet. Die Hälfte der bisherigen Grundsteuer, eine Summe von 100 Talenten, mußte nunmehr jährlich nach Rom gezahlt werden. Aus dieser neuen „Freiheit" Macedoniens entwickelten sich binnen Kurzem Zustände, welche den Macedoniern die (nach 20 J. erfolgende) schließliche Umwandlung in eine römische Provinz als Wohlthat erscheinen ließen.

Ein ähnliches Schicksal erlitten die illyrischen Stämme, deren Häuptling Gentius von Scodra in dem letzten Kriegsjahre zu Perseus übergetreten, aber von dem Prätor L. Anicius noch vor der Schlacht bei Pydna niedergeworfen worden war. Land und Volk wurde ebenfalls in verschiedene Cantone zerlegt und mit einer zweideutigen „Freiheit" beschenkt.

Am schwersten aber büßte die macedonische Partei in Epirus, welche die Römer durch ihre schnelle Unterwerfung nach der Schlacht bei Pydna besänftigt zu haben glaubte. Um ein abschreckendes Exempel für die ganze griechische Nationalpartei zu geben und zugleich die unersättliche Plünderungswuth der römischen Soldatesca zu befriedigen, mußte Aemilius Paullus, auf speciellen Befehl des römischen Senates, sämmtliche Städte von Epirus, die zu Perseus übergetreten waren, 70 an der Zahl, einer schauderhaften Plünderung unterwerfen, ihre Mauern niederreißen lassen und 150,000 Einwohner als Sclaven verkaufen.

In ganz Griechenland ward eine umfassende Gesinnungs-Inquisition angestellt und alle namhafte Männer, welche durch die Führer der römischen Partei als gefährliche Gegner Roms oder als Anhänger des Perseus denuncirt wurden, sollten zur Untersuchung nach Rom abgeführt werden. Selbst stillschweigende Sympathie für Perseus oder eine strenge Neutralität galt für nicht viel besser als offene Feindseligkeit; so wurden 1000 angesehene Achäer von der Nationalpartei (unter diesen auch der Geschichtschreiber Polybius), deren Namen der Römerfreund Kallikrates und sein würdiger Genosse Andronidas aufzeichneten, aufgefordert nach Rom zu gehen und sich dort zu verantworten. In Rom aber war von der angekündigten Untersuchung gar keine Rede; die Unglücklichen wurden in den Städten Etruriens „internirt" und jeder, der einen Fluchtversuch wagte, mit dem Tode bestraft. Perseus selbst mit seinen Kindern mußte den dreitägigen überaus prächtigen Triumph des Aemilius Paullus schmücken, der die Vernichtung der Monarchie Alexander des Großen veranschaulichte. Er hatte flehentlich gebeten, daß ihm diese Schmach erspart würde, aber selbst der milde Aemilius gab ihm, wie berichtet wird, die vorwurfsvolle Antwort: „Es stand und steht bei Dir, Dich zu befreien". Zum Selbstmorde hatte indessen der König von Macedonien nicht das Herz und er erkaufte die paar Jahre elenden Kerkerlebens (in dem marsischen Städtchen Alba am Fuciner-See), die ihm noch blieben, um eine Erniedrigung, die jeden Todesschmerz an Bitterkeit übertraf.*)

---

*) Der Schluß nach W. Ihne, römische Geschichte.

149. Macedoniens und Griechenlands Untergang.

(Nach Wilh. Ihne, römische Geschichte, bearbeitet vom Herausgeber.)

Vielleicht wäre es schon bald nach Perseus' Sturz in Macedonien zu einem Aufstande gekommen, wenn das Land nicht zu sehr erschöpft und seiner natürlichen Führer durch Verbannung aller angesehenen Männer beraubt gewesen wäre. Endlich 19 Jahre nach der Schlacht bei Pydna trat ein Abenteurer, Namens Andriscus, der Sohn eines Walkers, auf, gab sich für den (eben verstorbenen) Sohn des Perseus, Philipp, aus und setzte sich an der Spitze einer Schaar von Thraciern in den Besitz von Macedonien, wo ihm von allen Seiten Anhänger zuströmten. Auch zeigte er sich der Ehre nicht unwerth, nach welcher er verwegen die Hand ausstreckte. Denn er brachte den Römern eine vollständige Niederlage bei, in welcher der Prätor Juventius mit einem großen Theile des Heeres umkam. Der macedonische Aufstand fing an, ein Krieg zu werden, gerade zu der Zeit, wo Rom auch vor Carthago und in Spanien einem ungeahnten Aufschwung nationaler Kraft begegnete. Desto glücklicher war die Wahl des Prätors Q. Cäcilius Metellus, welcher mit einem consularischen Heere den Krieg innerhalb eines Jahres (148) beendete, den Andriscus durch Verrath eines thracischen Fürsten ausgeliefert erhielt und das bis zum Adriatischen Meere erweiterte Macedonien zur römischen Provinz machte.

Der achäische Bund war nach der Wegführung von etwa 1000 seiner besten Bürger (s. S. 548) ganz in die Gewalt derjenigen Partei gerathen, welche unter Leitung des Kallikrates keinen andern Grundsatz in ihrer Politik befolgte, als in allen Dingen dem römischen Senate sich gefügig zu zeigen. Vergebens bat man durch wiederholte Gesandtschaften nach Rom, der Senat möge geruhen, die Weggeführten vor ein Gericht zu stellen, damit wenigstens die in ihr Vaterland zurückkehren könnten, gegen welche kein Grund der Klage vorläge. Erst im J. 150 gewann der Einfluß des Polybius (welcher Lehrer und Freund der jungen Söhne des Aemilius Paullus geworden war) die Fürsprache des alten Cato Censorius, der nicht aus Mitleid oder Großmuth, sondern aus Ueberdruß an dem ewigen Petitioniren dem Senate zuredete, sich nicht länger die Zeit zu verderben mit Debatten über die Frage, ob einige welke Greise in Italien oder in ihrer Heimat zu Grabe getragen werden sollten. In der That waren von den 1000 Männern, die vor 17 Jahren deportirt worden, nur noch 300 am Leben. Diese kehrten mit einem unauslöschlichen Hasse gegen Rom in ihre Heimat zurück, und einer derselben, Diäus, welcher fürs Jahr 149 zum Bundeshauptmann der Achäer ernannt wurde, erneuerte die alten Streitigkeiten mit Sparta wegen der Grenze und wegen der Befugnisse des Bundes, weßhalb Sparta die Hülfe der Römer

anrief. Diese decretirten (147) den Austritt von Sparta, Korinth, Argos, Orchomenus und Heraklea aus dem Bunde.

Desto leichter wurde es dem fürs J. 146 zum Bundesfeldherren ernannten Demagogen Kritolaus, das Volk zum Siege, zunächst gegen Sparta, zu fanatisiren. Da aber Sparta schon im vorigen Jahre vollständig gedemüthigt worden war, so zog Kritolaus mit seinen Truppen nach Norden, um zunächst die in Folge der römischen Aufforderung abgefallene Bundesstadt Heraklea am Oeta wieder zu unterwerfen, wahrscheinlich aber auch, um dem Cäcilius Metellus, der in Macedonien stand, die Spitze zu bieten und das nördliche Griechenland in den Kampf hineinzuziehen. Als aber die Kunde vom Anmarsche des römischen Heeres erscholl, zog er sich in größter Ueberstürzung aus seiner günstigen Stellung bei den Thermopylen nach Lokris zurück, wurde bei Scarphea am malischen Meerbusen geschlagen und verschwand selbst in der Schlacht. Metellus, der den Krieg zu beendigen wünschte, ehe der Consul Mummius ihn ablösen würde, forderte die Achäer auf, jetzt endlich sich den Bedingungen des Senates zu unterwerfen, und war geneigt, die Besiegten milde zu behandeln. Allein Diäus wurde nach dem Tode des Kritolaus wieder Bundesfeldherr und rüstete sofort zum äußersten Widerstand. Er bot alle Waffenfähigen auf, ergänzte die Lücken im Heere durch freigelassene Sclaven und hielt die Friedensfreunde durch den schrecklichsten Terrorismus nieder. Auf dem Isthmus bei Leukopetra traf das eilends zusammengeraffte Heer der Achäer mit seinen 12,000 Sclavenrecruten auf den inzwischen angekommenen Consul Lucius Mummius im Herbste 146; die Reiterei stob beim ersten Angriff der weit stärkern römischen auseinander, das Fußvolk entlief nach kurzem Widerstande in die Heimat; auch Diäus floh nach seiner Vaterstadt Megalopolis und nahm Gift, seine Landsleute ihrem Schicksal überlassend. Er scheint keinen Versuch gemacht zu haben, sich mit dem Reste seiner Truppen nach Korinth zu werfen und diese feste Stadt zu halten, wodurch der griechische Todeskampf dem carthagischen ähnlich geworden wäre. Mummius fand die Stadt fast von der ganzen Bevölkerung verlassen, ja, die Thore offen, so daß er, einen Hinterhalt fürchtend, zwei Tage zögerte, ehe er in die Stadt eindrang, wie die Gallier einst vor den Mauern Roms gezaudert hatten. Die Stadt wurde rein ausgeplündert und dann, auf bestimmten Befehl von Rom, den Flammen Preis gegeben; was nicht weggeschleppt werden konnte, vernichtet, Vieles verschleudert oder aus Unkenntniß verdorben. Wie wenig Mummius von den Kunstwerken verstand, gab er dadurch zu erkennen, daß er die Schiffer, welche den Transport besorgten, verpflichtete, jedes verlorne oder verdorbene Kunstwerk neu machen zu lassen. Polybius hatte noch Gelegenheit, das schwere Unglück seines Vaterlandes, das er nicht hatte abwenden können, einigermaßen zu mildern, indem er von den Römern mit der Regelung der gestörten politischen Ordnung in den einzelnen Staaten betraut wurde. Eine

besondere Provinz unter dem Namen Achaja wurde Griechenland erst unter Augustus, bis dahin genoß es eine gewisse Unabhängigkeit, die Gemeinden hatten eine vollständige Selbstverwaltung unter der Oberaufsicht des römischen Statthalters von Macedonien; nur die Souverainetät, das Recht des Kriegs und Friedens war ihnen genommen, und für den militärischen Schutz, den ihnen Rom angedeihen ließ, zahlten sie einen Tribut.

---

150. M. Porcius Cato Censorius.

(Nach Oscar Jäger, Darstellungen aus der römischen Geschichte, bearbeitet vom Herausgeber.)

Keine hervorragende Großthat, kein schicksalsvoller Sieg, keine bahnbrechende gesetzgeberische Neuerung knüpft sich an Cato's Andenken. Der Sohn eines plebejischen Hauses von mäßigem Wohlstand, verlebt er seine Jugend in der Stille einer latinischen Landstadt (Tusculum), einer sabinischen Gutswirthschaft, tritt, als das Gesetz und die Stunde der Gefahr ihn ruft, ins Heer ein, wie tausend Andere; in zahlreichen Gefechten stellt er seinen Mann, dient im Stabe des alten Fabius und macht sich bei wichtigen Entscheidungen bemerklich. Er wird Quästor (204), plebejischer Aedil (199), Prätor (198) und erlangt, getragen vom Einfluß der altrömischen Adelspartei, noch im jüngern Mannesalter, das Consulat (195). Ein Triumph belohnte seine glückliche, aber kurze kriegerische Laufbahn im diesseitigen Spanien. Noch einmal greift er zum Schwerte, als durch die Betheiligung Hannibal's der Krieg gegen Antiochus einen Augenblick ein bedrohliches Ansehen gewinnt; auch hier, an der berühmten Stätte von Thermopylä, besteht er mit Ehren (191). Nach Rom zurückgekehrt, kämpft er von jetzt an ausschließlich auf dem Forum und in der Curie. Um von wirksamer Stelle aus die Gefahren zu bekämpfen, mit welchen das aus dem Osten zurückkehrende Heer und dessen siegreiche Führer das römische Leben bedrohen, bewirbt er sich um die Censur; aber die Intrigue der Gegner bereitet ihm eine empfindliche Niederlage (189). Sie entmuthigt ihn nicht: in der gewaltigen politischen Fehde des Scipionenprocesses macht er sich seinen Gegnern aufs Neue furchtbar, und die Aufregung, welche der bacchische Geheimbund in ganz Italien hervorruft (186), trägt ihn, dem Widerstande der Aristokratie zum Trotz, in seinem 50. Jahre auf die Höhe seines staatsmännischen Lebens. Mit seinem Gesinnungsgenossen und Freunde Valerius Flaccus verwaltet er die Censur (184), um von jetzt an in unbestrittenem Ansehen in allen wichtigen Angelegenheiten der Nation unter den Ersten seine Stimme geltend zu machen. Kein wichtiges Gesetz kommt zu Stande, ohne daß er es mit einer Rede beleuchtet hätte; in der innern wie in der äußern Politik ist sein Einfluß

mächtig und häufig maßgebend. Eine Gesandtschaft aus Spanien ruft ihn, zugleich mit Aemilius Paullus, für die Sache der geschädigten Bundesgenossen und der römischen Nationalehre in die Schranken (171), und als nach Besiegung des letzten macedonischen Königs die wichtige Frage sich erhebt, was mit dem eroberten Königreich geschehen soll, bestimmt sein Ansehen die neue Einrichtung, welche der Sieger von Pydna dem Lande geben soll (167). Von allen Seiten kommen die glückwünschenden Gesandten nach Rom; mit Groll und Mißtrauen sieht der alternde Mann den steigenden Einfluß des fremdländischen Wesens; die Schmeicheleien der Könige und die Redekünste der Philosophen finden in ihm einen unerbittlichen Gegner. Aber auf der andern Seite schützte er doch die Rhodier mit billigem Sinn gegen muthwillige Rachgier (167), und hilft den Resten der achäischen Verbannten zu einem Grabe auf heimischer Erde (151). Noch einmal entscheidet sein Wort in einer großen Staatsfrage, indem er, durch seine Jugenderinnerungen verleitet, die Politik der Städtezerstörungen durch den beklagenswerthen Beschluß gegen Carthago inaugurirt. Seine letzte Rede in seinem Todesjahre (149) aber bildet einen würdigern Schluß seines staatsmännischen Lebens, indem sie gegen die ehrlose Mißhandlung eines unterworfenen Volkes (der Lusitaner) durch einen gewissenlosen Prätor (Servilius Sulpicius Galba) gerichtet war und Zeugniß ablegte von dem ehrenhaften und gerechten Sinne, der, zuweilen durch Haß und Irrthum verdunkelt, ihn doch überall leitete, wo ihn seine öffentliche Pflicht auf die Rednerbühne rief.

So war das Leben eines Mannes, der, was er wurde, nur sich selbst verdankte. In harter, ausdauernder Arbeit, von keinem mächtigen Familieneinfluß, keiner ererbten Volksgunst, keinem außergewöhnlichen Glücksfall getragen, erklomm er die Stufenleiter der Ehren, welche eifersüchtigen Mitbewerbern und den schwer zu berechnenden Stimmungen und Launen einer von mancherlei Einflüssen abhängigen Bürgerschaft abgerungen werden mußten. Nur indem er, was Viele leisteten, und was Gesetz und nationale Pflicht von Allen verlangte, in hervorragender Weise that und leistete, gelang es ihm, sich über die meisten seiner Zeitgenossen hinwegzuschwingen.

Was ihn aber mehr, als irgend einen andern römischen Mann der ältern Zeit bei seinem Volke unsterblich machte, das war, daß er frühzeitig für sein Leben und Wirken eine Idee, ein Princip fand, und dieses Princip nun in herber Strenge, mit unbeugsamer Folgerichtigkeit aussprach und mit seiner Persönlichkeit identificirte. Das altrömische Wesen mit seiner einfachen Züchtigkeit, seiner eben in ihrer Beschränktheit gewaltigen Naturkraft, seiner unbedingten Hingebung an den Staat, mit der ganzen Summe seiner Tugenden und Fehler, gewann in ihm einen vorbildlichen und in seiner Art vollkommenen Ausdruck. Dieses Princip bestimmte seine äußere Erscheinung und gab den harten Zügen, dem eisernen Körper, der rauhen Stimme das Imposante und Gewaltige, welches der einzelne Mann nur

dem in ihm waltenden allgemeinen Gedanken verdankt; es erfüllte sein öffentliches Leben, wo er keine Gelegenheit vorübergehen ließ, in jeder Form gegen die neue Weise zu protestiren; und auch sein häuliches Leben war wie geflissentlich dazu eingerichtet, denselben Gegensatz aufs grellste hervortreten zu lassen und die von der väterlichen Sitte Abtrünnigen zu beschämen. Um den neuen Geist mit denselben Waffen zu bekämpfen, welchen derselbe seine größten Erfolge verdankte, griff diese harte Bauernfaust noch im vorgerückten Alter zur Feder und unternahm das kühne Wagniß, das altitalische Wesen in vollbewußtem Gegensatz gegen das Griechenthum auch litterarisch zu gestalten. Er hat es wenigstens in originaler Weise ausgeprägt und den späteren Geschlechtern gegenwärtig gehalten, wenn er auch den Siegeszug der griechischen Geisteswerke damit nicht hemmen konnte.

Je mehr das römische Leben unter dem Einflusse der Kräfte, in deren Bekämpfung Cato seine Lebensaufgabe gesehen hatte, sich von demjenigen der Catonischen Zeit entfernte, je häufiger in der Folge die Beispiele rücksichtslosen und gewaltthätigen Ehrgeizes unter den Großen, eigennütziger Schwäche unter den Mittelmäßigen, verächtlicher Gesinnungslosigkeit unter der Menge wurden, desto mehr war man geneigt, jene alten Zeiten zu erheben, in denen noch ein einfaches, ungebrochenes Dasein möglich war und den Mann zu idealisiren und als den vor Andern „Weisen" zu rühmen, in dem man mit Recht den vollkräftigen Ausdruck dieses ungebrochenen, einfachen Lebens erkennt. Cicero's Schriften sind voll der begeisterten Bewunderung für denselben, und er setzt einem seiner Werke den gefeierten Namen Cato's als Titel vor, den wetterharten Kriegs- und Staatsmann in einen gemüthvollen Philosophen verwandelnd, der milde Greisenweisheit über die Vorzüge und Tröstungen des hohen Alters einer jüngern Generation, die zu ihm emporschaut, verkündet. Auch kein Späterer geht leicht ohne ein ehrendes Beiwort an seinem Namen vorüber: Horaz, dessen feiner Geschmack sich von der altrömischen Litteratur nur wenig angesprochen fühlte, spricht doch mit Ehrfurcht von Cato's „göttlicher Weisheit"; Virgil (Aen. VIII., 666 ff.) läßt ihn in seinem Schattenreiche unter den reinen Seelen als Richter walten, und noch der Rhetor Fronto im 2. Jhdrt. nach Chr. will, daß man diesem Manne in allen Städten Italiens Bildsäulen setzen solle. Ja, auch die neuere Zeit hat ihre Freude an einem Charakter, der die eigenthümliche herbe Größe einer gewaltigen Zeit rein und voll ausspricht, und scheint ihm das würdigste Denkmal gesetzt zu haben, indem sie unbeugsame Strenge und unbestechliche Pflichttreue im Dienste eines vaterländischen Gedankens als Catonischen Ernst und Catonische Strenge bezeichnet.

151. Der dritte punische Krieg.

(Nach Wilh. Böttiche r, Geschichte der Carthager, und K. W. Nitzsch, die Gracchen und ihre nächsten Vorgänger, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die absichtlich mit der größten Unbestimmtheit abgefaßten Artikel, welche im Friedensvertrage zwischen Rom und Carthago über Masinissa's Verhältnisse aufgestellt worden waren, erzeugten bald Grenzstreitigkeiten, die, von den Römern zu Gunsten Masinissa's entschieden, das carthagische Gebiet immer mehr beschränkten. Zunächst hatte Masinissa die reiche Gegend an der kleinen Syrte besetzt; nur die Städte (Emporia) zu erobern, war ihm nicht gelungen. Die zur Entscheidung des Streites nach Africa geschickten römischen Gesandten wußten es dahin zu bringen, daß Carthago nicht bloß das ganze Gebiet abtreten, sondern sogar noch 50 Talente zur Entschädigung für den während des Streites gehabten Nießbrauch zahlen mußte. Nicht lange darauf (172) bemächtigte sich Masinissa auch der Provinz Tysca. Die Carthager schickten Gesandte nach Rom und baten auf das dringendste, daß man ihnen entweder erlauben möchte, die Waffen gegen den raubsüchtigen Numidier zu ergreifen, oder endlich auf eine entscheidende Weise festsetze, was ihnen und was dem Masinissa gehören sollte. Man ließ eine geraume Zeit hingehen, ohne etwas zu entscheiden, bis man glauben konnte, daß Masinissa seine Absicht erreicht habe. Erst im J. 157 kam M. Porcius Cato nebst mehreren andern Gesandten und verlangte, daß beide Parteien ihm die Schlichtung des Streites überlassen möchten. So bereit Masinissa dazu war, so bestimmt erklärten sich die Carthager gegen ein so eigenmächtiges Verfahren, und beriefen sich auf den mit Scipio geschlossenen Friedensvertrag. Unverrichteter Sache kehrten die Gesandten zurück, aber Cato, sonst der Gerechte genannt, fühlte seinen Stolz so beleidigt, daß er von dieser Zeit an keinen andern Plan mit größerem Eifer verfolgte, als Carthago's Zerstörung. Mit lebendigen Farben schilderte er die neu aufblühende Macht der Carthager, die Größe, den Reichthum und die zahlreiche Bevölkerung ihrer Stadt; und um dem Senate, der lange seinem Gegner, Scipio Nasica, welcher zu Roms eigenem Heile die feindliche Republik zu erhalten rieth, mehr Gehör gab als ihm, die Nähe der Gefahr recht deutlich vor Augen zu halten, brachte er eines Tages carthagische Feigen in die Versammlung und sprach, da Alle die Größe und Frische der Früchte bewunderten: „So wisset, daß sie noch vor drei Tagen in Carthago waren!“ Nie aber verließ er den Senat, ohne die Worte ausgesprochen zu haben: „Ich bin der Meinung, Carthago müsse zerstört werden.“

Es bedurfte nur noch eines vielleicht von Cato's Partei selbst veranlaßten Aufstandes in Carthago, um den Krieg herbeizuführen, der mit dem Untergange des unglücklichen Staates endigen sollte. Das carthagische Volk vertrieb nämlich die numidisch Gesinnten aus der Stadt und verschwor sich,

sie nie wieder aufzunehmen. Sie flohen zu Masinissa und forderten ihn zur Rache auf. Dieser, jetzt ein Greis von 90 Jahren, aber immer noch voll jugendlicher Kraft, besiegte die Carthager unter Hasdrubal in einer blutigen Schlacht. Um die Schuld des Krieges gegen Masinissa von der Republik abzuwälzen, verurtheilte man Hasdrubal und Karthalo zum Tode, und schickte Abgeordnete nach Rom, welche theils den König von Numidien, als denjenigen, welcher zum Kriege gereizt habe, theils die beiden carthagischen Feldherren, als die eigenmächtigen Urheber der Feindseligkeiten, vor dem Senate anklagen sollten. Allein das Halbwahre dieser Entschuldigungen leuchtete zu sehr ein, als daß die allgemeine Stimmung gegen Carthago dadurch hätte verändert werden können, und Cato's ungestümer Eifer besiegte allen Widerstand des Scipio Nasica; so ward der Krieg beschlossen.

Auf einer Flotte von 150 Schiffen setzten die Consuln des J. 149, M'. Manilius Nepos und L. Marcius Censorinus, 80,000 Mann Fußvolk und 4000 Reiter, auserlesene Truppen, nach Sicilien über, um sich von Lilybäum nach Utica zu begeben. Sie hatten vom Senate insgeheim die Weisung erhalten, welche Wendung der Krieg auch nehmen möchte, nicht eher abzulassen, als bis Carthago zerstört wäre. Alsbald nach der Landung der Consuln erschienen vor ihnen carthagische Abgeordnete mit Klagen über das harte Geschick ihres Vaterlandes und flehentlichen Bitten um Schonung. Censorinus forderte, indem er mit empörender Bitterkeit erklärte, Carthago brauche ja, da es in Frieden leben solle, keine Waffen mehr, die Auslieferung alles Kriegsgeräthes und aller Schiffe. Hierauf wurden 200,000 vollständige Rüstungen, an 2000 Catapulte und eine unzählige Menge kleinerer Geschosse und Speere auf Wagen geladen und in Begleitung der Gesandten und der vornehmsten Priester und Senatoren in das römische Lager geführt. Entwaffnet, glaubte Carthago der Uebermacht seiner hartherzigen Feinde endlich der Opfer genug gebracht zu haben. Da sprach Censorinus mit düsterem Blicke: „Zu loben ist euer Gehorsam; doch vernehmet nun auch mit ruhiger Fassung die letzte Forderung des Senates. Verlaßt eure Vaterstadt, und baut euch an, wo ihr nur immer wollt in eurem Gebiete, doch 80 Stadien (2 Meilen) entfernt vom Meeresufer, Carthago soll vernichtet werden." Kaum hatte der Consul ausgeredet, als die anwesenden Bürger der dem Verderben geweihten Stadt in lautes Jammergeschrei ausbrachen, ein herzzerreißender Anblick, bei welchem selbst die Römer sich der Thränen des Mitleids nicht enthalten konnten.

Der carthagische Senat beschloß noch an demselben Tage den Krieg und gab allen Sclaven die Freiheit. Ohne Erfolg blieb eine Gesandtschaft an die Consuln mit der Bitte um einen Aufschub von 30 Tagen, während man Abgeordnete nach Rom schicken wollte, und so fing man an, sich mit einem Eifer, der vielleicht in der ganzen Geschichte beispiellos ist, zum letzten verzweiflungsvollen Kampfe für das Vaterland zu rüsten. Alle öffentlichen

Plätze und alle Tempel wurden in Werkstätten verwandelt, wo rastlos Tag und Nacht Männer und Weiber arbeiteten, Schilde, Speere, Schwerter, Catapultengeschosse und Catapulte, so viel sie konnten, verfertigten, und selbst ihr Haar gaben die Frauen her, um Seile daraus zu drehen, da es ihnen an anderem Stoffe dazu fehlte.

Noch zwei Jahre hielt sich die Stadt, weil ihr die Zufuhr zur See nicht abgeschnitten ward und Masinissa, der die Zerstörung Carthago's und die Entstehung einer römischen Provinz neben seinem Gebiete ungern sah, den Römern keine Hülfe leistete. Im Jahre 147 erhielt P. Cornelius Scipio, des Paullus Aemilius Sohn, und von P. Cornelius Scipio Africanus (major) als Enkel adoptirt, trotz des Widerspruches des Senates und obgleich er das gesetzliche Alter noch nicht erreicht hatte, vom Volke mit dem Consulate den Oberbefehl in Africa. Zunächst suchte er die unter seinen Vorgängern gänzlich verfallene Kriegszucht wieder herzustellen, da Ungehorsam gegen die Befehle der Feldherren, zügellose Raubsucht, welche oft Zwist über die Vertheilung der Beute zur Folge hatte, und ein üppiges und schwelgerisches Leben alle sittlichen Bande aufgelös't und alle Thatkraft gelähmt hatten. Nicht weniger durch strenge Maßregeln als durch sein eigenes Beispiel gelang es ihm, bald die altrömische Zucht und Ordnung wieder herzustellen. Unter fortwährenden Gefechten mit den Carthagern, deren bewaffnete Macht sich noch auf 30,000 Mann belief, wurde ein festes Lager aufgeworfen, nach der Stadtseite hin durch Gräben, Pallisaden und eine Mauer gedeckt, gegen das Festland durch Gräben und Pallisaden, und so der Stadt jede Zufuhr vom Lande her abgeschnitten. Um auch die Zufuhr vom Meere her zu sperren, beschloß Scipio, auch die Bai durch einen Damm zu schließen. Das Belagerungsheer arbeitete von Neuem Tag und Nacht, und der Damm ward vollendet, während die Carthager zu gleicher Zeit eine neue Mündung des Hafens gegraben hatten, aus der sie mit einer neu gebauten Flotte in See stachen. Zu ihrem Unglück versäumten sie es, die römische Flotte sogleich anzugreifen, und als sie drei Tage später ihr die Schlacht anboten, endigte sie zu ihrem Nachtheil.

Sobald der Frühling des Jahres 146 anbrach, fing Scipio an, die Burg Byrsa und den Hafen Cothon zu belagern. Während Hasdrubal, die Vertheidigung des Cothon aufgebend, die Gebäude am Hafen in Brand steckte, erstieg G. Lälius die Mauern der Hafenstadt, und die vor Hunger entkräfteten feindlichen Posten leisteten nur schwachen Widerstand. Scipio selbst griff Byrsa an, und hier hatte er noch einen harten Kampf zu bestehen. Drei Straßen, zwischen Reihen sechsstöckiger Häuser, führten vom Markte aus nach der Burg. Diese wurden mit der Wuth der Verzweiflung von den Bürgern der Stadt vertheidigt. Da gab Scipio den Befehl, die drei Straßen, welche bereis mit Todten und Sterbenden bedeckt waren, in Brand zu stecken, und Alle, welche das Schwert der Römer verschont hatte, besonders

Weiber, Kinder und Greise, stürzten mit den zusammenkrachenden Häusern in das Feuermeer hinab. Sechs fürchterliche Tage und Nächte dauerte das Werk der Zerstörung, indem die Truppen sich ablös'ten, um nicht durch beständige Anstrengung zu ermüden, während Scipio unabläſſig thätig war, überall selbst theilnehmend und leitend, bis er entkräftet niedersank und von der Höhe herab den Schauplatz der Verwüstung überblickte. Am siebenten Tage erschienen vor ihm Abgeordnete aus der Burg und baten um freien Abzug für die, welche Byrsa verlassen wollten; denn obgleich Hasdrubal noch an reichbesetzter Tafel schwelgte und die annehmlichen Bedingungen, welche ihm Scipio anbieten ließ, wenn er die Burg auslieferte, mit Verachtung zurückwies, so ließ doch der immer drückender werdende Mangel voraussehen, daß man sich nicht lange mehr würde halten können. Scipio gewährte ihnen die Bitte, nur die (900) Ueberläufer nahm er aus. Diese flohen mit Hasdrubal und dessen Familie in den Tempel des Aesculap. Hasdrubal vertheidigte sich mit seiner kleinen Schaar eine geraume Zeit, da der Tempel auf dem höchsten Felsengipfel lag. Als aber Hunger und fortwährende Anstrengung die Kräfte der Besatzung aufgerieben hatte, floh er heimlich aus dem Tempel, und flehte fußfällig den römischen Feldherrn um Gnade an. Scipio zeigte den Treulosen der verlassenen Schaar, welche, nach Ausstoßung fürchterlicher Schmähungen gegen den Despoten, den Tempel in Brand steckte. Als Hasdrubal's Gattin die Flamme erblickte, trat sie mit ihren beiden Kindern an die Zinne des Tempels, spottete mit bitterem Hohne ihres verrätherischen Gatten, tödtete darauf die Knaben und stürzte sich mit ihnen in die lodernde Glut.*)

Bei dem erschütternden Anblick der theils noch brennenden, theils in Trümmern und Schutthaufen vor ihm liegenden Stadt entströmten Thränen des Mitleids und jener heiligen Wehmuth, die jedes bessere Gemüth bei solcher Gelegenheit bewegt, den Augen des römischen Feldherrn, und der Vergänglichkeit aller irdischen Macht und Hoheit gedenkend, sprach er, den sinnenden Blick starr vor sich hingewandt: „Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt, Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs." (Homer, Ilias IV., 165.) Polybius, sein Freund, der, neben ihm stehend, fragte, welche Deutung er diesen Worten gebe, vernahm als Weissagung aus seinem Munde: den Untergang der Römerstadt.

Hierauf ward dem Heere Erlaubniß zur Plünderung dessen gegeben, was die Flamme verschont hatte; nur alles Gold, Silber und die Weih-

---

*) W. Ihne, römische Geschichte, III. S. 308, Anm. 2, hat einigen Zweifel an der Wahrheit dieses Theatereffectes und meint, Hasdrubal's Gattin mit ihren Kindern habe sich nicht freiwillig, sondern vielleicht nur als Geisel für die Treue Hasdrubal's in der Burg befunden, und als Hasdrubal heimlich entkam, sei sie und ihre Kinder aus Rache getödtet worden.

geschenke der Tempel wurden nach Rom geschickt. Unbeschreiblich war die Freude, welche die Nachricht von Carthago's Zerstörung in Rom verbreitete. Es wurden sogleich zehn Senatoren nach Africa geschickt, die in Gemeinschaft mit Scipio die Einrichtung der neuen Provinz Africa besorgen mußten, welche Jahrhunderte hindurch eine der Hauptstützen des römischen Weltreichs sein sollte.

---

152. Die Kriege in Spanien bis zum Falle von Numantia. Viriathus.

(Nach Wilh. Ihne, römische Geschichte, und Karl Peter, römische Geschichte, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Kriege, welche die Römer seit dem J. 200 in Spanien führten, waren eine Reihe von Schlachten, Ueberfällen und Kriegslisten, von Eroberungen und Niederlagen in buntestem Wechsel und fast ohne erkennbaren Zusammenhang. Zu einer Zeit erschien das Land beruhigt und friedlich, dann brach unvermuthet an irgend einem Punkte eine Empörung aus und ergriff weite Strecken, die längst gesichert schienen. Die Römer wurden gezwungen, von Zeit zu Zeit die Eroberung von Neuem zu beginnen. Spanien war von den Römern besonders dadurch gewonnen worden, daß sie sich als Befreier von dem verhaßten carthagischen Joche ankündigten, kein Wunder also, daß sie es jetzt so zu sagen noch einmal erobern mußten, als dieser Schein nach Vertreibung der Carthager von selbst verschwand und es sich ergab, daß die Römer an die Stelle der carthagischen ihre eigene, nicht minder drückende Herrschaft zu setzen beabsichtigten. Dazu kam, daß die Bewohner sich meistentheils durch Tapferkeit und kriegerischen Sinn auszeichneten und daß ihr Widerstand auch noch ganz besonders durch die Beschaffenheit des Landes unterstützt wurde. Aber trotz aller Tapferkeit vermochten die Spanier der römischen Kriegstüchtigkeit und Politik nicht zu widerstehen. Ihre inneren Feindschaften machten es den Römern leicht, Spanier gegen Spanier ins Feld zu führen, und die Eroberung des ganzen Landes wäre sicherlich schneller und stetiger fortgeschritten, wenn nicht die römischen Beamten durch Habgier, Härte und Grausamkeit die ergebenen Völkerschaften mißhandelt und fast zum Abfall gezwungen hätten.

Schon im J. 197 brach in dem diesseitigen Spanien ein Aufstand aus, der so vollständigen Erfolg hatte, daß nach der schweren Niederlage des Proconsuls C. Sempronius Tuditanus diese ganze Provinz für die Römer verloren ging. Deßhalb wurde im J. 195 der Consul M. Porcius Cato mit einem bedeutenden Heere dahin geschickt. Er mußte seine erste Schlacht gleich beim Eintritt in Spanien, an der äußersten nordöstlichen Grenze (bei

Emporiä) liefern und nach einem schwierigen, nicht unblutigen Siege sandte er in sämmtliche Städte der Provinz Boten mit dem Auftrage, überall an einem und demselben Tage den Befehl zu verkünden, daß die Mauern der Stadt niedergerissen werden sollten. Keine Stadt wußte von der andern, daß sie das gleiche Schicksal traf, eine jede mußte also, wenn sie dem Befehle nicht Folge leistete, eine besondere Strafe fürchten. Sonach thaten alle, was ihnen befohlen war, und hiermit war mit einem Male die Provinz wehrlos gemacht und der römischen Herrschaft wieder überliefert.

Von nun an war der Krieg in Spanien hauptsächlich gegen die Celtiberier gerichtet. Diese wohnten in der Nachbarschaft der diesseitigen Provinz, in dem heutigen Westaragonien und Ostcastilien und standen von jeher in dem Rufe kriegerischer Tüchtigkeit. Erst im J. 179 gelang es dem Prätor Tib. Sempronius Gracchus, dem Vater der beiden berühmten Volkstribunen, ihnen so bedeutende Verluste beizubringen (er soll nicht weniger als 300(?) Städte erobert haben), daß sie sich bereit zeigten, das Joch der römischen Herrschaft auf sich zu nehmen, und nun gewährte ihnen Gracchus einen so billigen und zweckmäßigen Vertrag (dem zufolge sie als römische Bundesgenossen die eventuelle Verpflichtung zur Stellung von Hülfstruppen oder zur Zahlung von Kriegssteuern für Roms militärischen Schutz übernahmen), daß der Friede mit ihnen 25 Jahre erhalten blieb und wahrscheinlich noch längern Bestand gehabt hätte, wenn die Römer sich mit der formellen Anerkennung ihrer Herrschaft begnügt und nicht durch eine zu strenge Deutung jenes Vertrags den Krieg wieder herausgefordert hätten. Auf den Vertrag fußend, wollten nämlich die Römer den Celtiberiern die Erweiterung einer ihrer Städte, Namens Segeda, nicht gestatten, obgleich jener Vertrag nur verbot, neue Städte zu bauen. Hierüber entstand im J. 154 ein neuer Krieg, der indeß nach schweren Verlusten der Römer von M. Claudius Marcellus wieder durch einen dem des Gracchus ähnlichen Vertrag beendigt wurde (151).

Der weitere Fortgang des Krieges knüpft sich hauptsächlich an das Volk der Lusitaner und an Viriathus. Die Lusitaner am untern Tago hatten schon öfters Streifzüge hauptsächlich nach dem fruchtbaren, unter römischer Herrschaft stehenden Bätica gemacht und waren dabei wiederholt mit den Römern zusammengetroffen, wobei sie theils geschlagen und der gemachten Beute beraubt worden waren, theils aber auch wiederum den Römern Verluste beigebracht hatten. Indessen wurde dem Kriege mit ihnen sein nachmaliger ernster Charakter erst durch eine verabscheuungswürdige That des Prätors Servilius Sulpicius Galba aufgeprägt. Dieser machte den bedrängten Lusitanern den verrätherischen Vorschlag, daß er ihnen fruchtbare, völlig ausreichende Wohnsitze anweisen wolle, da sie, wie er wohl einsehe, nur durch die Uebervölkerung ihres Landes zu den immer wieder erneuten Feindseligkeiten genöthigt würden. Die einfältigen Barbaren gingen darauf ein;

Galba theilte sie in drei Abtheilungen, bewog sie, ihre Waffen abzugeben, da sie ja als Freunde der Römer keine mehr brauchten und als dies geschehen war, ließ er sie von seinen Truppen umstellen und niedermachen. Nur ein kleiner Theil von ihnen rettete sich durch die Flucht, unter diesen aber Viriathus, der, obgleich nur ein Barbar und von niedrigster Herkunft, 8 Jahre hindurch den Heeren der stolzen Republik Trotz bot und unter den gefürchteten Feinden Roms einen hervorragenden Platz neben Hannibal und Mithridates behauptet.

Als Hirte wuchs er auf, und als Jäger bildete er sich zum Kriege. Eben so listig und verschlagen, wie tapfer, wußte er, bei dem ungeregelten Kampfe in den Bergen, die römischen Feldherren in die Gegenden zu locken, wo ihnen der Untergang bereitet war, oder sie da zu überfallen, wo sie sich sicher glaubten. Und so ungeschickt waren diese Männer, daß einer um den andern, wie sie sich jährlich im Commando folgten, in dieselbe Falle ging, wie Thiere, welche nichts von einander lernen.

Im Jahre 149 gab Viriathus die erste Probe seiner Befähigung zum Oberbefehl, indem er ein römisches Heer durch verstellte Flucht in einen Hinterhalt lockte und den Führer (Vetilius) sammt 4000 M. tödtete, ein spanisches Hülfsheer der Römer aber bis auf den letzten Mann vernichtete. Aehnliche Erfolge brachten die folgenden Jahre, bis die Römer 141 in einem Vertrage den Viriathus als Freund des römischen Volkes und die Lusitaner im freien, unabhängigen Besitze ihres Landes anerkannten. Aber der Friede dauerte nicht einmal kurze Zeit. Q. Servilius Cäpio, der Consul des folgenden Jahres (140), scheute sich nicht, gegen den Feind, den er im Felde nicht bezwingen konnte, Meuchelmörder zu dingen, und er fand sie unter den nächsten Freunden des Viriathus, die den kühnen Guerillaführer, gegen Geschenke und Versprechungen, im Schlafe in seinem Zelte überfielen und erdolchten. Die Lusitaner wurden entwaffnet, ihnen aber so viel Land überlassen, daß sie vom Ackerbau leben konnten und keine Versuchung hatten, ihr Räuberleben wieder anzufangen.

Nachdem der Krieg auf dem südlichen Schauplatze beendet war, dauerte er auf dem nördlichen noch ein Decennium fort. Zunächst hatten die Celtiberier, ermuthigt durch die Erfolge der Lusitaner, wieder zu den Waffen gegriffen. Sie wurden indeß von dem Consul Q. Cäcilius Metellus, dem Besieger des Andriscus, der deßhalb den Beinamen Macedonicus führte, bis auf Numantia, am obern Laufe des Durius (Duero), wieder unterworfen. Der nächste Nachfolger des Metellus, Q. Pompejus, ein guter Redner aber schlechter Feldherr, erlitt durch die Numantiner so bedeutende Verluste, daß er sich bewogen fand, einen für sie ehrenvollen und vortheilhaften Frieden mit ihnen abzuschließen. Die Römer erkannten aber denselben nicht an und schickten daher 139 den Consul M. Popilius Länas und 137 den Consul G. Hostilius Mancinus gegen die Numantiner. Beide richteten

aber nichts gegen sie aus; der letztere wurde wiederholt geschlagen und endlich sogar von den Numantinern völlig eingeschlossen, so daß sein ganzes Heer verloren gewesen wäre, wenn nicht der Quästor Tib. Sempronius Gracchus (s. Nr. 155) bei den Numantinern so viel Vertrauen gefunden hätte, um einen Vertrag mit ihnen zu Stande zu bringen, welcher das Heer gegen das Zugeständniß völliger Unabhängigkeit an die Numantiner aus seiner Einschließung befreite. Aber auch dieser Vertrag wurde eben so wenig wie der in den caudinischen Pässen abgeschlossene Vertrag anerkannt. Man lieferte auch jetzt wieder den Consul (Mancinus) an die Feinde aus und würde das Gleiche auch mit den übrigen höheren Officieren gethan haben, wenn es nicht das Volk aus besonderer Vorliebe für Gracchus verhindert hätte. So wurde also der Krieg wieder begonnen, aber in den nächsten Jahren noch immer mit eben so geringem Erfolge wie früher. Erst im Jahre 134, als P. Cornelius Scipio Aemilianus Africanus zum zweiten Male zum Consul und zum Oberbefehlshaber für den Krieg gewählt wurde, nahm er einen bessern Fortgang. Dieser führte nicht weniger als 60,000 Mann (unter diesen Gaius Marius und Masinissa's Enkel Jugurtha) gegen die Stadt, welche selbst nicht mehr als 8000 Waffenfähige zählte. Er mußte auch hier wieder, wie vor Carthago, mit Herstellung der verfallenen Zucht beginnen nnd die zuchtlose Rotte erst wieder zu Soldaten machen. Hierauf umgab er die Stadt mit doppeltem Wall und Graben und verhinderte die Zufuhr auch zu Wasser auf dem Duero dadurch, daß er oberhalb der Stadt Balken, die mit Klingen und Lanzenspitzen gespickt waren, an Seilen befestigt, im Flusse schwimmen ließ. Endlich im J. 133, nachdem die Numantiner alle erdenkbaren Qualen der fürchterlichsten Hungersnoth ausgestanden hatten, erklärten sie sich zur Uebergabe bereit. Doch gaben sich auch jetzt noch die Ueberlebenden zum großen Theile vor der Uebergabe gegenseitig den Tod. Von den Uebrigen wählte Scipio 50 aus, um sie im Triumph aufzuführen; der Rest wurde in die Sclaverei verkauft. Dann machte er die Stadt dem Erdboden gleich. Zwar hatte er dazu nicht den ausdrücklichen Befehl des Senates, wie dies bei Carthago der Fall war; aber er geizte nach dem Ruhme als der Zerstörer auch dieser Stadt genannt zu werden, die so lange den römischen Waffen widerstanden hatte. Dieser Ruhm ward ihm zu Theil: ihn verherrlichte neben dem Titel Africanus minor auch noch der Beiname Numantinus. Mit dem Falle Numantia's hörte jeder ernstliche Widerstand auf, nur in die asturischen Berge waren die römischen Legionen noch nicht gedrungen und dort blieb bis in Augustus' Zeit (19 v. Chr.) ein Rest der spanischen Völker unberührt vom römischen Joche.

---

153. Publ. Cornelius Scipio Aemilianus.

(Nach Franz Dorotheus Gerlach, historische Studien, bearbeitet vom Herausgeber.)

Scipio Aemilianus unterscheidet sich von den römischen Feldherren früherer Jahrhunderte wie seines Zeitalters dadurch, daß er ein höheres Geistesleben mit dem höchsten kriegerischen Ruhme zu vereinigen wußte. Er erkannte die Veredlung des sittlich-geistigen Lebens durch Aufnahme hellenischer Wissenschaft und Kunst als ein Bedürfniß der Zeit. Daher ehrte schon der stille, ernste, bescheidene Jüngling den weisen Lälius, wie ein Sohn den Vater, daher zollte er den Hellenen Polybius und Panätius ungeheuchelte Verehrung und wählte sie sich zu Führern und Vorbildern fürs Leben. Um den Bewunderer hellenischer Wissenschaft bildete sich ein Kreis edler Jünglinge, und die ersten Dichter jener Zeit, der feingebildete Terentius und besonders der geniale Volksdichter Lucilius, der Schöpfer der neuen Satura, waren ihm eng verbunden.

Glänzender noch ist seine kriegerische Laufbahn. Den kühnen Heldengeist des 16jährigen Jünglings hatte die Schlacht bei Pydna offenbart, wo die Kampflust ihn so ins Getümmel riß, daß er erst in später Nacht zu dem bestürzten Vater wiederkehrte. Aber sein Beruf zum Feldherrn ward zuerst im spanischen Kriege kund. Als in diesem mörderischen Kampfe alljährlich die Blüte der römischen Jugend geopfert wurde und allgemeine Zaghaftigkeit die Bürger gefesselt hielt, da hat Scipio den Consul als Legat nach Spanien begleitet, hat unter die Feinde Furcht und Schrecken gebracht, den Seinen aber das vorige Vertrauen und Sieg zurückgegeben. Wo die Gefahr gebot, kämpfte er zuvorderst in den Reihen; ein Mann von feinem Gliederbaue und mäßiger Leibesgröße, hat er den Zweikampf mit einem spanischen Fürsten von ungeheurer Körperkraft mit glänzendem Erfolge bestanden und im Angesichte beider Heere seinen Gegner überwunden. Beim Sturm auf Intercatia war er der Erste auf den Zinnen, so daß er die Mauerkrone sich errang. Die ungeschwächte Kraft der Jugend, gestählt durch Mäßigkeit und unablässige Uebung, ein seltenes Vertrauen in die bewußte Kraft und besonnener Muth im heißen Schlachtgewühl, sie wirkten wie ein Zauber auf das Heer, und einen Feldzug, mit düsteren Ahnungen und bangem Vorgefühl begonnen, krönte Ruhm und Sieg.

Hatte Scipio in Spanien durch Muth und Tapferkeit den Muth des Heeres entflammt, so hat er vor Carthago nicht minder durch seinen Seherblick hervorgeleuchtet. Der Weiseste im Rathe, der Erste und Letzte in der Schlacht, hat er, nur mit dem Range eines Kriegsobersten bekleidet, die Augen des ganzen Heeres auf sich gerichtet. Wenn Andere tollkühn und mit der Hoffnung eines leichten Sieges sich in Gefahren stürzten, da erschien er, wie weiland Fabius Maximus, als ein unverhoffter Retter in der Noth,

und Tausende von römischen Bürgern hat seine Einsicht dem Vaterlande erhalten, unzählige, die von allen aufgegeben waren, hat sein Heldenmuth errettet. Auch die Feinde ehrten sein edles, ritterliches Wesen, die wunderbare Hoheit seines Blickes, die feste Treue am gegebenen Wort. Im römischen Heere aber ehrten Alle an Scipio eine wunderbare Kraft, die das Gedächtniß des Aemilius Paullus und des großen Scipio erneute, und stürmisch wurde vom Senat gefordert, daß Scipio als Consul des Heeres Führer werde. Selbst der alte Cato, zum Tadel mehr als zum Lobe der Cornelier geneigt, erkannte in dem Jüngling die angestammte Heldenkraft der Väter und sprach: „Einsicht wohnet bei ihm, gleich Schatten schwanken die Anderen".

Wie trotz des heftigen Widerspruchs im Senat des Heeres Stimme zum Gesetz erhoben ward, wie Scipio mit wunderbarer Einsicht, Klugheit und Beharrlichkeit das Werk der Zerstörung zu Ende führte und durch eine große Sühne sein Vaterland gerächt, ist eben so bekannt, als daß er, zum zweiten Male dem Rufe der Bürger folgend, vor Numantia die Ehre Roms gerettet, durch schonungslose Strenge zuerst den Feind im eigenen Lager bekämpft, durch eiserne Festigkeit den Muth der Verzweiflung bei den Belagerten gebrochen; aber das ist weniger anerkannt, daß auch diese Thaten ein redend Zeugniß von der Eigenthümlichkeit des Mannes geben, wie Scipio an strenge Selbstbeherrschung, an geistige Kraft, an den tiefdurchdachten Plan die Hoffnung des Sieges knüpfte. Wie Epaminondas, dem Plutarch ihn verglich, hat auch er auf dem Schlachtfelde die Macht der Ordnung, des Gesetzes, die Einwirkung der Kunst, die hohe Bedeutung des sittlichen Bewußtseins anerkannt.

Endlich als Staatsmann hat er weder der Faction des Adels, dem er durch seine Abkunft angehörte, dienen mögen, noch dem Volke, das ihn bei seiner Bewerbung um die Aedilität gleich zum Consul erwählt hatte, seine Selbständigkeit opfern wollen. Tiberius Gracchus hatte durch die Entsetzung des Tribunen Octavius (s. S. 568) die Grundverfassung selbst verletzt, die er wieder herzustellen versprochen hatte. Da mußten alle Bürger sich um das Banner der Verfassung schaaren, um mit vereinter Kraft die Tyrannei der Volkstribunen zu bekämpfen. Scipio stellte sich an ihre Spitze. Er allein hat es gewagt, seine Gunst, seinen Einfluß, die Liebe des Volkes, das ihn erhoben hatte, dem Wohle des Vaterlandes zu opfern und dem wachsenden Strome des Verderbens sich entgegen zu werfen. Wie in der Schlacht der Seinen Vorbild, hat er auf dem Forum den mühsamen und undankbaren Streit des Rechts geführt, und hat in diesem Kampfe dem Vaterlande mit dem Leben seine Schuld gezahlt (s. S. 569).

So war Scipio Aemilianus, ein Mann von hohem Streben, dessen unverdorbene Römerkraft durch seltene Geistestiefe geläutert und veredelt ward. Er hat den alten Waffenruhm des Vaterlandes mit neuem Glanze

geschmückt und den Erbfeind der Römer überwunden; er hat den größern Kampf mit den wilden Leidenschaften, mit dem Vorurtheil, mit den lockenden Trugbildern der Zeit gewagt. In diesem Kampfe ist er gefallen, ein Opfer des Verrathes, ohne Schuld.

154. Die Nobilität (der Amtsadel).

(Nach Wilh. Adolf Becker, Handbuch der römischen Alterthümer.)

So lange die Patricier im alleinigen Besitze der höheren Aemter waren und als Bevorrechtete einen scharfen Gegensatz zur Plebs bildeten, sind sie als der eigentliche römische Adel zu betrachten. Als aber die Plebejer nach langem Ringen die Theilnahme an den höchsten Ehrenstellen erstritten hatten, verlor das Patriciat seine Wichtigkeit, und der Stand, der keine wesentlichen Interessen mehr gegen die Plebs zu wahren hatte, hörte auf, eine politische Partei zu sein. Wenn aber die Plebs gehofft hatte, für die Dauer zu bewirken, daß es keinen bevorzugten Stand mehr gebe, so war dieses, wie sich bald zeigte, ein eitler Wahn gewesen. Das Ansehen und die äußeren Auszeichnungen, welche die höheren Würden verliehen — und das Consulat war gerade die erste, die den Plebejern zugestanden werden mußte —, erloschen natürlich nicht mit der Amtsführung; wer einmal mit der höchsten Gewalt bekleidet gewesen war, der war für immer über die Menge erhoben und sein persönliches Ansehen ging auch auf seine Nachkommen über. Er hatte sein Geschlecht geadelt, und so bildete sich von selbst, ohne gesetzlich anerkanntes Institut des Staates zu werden, an der Stelle oder vielmehr neben dem immer bedeutungsloser werdenden Geburtsadel ein Amtsadel, der aber forterbend in den Familien wieder zu einer Art Geburtsadel wurde und nach und nach zu einer compacten Körperschaft sich gestaltete, welche die höchste Gewalt eben so exclusiv, wie früher die Patricier, als ihr Eigenthum betrachtete. Das ist die Nobilität, und alle, welche nicht in ihren Kreis gehören, sind Ignobiles.

Das einzige auszeichnende Vorrecht, welches den Nobiles, jedoch nicht als einem abgesonderten Stande, auch vom Staate zuerkannt wurde, war das ius imaginum oder die Berechtigung, sein Bild (aus Wachs) und die Bilder der Vorfahren in einem bestimmten Theile (atrium) des eigenen Hauses aufzustellen, und bei feierlichen Gelegenheiten vorzuführen. Dieses Recht verliehen die curulischen Aemter, so daß es mit der curulischen Aedilität zugleich erlangt wurde, und diese somit als der Ausgangspunkt der Nobilität betrachtet werden kann. Der, welcher zuerst aus einer Familie zu einem curulischen Amte gelangt, heißt homo novus; und so steht zwischen ignobilitas und nobilitas die novitas in der Mitte.

Da die neu entstehende Nobilität die Eifersucht der alten, der Patricier, in hohem Grade erregen mußte, so suchten Letztere auf jede Weise die Ausbreitung derselben zu beschränken, namentlich so wenig als möglich novos homines zur höchsten Gewalt gelangen zu lassen. Und darin hat ihnen die plebejische Nobilität, als sie sich einmal gebildet hatte, treulich beigestanden; schon im zweiten punischen Kriege steht dieser vereinte Adel in solcher Abgeschlossenheit da, daß es nur selten einem novus gelingt, sich zur Höhe der Magistratur empor zu schwingen. Denn die Verwaltung der höchsten Aemter erheischte allmählich bedeutende Opfer, welche bei immer wachsenden Anforderungen, namentlich für die Festspiele, neben den übrigen Bedingungen der Befähigung, auch ein ansehnliches Vermögen erforderlich machten. Dadurch mußte die Zahl derer, welche um die curulischen Aemter sich bewerben konnten, immer gering erhalten, und bei dem Volke, das so großen Werth auf öffentliche Pracht und ergötzende Schauspiele legte, die Aufmerksamkeit natürlich am meisten auf die gerichtet werden, die sich durch solche Opfer ihm am gefälligsten zeigten. Das alles vereinigte sich, um die Wahlen immer wieder denen zuzuwenden, deren Namen man von langen Zeiten her in den Fasten zu lesen gewohnt war. Es war natürlich, daß, wenn ein Cornelius Scipio, ein Marcellus, ein Cäcilius Metellus u. s. w. als Bewerber auftraten, diese in aller Gedächtniß und Munde lebenden Namen, deren Ruhm durch Triumphe, Ehrendenkmäler und öffentliche Bauwerke, durch eine lange Reihe ruhmvoller Ahnen (deren Bildnisse die Atrien zierten) verkündet wurde, mehr Beachtung fanden, als der unbekannte Name eines aus unberühmter Familie aufstrebenden, wenn auch noch so tüchtigen Mitbewerbers; und so kam es, daß oft bei der Wahl mehr der Name und der Ruhm der Vorfahren als die Persönlichkeit des Mannes entschied, und ein ganz ausgezeichnetes Verdienst (wie bei Marius und Cicero) oder besondere Umstände dazu gehörten, um als homo novus zur höchsten Stufe der Ehre und Macht sich zu erheben. Außerdem hatte diese Nobilität jederzeit einen bedeutenden Anhang, wozu namenlich die ununterbrochenen und lange anhaltenden Kriege wesentlich beitrugen, da es dem Feldherrn nicht schwer werden konnte, die Truppen, die er befehligte, an sich zu fesseln, und dann ihrer Stimmen in den Comitien gewiß zu sein.

Läßt es sich nun auch nicht läugnen, daß diese mächtige Aristokratie dem außerhalb ihres Kreises aufstrebenden Verdienste hinderlich wurde und ihrem eigennützigen Interesse nur zu oft das Gemeinwohl aufopferte, so darf man doch auf der andern Seite auch nicht verkennen, daß in den Zeiten maßloser Bewegung sie der ultraliberalen Partei gegenüber ein nothwendiges Gegengewicht bildete. Sie ist der Hauptstamm der conservativen Partei, der Optimaten (der Gutgesinnten), d. h. aller derer, welche das Wohl des Staates und der Einzelnen in kräftiger Aufrechthaltung der bestehenden Verhältnisse sahen. Diesen Optimaten gegenüber standen als Partei der Bewegung die

populares, ein Name, der seine gute Bedeutung fast ganz verloren hat, und eines Theils mit seditiosus und turbulentus identificirt worden ist, andern Theils den bezeichnet, der nach der Gunst der Menge strebt und in der Masse des Volkes, nicht in den Optimaten, seine Stütze sucht. So zeigt sich der Unterschied zwischen Nobilität und Optimaten; denn es konnte Jemand der höchsten Nobilität angehören, und doch, wenn er den Weg der Popularität vorzog, sich im entschiedenen Gegensatze zu den Optimaten befinden.

155. Die Reformen der beiden Gracchen.

(Nach Karl Hoeck, römische Geschichte vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie, und A. H. L. Heeren, kleine historische Schriften.)

Unermeßliche Schätze waren in Rom zusammengeflossen und hatten nicht nur das Aerarium überschwänglich bereichert, sondern auch das Privatvermögen gesteigert. Trotzdem herrschte weder in der Hauptstadt noch in dem übrigen Italien allgemeiner Wohlstand. Nur in den Händen der Nobiles, die großentheils ererbte und durch Wucher vermehrte Capitalien in der Familie bewahrten, die ferner allein den Heeren und Provinzen vorgesetzt wurden, befanden sich ungeheure Reichthümer. Diesen stand die große Masse völlig Armer gegenüber, welche in reißender Steigerung sich fortwährend vermehrte. Es gab keinen Mittelstand, in Folge des Verfalls des Ackerbaues, den mehrere zusammenwirkende Umstände herbeigeführt hatten. Städte und Fluren, die im hannibalischen Kriege verwüstet waren, lagen zum Theil noch öde und unbebaut; da auch die folgenden Kriege viele tausend Hände dem Pfluge entzogen, so blieben manche Gefilde unbestellt; und kehrten endlich die Eigenthümer zurück, so fehlte ihnen häufig die Lust, das einfache Geschäft des Ackerbaues wieder aufzunehmen. Die Sieger der Welt sehnten sich, in dem Glanz der Weltstadt zu leben, man verkaufte daher seinen Bauernhof, lebte von dem Erlös und vielleicht von einem Beuteantheil in Rom, hoffte auf ein Glück, wie es Einzelne gemacht, wuchs aber gewöhnlich über kurz oder lang dem dürftigen Pöbel zu, den die Spenden der Factionshäupter vor dem Verhungern schützten. Vor Allem ward aber durch Habsucht der Nobiles die Zahl der freien Ackerbauer vermindert. In ihren Händen befand sich nicht nur der größte Theil der Staatsländereien, sondern sie überredeten auch oder zwangen die kleinen benachbarten Grundeigenthümer zum Verkauf ihrer angrenzenden Hufen, um das große Adelsbesitzthum abzurunden. So wuchsen die Landgüter der Nobilität zu solchem Umfange, daß oft ganze Landschaften das wirkliche oder vermeinte Eigenthum eines einzelnen römischen Magnaten bildeten, zu dessen Bearbeitung Sclaven benutzt wurden, welche man jetzt sehr wohlfeil kaufte, die man schlechter halten konnte, als Freie, und, was

die Hauptsache war, die der Krieg nie den Heerden oder dem Pfluge entzog. Der freie Bauernstand verminderte sich dadurch in rascher Abnahme. Dieses Mißverhältniß war aber gerade in Rom um so furchtbarer, da Handel und Gewerbe hier meistens von Peregrinen und Sclaven getrieben wurden. Wer also den Ackerbau freiwillig oder gezwungen aufgab, der befand sich, falls er nicht ein bedeutendes Vermögen besaß, auf dem nächsten Wege zum Verarmen.

Gegen jenes Hauptgebrechen des Staates waren die Unternehmungen der beiden Gracchen gerichtet, mit deren Auftreten ein Wendepunkt in der römischen Geschichte gegeben ist. Denn jetzt beginnen die inneren Kämpfe Roms, welche nicht, wie die früheren Händel der Stände, zur Ausbildung der Verfassung, sondern zum Untergange der Freiheit führen.

Die Familie der Gracchen war zwar eine plebejische, aber durch Heirathen mit einem der ersten patricischen Häuser, dem der Scipionen, auf das genaueste verbunden. Ihr Vater, Tib. Sempronius Gracchus, hatte die höchsten Würden des Staates bekleidet, war Censor und zwei Mal Consul gewesen und hatte zwei Mal einen Triumph gefeiert. Ihre Mutter, Cornelia, war die Tochter des ältern Scipio, des Siegers über Hannibal, nach dem allgemeinen Zeugnisse des Alterthums die erste Frau ihrer Zeit. Von zwölf Kindern behielt sie nur zwei Söhne, Tiberius und Gajus Gracchus, und eine Tochter, Sempronia, die an den jüngern Scipio, den Zerstörer Carthago's, verheirathet war. Seit dem Tode des Vaters ruhte auf den Söhnen um so mehr die ganze Hoffnung der Mutter, da die Ehe ihrer Tochter mit dem jüngern Scipio nicht sehr glücklich war, und sie hatte an ihrer Bildung den vorzüglichsten Antheil gehabt. Sie lebte nur der Hoffnung, wie sie ihnen oft wiederholte, nicht mehr die Schwiegermutter des Scipio, sondern die Mutter der Gracchen zu heißen. Zu diesem Ende wurden sie sorgfältig in denjenigen Kenntnissen unterrichtet, welche in der politischen Laufbahn in ihrer Vaterstadt ihnen am nützlichsten werden konnten, besonders in der Beredsamkeit.

Tiberius, der (9 J.) ältere Bruder, wohnte als Jüngling von 18 Jahren, im Gefolge seines Schwagers, des jüngern Scipio, der Eroberung von Carthago mit bei, und war der Erste, der die Mauern der brennenden Stadt erstieg. Bald nach der Besiegung von Carthago diente er als Quästor bei der Armee in Spanien gegen Numantia (s. S. 561). Die Numantiner hatten die römische Belagerungs-Armee geschlagen und eingeschlossen, und würden sie vertilgt haben, wenn nicht Tiberius, mit dem sie allein unterhandeln wollten, weil sie ihm allein trauten, sie durch einen Vertrag gerettet hätte. Doch wurde sein Vertrag vom Senate cassirt, und dieses soll die Erbitterung gegen denselben so sehr vermehrt haben, daß er förmlich mit ihm zu brechen sich vornahm.

Um den Ackerbau wieder in allgemeine Aufnahme zu bringen und so

auf's Neue einen wohlhabenden Mittelstand hervorzurufen, beantragte er als Volkstribun 133: Niemand solle mehr als 500 Jugern vom römischen Gemeinlande besitzen; alles, was über dieses Maß hinaus in den Händen eines einzelnen Bürgers sich befinde, habe dieser abzutreten, damit es an die Aermeren vertheilt werde. Der Vorschlag war eigentlich nur eine Wiederholung des licinischen Gesetzes, und, nach seiner ursprünglichen Fassung, viel billiger entworfen. Denn Gracchus wollte, bei jener Beschränkung des Besitzes, jedem Haussohn 250 Jugern vom Ager Publicus gestatten; auch forderte er die Herausgabe der abzutretenden Aecker nicht ohne Entschädigung; ferner die neu zu vertheilenden Grundstücke sollten nicht zu Eigenthum, sondern nur in Besitz gegeben werden, so daß der ärmere, gleich dem reichen Nutznießer eine gewisse Abgabe an den Staat zu entrichten habe, und endlich war das unter dieser Bedingung vertheilte Land unveräußerlich.

Dieses Gesetz, welches so dringend durch die allgemeine Noth empfohlen ward, enthielt durchaus keine Rechtsverletzung; es berührte das Landeigenthum nicht, sondern forderte die Abtretung von Staatsäckern, die noch dazu über das gesetzliche Maß hinaus im Besitze Einzelner standen. Jeder Römer wußte, daß in Bezug auf das Gemeinland der langwierigste Besitz nicht zu Eigenthum ward, und daß dem Staate fortwährend das Recht verblieb, den verstatteten Nießbrauch auch wieder aufzuheben. Aber, wie vorauszusehen war, sträubte sich gegen diese Rogation der Eigennutz der Nobilität, die bei dem neuen Gesetze verlieren mußte. Da auf geradem Wege nichts auszurichten war, so wußte sie einen Collegen des Gracchus, Marcus Octavius, für das Interesse der großen Gutsbesitzer zu gewinnen; dessen eingelegtes Veto vereitelte jenen tribunicischen Vorschlag. Gracchus dagegen beantragt die Absetzung des Tribunen Octavius. Die Tribus bestätigen diesen Antrag, und eine neue Rogation des Gracchus auf die Ackervertheilung wird nun, selbst ohne die billigen Einschränkungen des ersten Vorschlages, zum Gesetz erhoben. Mit der Vollziehung dieses Ackergesetzes und dem Theilungsgeschäfte wurden Tiberius Gracchus, dessen Bruder Gajus und der Schwiegervater des erstern, Appius Claudius, von den Tribus beauftragt. Der Sieg der ärmeren Bürger schien vollständig zu sein.

Desto stärker war die Erbitterung der Nobilität gegen Gracchus; ihre Drohungen zwangen ihn zu den folgenden Schritten. Sein Antrag auf die Vertheilung der Erbschaft des Königs Attalus von Pergamum unter die ärmeren Bürger war ein Eingriff in den Verwaltungskreis des Senates; die Absetzung des Tribunen und sein Streben nach dem zweiten Tribunat verletzten Herkommen und Gesetz. Trotzdem beginnt von der Aristokratie, und nicht von Gracchus die Anwendung ungesetzlicher roher Gewalt. Als die Tribus über Gracchus' zweites Tribunat abstimmen, stellt sich der Pontifex Maximus, Scipio Nasica, an die Spitze der reichsten Senatoren; man dringt auf die Gegner ein; Gracchus mit 300 seiner Anhänger erliegt den Stein-

würfen und Knüttelstreichen; ja, die Rachsucht der meuterischen Sieger wüthet noch gegen die Leichname und gegen Angehörige der Erschlagenen.

Die Aristokratie indeß wagte jetzt noch keinen Versuch, das Ackergesetz umzustoßen; vielmehr ließ man es ruhig geschehen, daß die Tribus zur Vollziehung desselben neben dem jüngern Gracchus zwei andere Commissarien an die Stelle der Erschlagenen wählten. Wenn trotzdem die Ackervertheilung nur geringen Fortgang hatte und bald ganz ins Stocken gerieth, so lag das wenigstens eben so sehr an der Schwierigkeit des Geschäfts, als an den Machinationen der Großen. Denn in unzähligen Fällen war es gar nicht mehr zu ermitteln, ob ein Grundstück ursprünglich Staatsdomäne oder rechtmäßig erworbenes Privateigenthum war. Während die Volkspartei Siege anderer Art errang, die nicht zum Heil der Verfassung gereichten, wie die Befugniß, denselben Tribunen, so oft er es wünsche, wieder zu wählen, verlor die Aristokratie eine bedeutende Stütze an Scipio Africanus. Seine freimüthige Rede über Tiberius Gracchus, dessen Tod er gerecht fand, der Verdacht, daß er das Ackergesetz aufzuheben trachte, hatten den frühern Liebling des Volkes schnell verhaßt gemacht. Sein plötzlicher Tod (129) wird, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, der Veranstaltung hochgestellter Personen von der Volkspartei zugeschrieben.

Gaius Gracchus bezweckte nicht bloß zu vollenden, was sein Bruder Tiberius begonnen, sondern das Uebergewicht der Aristokratie durchaus zu brechen. Mit großer Stimmenmehrheit für das J. 122 zum Volkstribunen gewählt, wiederholte er als solcher zunächst das Ackergesetz seines Bruders und betrieb mit großem Eifer die Vermessungen wie die übrigen Vorarbeiten zur Vertheilung des Ager Publicus. Durch seine Lex frumentaria, nach welcher den Bürgern ihr Getreidebedarf zu einem ermäßigten Preise auf Kosten des Staates verkauft werden sollte, gewann er die Gunst des großen Haufens in so hohem Grade, daß ihm, ohne Bewerbung, das Tribunat auch für das nächste Jahr übertragen wurde. Jetzt erfolgten die Angriffe gegen die Oligarchie. Den empfindlichsten Schlag versetzte Gaius der Curie durch seine Lex iudiciaria, welche den Senatoren das Richteramt entweder gänzlich nahm und den Rittern übertrug, oder doch diesen Stand in überwiegender Mehrzahl zu den Richterstellen berief. Die von Gracchus geltend gemachten Beispiele grober Bestechlichkeit, die sich die senatorischen Richter hatten zu Schulden kommen lassen, gewannen dem Vorschlage die Bestätigung der Tribus. Die Ritter waren dadurch zum ersten Stande im Staate erhoben, und Gracchus rechnete auf ihre Dankbarkeit und auf die Verstärkung der Volkspartei durch sie. „Mit einem Schlage", so rief er, als diese Rogation durchgebracht war, „habe er den Senat zu Boden gestreckt."

Sowohl das Bestreben, sich die Gunst des Volkes zu erhalten, als auch der Haß des Senates nöthigten Gracchus zu weiteren Unternehmungen. Auf seinen Antrag wurden Kornmagazine angelegt, Straßen durch Italien ge-

zogen und andere Bauten veranstaltet. Die Leitung und Aufsicht bei diesen Arbeiten, die eine Menge Tagelöhner und Handwerker nährten, ließ er sich selbst übertragen, und erfüllte die niedre Volksklasse, die ihm nun noch fester anhing, mit Bewunderung seiner Thätigkeit. Die Latiner munterte er auf, das vollständige Bürgerrecht zu fordern, und den übrigen italischen Bundesgenossen versuchte er das Stimmrecht zu verschaffen.

Unter diesen bedenklichen Umständen greift der Senat zu dem schlauen und vielleicht einzigen Mittel, sein Ansehen wieder herzustellen: er nimmt selbst die Maske der Popularität an und gewinnt den Tribunen M. Livius Drusus, um Gaius Gracchus an Gunstbuhlerei beim Volke zu überbieten. Wenn Gracchus zwei Colonieen (nach Capua und Tarent) beantragte, so bringt Livius Drusus zwölf in Vorschlag; wenn jener die Ländereien an die Armen vertheilt wissen wollte unter der Bedingung einer davon zu entrichtenden Abgabe, so sollen sie nach Drusus' Vorschlag ganz freies Eigenthum werden. Das Volk durchschaute die fein gesponnene Intrigue nicht, und Gracchus' Ansehen und Macht war bereits im Sinken, als er, unvorsichtig genug, sich mit der Einrichtung der Colonie Carthago beauftragen ließ, nach Africa ging und seine Partei in Rom den Machinationen seiner Feinde Preis gab. Seine Macht war dahin, als er heimkehrte; weder neue Vorschläge vermochte er in den Comitien durchzubringen, noch selbst die Verlängerung des Tribunats für das folgende Jahr zu erlangen; während sein entschiedener Gegner, Lucius Opimius, zum Consul gewählt wurde. Dieser machte sofort Anstalten, mehrere gracchische Gesetze aufzuheben, unter andern auch das, welches die Herstellung Carthago's geboten hatte. Seine Absicht war vor Allem, Gracchus zu übereilten Maßregeln zu reizen, wodurch consularische Gewaltschritte gerechtfertigt würden. Während Opimius nun Senatoren und Ritter bewaffnet und seine übrigen militärischen Anstalten trifft, zieht ein gleichfalls bewaffneter, tobender Volkshaufen unter Anführung eines rohen Demagogen, Fulvius Flaccus, auf den Aventin; hier findet sich auch Gracchus, aber ohne Waffen, mit einer Anzahl Anhänger ein. Unterhandlungen, welche durch den Sohn des Fulvius mit dem Senat angeknüpft wurden, scheiterten an Opimius' persönlichem Haß gegen Gracchus. Der Consul greift Fulvius mit bewaffneter Macht an. Gracchus, ohne an dem Gefechte Theil zu nehmen, findet sammt 3000 Parteigenossen den Untergang. Auf den Kopf des Fulvius und Gracchus hatte Opimius Preise gesetzt, mit Gold wog er sie auf. Die Körper der Erschlagenen wurden in die Tiber geschleppt und die Güter der Gebliebenen eingezogen. Doch mehr als diese und andere Beweise von Barbarei empörte der Tempel der Eintracht auf dem Forum, den der Consul gleichsam zum Hohn der besiegten Partei errichtete.

Trotz ihres Sieges wagte es die Aristokratie doch nicht, sogleich alle Gesetze der Gracchen umzustoßen. Die Lex agraria blieb Anfangs bestehen;

aber indem eine Nebenbestimmung derselben, die Unveräußerlichkeit der vertheilten Grundstücke, aufgehoben wurde, erhielten die großen Gutsbesitzer Gelegenheit, das Verlorene bald wieder zu gewinnen, und der Zweck der Ackervertheilung ward vereitelt. Die Lex Thoria endlich hob (107) die Vertheilung gänzlich auf, sicherte den Besitzstand, verpflichtete aber die Besitzer zu einer Abgabe von den Staatsländereien, welche unter die Armen vertheilt werden sollte. Doch bald nachher stellte man auch die Abgabe wieder ein, und so ward das Volk 15 Jahre nach den gracchischen Unruhen zu dem Zustande zurückgedrängt, in welchem es sich vor denselben befunden hatte. Das Uebelste von Allem war, daß der Gegensatz der Armen und Reichen sich zu wechselseitiger Erbitterung gestaltet hatte; Factionen mit Führern an der Spitze waren gegen einander in die Schranken getreten, hatten das erste Blut in der Volksversammlung vergossen und nachfolgenden Demagogen die Bahn blutiger Bürgerfehden eröffnet.

---

156. Der Krieg mit Jugurtha.

(Nach Karl Kiesel, die Weltgeschichte.)

Ehe dem Kampfe zwischen Bürgern, wie er bei Gelegenheit der Gracchischen Bestrebungen zum ersten Male entbrannt war, ein förmlicher Bürgerkrieg folgte, ward Rom durch zwei äußere Kriege beschäftigt, die, wie sie den Ausbruch des innern Krieges verzögerten, auch zwei Führer der Parteien emporhoben. Der erste dieser Kriege ist der numidische, der durch seinen Verlauf zugleich einen Blick in die damaligen inneren Verhältnisse Roms thun läßt, und es erklärlich macht, daß die Nobilität nicht allein mit dem Hasse, sondern auch mit der Verachtung des Volkes belastet war.

Das Reich Masinissa's war unter dessen drei Söhne getheilt, aber da die beiden jüngeren, Gulussa und Mastanabal, früh gestorben, in der Hand des Micipsa wieder vereinigt worden. Dieser, der zwei Söhne, Adherbal und Hiempsal, besaß, hatte einen von Mastanabal hinterlassenen Sohn, Jugurtha, in sein Haus aufgenommen. Da ihm aber Jugurtha's Fähigkeiten und die Zuneigung, welche das Volk der Numidier gegen ihn zeigte, Besorgnisse für das Schicksal seiner eigenen Söhne eingeflößt, hatte er denselben dem Scipio im numantischen Kriege mit einem Heere zu Hülfe geschickt, in der Hoffnung, daß ihm seine Kühnheit im Kriege den Untergang bringen werde. Die Bekanntschaft, die Jugurtha dort mit angesehenen Römern gemacht, hatte ihm die Ueberzeugung verschafft, daß die Absichten, die er auf die Herrschaft in Numidien habe, in Rom durch die Bestechung Einzelner zu verwirklichen seien. Obgleich Scipio ihn ermahnt hatte, nicht die Freundschaft Einzelner, sondern die Freundschaft des Staates zu suchen,

verfolgte er doch den Weg, der ihn so sicher zum Ziele zu führen schien. Nach Beendigung des Krieges in Spanien erhielt er von Scipio eine Empfehlung an Micipsa, die diesen bestimmte, ihn an Sohnes Statt anzunehmen. Demgemäß sollten Adherbal, Hiempsal und Jugurtha nach Micipsa's Tode drei abgesonderte Theile Numidiens regieren, wie es vorher die drei Söhne Masinissa's gethan hatten. Doch trat Jugurtha sogleich mit feindseligen Absichten gegen seine Vettern hervor, ließ den Hiempsal ermorden und überzog den Adherbal mit Krieg. Adherbal rief die Entscheidung der Römer an. Diese fiel, da Jugurtha durch Geld auf die Abgesandten der Römer wirkte, so aus, daß derselbe den besten Theil des Landes erhielt. Nichts desto weniger setzte Jugurtha die Bekriegung seines Vetters fort, und sein Geld machte dessen Bemühungen in Rom unwirksam, so daß es zu einem neuen Einschreiten nicht kam. Adherbal mußte sich dem Jugurtha, der ihn lange in Cirta belagert hatte, im J. 112 auf die Zusage, sein Leben zu schonen, ergeben.

Da aber Jugurtha sein Wort brach und nicht allein den Adherbal, sondern auch die in Cirta in seine Hände gefallenen Römer und Italiker niedermachen ließ, kam es zum Kriege. Der Tribun Memmius lüftete den Schleier der geheimen, durch Geld bewirkten Einverständnisse, und Calpurnius Bestia, Consul im J. 111, war zum Kriege geneigt, weil derselbe ihm Bereicherung durch Beute oder Bestechung versprach. Der Krieg wurde aber unter diesem Consul und im folgenden Jahre unter Postumius Albinus so unredlich geführt, daß Rom sich mit Schmach bedeckte. Jugurtha ging selbst nach Rom und wußte nicht nur die fortwährend von Memmius gegen ihn und die mitschuldigen Römer betriebenen Maßregeln ins Stocken zu bringen, sondern ließ auch Gulussa's Sohn, Massiva, dem der Consul Albinus Hoffnungen auf Herrschaft gemacht hatte, in Rom umbringen.

Im J. 109 ward Metellus, der Neffe des Macedoniers, später der Numidische genannt, nach Africa geschickt. Er verschmähte alle Anträge des Jugurtha und stellte im Heere bessere Ordnung her, aber nichts desto weniger hatte der Krieg einen schleppenden Gang, da Jugurtha Schlachten vermied, und, als er schon seine Elephanten und eine große Geldsumme ausgeliefert hatte, seinen Entschluß, sich selbst zu ergeben, zurücknahm, um sich in die unzugänglichen Gegenden des Atlasgebirges zurückzuziehen. Da erhielt im Jahre 107 das römische Heer einen neuen Führer an einem Manne, der in der Folge für das Geschick Roms verhängnißvoll wurde, an Gaius Marius. Dieser, geboren in der mit vollem römischen Bürgerrecht ausgestatteten Stadt Arpinum, trachtete nach den höchsten Würden, zu welchen ihn, beim Mangel an feiner Bildung, eine ausgezeichnete kriegerische Anlage zu befähigen schien. Unter Metellus Legat, d. h. Gehülfe und Vertreter des Feldherrn, verlangte er Urlaub, damit er sich für das J. 107 um das Consulat bewerben könne. Metellus gewährte ihm denselben, verspottete ihn

aber wegen seines Bemühens, was ihn nur desto mehr gegen die Nobilität reizte, der er vermöge seiner demagogischen Gesinnung und Haltung gefährlich war. Er erhielt mit dem Consulate die Führung des numidischen Krieges, den er in zwei Jahren beendigte. Nach einer entscheidenden Niederlage bei Cirta floh Jugurtha zu dem Könige des westwärts bis zur Küste des Oceans reichenden Mauretaniens, seinem Schwiegervater Bocchus, der ihn schon im Kampfe gegen Marius unterstützt hatte. Da die Römer nur, wenn sie des Jugurtha habhaft würden, den Krieg für beendet halten konnten, so ward alle Mühe angewandt, dessen Auslieferung von Bocchus zu erwirken. Dies gelang dem Quästor L. Cornelius Sulla, in welchem sich für die Optimaten der Führer gegen die Volkspartei heranbildete. Der gefangene König wurde nach Rom geführt, wo man ihn nach dem Triumphe des Marius im Kerker verschmachten ließ. Sein Reich aber wurde zerstückelt, so daß ein Theil zu der römischen Provinz Africa geschlagen und ein anderer an Bocchus abgetreten wurde. Der Rest ward zwischen zwei Königen, Hiarbas, der vielleicht ein Bruderssohn des Jugurtha war, und Hiempsal, der vielleicht des ältern Hiempsal Sohn war, getheilt.

---

157. Der Krieg mit den Cimbern und Teutonen.

(Nach Franz Dorotheus Gerlach, historische Studien, und Theodor Mommsen, römische Geschichte.)

Es ist in dem Wesen geschichtlicher Entwicklung gegründet, daß, wenn Völker und Staaten, in allseitiger Strebsamkeit zum letzten Ziel gelangt, dem innern Verfall sich nahen, durch unsichtbare Kräfte sich schon eine neue Zeit vorbereitet. So, als die Trümmer von Carthago, die Flammen des sinkenden Korinth, der Vernichtungskampf der tapferen Numantiner die Allgewalt der römischen Waffen vom Aufgang bis zum Niedergang verkündeten und nur der Seherblick des großen Staatsmannes in den Parteikämpfen die Vorboten des nahenden Verfalls erkannte, da erschien unmittelbar nach neuen Siegen, welche Roms Namen bis an die Sandwüsten Libyens getragen, vom unbekannten Norden her ein wildes, trotziges Volk und forderte von den Herrschern der Welt seinen Antheil an der bezwungenen Erde.

Ein Jahrhundert, nachdem in Italien die Celten den römischen Waffen unterlegen, erhoben sich die Germanen in ihrer Kraft. Vom cimbrischen Chersones stürmte ein mächtiges Heer heran, überschritt die Donau und griff die celtischen Stämme der Noriker, Taurisker und Scordisker an. Dem raschen Siegeszug wollte umsonst der römische Consul Cn. Papirius Carbo die Straße sperren. Er fand mit seinem Heer den Untergang bei Noreja (in Kärnthen?). Eine neue Heimat wollten sie erkämpfen; deswegen forderten

sie vom römischen Senat Land zum Anbau, sie wollten zahlen mit der Kraft des Arms. Mit ihrem Begehren abgewiesen, überschwemmten sie Gallien. Auch hier stand ihnen die römische Macht im Wege. Noch vier Heere führten die römischen Consuln nach einander gegen den Feind (109—105), sie wurden geschlagen, zersprengt, 80,000 Römer und Bundesgenossen waren in der letzten Schlacht bei Arausio (Orange) an der Rhone unter dem Schwert der Feinde gefallen (105), die Pforten der Alpen standen offen, Rom schien verloren. Da wurde G. Marius, bevor er noch von Africa zurückgekehrt war, abwesend zum zweiten Male zum Consul erwählt, und behielt, so lange die Gefahr über Italien schwebte, das Consulat (sein zweites bis fünftes, 104—101); denn er war die einzige Hoffnung des Vaterlandes. Wohl mußten die Römer sich glücklich preisen, daß die Feinde, ihre Siege nicht verfolgend, für einige Jahre einen neuen Schauplatz ihrer Thaten jenseits der Pyrenäen suchend, Marius hinlängliche Muße gönnten, um ein neues Heer zu bilden, das Kriegsvolk an Gehorsam, Ordnung, Zucht zu gewöhnen, in Ertragung von Beschwerden zu üben und ihm das Vertrauen des Sieges einzuflößen. Eben so fand Marius volle Zeit, die wankende Treue der unterthänigen gallischen und ligurischen Gaue wieder zu befestigen und innerhalb wie außerhalb der römischen Provinz von den, gleich den Römern, durch die Cimbern gefährdeten Bundesgenossen, z. B. von den Massalioten, den Allobrogen, den Sequanern, Beistand und Zuzug zu erlangen. Endlich (103) flutete der Cimbernstrom, nachdem er in Spanien an dem tapfern Widerstand der eingeborenen Völkerschaften, namentlich der Celtiberier, sich gebrochen hatte, wieder zurück über die Pyrenäen, und von da wie es scheint am Atlantischen Ocean entlang, wo Alles sich ihnen unterwarf von den Pyrenäen bis zur Seine. Erst hier, an der Grenze der tapfern Eidgenossenschaft der Belgen, trafen sie auf ernstlichen Wiederstand; allein eben auch hier kam ihnen ansehnlicher Zuzug. Nicht bloß Helvetier, darunter die Tiguriner, gesellten sich, wie es scheint, um diese Zeit zu den Cimbern, sondern auch die stammverwandten Teutonen unter ihrem Könige Teutobod, welche durch uns nicht überlieferte Fügungen aus ihrer Heimat an der Ostsee hierher an die Seine verschlagen waren. Aber auch die vereinigten Schaaren vermochten den tapfern Widerstand der Belgen nicht zu überwältigen. Die Führer entschlossen sich daher, mit der also angeschwollenen Menge den schon mehrmals berathenen Zug nach Italien nun allen Ernstes anzutreten. Indeß sei es wegen der schwierigen Verpflegung auf den Alpenstraßen, sei es aus anderen Gründen, die Massen löſ'ten sich wieder auf in zwei Heerhaufen, von denen der eine, die Cimbern und die Tiguriner, über den Rhein zurück und durch die schon im J. 113 erkundeten Päſſe der Ostalpen, der andere, die neu angelangten Teutonen und die schon in der Schlacht von Arausio bewährte Kernschaar der Ambronen, durch das römische Gallien und die Westpäſſe nach Italien eindringen sollte. Diese zweite Abtheilung war es, die im Sommer 102

abermals ungehindert die Rhone überschritt und am linken Ufer derselben mit den Römern den Kampf nach fast dreijähriger Pause wieder aufnahm.

Nachdem die Teutonen vergebens drei Tage nacheinander das römische Lager zu erstürmen versucht hatten, zogen sie an demselben vorbei, den Römern zurufend, ob sie keine Aufträge an ihre Frauen in Rom hätten. Daß Marius dies verwegene Vorbeidefiliren der feindlichen Colonnen vor der concentrirten römischen Masse nicht benutzte, um anzugreifen, zeigt, wie wenig er seinen ungeübten Soldaten vertraute. Als der Zug vorüber war, brach auch er sein Lager ab und folgte den Teutonen, die der Küstenstraße zustrebten, längs der Rhone bis in die Gegend von Aquä Sextiä. Beim Wasserschöpfen stießen hier die leichten ligurischen Truppen der Römer mit den Ambronen zusammen; das Gefecht ward bald allgemein; nach heftigem Kampf siegten die Römer und verfolgten den weichenden Feind bis an die Wagenburg. Dieser erste glückliche Zusammenstoß erhöhte dem Feldherrn wie den Soldaten den Muth; am dritten Tage nach demselben ordnete Marius seine Reihen zur entscheidenden Schlacht. Die Teutonen, längst ungeduldig, mit ihren Gegnern sich zu messen, standen bis zum Mittag wie Mauern, allein die ungewohnte Glut der provençalischen Sonne erschlaffte sie und ein blinder Lärm in ihrem Rücken, wo ein Haufen römischer Troßbuben aus einem waldigen Versteck mit gewaltigem Geschrei hervorrannte, entschied vollends die Auflösung der schwankenden Reihen. Der ganze Schwarm ward gesprengt und entweder getödtet oder gefangen: unter den Gefangenen war König Teutobod, unter den Todten eine Menge Frauen, welche, nicht unbekannt mit der Behandlung, die ihnen als Sclavinnen bevorstand, theils auf ihren Karren in verzweifelter Gegenwehr sich hatten niedermachen lassen, theils in der Gefangenschaft sich selber den Tod gegeben hatten. So hatte Gallien Ruhe vor den Deutschen und es war Zeit, denn schon standen deren Waffenbrüder diesseits der Alpen.

Mit den Helvetiern verbündet, waren die Cimbern ohne Schwierigkeit von der Seine über den Brennerpaß durch die Thäler der Eisack und der Etsch in die italische Ebene hinabgestiegen. Hier sollte der Consul Quintus Lutatius Catulus die Pässe bewachen, und hatte unterhalb Trient am linken Ufer der Etsch sich aufgestellt. Allein als die Cimbern in dichten Schaaren hervorbrachen, ergriff ein panischer Schrecken das römische Heer; Catulus mußte sich auf das rechte Ufer des Po zurückziehen und die ganze Ebene zwischen dem Po und den Alpen in der Gewalt der Cimbern lassen. Da diese jedoch ihrer Gewohnheit, im Winter zu rasten, auch diesmal um so mehr getreu blieben, als das reiche Land, die ungewohnten Quartiere unter Dach und Fach sie dazu einluden, so gewannen die Römer Zeit, ihnen mit vereinten Kräften in Italien zu begegnen. Von dem Schlachtfelde von Aix führte Marius sein siegreiches Heer an den Po. Die vereinigten Armeen überschritten ihn, 50,000 M. stark, unter dem Consul Marius und dem Pro-

consul Catulus und zogen gegen die Cimbern, welche ihrerseits flußaufwärts marschirt zu sein scheinen, um den mächtigen Strom an seiner Quelle zu überschreiten. Unterhalb Vercellä, unweit der Mündung der Sesia in den Po, eben da, wo Hannibal seine erste Schlacht auf italischem Boden geschlagen hatte, trafen die beiden Heere auf einander. Die Cimbern wünschten die Schlacht und sandten ihrer Landessitte gemäß zu den Römern, Zeit und Ort dazu auszumachen; Marius willfahrte ihnen und nannte den nächsten Tag — es war der 30. Juli 101 — und das raudische Feld, eine weite Ebene, auf der die überlegene römische Reiterei einen vortheilhaften Spielraum fand. Mit geringen Opfern ward ein vollständiger Sieg erfochten und die Cimbern vernichtet.

Marius erhielt das sechste Consulat (für das J. 100) als Siegespreis und den Beinamen des „dritten Romulus". Damals stand er auf der Höhe seines Ruhmes; er wäre glücklich zu preisen, wenn er mit der Siegeslaufbahn auch sein Leben beschlossen hätte. Aber da er zu dem Lorbeerkranze sich noch die Bürgerkrone erwerben wollte, so sank sein Stern, und wie früher der Erretter, ward er jetzt die Geißel des Vaterlandes.

---

158. Der Bundesgenossenkrieg.

(Nach Franz Dorotheus Gerlach, Marius und Sulla.)

Im J. 91 war M. Livius Drusus Volkstribun, der Sohn des M. Livius Drusus, der im J. 122 das Werkzeug der Optimaten gewesen war. Durch Geistesadel, Sittenreinheit und Lauterkeit der Gesinnung überragte er die meisten seiner Zeitgenossen. Ein seltener Ernst und eine männliche Besonnenheit gaben seinem ganzen Wesen eine Würde und Hoheit, wie sie dem aristokratischen Manne ziemt. Um das frühere Ansehen des Senates wieder herzustellen und ihm wenigstens wieder Antheil an der Gerichtsbarkeit zu verschaffen, machte er den Vorschlag, der Senat, der in der letzten Zeit auf 300 zusammengeschmolzen war, sollte durch 300 der „würdigsten" Glieder aus der Ritterschaft ergänzt, und diese so zusammengesetzte Behörde fortan mit dem Richteramt bekleidet werden. So verständig dieser Vorschlag schien, so fand er dennoch Widerspruch bei dem Senat, weil er ungern mit Anderen theilte, was er für sich allein in Anspruch nahm; bei den Rittern, weil der Ausdruck: die Würdigsten allerlei Befürchtungen erzeugte, und der Ritterstand als solcher auf jeden Fall verlor. So in seinen Bestrebungen durch diejenigen gehemmt, für deren Bestes er zu wirken meinte, suchte Drusus Hülfe bei dem Volk, das er durch Anlegung von Pflanzstädten, durch Getreidespenden u. s. w. zu gewinnen wußte. Jeder Widerspruch verstummte, und seine Gesetze über Ergänzung des Senates, die Uebertragung

der Gerichte, über Anlegung von Pflanzstädten und über Getreidespenden wurden angenommen.

An diesem günstigen Erfolge hatten wesentlichen Antheil die italischen Bundesgenossen, deren angesehenste Männer jetzt häufig mit Drusus sich beriethen, wie sie das Ziel ihrer Wünsche, das römische Bürgerrecht, erlangen könnten. Drusus mochte von der Billigkeit der Forderung sich überzeugt halten, und in dieser Maßregel eben so eine Verjüngung der Bürgerschaft als eine sichere Gewähr für die innere Ruhe der Republik erkennen; er ging auf die Vorschläge der Bundesgenossen ein. Aber jetzt erhoben sich Feinde von allen Seiten. Der Senat ward mißtrauisch, die Ritter sahen im Geiste eine neue Schmälerung ihrer Macht, die alten Bürger insgesammt erschraken vor einem Wachsthum, das die Zahl der Bürger mehr als verdoppeln würde. Als er eines Tages seine Anhänger im Atrium seines Hauses versammelt hatte und am Abend die Menge verabschieden wollte, rief er plötzlich aus: „Ich bin verwundet", und sank zusammen. Er starb, ohne daß eine Untersuchung über seinen Tod eingeleitet wurde. Gewiß ist nur, daß sofort die Gesetze des Drusus sämmtlich aufgehoben wurden.

Die Bundesgenossen griffen auf diese Nachricht zu den Waffen: 100,000 Bewaffnete stellten sie ins Feld; geprüfte Feldherren standen an der Spitze. „Corfinium", im Lande der Peligner, wurde unter dem Namen „Italica" zum Waffenplatz erklärt. Dort versammelte sich der Rath der Verbündeten, 500 Senatoren, zur Leitung des neuen Staates. Zwei Consuln standen an der Spitze; ihnen standen 12 Prätoren zur Seite, welche Unterabtheilungen des Heeres befehligten. Sie begannen den Krieg mit der Belagerung der festen Plätze, welche, als römische Colonieen in den Ländern der Bundesgenossen angelegt, diese in Abhängigkeit erhalten sollten. Die besten römischen Feldherren: Licinius Crassus, Cornelius Sulla, Cneius Pompejus Strabo und selbst der alte Marius, erschienen auf dem Kriegsschauplatz. Aber der Feldzug des ersten Jahres war unglücklich. Trotz einer Unzahl mörderischer Gefechte und einiger glücklicher Schlachten fiel im Süden eine Reihe von Städten den Feinden in die Hände, und im Norden konnte der alte Marius nur mit den größten Anstrengungen die Fortschritte der Feinde aufhalten. Als auch die Etrusker und Umbrer, welche bisher noch treu zu Rom gehalten, abfielen, brachte der Consul L. Julius Cäsar das Gesetz ein, daß allen denjenigen italischen Bundesstädten, die bis dahin treu geblieben waren, das römische Bürgerrecht ertheilt werden sollte; dem ein zweites tribunicisches folgte, des Marcus Plautius Silvanus und des Gaius Papirius Carbo, nach welchem jedem in Italien seßhaften Manne eine Frist von 60 Tagen gesetzt wurde, innerhalb welcher er sich durch Anmeldung bei dem Prätor ins römische Bürgerrecht einschreiben lassen konnte. Viele Bundesgenossen wurden schwankend; Rom, im Rücken gesichert, trat überall siegreich auf: im Norden unterlagen die Peligner, Vestiner, Marser und

Marruciner und baten um Frieden. Im Süden drang Lucius Cornelius Sulla in das Herz von Samnium vor und endigte mit der Eroberung von Bovianum den siegreichen Feldzug. Corfinium ging verloren, nur einzelne Städte in Campanien und zerstreute Heerhaufen standen noch unter den Waffen, ohne Hoffnung auf Erfolg.

Der Krieg hatte 300,000 Römern und Bundesgenossen das Leben gekostet; die blühendsten Städte waren zerstört, die fruchtbarsten Landschaften verödet, die Masse der neu aufgenommenen Bürger war so groß, daß, wenn sie gleich den alten Bürgern in die Wahlbezirke (Tribus) wären eingeschrieben worden, sie in allen Abstimmungen das Uebergewicht der Zahl gehabt hätten. Daher wurden sie auf acht (nach Anderen auf zehn) Wahlbezirke beschränkt und zuletzt zur Abstimmung gerufen, wodurch Anfangs ihr Einfluß bei den Wahlen auf ein geringes Maß beschränkt wurde. Aber freilich blieb dies eine offene Wunde; denn so lange nicht die gleiche Berechtigung aller Italiker ausgesprochen und gesetzlich durchgeführt war, fand jede Spaltung in der Stadt durch ganz Italien einen Wiederhall. Die völlige Gleichheit Aller, was Vielen als das allein Gerechtfertigte erschien, war das Grab der römischen Freiheit.

---

159. Der Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla.

(Nach Franz Dorotheus Gerlach, Marius und Sulla, bearbeitet vom Herausgeber.)

1. Der Bürgerkrieg bis zur Flucht des Marius.

Gaius Marius war seit 12 Jahren ganz vom politischen Schauplatze verschwunden. Seine Freunde waren der Rache des Adels geopfert, andere Männer waren die Leiter der öffentlichen Angelegenheiten geworden. Selbst sein Kriegsruhm fing an zu erbleichen; er war nicht mehr der Einzige; Jüngere hatten sich herangebildet und drohten Nebenbuhler seines Ruhms zu werden. Lucius Cornelius Sulla (geb. 138) war von Anfang seiner Laufbahn dem Marius in den Weg getreten. Er war sein Quästor im numidischen Feldzug, und seiner Klugheit und Festigkeit ward die Gefangennahme des Jugurtha allein verdankt. Später hatte er als Legat unter Marius im Cimbernkrieg mit Auszeichnung gefochten, und in der Schlacht bei Vercellä war der Sieg zum Theil sein Werk. Gehorsam, Pünktlichkeit im Dienst, unermüdliche Thätigkeit, Freundlichkeit gegen Untergebene, Muth und Klugheit erwarben ihm die Liebe des Heeres und empfahlen ihn dem Bürger. So wurde er nach der Verwaltung der Prätur nach Asien geschickt, um den Mithridates zu beobachten, der, unablässig für die Vergrößerung seiner Macht thätig, als ein drohender Nebenbuhler des römischen Einflusses in Asien

erschien. Sulla vollführte seinen Auftrag mit Geschick, er eroberte dem Könige Ariobarzanes sein Erbreich Cappadocien wieder und empfing, der erste Römer, die Gesandten des Partherkönigs. Ihm ward der glorreiche Ausgang des zweiten Feldzugs im Bundesgenossenkriege zumeist verdankt und, 50 Jahre alt, wurde er zum Consul und zum Oberfeldherrn gegen Mithidrates ernannt, 88. Aber der alte Marius ertrug es nicht, daß ein Mann, den er in innerster Seele haßte, ihm vorgezogen wurde. Die Führung des Krieges in Asien war seit Jahren das Ziel seiner Wünsche. Um sich den Oberbefehl gegen Mithridates zu verschaffen, bediente er sich des Volkstribunen P. Sulpicius Rufus, der den Dienst der Aristokratie verlassen hatte, um sich an die Spitze der Volkspartei zu stellen. Er wollte durch ein Gesetz die neuen Bürger in alle 35 Tribus vertheilen und dann durch ihre Stimmen dem Sulla den Oberbefehl im Mithridatischen Kriege nehmen und denselben dem Marius übertragen lassen. Gleichheit der Rechte aller Italiker war daher von jetzt an das Losungswort. Sechshundert junge Ritter, die er seinen Gegen-Senat nannte, umgaben ihn beständig, und da diese nicht zu genügen schienen, ihm Sicherheit zu gewähren, bildete er sich eine Leibwache von 3000 kräftigen Männern, welche, mit Dolchen bewaffnet, ihm in die Volksversammlung folgten. Zuerst wurde nun auch den Freigelassenen das Stimmrecht zugesichert und dadurch die Zahl seiner Anhänger ins Ungeheure vermehrt. Aber eine dauernde Begründung seiner Macht konnte nur die vollkommene Gleichheit der neuen Bürger ihm gewinnen. Unter der Einwirkung des Schwertes wurde das Gesetz angenommen, daß die Neubürger, in alle 35 Wahlzünfte vertheilt, den alten Bürgern ganz gleich gestellt seien. Der Consul Pompejus ward abgesetzt und Marius an der Stelle Sulla's zum Oberfeldherrn in Asien erwählt. Sulla verließ die Stadt und floh nach Capua zu seinem Heere. Kurz darauf erschienen zwei Kriegsobersten von Rom, um das Heer für Marius in Eid und Pflicht zu nehmen. Sie wurden mit Hohn empfangen und von dem wüthenden Kriegsvolke gesteinigt. Ungestüm forderte jetzt das Heer gegen Rom geführt zu werden. Bald begann ein furchtbarer Straßenkampf; die Bewohner der Vorstädte schleuderten Steine, Ziegel und andere schwere Gegenstände auf die einrückenden Sullaner. Sulla selbst warf, der Erste, den Feuerbrand in ein Haus, befahl den kretischen Schützen, Brandpfeile gegen die Dächer zu senden und ließ eine Heeres-Abtheilung den Feind im Rücken bedrohen. Diese hatten vergebens die Sclaven zur Freiheit aufgerufen; sie unterlagen. Unaufhaltsam drang der Sieger vor, die Stadt war in seiner Gewalt. Am andern Morgen versammelte Sulla das Volk, entschuldigte das Geschehene mit der Nothwehr und erzwang unter dem Schrecken der Waffen den Beschluß, daß alle Gesetze des Sulpicius aufgehoben wurden. Kaum hatte Sulla das Herr aus der Stadt entfernt, als die Bewegungen und die Umtriebe aufs Neue begannen. Sulla's Bemühung, die höchste Gewalt bei seiner Abwesenheit zu-

verlässigen Männeren anzuvertrauen, ward vereitelt, ein sehr gemäßigter Aristokrat, Cneius Octavius, und ein entschiedener Anhänger der Marianischen Partei, Cornelius Cinna, erhielten fürs nächste Jahr das Consulat. Sulla wurde bald für seine eigene Sicherheit besorgt, so daß er schnell sich ins Lager zu seinem Heere vor Capua begab. Schon war die Gefahr, die von Osten drohte, so augenscheinlich, daß es nothwendig schien, zuerst den äußern Feind zu bekämpfen, ehe an die Wiederherstellung der Ruhe im Innern zu denken war. Nachdem Sulla den Consul Cinna durch die heiligsten Eidschwüre zum Festhalten an der Verfassung verpflichtet hatte, schiffte er sich zu Brundusium mit seinem Heere ein. Nur zwölf seiner Gegner, und unter diesen Marius nebst dessen Sohn und Sulpicius, ließ Sulla durch den Senat als Reichsfeinde ächten, weil sie gegen die Consuln die Waffen ergriffen und die Sclaven aufgefordert hatten, sich zu befreien. Sulpicius, der sich auf einer Villa verborgen hatte, wurde durch einen Sclaven verrathen und getödtet, sein Kopf auf die Rostra aufgesteckt, Marius aber entkam unter vielen Gefahren und Abenteuern nach Africa. Als seine Verfolger ihm bei Minturnä nahe waren, tauchte er sich in den Sümpfen bis an den Kopf ins Wasser, ward aber, mit Schlamm bedeckt, herausgezogen und der Obrigkeit von Minturnä überliefert. Diese beauftragte einen Gallier, ihn zu tödten, aber als dieser in der Finsterniß in sein Gemach trat, schienen ihm die Augen des Marius einen Feuerstrom von sich zu geben, und als der sechsmalige Consul sich in seinem Bette aufrichtete und aus allen Kräften schrie: „Du wagst es, den G. Marius zu tödten?" lief der Gallier voll Entsetzen davon, warf sein Schwert zur Erde und rief: „Ich kann den Marius nicht tödten!" Dieser entkam auf einem Schiffe nach Africa.

2. Der erste Krieg gegen Mithridates VI. von Pontus.

Seit einem Jahrhunderte hatten die Römer in Asien festen Fuß gefaßt, und die furchtbarste aller Plagen, die römischen Zollpächter, war in Asien eingezogen. Als Rächer dieses hundertjährigen Druckes, der rohen Gewalt und der unersättlichen Habsucht hatte Mithridates Eupator sich erhoben. Das Küstenland von Hoch-Armenien war die Wiege seiner Macht, welche früher durch die Sage vom goldenen Vließ bekannt geworden war. Die Völker, die er beherrschte, die Cappadocier, Paphlagonier u. s. w., waren weder dem Perserreich noch den Nachfolgern Alexander's völlig unterworfen. Sie schützte ihre feste Lage und ihr wilder Muth. Mithridates' Vater hatte den Römern in dem Kriege gegen Aristonicus Hülfsvölker gesandt und zur Belohnung Großphrygien erhalten. Der Sohn war als ein unmündiger Knabe von 13 Jahren vor seinen treulosen Vormündern und seiner ränkesüchtigen Mutter, welche ihm zur Mitregentin von seinem Vater gegeben war, aus seiner Hauptstadt Sinope entflohen und lebte 7 Jahre in der Wildniß. Keine menschliche Wohnung hat er Jahre lang besucht, die Erde

war sein Lager, Wälder und Höhlen gaben ihm Obdach, seinen Unterhalt fand er durch die Jagd, außer seinen Gefährten wußte Niemand seinen Aufenthalt. Aber während er seinen Leib gegen alle Beschwerden stählte, mit den Thieren des Waldes um sein Leben kämpfte, erforschte er gleichzeitig die geheimen Kräfte der Natur, beobachtete die Sitten und Lebensweise der Menschen und erlernte außer dem Griechischen die Sprache von 22 verschiedenen Völkern. Von einer ungeheuren Leibesstärke, und daher nicht selten roh, grausam und unmenschlich, entbehrte er des Schmuckes der hellenischen Bildung nicht und erschien groß, edel, hochgesinnt, aber immer überragend das Maß gemeiner Menschlichkeit. Schon glaubte man ihn todt, als er plötzlich in der Blüte edler Männlichkeit wieder in seinem Reiche erschien und sich durch eine furchtbare Rache den Weg zum bleibenden Besitz des Thrones bahnte. Seine Mutter büßte im Gefängniß mit dem Leben, sein Bruder fiel als ein Opfer seines Argwohns; die Untreue seiner Gattin, die ihm nach dem Leben trachtete, strafte er mit dem Tode; den Gatten seiner Schwester räumte er durch Meuchelmord hinweg und erdolchte ihren Sohn mit eigener Hand. So vor inneren Nachstellungen gesichert, war er unablässig thätig für die Vergrößerung seines Reiches. Die Scythen, die so oft durch ihre verheerenden Einfälle der Schrecken Asiens gewesen, hat er besiegt; die Albaner und Iberer zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere, Kolchis und der Kaukasus sandten ihm Kriegsvolk; der cimmerische Bosporus und Chersones waren in seiner Gewalt; ja, die Bastarner an der Mündung der Donau dienten in seinem Heere. Durch eine Flotte von 300 Kriegsschiffen und 200 kleinen Fahrzeugen behauptete er seine Herrschaft, und ein zahlreiches Heer, nach römischer Kriegszucht eingeübt, vereitelte allen Widerstand.

Die Römer, welche seine Siegeslaufbahn mit argwöhnischem Blick verfolgt und seine Feinde unterstützt hatten, hielten es für ein Leichtes, mit Hülfe der Fürsten Vorder-Asiens, der Könige von Bithynien und Galatien, dem Mithridates seine Eroberungen zu entreißen. Sie waren des Sieges schon gewiß, als Mithridates mit einem Heere von 250,000 Mann zu Fuß und 40,000 Reitern den Feldzug eröffnete. Das ganze Heer des Nikomedes, des Königs von Bithynien, ward zersprengt und sein schneller Rückzug hatte auch die Auflösung des übrigen Heeres zur Folge. Der römische Führer Manius Aquillius wurde gefangen, zur Strafe seiner unersättlichen Habsucht auf Mithridates' Befehl auf einen Esel gebunden und unter den empörendsten Mißhandlungen durch die Städte und Landschaften Asiens geführt und ihm zuletzt geschmolzenes Gold in den Mund gegossen. Bald fiel ganz Asien dem Mithridates zu, und seine Flotte erschien im Mittelmeere. Um aber die Aussöhnung mit Rom für immer unmöglich zu machen, ließ er gleichzeitig an alle Städte und Staaten Asiens versiegelte Befehle senden, welche am 30. Tage eröffnet und ungesäumt vollstreckt werden sollten. Darin

war das Todesurtheil über alle Römer ausgesprochen, welche in Asien wohnten, Männer, Frauen, Kinder; der Ungehorsam gegen dieses Gebot wurde als Hochverrath bezeichnet. Der Befehl fand nur zu leicht Gehör. So verhaßt war der römische Name durch den Mißbrauch der Gewalt. Ueber 80,000 Römer und Italiker (nach Anderen 150,000) fielen an einem Tage durch die Rache der erbitterten Griechen und Asiaten. Kein Geschlecht, kein Alter, kein Stand wurde geschont; in Tempeln, an den Altären der Götter, in den Armen ihrer Gattinnen und Schwestern wurden die Unglücklichen ermordet. Alle Inseln bis zum Vorgebirge Malea (außer Rhodus) fielen dem Mithridates zu, die Achäer, die Spartaner erklärten sich für ihn; Böotien schloß sich an, Thracien und Macedonien wurden durch ein großes Heer unter Ariarathes, dem Sohne des Königs, bedrängt. Archelaus, der Feldherr des Mithridates, erschien mit einer Flotte und einem Heere von 120,000 Mann im Mittelmeere, eroberte Delos und Euböa, faßte in Böotien festen Fuß und gewann Athen, das nach Vertreibung aller Römerfreunde zum Stützpunkt aller weiteren Unternehmungen ausersehen war. So bewegte sich der ganze Osten gegen Rom. Sulla täuschte sich nicht über die Größe der Gefahr. Mit einem Heere von kaum 30,000 Mann, ohne Flotte, ohne Zufuhr, ohne Aussicht auf Unterstützung, ohne Sold, zog er einem wenigstens vier Mal stärkern Feind entgegen, durch ein Land, das von zweifelhafter Treue oder feindlich gesinnt war. Er trug kein Bedenken, durch den Verkauf der Tempelschätze von Delphi, Epidaurus und Olympia die nöthigen Summen zur Bezahlung seines Heeres aufzubringen. Athen, mit dem trefflichsten Hafen in ganz Griechenland, mußte um jeden Preis dem Feind entrissen werden, wenn auch nicht der alte Ruhm der Stadt, die Wirkung des Beispiels und die milde Behandlung, die sie bisher von Rom erfahren, zur schleunigen Bestrafung aufgefordert hätte. Nachdem alle Mittel der Belagerungskunst erschöpft, über und unter der Erde Römer und Barbaren jeden Fuß breit Landes mit Blut getränkt hatten, eroberte Sulla die Stadt nur durch Hunger. Entsetzlich war das Blutbad; Niemand ward verschont und das Morden dauerte die ganze Nacht. Bald darauf ward auch durch einen allgemeinen Sturm der Piräeus erobert und größtentheils zerstört.

Aber Mithridates, der in Asien zurückgeblieben, sandte unablässig neue Heere, Waffen, Schiffe, um den Verlust zu ersetzen, und Archelaus sah sich bald wieder an der Spitze eines Heeres von 120,000 Mann. Sulla hatte kaum über 40,000 zu gebieten, größtentheils Römer und wenige Griechen. Anfangs wich er einer Schlacht aus; als aber Archelaus nach Chalcis übersetzen wollte, folgte er dem Feind auf dem Fuße, und bei Chäronea, in einer durch steile Anhöhen, schroffe Felsenwände und tiefe Abgründe durchschnittenen Ebene, wo eine Entfaltung der feindlichen Massen unmöglich war, hat er mit solcher Kunst und einer solchen Ueberlegenheit des Geistes die Bewegungen seines Heeres geleitet, daß die zahllosen Schaaren der Feinde,

ohne zum Schlagen zu kommen, versprengt und so völlig vernichtet wurden, daß kaum 10,000 sich nach Chalcis retteten. Der Feldzug war durch diese Schlacht entschieden. Nur durch die empörendsten Gewaltthätigkeiten brachte Mithridates wieder ein Heer von 80,000 Mann zusammen, welches sich mit den Trümmern des geschlagenen Heeres vereinigen sollte. Sulla war schon auf dem Marsche nach Macedonien, als er erfuhr, daß er in seinem Rücken bedroht sei, weil ein neues Heer in der Ebene bei Orchomenus sich gelagert hatte. Schnell kehrte er um und schlug dem Feinde gegenüber ein Lager auf. Die Feinde machten einen allgemeinen Angriff mit solchem Ungestüm, daß die Römer wichen und theilweise in regelloser Flucht davon eilten. Sulla bat, drohte, schalt, sprengte weit voraus, umsonst. Da ergriff er eine Fahne, sprang vom Pferde und rief den Seinen zu: „Mir ist es rühmlich, auf dem Schlachtfelde zu sterben; aber Ihr, wenn man Euch fragt, wo Ihr Euren Feldherrn ließt, antwortet, auf der Ebene von Orchomenus." Scham und Bewunderung brachte die Wankenden zum Stehen; sie eilten dem Feldherrn zu Hülfe und warfen den Feind. Am folgenden Tage ward das feindliche Lager gestürmt; viele Tausende fanden durch das Schwert, Andere in den nahen Sümpfen ihren Tod. Das letzte Heer des Mithridates war vernichtet. Daher beschloß er Frieden zu schließen. Als Sulla in Thessalien überwinterte, erschien Archelaus nun als Unterhändler und, nachdem er vergebens den Sulla zur Verrätherei zu verleiten gesucht, erklärte sich Sulla bereit zum Frieden auf folgende Bedingungen: 1) Mithridates liefert seine ganze Flotte den Römern aus; 2) er verzichtet auf alle Eroberungen und zieht überall seine Besatzungen zurück; 3) er muß die Kriegskosten bezahlen.

So demüthigend diese Friedensbedingungen schienen, zeigte sich Mithridates dennoch zum Frieden geneigt; denn er sah sich in unmittelbarer Nähe durch ein zweites römisches Heer unter dem Consul L. Valerius Flaccus bedroht, welches, von der Marianischen Partei nach Asien gesendet, zugleich den Sulla des Oberbefehls berauben und den König von Pontus bekämpfen sollte. Der erste Theil des Auftrages wurde so wenig erreicht, daß eine Abtheilung des Heeres zu Sulla überging. Der Consul L. Valerius Flaccus ward von seinem eigenen Legaten Fimbria ermordet. Kaum war der Friede von Mithridates angenommen, so führte Sulla sein Heer, welches mit Widerwillen den Mörder so vieler tausend Mitbürger in sein Reich zurückkehren sah, sofort gegen Fimbria, der sich nur durch freiwilligen Tod der Rache Sulla's entziehen konnte; er ließ sich durch einen Sclaven tödten. Die den Römern treugebliebenen Asiaten wurden für frei erklärt, den übrigen legte Sulla eine ungeheure Kriegssteuer (20,000 Talente) auf, und zur Aufrechthaltung der Ruhe ließ er den L. Murena mit den 2 Legionen des Fimbria in Asien zurück, als er, mit Geld und Schiffen reichlich versehen, nach Italien zurückkehrte (83).

3. Rückkehr des Marius nach Rom. Cinna, 87—84.

Während die Ehre der römischen Waffen im Osten gerettet wurde, hatte die Marianische Partei aufs Neue sich erhoben, die Macht an sich gerissen, und Sulla war geächtet. Denn Cinna, der von den Demokraten erwählte Consul, den Sulla durch heilige Eidschwüre vergebens zu binden sich bemüht, hatte nur gewartet, bis Sulla mit dem Heere nach Griechenland abgegangen war, um die Pläne seiner Partei wieder aufzunehmen. Das Losungswort war, Gleichheit der Rechte aller Bürger oder gleichmäßige Vertheilung der neuen Bürger in alle Wahlbezirke, um das Uebergewicht der alten Bürgerschaft zu vernichten. Diesen Umtrieben widersetzte sich der andere Consul, Octavius, ein gemäßigter, aber in seinen Grundsätzen unerschütterlicher Mann. An der Spitze des Senates und der Gutgesinnten erschien er mit Macht auf dem Forum, das Cinna mit seinem Anhange besetzt hatte. Dieser ward seines Consulates entsetzt und aus der Stadt vertrieben. Er ging nach Campanien und sammelte sich ein Heer zum Theil aus den alten Bundesgenossen (den neuen Bürgern), die ihn als den Martyrer ihrer Sache ansahen. Dazu verbreitete sich bald die Nachricht, daß der alte Marius aus der Verbannung (auf den Trümmern Carthago's und auf der Insel Corcyra) zurückgekehrt und in Etrurien gelandet sei. Verstärkt durch Sclaven, denen sie die Freiheit schenkten, schlossen Beide die Stadt Rom mit vier Heereshaufen ein, an deren Spitze Cinna, Marius, Sertorius und Carbo standen. Die Zufuhr wurde zuerst oberhalb Rom, dann nach der Eroberung von Ostia, wo die Marianer alle Gräuel der Barbarei verübten, auch vom Meere her abgeschnitten; Hungersnoth und Pest zerstörten den letzten Rest von sittlicher Kraft, daher capitulirte die Stadt, und Cinna an der Spitze seines Heeres rückte in dieselbe. Nun sah Rom alle Gräuel einer eroberten Stadt. Als erstes Opfer fiel der Consul Octavius, dem Cinna und Marius mit den heiligsten Eiden Schonung seines Lebens versprochen hatten. Nach ihm fielen die Brüder Gaius und Lucius Cäsar, Publius Lentulus, der alte Crassus mit seinem Sohne und der Redner Antonius, dessen Kopf sich Marius als Tafelaufsatz bringen ließ, lauter Männer, welche die höchsten Staatswürden bekleidet hatten. Ueberdies wurden alle Freunde Sulla's, die nicht entflohen, niedergemacht, endlich Alle, denen Marius nicht die Hand zum Gruße reichte. Auch der ehemalige Consul Lutatius Catulus, der Amtsgenosse des Marius im Cimbernkriege, entging schmachvoller Hinrichtung nur durch freiwilligen Tod. Fünf Tage und fünf Nächte hielt das Morden an. Kein Leichnam durfte bestattet werden, sondern sie wurden den Vögeln und Hunden zum Fraße hingeworfen oder von den Henkern mit Haken nach der Tiber geschleift. Am empörendsten waren die Gräuelthaten der entlaufenen Sclaven, welche ihre Herren mordeten, so daß Cinna endlich im gerechten Zorne diese Banden (8000 M.?) auf dem Markte versammelte, gleich als

wenn er ihnen den Sold bezahlen wollte, sie umzingeln und von dem Kriegsvolk niederhauen ließ.

Um ihrem Verfahren den Schein der Gerechtigkeit zu geben, ließen sich Cinna und Marius fürs nächste Jahr zu Consuln wählen, und der alte Marius trat am 1. Januar 86 sein siebentes Consulat an. Aber er genoß das Glück nur 17 Tage. Ihn beunruhigte die Furcht vor Sulla's Rückkehr, vielleicht auch das Bewußtsein seiner Gräuelthaten. Der Schlaf floh sein Lager; furchtbare Gesichte und schreckliche Träume quälten seine Seele; um sich zu betäuben, ergab er sich dem Trunke. Als die Nachricht seines Todes erscholl, wagte die Bürgerschaft wieder aufzuathmen und, als wenn mit dem Tode dieses einzigen Mannes die Gräuel enden würden, gab man sich einer frohen Aussicht für die Zukunft hin.

Unterdessen dauerte die Schreckensherrschaft noch volle drei Jahre fort, während Cinna wiederholt das Consulat bekleidete. An die Stelle des Marius wurde Valerius Flaccus zum Consul erwählt. Ihn hatte Cinna zum Nachfolger Sulla's in Asien bestimmt, aber habsüchtig und ungeschickt, wie er war, wurde er von seinem eigenen Legaten, dem G. Fimbria, in Bithynien ermordet, der sich nachher, da seine Legionen zu Sulla übergingen, selbst das Leben nahm (s. S. 583). So rückte denn die Gefahr einer bewaffneten Rückkehr Sulla's immer näher; Cinna und Carbo ernannten sich selbst fürs nächste Jahr (84) zu Consuln und rüsteten eine Flotte, um den Sulla in Griechenland zu bekämpfen. Schon war eine Abtheilung übergesetzt, die zweite überfiel ein Sturm und nöthigte sie zur Rückkehr nach Italien, worauf Viele unzufrieden die Fahnen verließen und nach der Heimat eilten. Da Cinna diese Meineidigen bestrafen wollte, entstand ein Auflauf, und er ward von seinem Heere ermordet. Den übrigen Theil des Jahres (84) bekleidete Carbo allein das Consulat.

4. Ausgang des Bürgerkrieges, 83—82.

Endlich im Frühjahre 83 landete Sulla in Italien, zog durch Apulien und Lucanien, ohne Feld- und Baumfrüchte, Felder oder Häuser zu schädigen. Bald wuchs das Vertrauen, als Metellus Pius mit einer Heeresabtheilung zu ihm stieß, und kurz darauf der junge Pompejus, damals kaum 23 Jahre alt, Sohn des Pompejus Strabo, mit 15,000 Mann erschien, die er in der Picenischen Mark geworben. Auch sonst erschienen viele wohlgesinnte Männer in seinem Lager, weil sie dort die bessere Sache fanden. Unweit Venusia trat ein unbekannter Mensch an den Feldherrn heran und verkündete ihm den Sieg, aber er müsse eilen, denn sonst werde das Capitol in Brand aufgehen. Und wirklich verbrannte der vom König Tarquinius erbaute Tempel, die Sibyllinischen Bücher und alle die Schätze, welche selbst der gallischen Zerstörung entgangen waren. Aber das Heer war jetzt so ungestüm, daß es bei Canusium über die Feinde unter dem Consul Norbanus und dem

jungen Marius herfiel, 7000 Mann erschlug und die übrigen in Capua eingeschlossen hielt. Das zweite Heer des Consuls L. Cornelius Scipio ergab sich ohne Schwertschlag.

Von da an wurde der Krieg noch zwei Jahre mit beispielloser Erbitterung geführt. Zwanzig größere Gefechte wurden geliefert, ehe der Sieg errungen war. Sulla's Bestreben war, möglichst bald Rom zu gewinnen. Dies erreichte er nach einer mörderischen Schlacht, die er dem jungen Marius bei Sacriportum lieferte, welche die Einschließung dieses jungen Helden in Präneste zur Folge hatte. Um diese Stadt zu entsetzen, rückte der Samniter Telesinus mit 70,000 M. ausgewählter Truppen heran. Aber bald sah er sich im Rücken von Pompejus, und vorne durch Sulla hart bedrängt. Da faßt Telesinus einen kühnen Entschluß, täuscht beide durch Scheinangriffe und gewinnt dadurch einen Vorsprung auf der Straße nach Rom, das er durch einen Ueberfall zu erstürmen hoffte. Vor den Thoren der Stadt begann am 1. November 82 noch spät Nachmittags eine blutige Schlacht, in welcher Sulla mit dem linken Flügel in die Flucht geschlagen wurde und sich ins Lager retten mußte, aber der rechte Flügel unter Crassus hatte einen glänzenden Sieg errungen. Der Anführer Telesinus war gefallen; 3000 Feinde wollten die Waffen strecken, wenn man ihres Lebens schonen wolle. Sulla versprach es, wenn sie die noch übrigen Feinde überfallen wollten. Sie thaten es, und nun entstand ein fürchterliches Morden, bis die letzten 4000 sich gefangen gaben. Diese ließ Sulla in den Flaminischen Circus einsperren, während er den Senat in dem angrenzenden Tempel der Bellona versammelte. Indem er sprach, wurden die 4000 wehrlosen Gefangenen ermordet. Da ein herzzerreißendes Geschrei entstand und die Senatoren entsetzt von ihren Sitzen aufsprangen, gebot er mit unveränderter Miene, seine Rede anzuhören und nicht darauf zu achten, wenn einige Uebelthäter am Leben gestraft würden. Das verkündete den Belagerten ihr Schicksal. Marius, nach einem verzweifelten Versuch, sich durchzuschlagen, focht mit dem jungen Telesinus den Todeskampf, und Einer fiel durch des Andern Schwert. Präneste ward übergeben. Zwölftausend Pränestiner und Samniter ließ Sulla niederhauen. Nun fiel eine Stadt nach der andern. Besonders ward Etrurien furchtbar mißhandelt, die Burgen wurden überall gebrochen, die Mauern niedergerissen, die Einwohner ihrer Güter beraubt und Militär-Colonieen angelegt. Dreiundzwanzig Legionen, die zuletzt Sulla's Heer ausmachten, gegen 120,000 Soldaten, wurden durch ganz Italien als Colonisten angesiedelt, zur Belohnung für ihre Dienste, zugleich als Besatzung, um eine Empörung zu verhindern. Die Trümmer der Marianischen Partei in Sicilien und Africa hat Pompejus vernichtet und sich dadurch den Beinamen des Großen von Sulla erworben. Aber den Triumph wollte Sulla dem kaum 26jährigen Jüngling nicht gestatten. „Und doch", entgegnete Pompejus keck, „verehren mehr Völker die aufgehende als die untergehende Sonne." Sulla erschrak und bewilligte, was er kaum versagen konnte.

Darauf begannen die Proscriptionen, welche eigentlich nur die Feinde Sulla's treffen sollten, aber Jedem Gelegenheit gaben, sich der seinigen zu entledigen. Die Namen der Geächteten wurden auf Tafeln eingetragen, Preise auf ihre Köpfe gesetzt, alle dagegen, die einen verborgen hielten, mit dem Tode bedroht. Das Vermögen der Geächteten ward eingezogen; kein Tempel gewährte Schutz, nicht die heiligsten Bande der Ehe, der Eltern-, der Kindesliebe, der Freundschaft wurden mehr geachtet. Und nicht bloß politische Grundsätze brachten den Tod, viel häufiger Reichthum, Vermögen, Haß. Viele wurden gemordet, weil sie geächtet waren; nicht weniger wurden geächtet, weil sie ermordet waren; 4700 angesehene oder wohlhabende Bürger sollen durch diese Achtserklärungen umgekommen sein; 10,000 Sclaven der Geächteten erhielten das Bürgerrecht und Landanweisungen; sie hießen nach ihrem Gönner die „Cornelier".

---

160. Sulla's Dictatur.

(Nach W. Wachsmuth, Geschichte der politischen Parteiungen alter und neuer Zeit.)

Um die Restauration der Nobilitätspartei mit einem solennen Magistratscharakter vornehmen zu können, ließ sich Sulla 82 zum Dictator, abweichend von früherem Brauch, nicht auf eine bestimmte Zeit oder zu einem bestimmten Geschäft, sondern auf so lange als es nöthig sein würde, ernennen. Daß er Consuln wählen ließ, ebenfalls etwas bei der Dictatur Ungewöhnliches, that seiner Machtstärke keinen Eintrag. Seine Restauration selbst und darauf sein Rücktritt von der Dictatur, als jene in seinem Sinne vollendet war, ist ein Musterstück von Unterordnung des persönlichen Interesses unter das des Staates. Das Gelüste, sich auf die Dauer zum Alleinherrn des Staates zu machen, scheint ihm fremd geblieben zu sein; es war noch nicht Zeit zur Unterordnung der Nobilität unter einen Monarchen.

Um die Optimatenherrschaft in allen Richtungen herzustellen, ergänzte er zunächst den Senat durch abermalige Einführung von Rittern seiner Partei und, damit der Senat jährlich einen ansehnlichen Zuwachs von Beamten habe, vermehrte er die Zahl der Quästoren von 8 auf 20. Um die Stufenfolge des Emporsteigens zu hohen Würden zu der alten Regelmäßigkeit zurückzubringen, sollte die Quästur, die curulische Aedilität und die Prätur nach der Reihe von jedem Bewerber um das Consulat zurückgelegt sein. Die peinlichen Gerichte gab er dem Senat zurück, ebenso die Befugniß, den Magistraten ihre Provinzen zuzutheilen; die hohen Priesterthümer sollten nicht weiter durch Volkswahl, sondern durch Cooptation nach älterem Brauch besetzt werden. Die Plebs im Zaum zu halten und den Senat gegen

demokratische Ansprüche sicher zu stellen, sollte vor Allem die Herabwürdigung und Machtbeschränkung des Volkstribunats dienen. Ein Volkstribun sollte auf keine hohe Magistratur Anspruch haben, er durfte nicht in der Volksversammlung reden noch Gesetzanträge an das Volk bringen: seine Amts-Befugniß ward auf die ursprüngliche Intercession für den einzelnen Bürger beschränkt. Damit war den Tributcomitien der Nerv durchschnitten. An die Volksversammlung sollte überhaupt nichts auf anderem Wege als durch ein Senatsconsult gelangen. Die außerdem während der Dictatur Sulla's erlassenen „Cornelischen" Gesetze über Meuchelmörder, Fälschung ꝛc. berührten das Partei-Interesse nicht unmittelbar und geben zum Theil Zeugniß von Sulla's Bedacht, der von ihm eingerichteten Staatsverfassung auch durch Verpönung schwerer Verbrechen Halt zu geben.

Nachdem er durch seine Gesetzesreformen die Herrschaft der Oligarchie gesichert hatte, legte er die absolute Gewalt nieder, begab sich auf sein Landhaus unweit Puteoli und lebte dort theils den Genüssen hingegeben, theils mit der Abfassung seiner Memoiren beschäftigt nur noch bis zum Jahre 79. Er starb, 60 Jahre alt, und ließ auf seinen Grabstein die Worte setzen: „Kein Feind hat ihm so viel Böses, kein Freund so viel Gutes erwiesen, den er nicht in dem einen wie dem andern übertroffen hätte."

---

161. Sertorius.

(Nach W. Wachsmuth, Geschichte der politischen Parteiungen alter und neuer Zeit, mit einem Zusatze aus Theodor Mommsen's römischer Geschichte.)

Schon im nächsten Jahre (78) nach Sulla's Tode hatte der Consul M. Aemilius Lepidus einen Versuch gemacht, die Gesetze des Sulla abzuschaffen und eine Reaction in demokratischem Sinne, also gegen die Optimatenpartei, durchzuführen. Der Senat, in Verbindung mit dem andern Consul, Q. Lutatius Catulus, und mit Cn. Pompejus, nöthigte ihn, die Stadt zu verlassen; sein Legat Perperna führte den Rest seines Heeres nach Spanien, um dort mit Sertorius den Krieg gegen die Sullaner fortzusetzen.

Dieser, ein Sabiner, bekundete seine ritterliche Tapferkeit durch die aus dem cimbrischen, dem spanischen und dem italischen Kriege heimgebrachten ehrenvollen Narben. Seine spanischen Soldaten nannten ihn den „neuen Hannibal", nicht bloß deswegen, weil er gleich diesem im Krieg ein Auge eingebüßt hatte, sondern wegen seiner eben so verschlagenen als muthigen Kriegführung, seiner Gewandtheit, fremde Nationen in sein Interesse zu ziehen und seinen Zwecken dienstbar zu machen, seiner Besonnenheit im Glück und Unglück, seiner erfinderischen Raschheit in der Benutzung seiner Siege wie in der Abwendung der Folgen seiner Niederlagen. Nachdem er vor

Sulla's Feldherren aus seiner von der Marianischen Partei ihm zugewiesenen Provinz Spanien hatte weichen müssen, hatte er an den spanischen und afrikanischen Küsten ein unstetes Abenteurerleben geführt, bald im Bunde, bald im Kriege mit den auch hier einheimischen cilicischen Piraten und den Häuptlingen der schweifenden Stämme Libyens, bis die Lusitaner, die trotz ihrer angeblichen Unterwerfung unter die römische Oberhoheit thatsächlich ihre Unabhängigkeit behaupteten und jährlich mit den Statthaltern des jenseitigen Spaniens fochten, ihm das Feldherrnamt über ihre Miliz übertrugen. Sertorius, der 20 Jahre zuvor in Spanien gedient hatte und die Hülfsquellen des Landes kannte, beschloß, der Einladung Folge zu leisten und schiffte sich nach Spanien ein (um 80).

Durch glückliche Kämpfe gegen mehrere Sullanische Anführer, namentlich Domitius Ahenobarbus und Q. Metellus Pius, war er in dem Jahre, als Sulla starb, Herr des größten Theils der Halbinsel, und die Zahl der bei ihm befindlichen Römer erhielt durch die Ankunft des Perperna'schen Heerhaufens von Sardinien eine ansehnliche Verstärkung. Mit Perperna kamen Senatoren und Ritter der Marianischen Partei; Sertorius errichtete einen Senat von 300 Mitgliedern, worunter kein Spanier. Als nun von Metellus Pius schlimme Botschaft in Rom einging und beim Senat die Vorstellung aufkommen ließ, daß von Sertorius her selbst für Italien Gefahr drohe, stellte sich abermals Cn. Pompejus als Helfer in der Noth dar, dessen Leistung für den Staat jedoch nicht ohne Gesetzesbruch zu erlangen war. Er hatte keine Magistratur gehabt, hatte keinen Sitz im Senat; ihn nach Spanien zu senden schien denn doch die Sullanische Magistratsordnung zu sehr zu verletzen. Jedoch man hatte einst im zweiten punischen Kriege dem Scipio die Heerführung in Spanien vertraut, ehe er die Prätur und das Consulat verwaltet hatte, und der Sertorianische Krieg vergegenwärtigte bei manchem Senator die Schrecknisse des Hannibalischen; Sertorius hatte eine Partei in Rom, selbst unter den Optimaten; das machte ihn nur um so schreckbarer. Mit einem beißenden Witze beantragte der Senator L. Philippus, die Verhandlung abzuschneiden.*) Pompejus aber fühlte sich durch den Beschluß des Senates dergestalt gehoben, daß er von nun an den Beinamen des Großen, womit ihn einst Sulla ausgezeichnet hatte, selbst zu gebrauchen pflegte. Seinen Feldherrnruhm zu vermehren, gab ihm nun allerdings der spanische Krieg wenig Gelegenheit; Sertorius war ihm überlegen, und Metellus Pius, hinfort Befehlshaber neben Pompejus, eifersüchtig und nicht

---

*) Dieser Philippus entgegnete nämlich auf die Bemerkung, daß man unmöglich einen Privatmann, der noch kein öffentliches Amt bekleidet habe, als Proconsul nach Spanien senden könne: „Nun, so wollen wir ihn pro consulibus (statt beider Consuln) schicken."

zuvorkommend gegen ihn; die Doppelhäuptigkeit hatte ihren Vortheil für Sertorius. Der Ausgang des Krieges war schmachvoll durch den Meuchelmord, den Perperna 72 an Sertorius übte; nicht minder schmachvoll das Mittel, womit jener Elende, als er umstellt war, sich von Pompejus das Leben auszuwirken suchte, das Anerbieten, die Briefe vornehmer Römer an Sertorius auszuliefern. Daß Pompejus ihn tödten ließ, mußte von Freund und Feind gebilligt werden; daß er jene Briefe ungelesen verbrennen ließ, ward ihm hoch angerechnet. Man wollte wissen, daß von bedeutenden Männern in Rom Einladungen an Sertorius, nach Italien zu kommen, ergangen seien. Es war aber nicht reine Hochherzigkeit, welche Pompejus zu jenem Autodafé bestimmte; er konnte auf Dankbarkeit der Betroffenen rechnen, und in der Richtung auf Gunst bei dem Volke war jene Schonung der Marianer ein Parteimanöver, das ihm Früchte tragen sollte.

---

162. Der Fechter- und Sclavenkrieg.

(Nach W. Drumann, Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republicanischen zur monarchischen Verfassung.)

Die Sclaverei nagte wie ein Krebsschaden an den Staaten des Alterthums; sie erschwerte dem unbegüterten Freien den Erwerb, vergrößerte die Zahl des künftigen Pöbels und veranlaßte die heftigsten Bewegungen; im vorigen Jahrhundert hatten die Sclaven in Sicilien den Römern Schlachten geliefert. Besonders war das Schicksal der Gladiatoren beklagenswerth. Etwa 200 derselben, größtentheils Thracier und Gallier, beschlossen im J. 73, aus einer Uebungsschule in Capua zu entfliehen, weil sie zu den Spielen in Rom verkauft oder vermiethet wurden, und wollten ihr Leben lieber für ihre Freiheit, als zur Unterhaltung einer rohen Menge einsetzen. Indeß entkamen nur einige und siebenzig, weil ihr Vorhaben verrathen wurde. Zum Anführer wählten sie Spartacus, welcher durch Klugheit, Muth, Freiheitsliebe und Mäßigung über seine Gefährten hervorragte. Die Vorhersagungen seiner thracischen Gattin über die ihm beschiedene Größe verblendeten ihn nicht; aber die Sclaven verwirrten und vereitelten seinen Plan; er wünschte ihnen ein Vaterland wiederzugeben und sie verlangten nach Beute und Rache.

Campanien und ein Theil von Lucanien und Bruttium waren eine Beute der Sieger, welche sich fortwährend durch Sclaven verstärkten und nun auch in die Städte drangen und hier gegen Spartacus' Willen und Verbot empörende Frevel verübten. Es begegnete den Römern in diesem, wie früher in mehreren anderen Kriegen, daß sie Jahre lang schlecht angeführt wurden, weil nun einmal im gewöhnlichen Gange der Dinge die Consuln die Feldzüge

leiteten, und nicht alle dazu geeignet waren. Die für das Jahr 71 Neugewählten besaßen nicht das öffentliche Vertrauen, und man mußte den schmachvollen Kampf endigen; schon die Ehre erforderte es, und die Rücksicht auf die Provinzen, wo das Glück des kühnen Abenteurers leicht Bewegungen veranlassen konnte. In Abwesenheit des Pompejus wandte man sich an den Prätor Crassus, der die Kriegszucht herstellte. Als die römische Hauptmacht ihn bedrohte, wich Spartacus bis zur südlichen Spitze von Bruttium nach Rhegium, wo Crassus in der Ueberzeugung, daß sein Gegner zur See nicht entfliehen könne, ihn auf einer Landenge einschloß. Bald wurde Spartacus durch den Hunger genöthigt, hervorzubrechen, was in einer stürmischen Nacht gelang. Rom fürchtete abermals einen Angriff; dem Volke sehr erwünscht, traf Pompejus aus Spanien ein, er sollte nun auch den Krieg mit den Sclaven endigen. Crassus mochte dies nicht abwarten, seine Reiter mußten sich theilen, einige Geschwader beobachteten und beschäftigten Spartacus, welcher nicht fern war, die übrigen lockten die Gallier und Germanen durch ihren Rückzug in die Ebene; plötzlich standen diese vor der feindlichen Schlachtlinie, 35,000 Mann wurden mit den Anführern getödtet. Spartacus, auch jetzt noch furchtbar, schlug die römische Vorhut und als von beiden Seiten immer mehr Mannschaft heranrückte und der Kampf allgemein wurde, stürzte er in das Getümmel; den Crassus selbst suchte er vergebens, aber viele Andere sanken unter seinen Streichen, auch dann noch, als die Schlacht verloren war, nur noch die Getreuen um ihn ausharrten und bald mit ihren Leibern die Erde bedeckten. Er ward in der Hüfte verwundet und vertheidigte sich auf den Knieen, bis er erlag. Die Besiegten wurden bei der Verfolgung in großen Massen niedergemäht, und 6000 Gefangene an der Straße zwischen Rom und Capua gekreuzigt, wogegen 3000 römische durch den Sieg ihre Freiheit erhielten.

Indeß war Pompejus näher gekommen, voll Verlangen, fremdes Verdienst sich anzumaßen, wie später im kretensischen und mithridatischen Kriege; das Glück begünstigte ihn; er erschlug 5000 Flüchtlinge, welche ihm begegneten, und berichtete an den Senat: Crassus habe den Feind in einer Schlacht überwunden, er aber den Krieg mit der Wurzel ausgerottet.

---

163. Der Krieg gegen die Seeräuber.

(Nach Theodor Mommsen, römische Geschichte, und Gust. Fr. Hertzberg, die Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer.)

In Folge der Vernachlässigung des römischen Seewesens seit der Zerstörung Carthago's hatte die Seeräuberei immer weiter um sich gegriffen und sich immer fester organisirt. Der Seeverkehr auf dem ganzen Mittel-

meer war in ihrer Gewalt. Italien konnte weder seine Producte aus-, noch das Getreide aus den Provinzen einführen; dort hungerten die Leute, hier stockte wegen Mangels an Absatz die Bestellung der Getreidefelder. Eine große Anzahl angesehener Römer wurde von den Corsaren aufgebracht und mußte mit schweren Summen sich auslösen, wenn es nicht gar den Piraten beliebte, an einzelnen derselben das Blutgericht zu vollstrecken, das dann auch wohl mit wildem Humor gewürzt ward. Die Kaufleute, ja, die nach dem Osten bestimmten römischen Truppenabtheilungen fingen an, ihre Fahrten vorwiegend in die ungünstige Jahreszeit zu verlegen und die Winterstürme weniger zu scheuen, als die Piratenschiffe, die selbst in dieser Jahreszeit nicht ganz vom Meere verschwanden. Wie später in der Normannenzeit, liefen die Corsarengeschwader bei den Seestädten an und zwangen sie, entweder mit großen Summen sich loszukaufen, oder belagerten und stürmten sie mit gewaffneter Hand. Alle die alten reichen Tempel an den griechischen und kleinasiatischen Küsten wurden nach der Reihe geplündert. Man rechnete über 400 von den Piraten eingenommene oder gebrandschatzte Ortschaften, darunter Städte wie Knidus, Samos, Kolophon; aus nicht wenigen blühenden Insel- und Küstenplätzen wanderte die gesammte Bevölkerung aus, um nicht von den Piraten fortgeschleppt zu werden. Nicht einmal im Binnenland mehr war man vor denselben sicher; es kam vor, daß sie ein bis zwei Tagemärsche von der Küste gelegene Ortschaften überfielen. Die Flibustier nannten sich Cilicier; in der That aber fanden auf ihren Schiffen die Verzweifelten und Abenteurer aller Nationen sich zusammen: die entlassenen Söldner von den kretischen Werbeplätzen, die Bürger der vernichteten Ortschaften Italiens, Spaniens und Asiens, die Soldaten und Officiere aus Fimbria's und Sertorius' Heeren, überhaupt die verdorbenen Leute aller Nationen, die gehetzten Flüchtlinge aller überwundenen Parteien. Ihre militärisch-politische Organisation war seit dem mithridatischen Kriege fest geschlossen. Ihre Schiffe, größtentheils kleine, offene, schnellsegelnde Barken, fuhren jetzt regelmäßig in Geschwader vereinigt und unter Admiralen, deren Barken in Gold und Purpur zu glänzen pflegten. Ihre rechte Heimat war das Meer, von den Säulen des Hercules bis in die syrischen und ägyptischen Gewässer; die Zufluchtsstätten, deren sie für sich und ihre schwimmenden Häuser auf dem Festlande bedurften, gewährten ihnen bereitwillig die mauretanischen und dalmatischen Gestade, die Insel Kreta, vor Allem die an Vorsprüngen und Schlupfwinkeln reiche, die Hauptstraße des Seehandels jener Zeit beherrschende und so gut wie herrenlose Südküste Klein-Asiens. Nicht bloß besaßen sie hier überall am Ufer Signalplätze und Stationen, sondern auch weiter landeinwärts in den abgelegensten Verstecken des unwegsamen und gebirgigen Binnenlandes hatten sie sich ihre Felsschlösser erbaut, in denen, während sie selbst zur See fuhren, sie ihre Weiber, Kinder und Schätze bargen, auch wohl in gefährlichen Zeiten selbst dort eine Zufluchtsstätte fanden.

Namentlich gab es solche Corsarenschlösser in großer Zahl in dem rauhen Cilicien, dessen Waldungen zugleich den Piraten das vortrefflichste Holz zum Schiffbau lieferten, und wo deßhalb ihre hauptsächlichsten Schiffbaustätten und Arsenale sich befanden. Wir finden die Piraten als Verbündete des Königs Mithridates von Pontus, sowie der römischen demokratischen Emigration; sie lieferten Schlachten gegen die Flotten Sulla's in den östlichen wie in den westlichen Gewässern.

Der dreijährige Feldzug (78—76), aus dem Publius Servilius für sich und seine Nachkommen den Beinamen des Isaurikers heimbrachte, war nicht ohne Frucht; eine große Anzahl von Corsaren und Corsarenschiffen gerieth durch denselben in die Gewalt der Römer; die Gebiete der zerstörten Städte wurden eingezogen und die Provinz Cilicien mit ihnen erweitert. Allein es lag in der Natur der Sache, daß die Piraterie doch damit keineswegs unterdrückt war, sondern nur sich zunächst nach anderen Gegenden, namentlich nach der ältesten Herberge der Corsaren, nach Kreta, zog.

Der erste römische Admiral, welcher sich gegen die wilden Kretenser wandte, der Proprätor M. Antonius, verlor in einer Seeschlacht den größten Theil seiner Flotte, und erhielt von seinen Landsleuten den Spottnamen „Creticus". Da die Verwegenheit der Piraten durch ihren Sieg und die Fesselung der römischen Gefangenen mit den von ihnen selbst mitgebrachten Ketten natürlicher Weise noch stieg, so übernahm der tapfere und gewandte Q. Cäcilius Metellus als Proconsul 68 das Commando der Flotte. Er landete im nordwestlichen Theile der Insel, schlug die gesammte Feldarmee der Feinde (24,000 M.), größtentheils ausgezeichnete Bogenschützen, in die Flucht, mußte aber die einzelnen festen Städte der Insel erst in einem langwierigen Belagerungskriege überwältigen, der sich durch den hartnäckigen Widerstand der Kretenser zu einem entsetzlichen Vertilgungskriege gestaltete, indem Metellus, um den Krieg vor der Ankunft seines Nachfolgers zu beenden, Canton für Canton mit Feuer und Schwert verwüstete, und gegen die Gefangenen so furchtbar wüthete, daß viele Kretenser den freiwilligen Tod der Ergebung an die römischen Henker vorzogen. Im folgenden Sommer (67) gab das Eingreifen eines andern römischen Machthabers dem blutigen Drama seinen Abschluß. Im J. 67 übernahm nämlich in Folge der Lex Gabinia Cn. Pompejus die Führung des Krieges gegen die Piraten mit unumschränkter Machtvollkommenheit. Er begann damit, das unungeheure, ihm überwiesene Gebiet in 13 Bezirke zu theilen und jeden derselben einem seiner Unterfeldherren zu überweisen, um daselbst Schiffe und Mannschaften zu rüsten, die Küsten abzusuchen und die Piratenboote aufzubringen oder einem der Collegen ins Garn zu jagen. Er selbst ging mit dem besten Theil der vorhandenen Kriegsschiffe früh im Jahre in See und reinigte zunächst die sicilischen, africanischen und sardischen Gewässer, um vor Allem die Getreidezufuhr aus diesen Provinzen nach Italien wieder in

Gang zu bringen. Für die Säuberung der spanischen und gallischen Küsten sorgten inzwischen die Unterfeldherren. Nach 40 Tagen war im westlichen Becken des Mittelmeeres die Schifffahrt überall frei. Sofort ging Pompejus mit seinen 60 besten Fahrzeugen weiter in das östliche Meer, zunächst nach dem Ur- und Hauptsitz der Piraterie, den lycischen und cilicischen Gewässern. Auf die Kunde von dem Herannahen der römischen Flotte verschwanden die Piratenkähne überall von der offenen See. Mehr noch wohlberechnete Milde als die Furcht öffnete Pompejus die Thore dieser schwer zugänglichen Seeburgen. Seine Vorgänger hatten jeden gefangenen Seeräuber ans Kreuz heften lassen, er gab ohne Bedenken allen Quartier und behandelte namentlich die auf den genommenen Piratenbooten vorgefundenen gemeinen Ruderer mit ungewohnter Nachsicht. Nur die kühnen cilicischen Seekönige wagten einen Versuch, wenigstens ihre eigenen Gewässer mit den Waffen gegen die Römer zu behaupten. Nachdem sie ihre Kinder, Frauen und reichen Schätze in die Bergschlösser des Taurus geflüchtet hatten, erwarteten sie die römische Flotte an der Westgrenze Ciliciens. Aber Pompejus' wohlbemannten und mit allem Kriegszeug wohlversehenen Schiffe erfochten hier einen vollständigen Sieg. Ohne weiteres Hinderniß landete er darauf und begann die Bergschlösser der Corsaren zu stürmen und zu brechen, während er fortfuhr, ihnen selbst als Preis der Unterwerfung Freiheit und Leben zu bieten. Bald gab die große Menge es auf, in ihren Burgen und Bergen einen hoffnungslosen Krieg fortzusetzen und bequemte sich zur Ergebung; 49 Tage nachdem Pompejus in der östlichen See erschienen, war Cilicien unterworfen und der Krieg zu Ende. Gegen 400 Schiffe und Boote wurden theils von Pompejus genommen, theils ihm ausgeliefert; im Ganzen sollen 1300 Piratenfahrzeuge zu Grunde gerichtet und außerdem die reichgefüllten Arsenale und Zeughäuser der Flibustier in Flammen aufgegangen sein. Von den Seeräubern waren gegen 10,000 umgekommen, über 20,000 dem Sieger lebend in die Hände gefallen, wogegen eine Menge von den Piraten weggeführter, zum Theil daheim längst todtgeglaubter Individuen durch Pompejus ihre Freiheit wieder erlangten. Drei Monate nach dem Beginn des Feldzuges gingen Handel und Wandel wieder ihren gewohnten Gang, und anstatt der befürchteten Hungersnoth herrschte in Italien Ueberfluß.

---

164. Der zweite und dritte Krieg gegen Mithridates.

(Nach Leopold Contzen, die Wanderungen der Kelten, und Onomander [d. h. Prinz Friedrich von Holstein-Sonderburg-Augustenburg], Altes und Neues aus den Ländern des Ostens, bearbeitet vom Herausgeber.)

Der zweite mithridatische Krieg (83—81 v. Chr.) Der nach Lorbeeren des Krieges lüsterne Proprätor Asiens, Murena, besetzte, von

Rom heimlich dazu ermuntert, Cappadocien und drang verheerend nach der unredlichen Wegnahme Comana's in das pontische Gebiet ein. Als die darüber in Rom vorgebrachten Klagen des Königs unbeachtet blieben, griff dieser gereizt zu den Waffen, besiegte seinen ehrgeizigen Gegner am Halys und eroberte ganz Cappadocien. Nicht lange darauf erhielt Murena von Sulla die Weisung, Fehden mit dem pontischen Könige zu vermeiden; der Friede ward daher wieder hergestellt und durch ein glänzendes Festmahl, das Mithridates dem Murena und seinen Unterfeldherren gab, die Freundschaft zwischen den beiden Parteien befestigt.

Bei weitem wichtiger und thatenreicher war der dritte mithridatische Krieg, der sieben Jahre später entbrannte (74–64). Während dieser Zeit hatte der König kräftig für Landheer und Flotte gerüstet, den mißvergnügten Bosporus unterjocht und mit seinem Schwiegersohne, dem armenischen Könige Tigranes, einerseits und dem Haupt der spanisch-römischen Republikaner, Q. Sertorius, andererseits ein enges Waffenbündniß abgeschlossen. Als nun Nikomedes III. von Bithynien, sein Schwager, starb und die Römer zu Erben seines Reiches einsetzte, eröffnete Mithridates, unterstützt von drei Unterfeldherren des Sertorius in der Führung des Heeres und an der Spitze von 156,000 Mann nach römischer Weise disciplinirter Truppen, den Krieg durch die Besetzung Bithyniens, wo er überall mit Freudenbezeugungen empfangen wurde. Städte und Landschaften huldigten ihm als Befreier und Erlöser von den schamlosen Erpressungen der römischen Staatspächter. Der Consul M. Cotta, welcher Bithynien wieder erobern sollte, ward bei Chalcedon an einem Tage zu Wasser und zu Lande geschlagen (74) und mußte in Unordnung zurückweichen.

Darauf wurde L. Licinius Lucullus als Befehlshaber nach Asien gesandt, welcher, da er unter Sulla gegen Mithidrates mitgekämpft hatte, sowohl die Schwierigkeiten seiner Aufgabe wie die Vortheile seiner Stellung kannte. Er ging daher von Anfang an mit jener wohlbedachten Umsicht zu Werke, welcher er erst seine glänzenden Erfolge, später seine Rettung vom Untergange verdankte, als ihn das Glück verließ. Mithridates verlor den besten Theil seines Landheeres bei der Belagerung von Cyzicus, und seine Flotte ging durch Stürme zu Grunde. Daher gab er seinen Angriffskrieg im vordern Klein-Asien auf und zog sich innerhalb der Grenze seines Reiches zurück, wohin die Römer ihm folgten. Der siegreiche römische Feldherr drang in der Verfolgung des Königs in Pontus vor und schlug bei Kabira ein neu gesammeltes Heer desselben bis zur Vernichtung, ein Sieg, der nicht nur die Hauptfesten des Landes Amisus und Heraclea zum Falle brachte, sondern auch den Mithridates nöthigte, bei seinem Schwiegersohne Tigranes von Armenien Schutz und Hülfe zu suchen (72). Während sich der Schauplatz des Krieges nach Pontus zog, zeigte sich die Hülfe Galatiens sehr ersprießlich für das römische Heer, welches, oft bittern Mangel am Nöthigen

leidend, von hier aus bereitwillig durch große Getreidesendungen unterstützt wurde. Ebenso diente zahlreiche galatische Reiterei unter den Truppen des Consuls, die im Felde tüchtige Dienste leistete. Nur durch eine auf die Habsucht und Beutelust der galatischen Hülfstruppen der Römer berechnete List entging Mithridates ihren Händen, als er sich auf der Flucht nach Armenien befand: er ließ sich seine Schätze auf Maulthieren nachführen und als er seine Verfolger nahe hinter sich hörte, streute er seine Kostbarkeiten rings auf die Wege umher und entkam so mit genauer Noth, während die Galater die Verfolgung aufgaben und begierig die umherliegenden Kostbarkeiten auflammelten.

Im Jahre 70 brach Lucullus nach Armenien auf, um den Tigranes zu bekriegen, der die Auslieferung seines Schwiegervaters verweigert hatte. Sein Heer war aber durch die Länge und Beschwerden des pontischen Krieges an Zahl nicht allein schon stark vermindert, sondern auch in einer an Meuterei grenzenden Mißstimmung über die endlose Fortdauer seiner Mühseligkeiten, ohne daß ihm dabei die gewöhnliche Zeit zum Ausruhen noch die gehoffte Erlaubniß zum Plündern gegeben wurde. Der Befehlshaber dagegen war im Feldlager das gerade Gegentheil von dem, was er daheim zu sein pflegte, wo er mit seinen wissenschaftlichen Freunden und Freudegenossen im Uebermaß der Ueppigkeit zu schwelgen gewohnt war. In den brennenden Sandsteppen und auf den schneebedeckten Gebirgen Asiens übertraf er in Nüchternheit und Ausdauer die ältesten seiner Krieger. Leider vermochte sein Beispiel nicht das früher durch schlechte Mannszucht verdorbene Heer zu begeistern für die großartigen Pläne des Feldherrn, die der gemeine Mann zu würdigen nicht im Stande war.

Lucullus überschritt im Jahre 69 v. Chr. mit nur 15,000 Streitern den obern Euphrat und belagerte die armenische Hauptstadt Tigranocerta; er ließ 5000 Mann vor derselben zurück und zog mit seiner übrigen Streitkraft dem Tigranes entgegen, über deren gegen sein Heer so geringe Zahl derselbe sich spöttisch geäußert haben soll, daß sie für eine Gesandtschaft zu viele, für ein Heer zu wenige seien. Aber die 10,000 Römer erfochten nach einem zweitägigen Kampfe und Gemetzel einen glänzenden Sieg über die 100,000 Barbaren, deren übermüthiger König nur mit Noth in die Gebirge entkam. Die belagerte Hauptstadt ergab sich alsbald dem Sieger; die darin vorgefundenen Reichthümer waren so ungeheuer, daß sie zur Deckung der Kriegskosten genügten.

Da Tigranes, auf Anrathen seines im Unglücke nicht verzagenden Schwiegervaters, sich dennoch zu keinen Friedensanträgen herbeiließ, so mußte Lucullus den Krieg fortsetzen und rückte im Spät-Sommer gegen das armenische Hochland vor, um den König von dort in seinem Stammschloß bei Artaxata aufzusuchen und eine schließliche Entscheidung zu erzwingen. Mithridates hatte wieder eine jener furchtbaren Volkserhebungen zu bewerkstelligen gewußt, die den

Römern jetzt, wo sie bis ins Herz des Feindeslandes eingedrungen waren, noch verderblicher zu werden drohte, als jene bei den frühern Kriegen im westlichen Klein-Asien. Lucullus, fortwährend besorgt, daß sein Heer in offene Meuterei ausbrechen könne, beschloß, wiewohl höchst ungern, lange vor Erreichung des Zieles umzukehren und seinen Zug aus dem armenischen Hochlande südlich in das mildere Mesopotamien zu lenken, wo er durch einen glücklichen Handstreich die mächtige Stadt Nisibis nahm und seinem ermüdeten Heere bequeme und vorerst sichere Winterquartiere verschaffte. So konnte Mithridates in sein früheres Reich zurückkehren, wo ihm jetzt Alles wieder zufiel, seitdem er die Rolle eines Volksbefreiers übernommen. Es kam zu einer zweitägigen Schlacht mit dem im Pontus zurückgebliebenen römischen Heere, in welcher die Römer den Untergang gefunden hätten, wenn nicht der hochbetagte König, aus zwei Wunden blutend, ohnmächtig aus dem Getümmel getragen worden, was die Verfolgung des geschlagenen Feindes verhinderte. Von dieser bedeutenden Niederlage in Pontus benachrichtigt, brach Lucullus mit seinem Heere von Nisibis dorthin auf, um, wo möglich, mit den Trümmern der überwundenen Truppen sich zu vereinigen, allein diese fand er bei seiner Ankunft größtentheils vernichtet. So mußte er denn, fast auf denselben Standpunkt zurückgedrängt, von dem er 8 Jahre vorher seine Kriegsunternehmungen so glücklich begonnen hatte, in seine kleinasiatische Provinz zurückkehren, aus welcher er bald abberufen wurde.

In Folge der von Cicero vertheidigten Lex Manilia ward der auf die Höhe seines Ruhmes gelangte Cn. Pompejus mit der Beendigung dieses langwierigen Krieges beauftragt, von welchem er den Ruhm und die Früchte erntete, die, wenigstens zum großen Theil, seinem Vorgänger billiger Weise gebührten. Mithridates, von dem furchtsamen und wankelmüthigen Tigranes im Stiche gelassen, versuchte noch einmal zu unterhandeln; da aber der stolze und zuversichtliche Pompejus auf unbedingter Unterwerfung bestand, so zog der greise Krieger es würdevoll vor, sich lieber mit bewaffneter Hand bezwingen, als durch Drohungen einschüchtern und demüthigen zu lassen. Nahe an der armenischen Grenze wurde sein Heer umzingelt und größtentheils vernichtet, wobei er selbst nur mit genauer Noth in das entlegene Gebiet von Kolchis entkam, von wo er sich nach Phanagoria am cimmerischen Bosporus begab. Vielleicht war es seine Absicht, mit Hülfe der ihm befreundeten Scythen es noch einmal zu versuchen, eine große Volksbewegung gegen die Römer ins Leben zu rufen; jedenfalls gewann er dadurch Zeit, außer dem Bereiche der Verfolgung neue Streitkräfte wider seine Gegner zu sammeln.

Inzwischen wandte sich Pompejus, der den Gegner auf seiner Flucht durch die kolchischen Gebirge vergebens einzuholen versucht hatte, nach Armenien, um den dortigen Herrscher einstweilen zu züchtigen. Das glückte ihm auch ohne Schwierigkeit; denn der kleinmüthige Großkönig Tigranes

schämte sich nicht, sein Schicksal ohne Weiteres in die Hände des römischen Feldherrn zu legen, der sich gnädig herabließ, ihm, als einem künftigen Lehnsfürsten Roms, im Namen des Senates die königliche Kopfbinde wieder um die Stirne zu heften.

Während Mithridates noch an der Nordküste des Pontus hinzog und neue Streitkräfte um sich zu schaaren suchte, hatte Pompejus seinen Siegeslauf durch Asien begonnen, durch einen Machtspruch das morsche, in sich zusammengesunkene Seleucidenreich aufgehoben, Phönicien und Paläfina, dessen Hauptstadt bei den Thronzwistigkeiten der beiden maccabäischen Brüder Hyrkanus und Aristobulus nach dreimonatlicher Belagerung des Tempelberges besetzt wurde (63), erobert und rüstete schon gegen die peträischen Araber, als Eilboten ihm den Tod des pontischen Königs meldeten. Sofort eilte er mit den Legionen nach Amisus und ließ die Leiche seines großen Gegners in der Königsgruft zu Sinope beisetzen, worauf er dann die Angelegenheiten Asiens ordnete: er verband Bithynien, die meisten Bezirke Paphlagoniens und des pontischen Landes zur Provinz Bithynien, die südlichen Küstenstriche, namentlich Cilicien und Pamphylien, zur Provinz Cilicien und schlug Phönicien zu Syrien, während Groß-Armenien unter Tigranes, Cappadocien unter Ariobarzanes, der Bosporus unter Pharnaces und Palästina unter Hyrkanus römische Lehensfürstenthümer wurden. Galatien, das während des ganzen dritten mithridatischen Krieges treu auf Seiten der Römer ausgeharrt hatte, erhielt seine Selbständigkeit und Verfassung bestätigt. Einer seiner Tetrarchen, der sich besonders durch Eifer und Umsicht hervorgethan, Dejotarus, empfing zur Belohnung außer Bestätigung in seiner Tetrarchie noch Klein-Armenien und den königlichen Titel über diese außergalatischen Länder.

---

165. Die Verschwörung des Catilina. Cicero's Consulat.

(Nach Karl Halm, Einleitung zu den Reden Cicero's gegen Catilina, bearbeitet vom Herausgeber.)

L. Sergius Catilina, von patricischer Familie, war gegen das Jahr 108 v. Chr. geboren. Ausgestattet mit ungemeinen Kräften des Geistes und Körpers, hatte er von seinem Vater nur einen angesehenen Namen ererbt, nicht auch ein Vermögen, das den übermäßigen Bedürfnissen einer genußsüchtigen Zeit hätte genügen können. Von dem Strudel der allgemeinen Sittenlosigkeit ergriffen, stürzte er sich in früher Jugend in alle möglichen Genüsse und Ausschweifungen, die, ohne seinen riesenstarken Körper zu untergraben, sein sittliches Gefühl abstumpften und, verbunden mit seiner Anlage zur Herrschsucht, ihn zu einer Kette von schauderhaften Verbrechen

führten, durch welche sein Name als der eines Scheusales der Menschheit in der Geschichte gezeichnet steht.

Eine öffentliche Rolle spielte Catilina zuerst zur Zeit der Sullanischen Schreckensherrschaft, in der er, mit der Blutschuld des Brudermordes befleckt, aus Furcht vor gerichtlicher Strafe es durchsetzte, daß der Erschlagene, als wäre er noch am Leben, auf die Liste der Geächteten gesetzt wurde. Eifriger Anhänger des Sulla, kühlte er seine Mordlust, indem er, an die Spitze einer Bande gallischer Krieger gestellt, eine Menge römischer Ritter, darunter seinen Schwager Cäcilius, erschlug. Trotz der schweren Flecken, die auf seinem Charakter lasteten, gelang es ihm doch bei seiner Meisterschaft in allen Künsten der Heuchelei und Verstellung und bei einer seltenen Gabe, Leute an sich zu ketten, im J. 68 zur Prätur zu gelangen. Das Jahr darauf verwaltete er als Proprätor die Provinz Africa. Mit einer Anklage wegen Erpressungen in Africa bedroht, sah er seine Hoffnung, das Consulat zu erlangen, zunächst vereitelt und im Falle einer Verurtheilung für immer verschlossen. Daher faßte er den Entschluß, den Weg der Gewalt zu betreten und am 1. Januar 65 die Consuln und mehrere der angesehensten Senatoren während des Opfers auf dem Capitol zu ermorden und die consularische Gewalt an sich zu reißen. Allein da der Plan ruchbar geworden, wurde die Ausführung auf die Senatssitzung am 5. Februar verschoben. Auch diesmal scheiterte der vertuchte Anschlag, indem Catilina vor der Curie den Verschworenen zu früh das Zeichen gegeben hatte, als noch nicht eine hinlängliche Zahl von Bewaffneten erschienen war.

Wegen seiner grausamen Bedrückungen der Provinz Africa von P. Clodius Pulcher, dem spätern Feinde Cicero's, in Anklagestand versetzt, entging er nur mit Noth einer Verurtheilung. Der Zwischenfall dieses Processes hatte ihn verhindert, seine Bewerbung um das Consulat zu erneuern; man wußte jedoch schon vor Beginn des Processes, daß er als Candidat für das nächste Jahr auftreten werde. Im Anfange des Juni 64 berief er die Verwegensten zu einer geheimen Zusammenkunft; er versprach Vernichtung der Schuldbücher, Aechtung der Begüterten, Aemter und priesterliche Würden, Raub und Plünderung, kurz Alles, was ein Krieg und die Willkür einer angemaßten Gewalt im Gefolge hat. Um das Consulat bewarb sich für das Jahr 63 auch Tullius Cicero, jedoch mit nur schwacher Hoffnung eines Sieges. Denn wie großen Ruhm er sich auch als Redner und Sachwalter erworben hatte, wie sehr er von der Liebe des Volkes getragen wurde, um dessen Gunst er bisher mit allem Eifer geworben hatte, wie hoch auch sein Charakter trotz mancher Schwächen aus dem sittlichen Schlamme seiner Zeit hervorragte, so stand doch gegen ihn die mächtige Partei der Nobilität, die ihn nicht bloß als einen homo novus verachtete, sondern auch die Besorgniß hegte, daß er auch ferner im demokratischen Interesse wirken und den ehrgeizigen Absichten des Pompejus dienen werde. Inzwischen war durch die

Geschwätzigkeit eines der Verschworenen, des Q. Curius, der seiner Geliebten Fulvia ihre Entwürfe ausgeplaudert hatte, die erste Kunde von der Verschwörung in Rom ruchbar geworden. Diese Nachricht zumeist vereinigte die Stimmen für Cicero, da die drohende Gefahr den Stolz der Optimaten gebrochen hatte; mit ihm wurde Gaius Antonius gewählt.

Durch seine vereitelte Hoffnung auf das Consulat noch mehr gereizt, verfolgte Catilina seine Entwürfe mit immer größerer Leidenschaftlichkeit. Rastlos wirbt er, seinen Anhang zu verstärken, sammelt an verschiedenen gelegenen Plätzen in und außerhalb Roms Waffenvorräthe, läßt Gelder, die er auf seinen und seiner Freunde Credit aufgebracht hatte, nach Fäsulä in Etrurien zu dem gewesenen Centurio des Sulla, Gaius Mallius, schaffen, der bereits einen Haufen von verworfenen Menschen zusammengebracht hatte und später zuerst die Fahne der Empörung offen aufpflanzte. Nach allen diesen Vorkehrungen zu einem gewaltsamen Umsturz erneuerte er im J. 63 seine Bewerbung um das Consulat für das künftige Jahr und ließ nichts unversucht, Cicero aus dem Wege zu räumen. Aber auch diesem fehlte es nicht an Wachsamkeit und Schlauheit, um die Pläne seines kühnen Feindes zu durchkreuzen. Durch den Q. Curius wurde er von allen Schritten des Catilina in Kenntniß gesetzt. Der Senat übertrug mit der Formel „videant consules, ne quid res publica detrimenti capiat“ den Consuln unbeschränkte Vollmacht, Maßregeln für die Sicherheit des Staates zu treffen. Am Tage der Comitien (28. Oct.) erschien der Consul Cicero, einen glänzenden Harnisch unter der Toga, mit einer starken Bedeckung entschlossener Männer auf dem Marsfelde; so wagten die Rotten des Catilina, die sich in zahlreicher Menge bewaffnet eingefunden hatten, keinen Angriff, und die Wahl entschied für den Silanus und Murena.

Da Catilina sich überall in der Stadt durch die scharfe Wachsamkeit des Consuls umgarnt sah, so war der Entschluß gereift, sich selbst an die Spitze des Heeres in Etrurien zu stellen und den Kampf zur raschen Entscheidung zu führen, ehe die Rüstungen der Republik vollendet wären; nur sollte vor seinem Abgange von Rom noch ein Hauptschlag, die Ermordung Cicero's, gelingen. Daher berief er in der Nacht vom 6. auf den 7. Nov. seine Genossen in das Haus des M. Porcius Läca, kündigte seinen Abgang zum Heere an, vertheilte unter die Bleibenden die Rollen des Mordes und der beschlossenen Brandstiftungen in der Stadt und forderte endlich zum baldigen Morde des Cicero auf, worauf sich ein Senator und ein Ritter erboten, den Consul mit Anbruch des Tages in seinem eigenen Hause zu ermorden. Noch in der Nacht von diesen Vorkehrungen in Kenntniß gesetzt, sicherte sich Cicero vor einem Ueberfall und berief am 8. November eine Senatsversammlung in den Tempel des Jupiter Stator, welchen er zur Sicherheit mit bewaffneten römischen Rittern umstellt hatte. Als sich Catilina erfrechte, auch in dieser zu erscheinen, brach empört Cicero in feuriger Rede

(der sog. ersten Catilinarischen) los, und zeigte dem trotzenden Feinde, daß er von allen seinen Schritten die genaueste Kunde habe; er ertheilte ihm den Rath, der unausbleiblichen Strafe durch freiwillige Entfernung zuvorzukommen. Catilina wollte sich in Schmähungen ergehen, als der ganze Senat ihn mit einem Schrei der Entrüstung unterbrach, Feind und Hochverräther nannte, worauf er aus der Versammlung stürzte, seine baldige Zurückkunft mit einer Heeresmacht verheißend, und noch in derselben Nacht mit geringer Begleitung in das Lager des Mallius abreiste. Wenn er mit dem Heere in das fäsulanische Gebiet gerückt sei, sollte die Stadt an zwölf Punkten zugleich in Brand gesteckt werden; Cethegus den Cicero mit bewaffneter Macht überfallen, eben so andere Führer andere Vornehme; die Haussöhne aber, von denen ein großer Theil adeligen Familien angehörte, sollten ihre Eltern umbringen, und dann, während durch Mord und Brand die Bestürzung eine allgemeine geworden, ein bewaffneter Durchbruch zum Catilina versucht werden. Die Feier der Saturnalien wurde zur Mordnacht auserſehen. Cicero hatte von der Absicht, um diese Zeit loszuschlagen, zeitig Kunde erhalten; aber bei dem großen Anhang, den die Verschworenen in allen Ständen und selbst in den ersten Familien zählten, wagte er es nicht, eher einzuschreiten, als bis er die sichersten Beweise von einem delictum manifestum in den Händen hatte. Diese verschaffte ihm die Unbesonnenheit der Verschworenen selbst. Es befanden sich nämlich zur Zeit Abgeordnete der Allobrogen aus der transalpinischen Provinz Gallien in Rom, um von dem Senat Abhülfe gegen den Druck der Beamten und die Habsucht der Wucherer zu erhalten. Diesen ließ Lentulus Abhülfe aller ihrer Beschwerden zusichern, wenn sie das Unternehmen des Catilina durch bewaffnete Macht unterstützen wollten. Cicero erfuhr die Sache und beauftragte die Gesandten, die lebhafteste Theilnahme für die Verschwörung zu heucheln und vor ihrem nahe bevorstehenden Abgange aus der Stadt sich Schreiben von den Häuptern der Verschwörung zur Beglaubigung in ihrer Heimat zu verschaffen. Arglos gingen Lentulus, Cethegus, Statilius und Gabinius in die Falle. Cicero ließ die Gesandten mit ihrem Gefolge und ihren Briefschaften auf der mulvischen Brücke überfallen und gefangen nehmen. Hierauf berief er den Senat in den Tempel der Concordia, wo die Ergriffenen durch die Aussagen der Allobrogen und ihre Handschrift und Siegel bald überführt wurden.

Bei der Verhandlung über die Strafe verwarf G. Julius Cäsar, damals ernannter Prätor, in einer auf Einschüchterung der Versammlung wohlberechneten Rede den Antrag auf Hinrichtung der Verschworenen und stimmte für ewige Haft in den Municipalstädten. Dagegen sprach Cicero (in seiner vierten Catilinarischen Rede) für das strengere Votum. Doch erst der jüngere M. Porcius Cato, damals ernannter Volstribun, wußte durch die hinreißende Kraft seiner Rede, in welcher er die, welche zur Milde riethen, einer Theilnahme an der Verschwörung verdächtigte und die allen Gutgesinnten

drohenden Gefahren mit lebhaften Farben schilderte, die Mehrheit der Senatoren für das Todesurtheil zu bestimmen. Der Urtheilsspruch des Senates wurde ohne Berufung an das Volk noch vor Eintritt der Nacht vollzogen und die Hochverräther im Tullianum erdrosselt. Catilina selbst und seine Schaaren wurden in der Schlacht bei Pistoria (62) vernichtet, nachdem sie mit einem Muthe der Verzweiflung gekämpft hatten, der einer bessern Sache würdig gewesen wäre.

---

166. Gaius Julius Cäsar; das erste Triumvirat.

(Nach Friedr. Kraner, Einleitung zu seiner Ausgabe von Cäsar's gallischem Kriege, nebst einem einleitenden Zusatz aus Joh. von Müller, 24 Bücher allgemeiner Geschichte.)

Wir sind auf den Mann gekommen, welcher in vierzehn Jahren das ganze, von streitbaren Völkern stark bewohnte Gallien und zweimal Spanien unterwarf, Deutschland und Britannien betrat, mit einem Heere Italien siegreich durchzog, die Macht Pompejus' des Großen stürzte, Aegypten zum Gehorsam brachte, den Sohn des Mithridates, Pharnaces, sah und schlug, in Africa den großen Namen Cato's und die Waffen des Juba besiegte, 50 Schlachten lieferte, worin 1,192,000 Mann geblieben sein sollen, bei dem Allem nach Cicero der größte Redner, für Geschichtschreiber ein unübertroffenes Muster, gelehrt auch über Grammatik und Auspicien schrieb, und große Pläne der Gesetzgebung und Ausbreitung des Reiches bei beschleunigtem Tode wenigstens im Andenken ließ. So wahr ist's, daß den Menschen die Zeit nicht fehlt, sondern der Wille, sie zu benutzen.

Cäsar war geboren im J. 100, im Monat Quinctilis, der eben deßhalb später Julius genannt wurde. Dem gefürchteten Dictator Sulla schien der Jüngling bedeutend genug, um ihn zum Gegenstande seiner Verfolgungen zu machen. Dessen Ehe mit Cornelia, der Tochter des Cinna, schien eine Herausforderung und ein deutlicher Beweis von Selbständigkeit zu sein, die Cäsar auch dem Machthaber entgegensetzte, weßhalb dieser die Auflösung der Ehe mit der Tochter seines Feindes befahl. Während sich Pompejus einer ähnlichen Forderung fügte, widerstand Cäsar entschieden und ließ sich lieber ächten. Nur ungern begnadigte ihn Sulla, indem er seinen Fürsprechern, welche sich auf die Unbedeutendheit des jungen Proscribirten beriefen, entgegenhielt, daß in Cäsar mehr als ein Marius lebe. Da für Cäsar unter den bestehenden Verhältnissen nichts zu hoffen war, ging er nach Asien, und nach kurzem Dienste auf der Flotte des Proconsuls P. Servilius Isauricus, der die cilicischen Seeräuber bekämpfte, kehrte er auf die Nachricht von Sulla's Tode (78) nach Rom zurück. Seine politische Laufbahn in Rom begann er

als Redner, und, um seine bei dem ersten Auftreten glänzend erschienene Rednergabe weiter auszubilden, ging er 76 nach Rhodus zu dem berühmten Rhetor Molo, der auch Cicero's Lehrer war. Auf der Reise bestand er in der Nähe von Milet das bekannte Abenteuer mit den Seeräubern, in deren Hände er fiel, das, wenn es auch Plutarch ausgeschmückt haben mag, doch die frische Genialität und die Ueberlegenheit seines Geistes zeigt. Nach Rom zurückgekehrt, wurde er Militärtribun, Quästor (68), Aedil (65), Prätor (62). Seinem Scharfblicke war es nicht entgangen, daß die Republik sich überlebt hatte; er beschloß daher, eine Partei durch die andere zu stürzen, um über beide herrschen zu können. Durch Getreidespenden suchte er sich in der Gunst der Masse festzusetzen, und seine Aedilität gab ihm Gelegenheit, das schon verwöhnte Volk noch mehr für sich einzunehmen. Er gab glänzende Spiele und ließ die Fechter in silberner Rüstung auftreten. Kein Wunder, daß bei großartigem Aufwande der Vorwurf Glauben fand, daß er an der Verschwörung des Catilina Theil genommen habe, auch wenn er nicht für eine mildere Behandlung der Verschworenen gesprochen hätte. Als Pompejus, von seiner eigenen Partei gefürchtet, sich dem Volke näherte, fand er bei Cäsar eifrige Unterstützung in Allem, was ihn auf falsche Bahnen leiten und ihn zu Maßregeln treiben konnte, die ihm selbst einst zu Gute kommen sollten, wie z. B. zur Wiederherstellung der von Sulla beschränkten tribunicischen Gewalt.

Nach seiner Prätur erhielt er Hispania ulterior als Provinz, wo er schon als Quästor gewesen war, und kämpfte mit Glück gegen die Lusitaner. Bei seiner Rückkehr bewarb er sich um das Consulat. Unterstützt von Pompejus und Crassus, ward er Consul, mit Bibulus zusammen, dessen Einfluß Cäsar gänzlich zu nichte zu machen wußte. Der Macht des Senates ward das noch mächtigere Triumvirat zwischen Cäsar, Pompejus und Crassus entgegengesetzt, dessen Zweck war: „Ne quid ageretur in republica, quod displicuisset ulli e tribus“. Enger wurde der Bund geknüpft durch die Vermählung des Pompejus mit Cäsar's Tochter Julia, so wie auch später der Tod derselben wesentlich dazu beitrug, das Verhältniß des Pompejus anders zu gestalten. Die Folgen der Verbindung, die längere Zeit geheim blieb, zeigten sich nach dem Antritte des Consulates. Dem Pompejus verschaffte Cäsar die vom Senate verweigerte Bestätigung der von ihm getroffenen Einrichtungen (acta) in Asien nach dem Mithridat-Kriege; durch die Lex Julia agraria wies er 20,000 Veteranen und armen Bürgern das campanische Staatsland an. Endlich brachte der ergebene Tribun Vatinius den Vorschlag ein, dem scheinbar nichts für sich begehrenden Cäsar die Statthalterschaft über das diesseitige Gallien nebst Illyricum mit 3 Legionen, und zwar gegen Gesetz und Herkommen auf 5 Jahre zu übertragen. Das längst gewonnene Volk genehmigte mit lautem Beifall den Vorschlag, und der ohnmächtigte Senat, der keine Einrede wagte, fügte aus freien Stücken noch

das jenseitige Gallien und noch eine Legion hinzu. So war denn auf eine Reihe von Jahren, wie es noch nie geschehen war, die Verwaltung eines Landes von ungeheurer Ausdehnung in seinen Händen. Schon im Winter des 2. Jahres des gallischen Krieges hielten die Triumvirn auf Cäsar's Veranstaltung eine Zusammenkunft in Luca und verabredeten, daß Pompejus und Crassus das Consulat und die fünfjährige Verwaltung der Provinzen, die sie wünschten, erhalten, dem Cäsar aber die Statthalterschaft auf fernere 5 Jahre verlängert werden sollte. Der heftigste Widerstand, der diesem längere Zeit geheim gehaltenen Plane entgegen gesetzt wurde, war vergeblich. Pompejus erhielt die Provinz Spanien, Crassus Syrien auf 5 Jahre mit freier Verfügung über das Heer, dem Cäsar ward Gallien auf neue 5 Jahre übertragen.

Cäsar war, um noch ein Wort über seine charakteristischen Eigenthümlichkeiten im Allgemeinen zu sagen, mit allen Vorzügen des Körpers und Geistes auf das Vollkommenste ausgestattet, von ungemeiner Spannkraft und unermüdlicher Ausdauer im Ertragen von Beschwerden. Von Natur war er hochherzig und edel, offen, human und milde. Seine Milde gegen seine politischen Gegner im Bürgerkriege, die ihm die Herzen Aller gewann, war nicht bloß berechnende Klugheit, sondern lag in seinem Wesen begründet. Wenn der Ehrgeiz jede sittliche Richtung in ihm überwog, so bediente er sich doch zur Befriedigung dieses Ehrgeizes so wenig als möglich verbrecherischer Mittel; er beging keine unnützen Grausamkeiten. Die Worte, die er als Prätor auf der Reise in die Provinz Spanien ausgesprochen haben soll: ich will lieber in einem Alpendorfe der erste, als in Rom der zweite sein, sind, wenn er sie nicht wirklich gesprochen, wenigstens gut erfunden, um sein Wesen zu charakterisiren. Unübertroffen als Staatsmann und Feldherr, besaß er die vielseitigste wissenschaftliche Bildung. Die Harmonie zwischen politischer und wissenschaftlicher Thätigkeit findet sich in jener Zeit in gleichem Maße nur noch bei Cicero. Er steht immer über den Ereignissen, nie unter ihnen, und dies gibt ihm die Ruhe der Betrachtung und Behandlung, die einen so ausgeprägten Zug in seinem Wesen ausmacht. Bewußt und sicher in Allem, was er will, weiß er stets die Umstände zu benutzen. Wie alle großen Geister, die die Verhältnisse zu überschauen und über den gegenwärtigen Augenblick hinaus die kommende Entwicklung der Dinge zu berechnen verstehen, weiß er immer die rechte Zeit zu erwarten und sich vor aller Ueberstürzung zu hüten. Gehoben durch das beispiellose Glück, das alle seine Unternehmungen begünstigt, schreckt er vor keiner Gefahr zurück. Keine kleinliche Leidenschaft stört ihn in seinen Bestrebungen; er ist nichts halb, sondern überall, im Größten, wie im Kleinsten, tritt uns der ganze Mensch, der vollständig ausgeprägte Charakter entgegen.

So hat er sich als den vom Schicksal begünstigten, zur Herrschaft über die der Freiheit unwürdige Welt Berufenen angesehen, und seine Schriften

bestätigen, was seine Thaten und Reden bezeugen: er war ein geborener König und wußte, daß er es war.

---

167. Cäsar's Krieg in Gallien.

(Nach Theodor Mommsen, römische Geschichte, und H. Köchly, Cäsar und die Gallier, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Eroberung Galliens war für Cäsar allerdings ein Mittel zum Zwecke, in so fern dieser langwierige Krieg ihm ein Heer verschaffte, welches sich vom Staate ablös'te und nur ihm gehorchte. Aber dem staatsmännischen Genie sind die Mittel selbst wieder Zwecke, und so hatte diesmal das Mittel den höhern Zweck, dem römischen Gebiete einen Abschluß gegen Norden und Westen zu geben und der stets drohenden Invasion der Germanen schon jenseits der Alpen zu begegnen. Aber auch dieser Zweck war noch nicht der höchste und letzte, vielmehr sollte, nachdem die italische Heimat zu enge geworden, jenseits der Alpen ein neuer, unbegrenzter Boden für die italische Colonisation gewonnen und der Staat dadurch abermals verjüngt werden, daß er auf eine breitere Grundlage gestellt ward.

Etwa 100 Jahre, nachdem die Römer das cisalpinische Gallien (Oberitalien) unterworfen hatten (225—222), drangen sie auch erobernd über die Alpen vor, die aufgehört hatten, eine Schutzwehr gegen die Völker des Nordens (Mittel-Europa's) zu sein. Schon der Besitz Spaniens mußte die Römer auffordern, die continentale Verbindung mit diesem Lande sich zu sichern, indem sie jenseits der Alpen festen Fuß faßten. Zunächst traten sie dort als Beschützer der früh mit Rom verbündeten Stadt Massilia gegen räuberische Nachbarn auf, bald auch als Verbündete der Aeduer gegen die Allobrogen und Arverner; aber aus Beschützern wurden sie allmählich unumschränkte Herren des Landes östlich von der Rhone bis an das südliche Ufer des Genfersees. Zum Schutze der Küstenstraße nach Spanien legten sie 118 die Colonie Narbo (Narbonne) an, von welcher die römische Provinz in Gallien den Namen Gallia Narbonensis erhielt.

Die sämmtlichen celtischen Staaten bildeten zwei große, einander feindselig gegenüber stehende Gruppen, an deren Spitze als die um die Hegemonie von ganz Gallien hadernden Großmächte einerseits die den Römern befreundeten Aeduer, andererseits die mit den Arvernern verbundenen Sequaner standen. Und diese Großmächte waren es, welche, um die Hegemonie über ihre Landsleute zu erlangen und zu behaupten, die fremden Zwingherren selbst ins Land riefen!

Damit war das Schicksal von Gallien entschieden. Wo immer in einem Lande eine Partei oder ein Bruchtheil derselben um des eigenen Interesses

willen fremde Hülfe anruft oder annimmt, und solche Partei nicht sofort zermalmt und zernichtet wird von dem allgemeinen unwiderstehlichen Unwillen der ganzen Nation, da steht es böse, da steht es gefährlich, und das Allerschlimmste, der Untergang solcher Nation, ist nicht unverdient. Jenes Gallien im Alterthum, das unglückliche Polen in der Neuzeit gehören zu den furchtbarsten Denkmälern dieser ernsten Wahrheit in der Geschichte.

Die Aeduer waren seit etwa einem Menschenalter die „Bundesgenossen" des römischen Volkes, und unzweifelhaft hatten sie es zum Theil dieser Bundesgenossenschaft zu verdanken, daß ihre Nebenbuhler, die Sequaner, sich ihnen nicht gewachsen fühlten. Deßhalb hatten letztere etwa vor 12 Jahren, 72 v. Chr., den Sueven Ariovist, unter Anerbieten von Sold und Beute, bewogen, über den Rhein zu kommen und ihnen gegen die Aeduer zu helfen. Er war an der Spitze von 15,000 Mann gekommen, hatte im Dienste der Sequaner die Aeduer schlagen helfen, war zum Lohn von den Sequanern mit Land belehnt worden, hatte dann immer mehr Freischaaren herübergezogen, immer mehr celtisches Land zwischen Vogesen und Rhein occupirt und stand schließlich an der Spitze von 120,000 schlagfertigen Männern diesseit des Rheines. Da endlich, freilich zu spät, erhoben sich die Aeduer von Neuem; es scheint, daß sich ihnen ein großer Theil der eigentlichen celtischen Staaten anschloß, wahrscheinlich auch die Sequaner. Aber der Germane schlug die schlecht disciplinirten Heeresmassen der Gallier in einer blutigen Schlacht und zwang sie zu Tributzahlung und Stellung von Geiseln, mit einem Worte: zur Unterwerfung. Von Jahr zu Jahr zog er neue Germanen heran, es war Gefahr vorhanden, daß ganz Gallien germanisirt wurde.

Diese Gefahr also abzuwenden, aber freilich nur dadurch, daß man sich im römischen Volke einen andern Herrn erbat, war der Druide Divitiacus vom Stamm der Aeduer nach Rom gekommen, während gleichzeitig jener germanische Heerkönig Ariovist seine Gesandten mit dem Gesuch an Senat und Volk von Rom geschickt hatte, ihm den Königstitel zu gewähren und ihn als Bundesgenossen aufzunehmen.

Die Entscheidung zwischen den beiden einander diametral entgegenstehenden Gesuchen stand bei Cäsar, dem souverainen Consul des Jahres 59. Vom Standpunkte der internationalen Politik Roms konnte diese Entscheidung wohl nicht zweifelhaft sein; die Sache war vollkommen klar: ein Barbarenfürst hatte römische Bundesgenossen vergewaltigt; diese baten Rom um Hülfe; es hatte nur Eine Wahl: dem Barbaren mußte der Krieg erklärt werden. Aber diese Entscheidung wäre vom politischen Standpunkte aus äußerst gefährlich gewesen. Gleichzeitig drohte ein anderer Feind in derselben Richtung von Osten her, wie Ariovist, die römische Provinz zu überschreiten. Es war dies der celtische Stamm der Helvetier, welcher seit drei Jahren zu einer vollständigen Völkerwanderung nach dem Westen gerüstet und den Antritt derselben auf das Frühjahr 58 festgesetzt hatte.

Eroberung Ost-Galliens.

Als Cäsar, der neue Statthalter in der römischen Provinz, im Frühjahre 58 dort anlangte, fand er die Helvetier beschäftigt, die Saone zu überschreiten und in das Gebiet der mit Rom verbündeten Aeduer einzurücken. Durch einen Sieg bei Vibracte (Autun) nöthigte er die Helvetier, sofern sie nicht aufgerieben waren, in ihre Stammsitze zurückzukehren, um unter römischer Hoheit am obern Rhein die Grenze gegen die Germanen zu vertheidigen. Darauf verlangte er als Beschützer der Celtenstämme des mittlern Galliens von Ariovist, daß er keine Deutschen mehr über den Rhein heranziehe. Der deutsche Feldherr begegnete dem römischen mit dem Vollgefühl ebenbürtiger Macht und ebenbürtigen Rechtes. Ihm sei das nordöstliche Gallien so gut nach Kriegsrecht unterthänig geworden, wie den Römern das südöstliche; wie er die Römer nicht hindere, von den Allobrogen Tribut zu nehmen, so dürften auch sie ihm nicht wehren, seine Unterthanen (die Aeduer) zu besteuern. Seit Jahrhunderten war den Römern gegenüber eine solche Sprache nicht geführt worden. Auch weigerte er sich zu kommen, als der römische Feldherr nach der bei Clientelfürsten hergebrachten Uebung ihm ansann, persönlich vor ihm zu erscheinen. Um so nothwendiger war es, nicht zu zaudern, und sogleich brach Cäsar auf gegen Ariovist. Die tief gesunkene römische Kriegszucht machte auch in seinem Lager sich geltend: ein panischer Schrecken ergriff seine Truppen, vor Allem seine Officiere, als sie mit den seit 14 Jahren nicht unter Dach und Fach gekommenen deutschen Kernschaaren sich messen sollten. Desertion und Meuterei schien bevorzustehen; allein der Feldherr, indem er erklärte, nöthigenfalls mit der zehnten Legion allein gegen den Feind zu ziehen, wußte nicht bloß durch solche Ehrenmahnung diese, sondern durch den kriegerischen Wetteifer auch die übrigen Legionen an die Adler zu fesseln und etwas von seiner eignen Energie den Truppen einzuhauchen. Ohne ihnen Zeit zu lassen, sich zu besinnen, führte er sie in raschen Märschen weiter und kam glücklich Ariovist in der Besetzung der sequanischen Hauptstadt Vesontio (Besançon) zuvor. Die Taktik der Reserven entschied, wie so manchen andern Kampf gegen Barbaren, so auch den gegen die Germanen zu Gunsten der Römer. Bis an den Rhein ward die Verfolgung fortgesetzt; nur Wenigen, darunter dem König, gelang es, auf das andere Ufer zu entkommen. Das Schicksal der deutschen Ansiedlungen am linken Rheinufer lag in Cäsar's Hand; der Sieger konnte sie vernichten, aber er that es nicht. Wie überall, zog er auch hier die überwundenen Feinde den zweifelhaften Freunden vor; er ließ den von Ariovist längs des linken Rheinufers angesiedelten Germanen ihre neuen Sitze und vertraute ihnen die Bewachung der Rheingrenze gegen ihre Landsleute an. Die Folgen dieses einen Feldzuges waren unermeßlich. Der Rhein war die Grenze des römischen Reichs gegen die Deutschen geworden.

Eroberung Nord-Galliens.

Das zweite Jahr 57 begann mit der raschen und blutigen Unterwerfung des belgischen Galliens. Die belgische Eidgenossenschaft, mit Recht durch Cäsar's energisches Vorgehen besorgt gemacht, war noch in voller Rüstung begriffen, als Cäsar, ohne erst Krieg zu erklären oder Verhandlungen anzuknüpfen, in raschem Vormarsche auf Rheims zunächst den dort sitzenden Stamm der Remer überraschte und entwaffnete, dann an der Aisne — acht Meilen südöstlich von Laon — in einem festen Standlager, welches im Jahre 1862 Kaiser Napoleon III. hat aufdecken lassen, dem Heere der verbündeten Belgier so lange gegenüber stand, bis sie auseinander zu gehen begannen und er sie in rascher, stürmischer Verfolgung vollständig auflöste. Ohne Kampf fielen die Stämme der Suessionen, Bellovaker und Ambianen, von welchen das heutige Soissons, Beauvais, Amiens ihre Namen haben, in seine Gewalt. Dann folgte, als er sich von Amiens nordöstlich in der Richtung auf Maubeuge vorbewegte, die furchtbare Vernichtungsschlacht gegen die vereinigten Nervier, Atrebaten und Veromanduer auf beiden Ufern der Sambre, wie fast mit Sicherheit angenommen werden kann. Das ist die berühmte Soldatenschlacht, an welcher bei Shakespeare Antonius, ehe er den zerrissenen und blutigen Mantel Cäsar's aufhebt, um den alten Soldaten die entstellte Leiche ihres angebeteten Feldherrn zu zeigen, erinnert: als Cäsar zuerst diesen Mantel getragen, „Er überwand den Tag die Nervier!"

Auf die Soldatenschlacht folgte dann die Ueberwältigung jener Stadt der Aduatuker, die mit Sicherheit nirgends zu finden ist, weil man sie mit mehr oder minderer Wahrscheinlichkeit allerwärts finden kann. Die drei in einer Linie längs der Maas liegenden Orte, die Citadelle von Namur, der Berg Falhize gegenüber der Stadt Huy und die Halbinsel Embourg, südlich von Lüttich, wo die neuesten Forscher die Aduatukerstadt gesucht haben, diese drei Punkte mögen etwa die Gegend im Allgemeinen andeuten, wo wir sie zu suchen haben: außer jenen drei Orten streiten aber noch ein paar Dutzend andere um die durchaus zweifelhafte Ehre. Jedenfalls war der Eindruck, welchen die Einnahme der Aduatukerstadt machte, so groß, daß nicht nur von einem weitern Widerstande der belgischen Stämme nicht mehr die Rede ist, sondern auch die Bewohner der Normandie und Bretagne Cäsar's Unterfeldherrn, dem jungen Crassus, ihre freiwillige Unterwerfung anzeigten. So war denn das Ergebniß dieses zweiten Feldzugsjahres die Vereinigung des heutigen Belgiens und des daranstoßenden Hollands, sowie des ganzen nördlichen Frankreichs bis an die Loire mit der römischen Provinz.

Eroberung West-Galliens.

Diese Vereinigung der genannten Länder konnte jedoch keineswegs als gesichert angesehen werden, vielmehr stand schon im nächsten Jahre (56) die

ganze Küste von der Mündung der Loire bis zu der des Rheins auf gegen Rom; die entschlossensten Patrioten aus allen celtischen Gauen eilten, um mitzuwirken an dem großen Werke der Befreiung. Man rechnete schon auf den Aufstand der gesammten belgischen Eidgenossenschaft, auf Beistand aus Britannien, auf das Einrücken der überrheinischen Germanen. Cäsar sandte Labienus mit der ganzen Reiterei an den Rhein, um die gährende belgische Landschaft niederzuhalten und nöthigenfalls den Germanen den Uebergang über den Fluß zu wehren. Allein der eigentliche Heerd der Insurrection waren die durch Handel und Schifffahrt mächtigen Veneter; gegen sie ward zu Lande und zur See der Hauptangriff gerichtet. Eine Flotte, die theils aus den Schiffen der unterthänigen Celtengaue, theils aus einer Anzahl römischer, eiligst auf der Loire erbauter und mit Ruderern aus der narbonensischen Provinz bemannter Galeeren bestand, führte der Unterfeldherr Decimus Brutus heran; Cäsar selbst rückte mit dem Kern seiner Infanterie in das Gebiet der Veneter ein. Als die römische Flotte, lange in der Loiremündung von Stürmen zurückgehalten, endlich an der bretagnischen Küste eintraf, führten die Celten, ihrer Ueberlegenheit auf diesem Elemente sich bewußt, 220 Segel heran, weit mehr, als die Römer hatten aufbringen können; auch waren ihre hochbordigen Segelschiffe bei Weitem geeigneter für die hochgehenden Fluten des Atlantischen Meeres, als die niedrigen Rudergaleeren der Römer mit ihren scharfen Kielen. Allein die römischen Schiffsleute zerschnitten die Taue, durch welche die Raaen an den Masten befestigt waren, mittels an langen Stangen befestigter Sicheln; Raaen und Segel stürzten herab, und leicht gelang es den römischen Booten, durch vereinten Angriff des gelähmten feindlichen Schiffes sich zu bemeistern. So ward diese Seeschlacht — so weit die geschichtliche Kunde reicht, die älteste auf dem Atlantischen Ocean geschlagene — eben wie 200 Jahre zuvor das Treffen bei Mylä (s. S. 514), trotz der ungünstigsten Verhältnisse, durch eine von der Noth eingegebene glückliche Erfindung zum Vortheil der Römer entschieden. Die Folge des von D. Brutus erfochtenen Sieges war die Ergebung der Veneter und der ganzen Bretagne. Während dessen hatte derselbe Crassus, dem im vorigen Jahre die vorläufige Unterwerfung der Normandie und Bretagne gelungen war, nach zwei glücklichen Schlachten den größten Theil von Aquitanien unterworfen.

So war denn am Schluß des dritten Feldzuges nur noch ein kleiner Theil, der eigentliche Kern des celtischen Galliens, übrig, der aber, von allen Seiten durch die römische Provinz eingeschlossen, sich auf die Dauer natürlich nicht halten konnte.

Die schwächste Seite Galliens war damals wie noch heutzutage der Nordosten, wo die letzten Ausläufer der Grenzgebirge sich in weite Ebenen verlaufen, und ein Feind, der oberhalb der Maasmündung den Rhein überschritten hat, ohne alle Schwierigkeiten bis ins Herz des Landes mit großen

Massen zu bringen vermag. Die meisten großen Völker- und Heereszüge nach Frankreich sind daher auch jene große Straße gezogen, und Cäsar erkannte wohl die ungeheure Gefahr, welche ihm drohte, als er im Frühjahr 55 die Kunde erhielt, zwei germanische Stämme, die Usipeten und Tencteren, hätten den Nieder-Rhein überschritten und machten Anstalt, die Maas aufwärts ins Innere des Landes sich vorzuschieben. In ganz Gallien rief diese Kunde eine ebenso allgemeine als gefährliche Gährung hervor; nicht bloß die zum Theil verwandten Stämme der Belgier, auch die celtischen Gallier geriethen in Bewegung. Rasch bricht Cäsar mit seinem ganzen Heere auf, rückt trotz aller Versuche, zu unterhandeln, ihnen immer näher auf den Leib, ohne doch ausdrücklich seinen Entschluß, sie anzugreifen, ihnen kund zu thun. Er läßt die im guten Glauben an ihre unzweifelhafte Unschuld vor ihm erscheinenden Führer und Häupter der Germanen sämmtlich festnehmen, gleichzeitig aber in raschem Vormarsche die führerlose Masse überfallen und Alles, Männer, Weiber und Kinder, ohne Erbarmen niedermetzeln, ohne dabei, wie er sich noch mit besonderer Genugthuung ausdrückt, einen einzigen Soldaten verloren zu haben! Als der Bericht von diesem Siege nach Rom kam, hat Cato, der nicht unwürdige Urenkel des alten Censorius, im römischen Senate den Antrag gestellt, daß Cäsar zur Sühnung des verletzten Völkerrechtes gebunden den Barbaren ausgeliefert werden solle, auf daß der Götter Zorn nicht von seinem schuldigen Haupte auf die Republik sich entlade. Das war nun allerdings, wie Cäsar in der Motivirung seines Verfahrens mit deutlichem Hinweis auf Cato bemerkt, eine „Tollheit“: wie mag man auch einem siegreichen Feldherrn die Mittel zum Vorwurf machen, durch welche er gesiegt hat?

So schien denn jetzt nach der Niederlage der Usipeten und Tencteren die Sicherstellung der gallischen Grenzen gegen die Germanen vollendet zu sein; aber Cäsar wollte nicht nur hier die Grenzen für immer sichern, sondern auch den „Nachbarn jenseit des Wassers“ ein- für allemal die Versuchung benehmen, die Gallier als Freunde oder Feinde heimzusuchen. Wie die Germanen so oft schon den Rhein überschritten und die östlichen Gallier beunruhigt hatten, so standen die nördlichen Küstenbewohner, insbesondere die sogenannten armorischen Stämme, mit den stammverwandten Celten in Britannien in freundlichem Verkehr, der natürlich unter Umständen zu Veranlassung und Unterstützung nationaler Erhebung dienen konnte. Germanen wie Britanniern mußte gezeigt werden, daß die Römer die Macht und den Muth hätten, wenn sie veranlaßt würden, Rhein und Ocean zu überschreiten und die Barbaren im eigenen Lande heimzusuchen. So unternahm denn Cäsar zuerst in diesem und dann in vergrößertem Maßstabe im folgenden Jahre (54) seine beiden Uebergänge, zuerst über den Rhein und dann über den Ocean nach Britannien. Wo Cäsar die beiden Male über den Rhein ging, ist aus seinen höchst unvollständigen Andeutungen trotz aller aufge-

wandten Mühe nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Ebenso wenig läßt sich der Hafen bestimmen, aus welchem er ausgefahren — Boulogne, wie Napoleon III. will, ist es gewiß nicht gewesen —, dagegen wird der Landungsplatz mit großer Wahrscheinlichkeit bei Deal oberhalb Dover angenommen. Beide Male wurde die römische Flotte auf der Rhede von Dover durch Stürme so beschädigt, daß man nur auf schleunige Umkehr bedacht sein konnte. Daher waren diese Uebergänge nichts Anderes, als Recognoscirungen in großartigem Maßstabe, zugleich mit dem Zwecke, die Barbaren von weiterm agressiven Vorgehen abzuschrecken. Vielleicht kam auch der Gedanke hinzu, welche Sensation es in Rom machen müßte, wenn es hieße, Cäsar sei über den „fürchterlichen" Rhein (horribilem Rhenum bei Catull) und über den Ocean gegangen und habe so zu sagen eine neue Welt entdeckt. Und große Wirkung haben allerdings diese Uebergänge in Rom gehabt: dachte doch selbst Cicero ernstlich daran, das britannische Abenteuer, an welchem auch sein Bruder betheiligt war, in lateinische Verse zu bringen! Aber an Festsetzung jenseit der beiden Gewässer und an Eroberung hat Cäsar sicherlich nicht gedacht: er wußte sich seine Ziele zwar weit und schwer, aber doch stets erreichbar zu stellen.

Aufstände der Gallier.

Die Unterwerfung der festländischen Celten und die Zurückweisung der germanischen Invasion war vollendet. Allein auch hier zeigte es sich, daß es oft leichter ist, eine freie Nation zu unterwerfen, als eine unterworfene in Botmäßigkeit zu erhalten. Die Streitigkeiten um die Hegemonie, an welchen noch mehr als an den Angriffen der Römer die celtische Nation zu Grunde gegangen war, hörten von selbst auf, seitdem der Eroberer die Hegemonie für sich genommen, und bei der Offensive zeigte sich bald eine größere Einigkeit der gallischen Nation, als früher bei der Defensive.

Den ersten Aufstand gegen die Fremdherrschaft versuchten die Eburonen unter König Ambiorix, als Cäsar der leichtern Verpflegung wegen seine Truppen in Belgien in sechs Lager vertheilt hatte. Das östlichste Lager der Römer, bei Aduatuca, wurde plötzlich von dem Landsturm der Eburonen umzingelt, der Feldherr Sabinus mit seiner Begleitung bei einer von ihm verlangten Zusammenkunft mit Ambiorix erst entwaffnet und niedergehauen und dann der ganze seines Feldherrn beraubte Heerhaufen vernichtet. Die Eburonen verfolgten ihren Sieg, und durch das Aufgebot der Aduatuker und der noch unbezwungenen Menapier verstärkt, griffen sie das Lager des Quintus Cicero im Gau der Nervier an, gaben aber, als Cäsar mit zwei Legionen zum Entsatz heranrückte, den Kampf auf. Doch Cäsar begnügte sich nicht, die Insurrection gehemmt und die daran betheiligten Völkerschaften wieder unterworfen zu haben, vielmehr unternahm er einen Rachezug gegen die Eburonen. Ihr Schicksal war entsetzlich, nur Einzelne retteten Leben

und Freiheit; unter diesen Wenigen aber der Mann, auf den die Römer vor Allem fahndeten — der Fürst Ambiorix; mit nur 4 Reitern entrann er über den Rhein. Damit war das Feuer gedämpft, aber nicht gelöscht. Denn als Cäsar im Winter (53—52) in Italien verweilte, gaben die Carnuten (bei Chartres) das Zeichen zu einer zweiten Insurrection, welche sich rasch über das ganze Celtenland, mit Ausnahme der östlichen Gaue (der Aeduer, Sequaner und Helvetier), verbreitete. Selbst die Arverner (in der heutigen Auvergne), die bisher unverbrüchlich zu Rom gehalten, schlossen sich der allgemeinen Bewegung an, und unter ihnen fand sich der Führer und Leiter des Aufstandes, Vercingetorix, von fast königlichem Ansehen in und außer seinem Gau, in welchem Manne zum ersten Male dem Cäsar ein wirklicher Nationalheld als ebenbürtig entgegentrat, dessen Thaten und Schicksale daher der Imperator mit unverkennbarer Vorliebe geschildert hat. Der Aufstand begann zu Genabum, wahrscheinlich dem heutigen Orleans, mit einer allgemeinen Niedermetzelung aller Römer, deren man dort habhaft werden konnte. Vercingetorix, nicht ohne Widerstreben der Stammältesten mit der höchsten Gewalt bekleidet, entwickelte sofort eine bis dahin unerhörte Energie, indem er mit einem Terrorismus ohne Gleichen ein Massenaufgebot der aufgestandenen Stämme organisirte. Cäsar sagt darüber selbst: „Mit der äußersten Thätigkeit verbindet er die äußerste Strenge; durch harte Strafen bringt er die Schwankenden zum Entschluß; bei größeren Vergehen läßt er die Fehlenden verbrennen oder sonst martervoll hinrichten, bei leichteren Uebertretungen mit abgeschnittenen Ohren oder auf einem Auge geblendet heimschicken, damit sie den Uebrigen zum warnenden Exempel dienten." Aber er verstand auch wenigstens Etwas vom Kriege und führte denselben persönlich mit eben so viel Umsicht und Klugheit als Tapferkeit und Entschlossenheit, zuletzt freilich mit einer Tollkühnheit, die ihn ins Verderben stürzte.

Cäsar's Schnelligkeit war es gelungen, den Verbündeten, welche einen Einbruch in die römische Provinz vorhatten, zuvorzukommen, seine sämmtlichen Legionen — er zählte damals deren zehn, etwa 50,000 Mann römischer Linieninfanterie, ohne die Hülfstruppen und die irregulären Leichtbewaffneten — bei Sens zu vereinigen und von da aus zunächst gegen Südwesten operirend, Bourges nach verzweifeltem Widerstande zu erobern, wo die gesammte Einwohnerschaft, nahezu an 40,000 Menschen, niedergemacht wurde. Aber nach der Einnahme von Bourges nahm der Feldzug für Cäsar eine bedenkliche Wendung. Er glaubte sich stark genug, sein Heer theilen zu können, um auch die Vereinigung der Feinde zu hindern: gleichzeitig sollte Labienus mit der kleinern Hälfte des Heeres die Seine abwärts gegen Paris operiren, während er selbst an der Spitze der größern Hälfte gegen die Hauptstadt der Arverner auf dem Gergoviaberge, eine Stunde südlich von Clermont, vorging. Hier erwartete ihn Vercingetorix mit einem

der Zahl nach bedeutend stärkern Heere. Alle Versuche Cäsar's, seinen Gegner zu einer Entscheidungsschlacht hervorzulocken oder Gergovia selbst zu nehmen, scheiterten vollständig, und der Eindruck dieses plötzlichen Stillstandes in Cäsar's gewöhnlichem Kriegsglück war ein so überwältigender, daß es einigen Häuptlingen der Aeduer gelang, sogar den Abfall dieser bis dahin unwandelbar treuen Bundesgenossen zu veranlassen. Dadurch sah sich Cäsar mitten in Feindesland ebenso von der Provinz wie von dem entsendeten Corps des Labienus abgeschnitten; nur seiner Schnelligkeit und seinem Glücke verdankte er es, daß er in schnellem Rückzuge von Gergovia Sens zu erreichen und sich dort wieder mit Labienus zu vereinigen vermochte, welcher unterdessen zwar bei Paris auf dem linken Seine-Ufer einen Sieg erfochten, aber dennoch, von allen Seiten bedrängt, ebenfalls sich zurückgezogen hatte.

Ueber diesen Operationen war der Spätsommer des Jahres 52 hereingebrochen, und Cäsar faßte den Entschluß, seinen Rückzug in die Provinz zu nehmen, um dort neue Kräfte zu sammeln. Er marschirte etwa in der Richtung nach Besançon, als ihm dort, etwa auf halbem Wege, Vercingetorix entgegentrat und ihn zu der Entscheidungsschlacht zwang, welche Cäsar bis dahin vergebens gesucht hatte. Freilich hatte er vorher seine Reiter dergestalt begeistert, daß sie einstimmig riefen, man müsse sich durch einen heiligen Eidschwur verpflichten, daß Keiner wieder unter ein Dach treten, Keiner Eltern, Weib und Kinder wiedersehen solle, der nicht zweimal durch die feindliche Marschcolonne durchgebrochen sei. Wir wissen freilich nicht, wie die gallischen Reiter diesen Schwur gehalten, aber das wissen wir, daß trotz dieses Eidschwures germanische Reiter, welche Cäsar in Sold genommen, die Gallier über den Haufen warfen und die Schlacht für die Römer entschieden.

Vercingetorix warf sich mit dem Kern seiner Truppen, nicht weniger als 80,000 Mann, in die durch Natur und Kunst starke Feste Alesia (im Departement Côte d'or), wo er mit Sicherheit der römischen Belagerung trotzen zu können glaubte. Cäsar sollte so lange dort festgehalten werden, bis die aus ganz Gallien aufgebotenen Massen ihn angriffen und er, durch einen gleichzeitigen Ausfall von Alesia bestürmt, der vereinigten Volkskraft ganz Galliens erliegen müßte. Der römische Feldherr aber machte sich gefaßt, zugleich zu belagern und belagert zu werden, er hatte trotz aller Ausfälle der Belagerten, um die Stadt vollständig zu cerniren, eine Contravallationslinie von 11 Miglien um dieselbe gezogen und das dahinter liegende römische Lager mit einer Circumvallationslinie von 14 Miglien umgeben, sich auch auf längere Zeit mit Lebensmitteln versehen. So erwartete er das große Entsatzheer der Gallier, welches im letzten Augenblicke, als die Festung, durch Hunger gezwungen, capituliren wollte, erschien, angeblich 250,000 Mann zu Fuß und 8000 Reiter. Vom Canal bis zu den Cevennen hatten die

insurgirten Gaue Alles aufgeboten, um den Kern ihrer Patrioten, den Feldherrn ihrer Wahl zu retten. Ein Sturm der Belagerten und des Entsatzheeres auf die römische Doppellinie ward abgeschlagen, der wiederholte Versuch endigte mit einer Niederlage des Celtenheeres. Die celtischen Officiere lieferten ihren bis dahin vergötterten Feldherrn dem Landesfeinde zu geeigneter Bestrafung aus. Hoch zu Roß und in vollem Waffenschmucke erschien der König der Arverner und warf sich zu Cäsar's Füßen nieder, dem er seine Waffen übergab mit den stolzen Worten: „Du hast gesiegt, Tapferster, so nimm denn mich, den Tapfern, hin zu Deinem Eigenthum!" Fünf Jahre später ward er im Triumph durch die Gassen der römischen Hauptstadt geführt und als Hochverräther an der italischen Nation, während auf der Höhe des Capitols sein Ueberwinder den Göttern den Feierdank darbrachte, an dessen Fuße enthauptet. Wie nach trübe verlaufenem Tage wohl die Sonne im Sinken durchbricht, so verleiht das Geschick noch untergehenden Völkern wohl einen letzten großartigen Mann. Also steht am Ausgange der punischen Geschichte Hannibal, wie an dem der celtischen Vercingetorix. Keiner von beiden vermochte seine Nation vor der Fremdherrschaft zu retten, aber sie haben ihr die letzte, noch übrige Schande, einen ruhmlosen Untergang, erspart. Auch Vercingetorix hat, eben wie der Carthager, nicht bloß gegen den Landesfeind kämpfen müssen, sondern vor Allem gegen die antinationale Opposition verletzter Egoisten. Auch ihm sichern seinen Platz in der Geschichte nicht seine Schlachten und Belagerungen, sondern daß er es vermocht hat, einer zerfahrenen und im Particularismus verkommenen Nation in seiner Person einen Mittel- und Haltpunkt zu geben. Während aber der carthagische Feldherr seine auf das eine große Ziel gerichteten Pläne eine lange Reihe von Jahren hindurch mit unwandelbarer Energie verfolgte, fallen die gewaltigen Thaten des kühnen Celtenfürsten nebst seiner hochherzigen Aufopferung in einen einzigen kurzen Sommer. Vercingetorix' Verlust war unersetzlich. Mit ihm war die Einheit in die Nation gekommen; mit ihm schien sie auch wieder entwichen. Wir finden nicht, daß die Insurrection einen Versuch machte, die Gesammtvertheidigung fortzusetzen und einen andern Oberfeldherrn zu bestellen; der Patriotenbund fiel von selbst auseinander, und jedem Gau blieb es überlassen, wie es ihm beliebte, mit den Römern zu streiten oder auch sich zu vertragen. Natürlich überwog durchgängig das Verlangen nach Ruhe. Die Erhebung einiger aquitanischer Stämme endete gleichsam mit einem Nachspiele von Alesia, mit der Belagerung und Eroberung der Bergfeste Uxellodonum, welche Napoleon III. in Puy d'Issolu der Dordogne, westlich von Cahors, glücklich erkannt und nachgewiesen hat. Wenn Cäsar der besiegten Nation jede irgend zulässige Rücksicht bewies und ihre nationalen, politischen und religiösen Institutionen so weit schonte, als es mit der Unterwerfung unter Rom irgend sich vertrug, so geschah dies nicht, um auf den Grundgedanken seiner Eroberung, die Romanisirung

Galliens, zu verzichten, sondern um denselben in möglichst schonender Weise zu verwirklichen.

Gewöhnliche Menschen schauen die Früchte ihres Thuns; der Same, den geniale Naturen streuen, geht langsam auf. Es dauerte Jahrhunderte, bis man begriff, daß Alexander nicht bloß ein ephemeres Königreich im Osten errichtet, sondern den Hellenismus nach Asien getragen habe; wieder Jahrhunderte, bis man begriff, daß Cäsar nicht bloß den Römern eine neue Provinz erobert, sondern die Romanisirung der westlichen Landschaften begründet habe. Auch von jenen militärisch leichtsinnigen und zuletzt resultatlosen Zügen nach England und Deutschland haben erst die späten Nachfahren den Sinn erkannt. Ein ungeheurer Völkerkreis, von dessen Dasein und Zuständen bis dahin kaum der Schiffer und der Kaufmann einige Wahrheit und viele Dichtung berichtet hatten, ward durch sie der römisch-griechischen Welt aufgeschlossen. Zu dem engen Kreis der Mittelmeer-Staaten traten die mittel- und nord-europäischen Völker, die Anwohner der Ost- und der Nordsee hinzu, zu der alten Welt eine neue, die fortan durch jene mit bestimmt ward und sie mit bestimmte.

---

168. Der Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus.

(Nach Heinr. Leo, Lehrbuch der Universalgeschichte, und W. Wachsmuth, Geschichte der politischen Parteiungen alter und neuer Zeit.)

Pompejus' ganzer Plan ging dahin, in Rom selbst auf gesetzliche Weise die höchste Gewalt zu erhalten, d. h. zum Dictator ernannt zu werden; deßhalb ging er nicht nach Spanien, sondern ließ seine Provinz durch Stellvertreter verwalten und suchte in Rom das Volk zu gewinnen und dessen Feindschaft mit dem Senate zu nähren. Crassus hatte besonders weitere Bereicherung im Sinne; er ließ sich Syrien als Provinz ertheilen, um einen Krieg in reicher Gegend führen zu können. Im Kriege gegen die Parther (54) fand er seinen Untergang.

Wie so oft, wenn aus einer Verbindung der dritte vermittelnde Mann austritt, die anderen beiden in ein gespanntes Verhältniß treten, so geschah es nach Crassus' Tode mit Pompejus und Cäsar, die jetzt einer in dem andern den unmittelbarsten Gegner sahen. Es kam darauf an, wer sich die festeste Partei geschaffen hatte: Cäsar in der Bildung eines ihm ergebenen Kriegshaufens oder Pompejus in der Gewinnung einer elenden Menge durch bürgerliche Umtriebe. Das verwandtschaftliche Band, welches bis dahin Pompejus und Cäsar an einander gefesselt hatte, ward durch den Tod von Cäsar's Tochter zerrissen. Beide Männer kamen ihrem Zwecke immer

näher, — Cäsar, überall Sieger, unterwarf Gallien; Pompejus zerrüttete durch von ihm insgeheim begünstigte Umtriebe, welche Senat und Volk immer mehr entzweiten, am Ende die Verhältnisse in Rom so, daß Cato der Meinung war, man müsse Pompejus an die Spitze stellen, um den Staat wieder zu ordnen; allein das, was Pompejus erstrebt hatte, daß er als Dictator an die Spitze käme, ward nicht erfüllt; nur Consul ward er, obwohl ohne Collegen (52). Pompejus schien in der That mit allen seinen Umtrieben gar nichts erstrebt zu haben als eine Gelegenheit, als glücklicher Ordner des Staates auftreten zu können, nachdem er sich als glücklicher Feldherr schon vielfach gezeigt hatte. Schon nach 7 Monaten wählte er seinen Schwiegervater Q. Metellus Scipio zu seinem Collegen. Damals ging der Termin zu Ende, für welchen dem Cäsar Gallien zuerkannt war; er sollte nun zurückkehren, aus einem Könige, was er in Gallien gewesen war, ein Bürger werden, Bürger in einer Stadt, wo Pompejus durch Einfluß und Ansehen Alles geworden war. Durch den Volkstribunen Curio ließ er von Ravenna aus erklären, daß er seine Gewalt niederlegen wolle, wenn auch Pompejus sich seiner Macht begebe. Daß Pompejus dies um keinen Preis thun würde, war voraus zu sehen; noch zogen sich die Unterhandlungen eine Zeit lang hin, bis 49 ein Decret des Senates erlassen ward, Cäsar solle sein Heer entlassen oder als Feind der Republik betrachtet werden. Der Krieg war nun unvermeidlich, er war es eigentlich schon lange, und Cäsar hatte nur noch unterhandelt, um bei den weniger Einsichtigen den Schein zu gewinnen, als sei er bei billigen Forderungen unbillig behandelt worden. Pompejus erhielt durch einen Senatsbeschluß ausgedehnte Vollmacht, über Truppen und Geld nach Gefallen zu verfügen, aber in Italien standen nur zwei Legionen, auf die er sich nicht verlassen konnte, da sie kurz zuvor erst unter Cäsar gedient hatten, und 30,000 neu Ausgehobene.

Im Vertrauen auf seine sieggewohnten Streiter, sein Talent, seine Raschheit und mit richtiger Würdigung der Unvollkommenheit der Rüstungen seiner Gegner überschritt Cäsar die Grenze seiner Provinz, das Flüßchen Rubicon. „Der Wurf ist geschehen", sprach er. Das Gesetz hatte er übertreten, die Waffen mußten ihn rechtfertigen, ein neues zu begründen. Auf die Hitze, mit der man Cäsar den Handschuh hingeworfen, war plötzliche Bestürzung gefolgt; die Consuln, die übrigen hohen Magistrate und der Senat hatten Rom verlassen und den Sitz der Regierung in Capua aufgeschlagen; dahin war auch Pompejus gegangen. Alles war rathlos und in Aengsten vor den wilden gallischen und germanischen Banden, die Cäsar mit sich führen sollte, es wurden Marianische und Sullanische Mordfeste erwartet. Pompejus gab bald Italien auf und zog mit den wenigen Truppen, die zu ihm gestoßen waren, nach Brundusium, um jenseits des Meeres Zeit und Mittel zu Rüstungen zu gewinnen. Cäsar eilte ihm nach und war in Zeit von 60 Tagen Herr des gesammten Italiens. Er setzte in Erstaunen

durch seine Milde im Siege; man hatte sich getäuscht in der Erwartung blutiger Ausbeutung desselben. Diese Milde war nicht bloß Sache des Charakters, der die Rachsucht nicht kannte, sondern auch der Berechnung; sie sollte die lauen, halbwilligen oder gezwungenen Parteigänger des Senates zu ihm herüberlocken, insbesondere für die in Rom sich fern haltenden Optimaten eine Ermunterung sein, dahin zurückzukehren. Auch sammelten sich so viele Senatoren in Rom, daß Cäsar nun seine Autokratie mit verfassungsmäßigen Formen bekleiden konnte. Ehe er dem Pompejus nach Griechenland folgte, wollte er dessen Legate in Spanien unterwerfen, um sich so den Rücken zu sichern. Curio wurde zur Eroberung Siciliens ausgesandt.

Cäsar's Feldzug in Spanien rief nicht, wie einst der Sertorianische Krieg, die spanischen Völkerschaften zur Theilnahme; die Pompejanischen Feldherren Afranius und Petrejus, die ihre Heere am Ebro vereinigt hatten, wurden nach einer kurz vorübergehenden Bedrängniß Cäsar's genöthigt, die Waffen zu strecken. Auch hier bewies Cäsar seine Milde und Freigebigkeit: die Pompejaner wurden nicht zum Dienst gezwungen, bei freiem Abzug nach Italien durften sie ihre Beute mitnehmen. Indessen waren auch Sicilien und Sardinien in Cäsar's Gewalt gekommen, Cato von dort, von hier Aurelius Cotta, ohne Versuch, ihre Inseln zu vertheidigen, dem Pompejus nachgezogen. Schlimm aber waren die Nachrichten aus Africa. Curio war nach der Besitznahme Siciliens dort mit nur zwei Legionen gelandet; den Pompejanern kam der numidische König Juba zu Hülfe; Curio fiel im Kampfe.

Während des Sommers und Herbstes 49 hatte sich um Pompejus ein auswärtiges Rom gebildet. In Thessalonich waren gegen 200 Senatoren zusammen, darunter Cicero, Cato; die Partei benahm sich, als repräsentirte sie den Staat. Sie verlängerte den bei ihr befindlichen Magistraten ihre Amtsgewalt, bot Truppen auf im Namen des Staates und erhob Gelder und Naturallieferungen. Eine Flotte von 600 Schiffen ward unter Bibulus' Befehl gestellt, um Cäsar's Ueberfahrt zu verhindern. Bibulus aber war seiner Aufgabe nicht gewachsen; es gelang Cäsar, mit der Hälfte seines Heeres — für das gesammte Heer hatte er nicht Schiffe genug — nach der illyrischen Küste überzusetzen, und Antonius fand Gelegenheit, auch Cäsar's zweite Heereshälfte hinüberzuführen. Die Aufopferungsfähigkeit der Cäsarianer zeigte sich nun während der mehrmonatlichen Lagerung bei Dyrrhachium, als sie bei Mangel an Lebensmitteln sich mit wilden Wurzeln und Rindenbrod behalfen, und darauf in einem Treffen, wo die Pompejaner die Oberhand hatten, und Cäsar's Soldaten, nach übermenschlicher Tapferkeit unzufrieden mit sich, von Cäsar begehrten, er möge sie strafen.

Den ersten Schritt zur Herbeiführung der Katastrophe that Cäsar, indem er mit ungemeiner Klugheit sein Lager bei Dyrrhachium aufgab und sich nach Thessalien wandte. Er wußte wohl, daß er seinen Gegner nachziehen

werde. So geschah es. Die Cäsarianer hatten bald von Mangel zu leiden; für sie war jeder Aufschub der Entscheidung drückend. Cäsar verkürzte ihn durch Scheinbewegungen, welche die Pompejaner auf Rückzug deuteten. Mit festlichem Schmuck, als sei der Sieg schon gewonnen, stellte sich das Heer auf zur Schlacht. Cäsar war freudigen Muthes, nicht mehr mit dem Hunger, sondern mit Menschen zu kämpfen zu haben; sein Heer war geringer an Zahl als das Pompejanische, dennoch sein Vertrauen zu den vielbewährten Streitgenossen fest. Zu seinen Kerntruppen gehörten germanische Cohorten die nur nach Kampf dürsteten. Durch sie ward die Schlacht bei Pharsalus, am 9. August (48) des damals corrupten Kalenders, nicht am wenigsten entschieden. Pompejus floh in dumpfer Betäubung; er war unvermögend, etwas zur Herstellung des Heeres zu thun. Für dieses war kein Sammelplatz nach etwaiger Niederlage bestimmt; man war ja des Sieges gewiß gewesen. Gegen die Gefangenen bewies sich Cäsar abermals milde; Pompejus' Papiere verbrannte er, es sollte für Niemand Stoff zur Rüge daraus erwachsen. Auch Pompejus hatte einst so mit Sertorius' Briefen gethan (s. S. 590). Pompejus entfloh nach Aegypten; denn er hatte Anspruch auf Erkenntlichkeit der dortigen Dynastie. Während seines zweiten Consulats (55) hatte er seinen Anhänger Gabinius, Proconsul von Syrien, beauftragt, den aus Aegypten vertriebenen König Ptolemäus Auletes mit bewaffneter Hand dahin zurückzuführen. Dadurch war dieser wieder auf den Thron gelangt. Er hatte ihn seinen Kindern, Kleopatra und Ptolemäus Dionysius, einem Knaben, hinterlassen, dieser aber die ihm zur Gemahlin und Mitregentin bestimmte Schwester aus dem Lande vertrieben. Pompejus hatte böse Ahnungen, als er von seiner Gattin schied, um der Küste zuzufahren; „wer zum Tyrannen geht, wird Sclav", sprach er mit Sophokles' Worten. Sein Tod war beschlossen, zwei in Aegypten zurückgebliebene Gabinische Officiere vollbrachten die Mordthat. Sein Kopf und Siegelring wurden dem rasch nachgeeilten Cäsar dargebracht.

---

169. Cäsar's Kriege im Orient.

(I. Nach Theod. Mommsen, römische Geschichte, II. nach Dittmar, Geschichte der Welt vor und nach Christus.)

I. Der Alexandrinische Krieg.

Für den Augenblick hatte Cäsar in Aegypten nichts weiter zu thun, und Römer wie Aegyptier erwarteten, daß er sofort wieder unter Segel gehen und sich an die Unterwerfung Africa's und an das unermeßliche Organisationswerk machen werde, das ihm nach dem Siege bevorstand. Allein

Cäsar, seiner Gewohnheit getreu, wo er einmal in dem weiten Reiche sich befand, die Verhältnisse sogleich und persönlich endgültig zu regeln, überdies in dringender Geldverlegenheit, landete in Alexandria mit den zwei ihn begleitenden Legionen, nahm Quartier in der königlichen Burg und ging daran, die nöthigen Summen beizutreiben und die ägyptische Erbfolge zu ordnen. Den beiden kriegführenden Geschwistern (s. S. 618) ward die sofortige Einstellung der Feindseligkeiten anbefohlen und beide zur Untersuchung und Entscheidung des Streites vor den Schiedsherrn geladen. Der königliche Knabe befand sich bereits in der Burg und auch Kleopatra stellte dort sich ein. Cäsar sprach das Reich Aegypten, dem Testament des Auletes gemäß, den beiden geschwisterlichen Gatten Kleopatra und Ptolemäus Dionysus zu. Allein im Stillen bereitete ein Ungewitter sich vor. Alexandria war eine Weltstadt so gut wie Rom, an Einwohnerzahl der italienischen Hauptstadt schwerlich nachstehend; in der Bürgerschaft war ein reges nationales Selbstgefühl, und man kann sich ihre Empfindungen denken, als sie in der Residenz der Lagiden den römischen Feldherrn schalten und ihre Könige vor seinem Tribunal Recht nehmen sah. Cäsar hatte, so wie er sich nach der Landung mit seiner Handvoll Leute dieser erbitterten Menge gegenüber fand, die ungeheure Gefahr wohl begriffen, in der er schwebte. Er verschanzte sich in der königlichen Burg und ließ, da es an Zeit gebrach, die in dem Haupthafen stationirte ägyptische Kriegsflotte in Sicherheit zu bringen, dieselbe anzünden und zugleich den nächsten unterthänigen Landschaften den Befehl zugehen, schleunigst Truppen und Schiffe nach Aegypten zu senden. Da Cäsar von der Landseite nicht zu überwältigen war, richteten sich die Anstrengungen der Belagerer darauf, seine Flotte zu vernichten und ihn von der See abzuschneiden, auf der die Zufuhr ihm zukam. Sie stellten mit den Resten ihres Arsenals ein kleines Geschwader her und bemächtigten sich der von Cäsar besetzten Leuchtthurm-Insel Pharos, die durch einen Damm mit dem festen Lande (dem Bruchium) zusammenhing. Dadurch wurde die schmale und klippige Mündung des Hafens gesperrt. Bei dem Versuche, die Insel wieder zu gewinnen, kam Cäsar selbst in die äußerste Lebensgefahr; denn als die unversehens gelandeten Aegyptier die auf dem Damm zusammengedrängten römischen Soldaten von hinten angriffen und die ganze Masse in wilder Verwirrung ins Meer sprengten, so daß 400 Soldaten und noch mehr Matrosen ertranken, sprang der Feldherr selbst vom Damm auf sein Schiff, und als dieses wegen Ueberfüllung anfing zu sinken, schwamm er unter einem Pfeilregen einige hundert Schritte weit nach einem andern Schiffe, in der einen Hand einige wichtige Schriften emporhaltend, um sie nicht verderben zu lassen. Endlich kam der ersehnte Entsatz zu Lande von Syrien her. Cäsar rückte in das Delta, wohin der König sich zurückgezogen hatte, erstürmte das Lager, und was von den Aegyptiern nicht unter den feindlichen Schwertern fiel, ertrank bei dem Versuch, zu der Nilflotte zu entkommen. Mit einem der Boote, die mit Menschen überladen sanken, ver-

schwand auch der junge König in den Wellen seines heimischen Stromes. Das Schicksal der Hauptstadt, die den Herrn der Welt in seinen Plänen zu kreuzen gewagt, und um ein Haar seinen Untergang herbeigeführt hatte, lag in seiner Hand; allein er, hinweisend auf die arg verwüstete und bei Gelegenheit des Flottenbrandes ihrer Kornmagazine, ihrer weltberühmten Bibliothek und anderer bedeutender öffentlicher Gebäude beraubte Stadt, ermahnte die Einwohnerschaft, sich künftig allein der Künste des Friedens ernstlich zu befleißen und die Wunden zu heilen, die sie sich selber geschlagen. Das Regiment Aegyptens erhielten unter Roms Oberhoheit Kleopatra und deren unmündiger Bruder Ptolemäus.

II. Der Krieg gegen Pharnaces von Bosporus.

Nachdem Cäsar 9 Monate lang in Aegypten aufgehalten worden, riefen ihn die reißenden Fortschritte des in den Pontus eingebrochenen bosporanischen Königs Pharnaces (s. S. 598) nach Klein-Asien, um dem Verlust dieser wichtigen Provinz vorzubeugen. Denn bereits hatte jener unwürdige Mithridates-Sohn (der durch eine Verschwörung gegen seinen Vater diesen zum Selbstmorde veranlaßt hatte) einen Theil von Pontus und Cappadocien nebst Klein-Armenien erobert, bei Nikopolis den bithynischen Statthalter Domitius Calvinus geschlagen und näherte sich schon unter grausamen Wüthereien gegen alle Römer und Römischgesinnte der vorderasiatischen Provinz. Da brach Cäsar mit nur einer Legion von Aegypten, das die Furcht vor der zurückgelassenen Besatzung in Ruhe hielt, auf, um über Syrien nach dem Schauplatz der Gefahr zu eilen. Von Antiochia aus eilte er durch Cilicien über den Taurus nach dem Pontus, machte dort den übermächtigen Barbaren durch scheinbares Eingehen in seine hinterlistigen Vorschläge sicher, überfiel ihn dann und brachte ihm in der Schlacht bei Zela eine solche vernichtende Niederlage bei, daß Cäsar, selbst überrascht über das Ergebniß eines nur fünftägigen Feldzuges, an seine Freunde in Rom die berühmten Worte schreiben konnte: Veni, vidi, vici! (ich kam, sah, siegte!) Pharnaces verlor alle seine Eroberungen und, nach einer unglücklichen Schlacht im Bosporus gegen Domitius, auch sein Leben durch einen treulosen Diener. Ein Halbbruder des Pharnaces, Mithridates, ward an dessen Stelle König von Bosporus.

---

170. Cäsar's letzte Kriege gegen die Pompejaner.

(Nach W. Wachsmuth, Geschichte der politischen Parteiungen alter und neuer Zeit.)

Die lange Abwesenheit Cäsar's von Rom hatte mancherlei Schwankungen in der öffentlichen Meinung erzeugt; doch eine Pompejanische oder Senatspartei wollte weder in der Hauptstadt noch im übrigen Italien auftauchen.

Das Volk stürzte bei der Kunde von Cäsar's Siege bei Pharsalus Sulla's und Pompejus' Bildsäulen um, und harrte vergnügten Sinns der verheißenen Spenden. Von diesem hatte Cäsar gar nichts zu besorgen. Um so mehr von den dem Bürgerthum fremd gewordenen oder gar nicht dazu gehörigen Soldaten. Die in Campanien gelagerten Legionen, darunter die ruhmbedeckte zehnte, Cäsar's „alte Garde", bestimmt, nach Sicilien und Africa übergesetzt zu werden, weigerten sich, weiter zu fechten, bevor ihnen der verheißene Lohn gewährt worden sei. Cäsar, im Herbste 47 zu Tarent gelandet, begab sich, ohne ihnen sich zu zeigen, nach Rom; sie folgten dahin ohne seinen Befehl. Er berief sie nach dem Marsfelde und fragte nach ihrem Begehren; die Antwort war: Entlassung; Cäsar erwiderte: „Ihr seid entlassen, Bürger." So, statt „Comilitonen", angeredet zu werden, wirkte wie ein Zauberspruch auf die Meuterer, sie wurden kleinmüthig und reuig, und bestürmten nun Cäsar so lange mit Bitten um Rücknahme seines Wortes, bis er ihnen wieder erlaubte, Soldaten statt Bürger zu sein.

Zum Rüstplatz war von den Pompejanern die Provinz Africa ausersehen. Seit Curio's Untergang war diese ganz frei von Cäsarianischem Kriegsvolke, und König Juba von Numidien ein mächtiger Rückhalt für Cäsar's Gegner. Dort, im vormaligen Gebiet Carthago's, fanden sich zusammen Metellus Scipio, Cato, Labienus, Cnejus und Sextus Pompejus, Afranius, Petrejus &c. Dort ward gesammelt, was an Pompejanischer Mannschaft gerettet war und die Römer und Provincialen der Landschaft zu den Waffen gerufen. Die höchste Autorität hatte Cato, er wurde zum Oberbefehlshaber erwählt. Jedoch, wo es Entwicklung feldherrlicher Talente galt, war nicht sein Platz; er selbst war sich dessen wohl bewußt und verzichtete auf den Oberbefehl zu Gunsten des Metellus Scipio. Für sich behielt er nur den Befehl in Utica, dem Hauptwaffenplatze der Partei.

Der africanische Krieg, 47—46.

Cäsar hatte, wie bei der Ueberfahrt nach Dyrrhachium, nicht Schiffe genug, das gesammte Heer auf einmal mit sich zu führen, und, als er mit nur 3000 Mann Fußvolk und 150 Reitern bei Adrumetum landete, hatte er Gefahr und Noth, wie bei Dyrrhachium, zu bestehen; die Schlacht bei Thapsus aber, 6. April 46, entschied den africanischen Krieg. Als das Heer Cäsar's in die Nähe Utica's gekommen war, gab Cato sich den Tod; er wollte nicht das Leben von Cäsar's Gnade; sein Charakter, nicht Furcht machte ihn zum Opfer des Selbstmordes. Für Cäsar war es schmerzlich, der Gelegenheit zu einem glänzenden Acte der Vergebung entbehren zu müssen. Juba und Petrejus hatten nicht auf Gnade zu rechnen, sie tödteten einander auf einem Landsitze Juba's bei Utica. Afranius und L. Julius Cäsar wurden gefangen und von den Soldaten, die der Hinrichtung zuvorkamen, getödtet. Metellus Scipio, im Begriff, gefangen zu werden, entleibte sich

selbst. Dessen Papiere vernichtete Cäsar, ohne sie gelesen zu haben. Labienus und Sextus Pompejus entkamen nach Spanien, wohin Cn. Pompejus schon vor Cäsar's Landung gegangen war.

Nach Rom zurückgekehrt, feierte Cäsar einen vierfachen Triumph über auswärtige Feinde (s. S. 625). Es folgte eine Reihe von wohlgemeinten Gesetzen; unter anderen gegen übermäßige Ausdehnung der Provincial-Verwaltungen auf eine Reihe von Jahren, wie er und Pompejus genossen hatten; eben dazu, so wie zur Verwahrung gegen Mißbräuche beim Pachtwesen, denen die verwirrte Zeitrechnung förderlich gewesen war, sollte seine Verbesserung des Kalenders (46) dienen.*) Allgemeinen Mißmuth aber erregte der Besuch der stolzen und üppigen Kleopatra in Rom, ihr Aufenthalt in Cäsar's Gärten und die geringschätzige Weise, mit der sie den römischen Großen begegnete. Von der Bahn zum Thron ward Cäsar noch einmal ins

*) Nach Th. Mommsen, die römische Chronologie bis auf Cäsar, 1858, war das älteste Jahr der Römer ein sog. gebundenes Mondjahr (Mondsonnenjahr), nach dem Vorbilde des griechischen Cyclus, nur mit dem Unterschiede, daß man den Monaten möglichst ungerade Zahlen gab, weil man diese für segenbringend, die geraden Zahlen aber für unglücklich hielt. So hatte man in einer vierjährigen Schaltperiode (von 1475 Tagen) 2 gemeine Jahre von 355 Tagen (4×31, $7 \times 29 + 28$) und 2 Schaltjahre, eins von 383 ($4 \times 31 + 8 \times 29 = 356 + 27$ Schalttage) und eins von 382 Tagen ($355 + 27$ Schalttagen). Dieser Kalender mit einem Jahre von durchschnittlich $368\frac{3}{4}$ Tagen war zwar theologisch besser, aber astronomisch schlechter als der griechische, und mußte bald nicht nur von den Jahreszeiten, sondern auch von den Mondphasen abweichen. Deßhalb wurde durch das zweite Decemvirat eine Reform mit dem Kalender vorgenommen, mit einer Einschaltung nach dem Vorbilde der griechischen Oktaëteris, welche vielleicht durch die Sendung nach Athen näher bekannt geworden war. Wie nämlich der griechische Cyclus in 8 Jahren 90 Tage einschaltete, so die neue Reform in 4 Jahren 45 Tage vermittelst eines alle zwei Jahre eintretenden (mit dem 23. oder 24. Februar beginnenden) Schaltmonats von abwechselnd 22 und 23 Tagen. Da man aber das einmal bestehende gemeine Jahr von 355 Tagen beibehielt (statt des griechischen Mondjahres von 354 Tagen), sei es wegen der segensvollen ungeraden Zahl, sei es um nicht das Fest des Terminus (23. Februar) ausfallen zu lassen oder zu verrücken, so war das neue Jahr immer noch zu groß (die vierjährige Periode hatte 1465, statt $4 \times 365\frac{1}{4} = 1461$ Tage). Der neue, fehlerhafte Kalender blieb lange in Gebrauch, ohne einen Versuch dem Fehler abzuhelfen. Erst im J. 190 erfolgte eine weitere Neuerung, jedoch nicht eine durchgreifende in Cäsar's Weise, sondern man gab den Pontifices die Befugniß, jedes Jahr nach Belieben entweder zum gemeinen oder zum Schaltjahre zu machen, wodurch die Verwirrung nur noch größer wurde. — Das zehnmonatliche Jahr, welches in Rom vor Numa, der Ueberlieferung zufolge, gebräuchlich gewesen ist, erklärt Mommsen (S. 47 ff.) als ein neben dem Kalenderjahr nur im Geschäftsverkehre übliches, namentlich bei der Zinsenberechnung und bei Pachtungen, wo es auf Gleichheit der einzelnen Jahre (denn man rechnete hier nicht nach Monaten) ankam, während ja im Kalender auf jedes gemeine Jahr ein bedeutend längeres Schaltjahr folgte. Und wie der Kaufmann seinen besondern Kalender hatte, so gebrauchte der italische Bauer den auf das ägyptische Sonnenjahr gegründeten Kalender des Griechen Eudoxus (worin er die Thierkreiszeichen, die Tag- und Nachtlänge, die an die Jahreszeiten geknüpften ländlichen und sacralen Verrichtungen, die Festtage u. s. w. fand), bis Cäsar „den großen Schritt that, das Jahr der Bauern zum Jahre des Staates zu machen“. Mommsen (a. a. O. S. 165) meint, dies sei nur eine Wiederherstellung des Servianischen Lustrums gewesen.

Feldlager abgerufen, denn es war schlimme Botschaft aus Spanien gekommen.

Der Krieg in Spanien, 45.

Nach Entwaffnung der Pompejaner Afranius und Petrejus hatte Cäsar den Q. Cassius, der mit M. Antonius als Volkstribun seine Ergebenheit und Diensteifrigkeit an den Tag gelegt hatte, zum Statthalter Spaniens mit 4 Legionen bestellt; dieser, ein roher und raubsüchtiger Mann, reizte durch sein Benehmen die Soldaten zur Meuterei. Zunächst kam Cnejus Pompejus nach Spanien; die Cäsarischen Legionen, vermehrt durch eine spanische, gingen zu ihm über. Cäsar verließ Rom im September 46 und war bald zur Stelle, aber erst am 17. März 45 entschied die Schlacht bei Munda, die blutigste des gesammten Parteikriegs. In keiner war die Erbitterung der Soldaten so fürchterlich gewesen; Cäsar, am Siege schon verzweifelnd, setzte seine Person ein, gleich dem tapfersten seiner Krieger; sein Schild starrte von der Menge der Geschosse, die er aufgefangen. Nur die geschickte Benutzung des Scheins einer rückgängigen Bewegung, die einige Cohorten des Labienus zur Unterstützung des rechten Flügels machten, schafften ihm den Sieg. Er rief: „Sie fliehen"; der Ruf wurde nun alsbald vom gesammten Heere wiederholt, die Feinde wurden bestürzt und wandten sich wirklich zur Flucht. Cnejus Pompejus hatte nach der Schlacht mit einer Anzahl Getreuen sich in einer Höhle verborgen, ward aufgefunden und in verzweiflungsvollem Kampfe mit den Seinigen getödtet. So war nur noch sein jüngerer Bruder Sextus Pompejus übrig. An der Schlacht bei Munda hatte dieser nicht Theil genommen; er flüchtete nach dem nordöstlichen Spanien und hielt sich hier, von Cäsar nicht beachtet, als Freibeuter bis nach dessen Tode.

---

171. M. Porcius Cato Uticensis.

(Nach Hermann Wartmann, Leben des Cato von Utica.)

Cato's erster, sein ganzes Thun und Lassen bestimmender Grundsatz war: im öffentlichen Leben das durch das Gesetz als Recht Festgesetzte, im Privatleben das durch die Moral als Recht Erklärte überall mit Wort und That zu vertheidigen, dem Unrecht entgegen zu treten, wo und wie es sich zeige, wenn der Kampf dagegen nichts nütze, doch dagegen zu protestiren und laut seine Mißbilligung an den Tag zu legen. Cato's Bestreben war immer redlich aufs Beste gerichtet, sein Wille immer rein und gut; die zur Erreichung seiner Zwecke angewandten Mittel aber häufig unpassend, zuweilen aus politischer Kurzsichtigkeit, mehr noch deßwegen, weil es seiner ganzen

Natur widerstrebte, kleinere Ungesetzlichkeiten zuzugeben, um größere zu verhindern, oder demjenigen, welcher weniger zu fürchten war, seine ungerechten Forderungen zu gewähren, um ihn zu gewinnen gegen den, der mehr zu fürchten war.

Rauh, aber bieder, verfiel Cato im Kampfe mit den verweichlichten und verderbten Sitten seiner Zeit in manches Excentrische, wie wenn er als Prätor ohne Schuhe und Tunica in der Stadt herumlief, weil die Statuen des Romulus und des Camillus auch keine hatten. Er ging indeß nur in den Aeußerlichkeiten so weit; er wollte ein recht unliebenswürdiger, rücksichtslos harter Römer von eiserner Thatkraft und Alles aufopferndem Bürgersinne sein. Der mildere Geist seiner Zeit hatte aber seine Macht über ihn ausgeübt, ohne daß Cato es merkte; griechische Wissenschaft und Bildung hatten ihn dazu schon viel zu human gemacht. Er besaß wohl noch die Kraft, doch nicht mehr die Härte eines alten Römers. Beim Untergange der Republik tödtet er zwar sich selbst mit fester Ruhe; seinen Knaben jedoch schickt er zum Ueberwinder. Ein Römer der früheren Jahrhunderte hätte wohl mit seiner ganzen Familie den Untergang gesucht. Aecht römisch aber war die Nüchternheit seines Charakters. Ohne Spur von Feuer oder Poesie, blieb er immer männlich besonnen und verständig. Der Gegensatz zwischen Cato und Cäsar kann wohl mit den beiden Worten „Charakter" und „Genie" am Kürzesten und Treffendsten wiedergegeben werden. Ruhm hatten sie auf verschiedenen Wegen erlangt: Cäsar durch Geben, Unterstützen, Verzeihen; Cato dadurch, daß er nichts gab. Der Eine war die Zuflucht der Unglücklichen, der Andere das Verderben der Schlechten. Die Gewandtheit wurde an Jenem gelobt, an Diesem die Festigkeit. Cäsar wünschte sich große Gewalt, Heere, neue Kriege, wo er seine Tüchtigkeit glänzen lassen könne. Cato dagegen befliß sich der Anspruchslosigkeit, der Zucht und Sitte, aber besonders der Strenge. Er wetteiferte mit dem Kräftigen in Tüchtigkeit, mit dem Bescheidenen in Ehrbarkeit, mit dem Uneigennützigen in Enthaltsamkeit. Er wollte lieber gut sein, als gut scheinen. Je weniger er daher nach Ruhm strebte, desto mehr erlangte er.

Cato war unter allen hervorragenden Zeitgenossen wohl einzig darin, daß er nicht für die Interessen seines Standes, noch weniger für Privatzwecke kämpfte und arbeitete, sondern daß es ihm lediglich um das Beste des Vaterlandes zu thun war, für welches er die Erhaltung der Republik erachtete. Mochten alle Uebrigen nur auf ihren Ruhm und ihren Vortheil bedacht sein (Cicero nicht ausgenommen, obgleich er sich und Andern immer einzureden suchte, daß er das, was er für sich thue, für das Vaterland thue), so blieb doch Cato durchaus frei von allem Eigennutz und zog bei allen seinen Handlungen nichts in Betracht, als das Wohl des Staates. Dieser Vorzug, in seiner Zeit besonders selten und auffallend, entfaltete sich immer reiner und glänzender im Unglück und verdunkelt alles Anstößige seines Charakters.

Dafür verdient er das Lob, welches ihm von so vielen Geschichtschreibern des Alterthums im vollsten Maße gespendet wurde.

172. Cäsar's Alleinherrschaft.

(Nach Karl Hoeck, römische Geschichte vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Constantin.)

Schon als man in Rom Gewißheit über den Ausgang der pharsalischen Schlacht und über den Tod des Pompejus erhalten hatte, beeiferte sich der Senat, Ehren und Vorrechte auf Cäsar's Haupt zu häufen. Man gab ihm freie Entscheidung über Krieg und Frieden, ohne dem Volke oder Senate zu Mittheilungen verpflichtet zu sein. Beides hatte Cäsar bereits selbst sich erlaubt; der Senat glaubte durch diese Beschlüsse den Schein seiner eigenen Autorität zu retten. Man ernannte ferner Cäsar zum Consul auf die folgenden fünf Jahre und zum Dictator auf ein ganzes Jahr. Zu dieser Machtfülle fügte der Senat noch die lebenslängliche tribunicische Unverletzlichkeit sammt dem tribunicischen Veto. Außerdem wurde ihm das Recht ertheilt, alle Wahlcomitien, mit Ausnahme der plebejischen, zu halten. Die curulischen Wahlen waren daher bis auf Cäsar's Rückkehr verschoben, und da diese nicht sobald erfolgte, so wurden gegen Ende des Jahres 48 bloß Volkstribune gewählt. Das neue Jahr begann und verlief größtentheils ohne höhere Magistrate. Man betrachtete Cäsar bereits als Gesetzgeber und künftigen Staats-Reformator. Als er in den letzten Monaten des Jahres 47 in Rom erschien, war seine erste einjährige Dictatur eben abgelaufen; er ließ sich daher sogleich mit ihr aufs Neue bekleiden. Nur in der dictatorischen Gewalt liegt die Befugniß zu seiner Handlungweise, die bereits jetzt den werdenden Monarchen verräth. Bei seinen gegenwärtigen Verfügungen hatte er mehr sich selbst als den Staat im Auge. Seinen Kampfgenossen aus der Klasse der Senatoren ertheilte er Priesterthümer oder Magistraturen; und um desto mehrere belohnen zu können, vermehrte er die Zahl der Prätoren, wie auch die Mitglieder der Priester-Collegien. Nach seiner Rückkehr aus Africa hatte man seiner Siege wegen ein vierzigtägiges Dankfest angeordnet und ihn zum praefectus morum auf 3 Jahre und zum Dictator auf 10 Jahre ernannt. Durch jenen Beschluß wurden die wichtigen Vorrechte der Censoren auf ihn übertragen: die Gestaltung des Senatoren- und Ritterstandes, Belohnung und Strafe durch Gewähr oder Entziehung dieser Auszeichnung. Es folgte dann Cäsar's vierfacher Triumphzug, an vier verschiedenen Tagen, über die Gallier, über Aegypten, über Pharnaces und über Juba. Der Triumph über Juba war freilich ein Sieg über die Republik. Indeß das Gefühl des Unwillens über Cäsar wich der Bewunderung

seiner Großthaten und ward bei dem großen Haufen für den Augenblick zurückgedrängt durch glänzende Freigebigkeit. An 22,000 Tischen wurde ganz Rom zu einem glänzenden Festmahle versammelt; jeder Soldat erhielt 5000 Drachmen und die Führer nach Verhältniß ihres Ranges das Doppelte, ja, Vierfache dieser Summe. Circensische und musische Spiele aller Art, Land- und Seegefechte, zum Theil noch nie Gesehenes, wurde dem staunenden Volke geboten. Die Masse schwelgte in Sinnesgenüssen; aber Cicero seufzte über die erheiterte Knechtschaft.

Zu Ausgang des Sommers 45 kehrte Cäsar aus Spanien zurück und feierte, obgleich er über Mitbürger gesiegt hatte, nicht nur selbst einen Triumph, sondern verstattete auch seinen Legaten, zu triumphiren. Ein Dankfest von 50 Tagen — von dieser Dauer bisher unerhört — ward ihm beschlossen. Eine Statue Cäsar's, welche man im Tempel des Quirinus aufstellte, führte die Inschrift: „dem unüberwindlichen Gott", zugleich legte man ihm den Namen „Vater des Vaterlandes" bei.

Da das Militär-Commando nach den Gesetzen des Freistaates zu Ende lief, sobald der Feldherr seinen Triumph gefeiert hatte, so ließ sich Cäsar den Imperatortitel, aber in anderm Sinne wie er bisher gegolten, ertheilen. Während der Republik begrüßte das Heer, nach gewonnener Schlacht, den Feldherrn gewöhnlich noch auf der Wahlstatt mit diesem Ehrennamen. Cäsar aber sollte diesen Titel als Pränomen führen, und die Bedeutung desselben die lebenslängliche höchste Militärgewalt sein. Zusammenhängend mit dieser militärischen Vorstandschaft ist die ihm ertheilte Befugniß, frei über den Staatsschatz zu gebieten. So war er Herr des Militärs und des Geldes, der beiden Haupthebel für die beginnende Alleinherrschaft. Das Consulat hatte er mehrere Jahre hinter einander bekleidet, jetzt ernannte man ihn zum Consul auf 10 Jahre, zum Dictator auf Lebenszeit und zum lebenslänglichen alleinigen Sittenrichter. Schmählicher aber war nichts, als der Senatsbeschluß, daß alles, was Cäsar unternehmen würde, rechtskräftig sein solle, und daß die Magistrate beim Antritte ihres Amtes schwören sollten, sich keiner Bestimmung desselben zu widersetzen. Dadurch war Cäsar's Wille zum Gesetz erhoben. Damit es auch an äußern Zeichen von Cäsar's Machtfülle nicht fehle, wurde beschlossen, er solle im Senat, beim Rechtsprechen, im Theater und bei den Spielen, mit königlicher Toga bekleidet, auf vergoldetem Sessel thronen. Ja, nicht bloß die Stadt, der ganze Erdkreis sollte in Cäsar den Herrscher Roms schauen; deßhalb der Senatsbeschluß, sein Bildniß auf die Münzen zu prägen, — eine Ehre, welche bis jetzt keinem Lebenden gestattet worden. Und damit nichts dem Königthum mangele, versucht der Senat, die Erblichkeit des Thrones vorzubereiten. Der Imperatortitel, welcher nach der neuen Bedeutung die höchste Militärgewalt war, sollte auf Cäsar's Söhne oder Enkel übergehen, und eben so das höchste Pontificat auf seinen wirklichen oder Adoptivsohn forterben.

So viel gewährte jene Körperschaft, die jetzt Senat hieß, in Furcht und Hoffnung, aus Dankbarkeit und sclavischer Unterthänigkeit dem, welcher durch die Waffen allmächtig geworden war. Es blieb auch ferner Cäsar's Hauptsorge, den Senat immer mehr zu einer ihm gänzlich ergebenen und fügsamen Körperschaft zu bilden, um vermittels derselben jeden Wunsch zu erreichen und seine Regierungsmaßregeln mit dem Schein einer gesetzlichen Autorität zu bekleiden. Schon früher waren von ihm viele Unbefugte und manche Unwürdige zu Senatoren erhoben; jetzt fanden gemeine Soldaten, Söhne von Freigelassenen, selbst Peregrine, namentlich Gallier, durch ihn Aufnahme, und die Anzahl der Senatoren stieg bis auf 900 Mitglieder. Was die Comitien betrifft, so war Cäsar vorsichtig genug, das Wahlrecht aller Magistrate, welches ihm der Senat übertragen wollte, abzulehnen; aber die Empfehlungen des Dictators galten als Bestimmungen. Nach seinem Willen wurden alle Aemter besetzt. Daneben bestanden noch alle Formen des Freistaates. Das Volk versammelte sich nach wie vor in den Centuriat- und Tributcomitien. Weder die gesetzgebende noch die vollziehende Gewalt war dem Volke genommen; das Richteramt in letzter Instanz wird noch, mit Ausnahme weniger Fälle, vom Volke verwaltet, und durch einen Volksbeschluß läßt Cäsar sich selbst den Auftrag zum Partherkriege ertheilen.

Von selbst wollte sich nicht vollenden, was Cäsar als das Ziel seines Lebens sich gesteckt hatte, und ohne Weiteres in den Comitien das Königthum für Cäsar zu beantragen, war sehr bedenklich. Eine Verweigerung hier machte allen übrigen Versuchen ein Ende und beschränkte auf Gewaltmittel. Cäsar's Freunde suchten daher zuvörderst die Stimmung des Volkes zu erforschen. Das frechste Wagestück unternahm M. Antonius. An den Lupercalien saß Cäsar in seiner Purpurtoga, mit dem Lorbeerkranze geschmückt, auf goldenem Curulsessel und sah der rauschenden Festlichkeit zu, die das Forum erfüllte. Da naht sich Antonius, Cäsar's College im Consulat, dem Sitz des Dictators und hält ein Diadem in seinen Händen. Das Volk seufzt bei dem Anblick, und noch lauter, als Antonius mit den Worten: „dies gibt dir das römische Volk durch mich", die Königsbinde um das Haupt Cäsar's zu schlingen strebt. Cäsar verweigert daher die Annahme, und allgemeiner Jubel erschallt. Noch einmal und eifriger wiederholt Antonius das verabredete Spiel; doch Cäsar verweigert zum zweiten Male die Annahme, und lautes Freudengeschrei erschallt vom ganzen Forum.

Nun sollte der Partherzug zum römischen Königsthrone führen und ein religiöser Betrug Cäsar's Absichten fördern. Rache wegen der Niederlage des Crassus an den Parthern zu nehmen, war ein Lieblingsgedanke der Römer und eine Ehrensache für sie. Deßhalb die Bereitwilligkeit Roms zu einem solchen Unternehmen. Allein dieses sollte eine ganz unabsehbare Ausdehnung erhalten. Cäsar wollte zuerst die Dacier und Geten angreifen, dann die Parther bekriegen, nach ihrer Besiegung durch Hyrcanien dringen,

die Scythen und alle Völker nördlich dem caspischen und schwarzen Meere überwältigen, die Germanen unterwerfen und durch Gallien nach Italien zurückkehren; der Ocean sollte überall die Grenze der römischen Herrschaft bilden. Die Quindecemvirn müssen in den sibyllinischen Büchern forschen; sie finden, was sie suchen: eine Weissagung, welche verkündet, die Parther können nur von einem Könige besiegt werden. Eifrig wird das Mährchen verbreitet, um die Nothwendigkeit einleuchtend zu machen, daß Cäsar, wolle man ihn auch daheim nur Dictator oder Imperator nennen, bei auswärtigen Völkern den Königstitel und das Diadem führen müsse. Bei dem tiefgesunkenen Ansehen der sibyllinischen Bücher war die Intrigue der Anhänger Cäsar's zu grob gesponnen. Die Besorgniß war begründet, daß, wenn Cäsar vom Partherzuge als glücklicher Sieger zurückkehrte, nachdem er überall in den Provinzen mit dem Diadem aufgetreten war, Niemand ihm den Königstitel in Rom streitig machen könnte. Schon länger waren sich mehrere Männer in dem Unwillen über Cäsar's willkürliche Gewaltherrschaft begegnet; der Bund gegen ihn, der endlich bis auf sechszig Theilnehmer stieg, befestigte sich zu Anfang des J. 44. Cassius war der eigentliche Stifter der Verschwörung, M. Brutus war die Seele derselben. Die Ankündigung der Senatsversammlung, worin man für Cäsar den Königstitel beantragen wollte, beschleunigte den Anschlag. In Pompejus' Theater hatte sich der Senat am 15. März 44 versammelt, und hier, an Pompejus' Standbild, sank Cäsar, von den Dolchen der Verschworenen getroffen, nieder.

Wohl war es ein Unglück, daß Rom den Monarchen noch nicht ertragen und doch die Republik nicht halten konnte. Cäsar hätte ein Unrecht mehr gethan, wenn er die Monarchie, was er unmittelbar nach dem letzten spanischen Kriege vermochte, mit einem Schlage hervorrief; für Roms Folgezeit aber wäre es ein Glück gewesen. Cäsar's Königthum hätte Rom vor dem unseligen Zwiespalt zwischen Form und Wesen bewahrt, der nun Charakter der römischen Verfassung wurde.

---

173. Antonius und Octavianus.

(Nach F. C. Schlosser, Weltgeschichte für das deutsche Volk, bearbeitet von G. J. Kriegk.)

Cäsar's Versuch, die Parteien zu versöhnen, hatte es durch seinen Ausgang enthüllt, daß es zwischen Republik und Monarchie keine Versöhnung gab. Sein Tod wurde das Signal zu einer Reihe blutiger Kriege, die verheerend und zerstörend alle Theile des weiten Reiches erschütterten. Ein noch größeres Unglück aber für die Welt war es, daß die Ausführung seines nur in den Grundzügen fertigen Werkes in die Hände von Männern fiel,

die, trotz ihrer hervorragenden Begabung, neben Cäsar's Genialität nur als Mittelmäßigkeiten erscheinen. Durch Antonius und Octavianus gelangte das monarchische Princip zum Siege; durch Augustus' Alleinherrschaft ward die Monarchie außer Frage gestellt.

Der Senat floh, als Cäsar in seiner Mitte ermordet wurde, bestürzt aus einander. Auch in der Stadt, in deren Straßen die Mörder sogleich ihre Mitbürger zur Freiheit aufriefen, verbreitete Cäsar's Ermordung Schrecken und Verwirrung. Der große Haufe nahm den Aufruf der „Befreier“ mit Gleichgültigkeit auf, nur wenige Bürger schlossen sich an dieselben an, viele beklagten sogar mit lauter Stimme den Tod des Dictators. Cicero brachte in einer Sitzung des Senats am 17. März eine scheinbare Aussöhnung zu Stande. Es ward erklärt, daß das Geschehene der Vergessenheit übergeben werden solle. Dieser Schein von einer Aussöhnung mußte aber bald der Wirklichkeit weichen. Schon wenige Tage nachher ward das Leichenbegängniß Cäsar's mit dem größten Pompe gefeiert, und M. Antonius, der treueste Anhänger Cäsar's, bot in der Rede, die er dabei auf dem Forum hielt, sein ganzes Talent auf, um die Gemüther des großen Haufens durch die Erinnerung an Cäsar's glänzende Verdienste, an seine Liebe zum Volke und an die zu dessen Gunsten gemachten Vermächtnisse zu erhitzen. Er breitete Cäsar's blutigen Mantel vor den Augen der versammelten Menge aus, und deutete auf die 23 Wunden, welche Cäsar zum Dank für seine Verdienste erhalten habe. Die erbitterte Volksmenge begleitete zuerst die Leiche zum Scheiterhaufen und zündete diesen an, dann nahm sie brennendes Holz von demselben, um auch die Häuser der Mörder niederzubrennen. Die Bedrohten trieben freilich den wüthenden Haufen mit Hülfe ihrer Sclaven zurück, aber sie glaubten sich in der Stadt nicht mehr sicher, und ihre beiden Häupter, M. Brutus und Gaius Cassius, welche als Stadtprätoren ihren Wohnsitz in Rom haben mußten, suchten beim Senat um die Erlaubniß nach, die Stadt verlassen zu dürfen, welche sie auch erhielten.

Durch seinen Einfluß auf Cäsar's Wittwe hatte Antonius alle Papiere und Briefschaften desselben an sich zu bringen gewußt und sich einer sehr bedeutenden Summe Geldes bemächtigt, welche von Cäsar in einem Tempel niedergelegt worden war. Er setzte nun im Senat den Beschluß durch, daß alle Verordnungen Cäsar's, selbst die noch nicht bekannt gemachten, die sich in seinen hinterlassenen Papieren finden würden, Gesetzeskraft haben sollten, und darauf gestützt, verordnete er alles, was ihm gut dünkte, unter dem Vorwande, daß es in Cäsar's Papieren gefunden worden sei. Zugleich vermehrte er durch die geraubten Millionen die Zahl seiner Anhänger. Um jene Zeit erschien G. Julius Cäsar Octavianus, Cäsar's Schwesterenkel, den dieser adoptirt und zu seinem Haupterben eingesetzt hatte, in Rom, um sein Erbe in Anspruch zu nehmen. Dieser junge (19jährige) Mann erlangte durch Spiele, die er halten ließ, und durch die Auszahlung der von

Cäsar gemachten Vermächtnisse bald im Volke einen Anhang und ward so dem Ansehen des Antonius gefährlich, welcher einige Zeit vorher die Provinz Ober-Italien dem Decimus Brutus hatte nehmen und sich selbst zutheilen lassen, und jetzt mit den von ihm gesammelten Truppen in diese Provinz marschirte, um den abgesetzten Statthalter zu vertreiben. Kaum hatte er die Stadt verlassen, als die aristokratische Partei ihr Haupt wieder erhob. Cicero war damals, wie einst Demosthenes im Kampfe mit Macedonien, durch sein Rednertalent mächtiger, als Antonius durch sein Heer, er raubte diesem durch seine „Philippiken" sogar die Popularität, die derselbe seither unter Cäsar's Anhängern gehabt hatte, und schadete ihm so sehr, daß Antonius ihn von dieser Zeit an für seinen gefährlichsten Feind hielt und bis zum Tode verfolgte.

Im Anfange des J. 43 v. Chr. wurden Octavian und die beiden Consuln Aulus Hirtius und Gajus Vibius Pansa gegen Antonius ausgeschickt, welcher den Decimus Brutus in der Stadt Mutina (Modena) belagerte, und auf Cicero's Betreiben für einen Feind des Vaterlandes erklärt worden war. Der Kampf war sehr hartnäckig und schwierig; Antonius schlug nach einander den Consul Pansa und Octavianus und tödtete dabei den ersten. Bald nachher ward er jedoch in einer Schlacht mit Octavianus und Hirtius selbst völlig geschlagen; Hirtius verlor das Leben; Antonius eilte mit den Ueberbleibseln seines Heeres nach Gallien, und die Republik schien jetzt wirklich zu triumphiren; denn auch Brutus und Cassius, die sich in ihre Provinzen Macedonien und Syrien begeben hatten, waren im Kampfe mit den Anhängern und Truppen des Antonius glücklich gewesen und hatten sich des ganzen Ostens bemächtigt. Die republikanische Partei glaubte nach der Besiegung des Antonius sich des Octavianus entledigen zu können und beleidigte ihn dadurch tödtlich. Der Senat übertrug nämlich die Fortsetzung des Krieges nicht ihm, sondern dem Decimus Brutus, und als Octavianus sich um das Consulat bewarb, ward er von seinen seitherigen Verbündeten zurückgewiesen. Er gab daher eine Partei, die ihn nur als Werkzeug für ihre Zwecke gebrauchen wollte, ganz auf, und schloß sich dagegen an diejenigen Männer an, welche ebenso wie er selbst, nach der Alleinherrschaft strebten, und deßhalb so lange, als die Aristokraten noch eine Macht bildeten seine natürlichen Bundesgenossen waren. Noch ehe er eine Uebereinkunft mit Antonius und Lepidus traf, marschirte er mit seinen Truppen auf Rom los, um das Consulat zu erzwingen. Man gewährte ihm nicht nur das Consulat, sondern er bewirkte auch, daß, ungeachtet einer früher ausgesprochenen Amnestie, eine Untersuchung über Cäsar's Mord verhängt, alle Theilnehmer an demselben vor Gericht geladen und, als sie sich nicht stellten, geächtet wurden. Auch die Führung des Krieges gegen Antonius und Lepidus ließ er sich übertragen, doch setzte er sich mit seinem Heere gegen sie in Bewegung, nicht um sie zu bekriegen, sondern um mündlich mit ihnen unterhandeln zu können.

Auf einer Insel in einem kleinen Flusse bei Bologna schlossen Octavianus, Antonius und Lepidus einen Bund, das sogenannte zweite Triumvirat (43). Sie theilten die westlichen Provinzen des Reiches unter sich so, daß Lepidus Spanien und den Südwesten von Gallien, Antonius das übrige Gallien und Oberitalien, Octavianus Africa, Sicilien und Sardinien erhielt. Der nächste Zweck ihrer Vereinigung war jedoch nicht diese Theilung der Herrschaft, sondern die Besiegung und Vertilgung der republikanischen Partei. Da es ihnen an den zur Bestreitung der Kriegskosten und zur Bereicherung der Soldaten nöthigen Summen fehlte, so ward beschlossen, das von Sulla gegebene Beispiel der Proscriptionen und Gütereinziehungen nachzuahmen. Bei dieser Gelegenheit wiederholten sich alle Gräuel der Sullanischen Zeit, Ermordungen, Plünderungen und Gütereinziehungen füllten den ganzen Rest des Jahres aus. Es ward jedem Sclaven, der einen Proscribirten ermordete, das Bürgerrecht und eine bedeutende Summe, jedem Freien aber mehr als das Doppelte versprochen und dadurch die ganze Masse des schon längst an Blutvergießen gewöhnten und habgierigen gemeinen Volkes zum Mord aufgereizt. Die drei Verbündeten hatten bei der Abfassung der Proscriptionslisten einander ihre nächsten Anverwandten und Freunde geopfert, so daß des Antonius' Mutterbruder, L. Julius Cäsar, und Octavianus' Gönner, Cicero, das Verzeichniß der Geächteten eröffneten. Octavianus hatte nur ungern in die Proscriptionen eingewilligt und rettete nachher viele der Geächteten, Antonius aber sprach allen Gefühlen der Menschlichkeit Hohn. Dieser schreckliche Wüstling ließ sogar die Köpfe seiner Feinde bei Tische vor sich aufstellen. Cicero irrte eine Zeitlang flüchtig umher, ohne zu einem Entschlusse kommen zu können, wohin er sich wenden sollte. Nahe bei Cajeta (Gaëta) traf, als er in einer Sänfte nach dem Meere getragen wurde, eine der ausgeschickten Banden auf ihn, deren Führer, Popillius Länas, einst bei einer schweren Anklage durch Cicero's Beredsamkeit vom Tode errettet worden war. Der undankbare Mörder ließ dem 64jährigen Manne den Kopf abschlagen, eilte mit demselben zu Antonius nach Rom und ward von diesem reichlich belohnt. Antonius ließ Cicero's Haupt auf der Rednerbühne aufstellen, nachdem seine entsetzliche Gemahlin, wenn anders dies nicht eine bloße Anekdote ist, die todte Zunge mit Nadeln durchstochen hatte. Von den Senatoren sollen 300 umgebracht worden sein, von der reichen Klasse der Ritter 2000, aus den geringeren Ständen aber eine noch weit größere Zahl. Die ganze alte Aristokratie oder mit andern Worten fast die ganze gebildete Klasse von Rom wurde damals ausgerottet, und das Vermögen der römischen Nation in andere Hände gebracht.

Als Octavianus, Antonius und Lepidus den Krieg mit Brutus und Cassius begannen, standen sich beide Theile ungefähr gleich: die drei ersteren besaßen die westliche, die beiden anderen die östliche Hälfte des Reiches. Auch die letzteren verschafften sich, wie ihre Gegner, die nöthigen Kriegsgelder durch die härtesten Erpressungen, nur mit dem Unterschiede,

daß sie nicht die römischen Bürger, sondern die armen Provinzbewohner bedrückten. Zwei Schlachten, die sie in der Ebene von Philippi einander lieferten, entschieden das Schicksal ihres Staates. In der ersten Schlacht blieb der Vortheil im Ganzen auf der Seite der republikanischen Feldherren; Cassius wurde zwar von Antonius zurückgeschlagen und verlor sein Lager, allein Brutus brachte unterdessen Octavianus' Heere eine völlige Niederlage bei, eroberte das Lager desselben und eilte dann seinem Freunde zu Hülfe. Er würde wahrscheinlich auch den andern Gegner geschlagen haben, wenn nicht Cassius einer unzeitigen Verzweiflung Raum gegeben hätte. Als dieser nämlich die vorausgeschickte Reiterei des Brutus herannahen sah, hielt er sie unglücklicher Weise für feindliche Truppen, schloß aus ihrer Erscheinung auf eine Niederlage seines Freundes, und endete, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen, sein Leben durch Selbstmord. Brutus vereinigte die Reste des geschlagenen Heeres mit dem seinigen, und lieferte 20 Tage später seinen Gegnern eine zweite Schlacht, ward aber völlig geschlagen. Nach der Niederlage gab er sich, wie einst Cato, den Grundsätzen seiner stoischen Philosophie gemäß, ebenfalls den Tod.

Mit dem Siege der Triumvirn bei Philippi (42 v. Chr.) ging die Freiheit des römischen Volkes für alle Zeiten unter; denn die noch übrigen Reste der republikanischen Partei wurden leicht vernichtet, und der Kampf zwischen Antonius und Octavianus, um den sich die Begebenheiten der nächsten 11 Jahre hauptsächlich drehen, entschied nicht über die Verfassung des Staates, sondern nur darüber, wer von beiden Männern der Herr desselben werden sollte.

Nach der Vernichtung des Brutus und Cassius zog Antonius nach Asien, um die Unterwerfung des Ostens zu vollenden und das den Soldaten zur Belohnung versprochene Geld einzutreiben, Octavianus nach Italien, um den letzten Rest der republikanischen Partei zu vernichten und die verheißenen Ländereien unter die Soldaten auszutheilen. Der leichtsinnige Antonius schwelgte zuerst in Klein-Asien auf eine so tolle Weise, daß er mit seinem liederlichen Gefolge sogar als Bacchus einherzog. In Cilicien beschied er die ägyptische Königin Kleopatra, welche dem Brutus und dem Cassius Beistand geleistet hatte, vor seinen Richterstuhl. Kleopatra erschien, aber nicht um sich zu verantworten, sondern um den üppigen Wüstling in ihre Netze zu verstricken. Antonius zog mit ihr nach Aegypten, sprach seitdem aller Zucht Hohn und schwelgte auf eine wahrhaft unsinnige Weise.

Octavianus mußte die Bewohner ganzer Gegenden von Italien verjagen, um den Soldaten die versprochenen Ländereien verschaffen zu können. Dies benutzte des Antonius Gemahlin, Fulvia, vielleicht in der Absicht, durch die Erregung eines Zwistes mit Octavian ihren Gemahl zur Rückkehr nach Italien zu bewegen, um durch ihn herrschen zu können. Sie verband sich mit ihrem Schwager Lucius Antonius, welcher damals gerade Consul war, gegen

Octavianus. Beide nahmen sich der vertriebenen Italiker und der doch unzufriedenen Soldaten an. Lucius Antonius erklärte sich für die Herstellung der alten Verfassung und rief alle Freunde derselben zu den Waffen. In Perusia, von Octavianus enge eingeschlossen, litt er bald Mangel an Lebensmitteln und ward endlich durch Hunger zu einer Capitulation gezwungen (40 v. Chr.). Octavianus gewährte ihm selbst freien Abzug, ergriff aber begierig diese Gelegenheit, um alle Leute, die noch an der alten Verfassung hingen, zu vernichten; er ließ 400 römische Bürger, die in seine Gefangenschaft gerathen waren, unter ihnen die angesehensten Männer vom Senatoren- und Ritterstande, kaltblütig niedermetzeln. Fulvia entzog sich ihm durch die Flucht nach Griechenland, wo sie mit ihrem aus dem Osten zurückkehrenden Gemahl zusammentraf, aber nichts weniger als freundlich von ihm aufgenommen wurde und bald nachher starb. Nach seiner Ankunft in Italien vereinigte sich Antonius mit Octavianus über eine neue Theilung des Reiches. Ihm selbst ward dabei der Osten, dem Octavianus der Westen zuerkannt, Lepidus aber behielt die Provinz Africa, welche der schlaue Octavianus schon früher ihm abgetreten hatte, um ihn an sein Interesse zu fesseln. Der neue Bund ward durch eine Heirath befestigt. Octavianus, welcher bereits durch seine Gattin, eine Stieftochter des Antonius, mit diesem verwandt war, vermählte seinen Collegen und Nebenbuhler mit seiner trefflichen Schwester Octavia.

Sextus Pompejus, der die Reste der republikanischen Partei gesammelt und die Insel Sicilien besetzt hatte, begann einen Krieg mit den beiden Männern, welche jetzt seine Gegner waren, eroberte Sardinien und Corsica und hemmte durch seine bedeutende Seemacht die Zufuhr nach Italien. Als in Folge davon eine Hungersnoth entstand, ruhte das gedrückte Volk nicht eher, als bis Antonius und Octavianus mit Pompejus Unterhandlungen anknüpften (39 v. Chr.). Sie gestanden demselben nicht nur den Besitz der drei italischen Inseln zu, sondern traten ihm auch den Peloponnes ab, versprachen ihm eine Entschädigung für seine verlorenen väterlichen Güter und gewährten seinen Anhängern die Erlaubniß zur Rückkehr nach Rom, wogegen Pompejus sich verpflichtete, Italien mit Getreide zu versorgen. Antonius begab sich hierauf abermals nach dem Osten, wo er durch einen seiner Befehlshaber, Ventidius, die Parther, welche verwüstend in Syrien und Palästina eingefallen waren, in ihr Reich zurücktreiben ließ. — Im J. 38 v. Chr. brach ein neuer Krieg mit S. Pompejus aus. Da auch Lepidus von Africa her seine Legionen gegen ihn führte, so mußte Pompejus, von allen Seiten mit überlegener Macht angegriffen, erliegen. Nach kurzem Kampfe völlig besiegt (36 v. Chr.), entfloh er nach Asien und wurde dort auf Befehl des Antonius getödtet. Gleich nach der Vertreibung des Pompejus entledigte sich Octavianus auch des Lepidus. Von Wenigen begleitet, begab er sich in das Lager des Lepidus, um die Truppen zum Abfall zu

bereden. Darin betrog er sich freilich, denn die über seine Dreistigkeit erbitterten Soldaten empfingen ihn mit Steinwürfen und Pfeilen, und er entging nur mit genauer Noth dem Tode. Als aber hierauf Lepidus von ihm eingeschlossen ward und keinen entscheidenden Kampf wagte, ließen sich seine Soldaten einzeln gewinnen und gingen zu Octavianus über. Lepidus lebte nachher als Oberpriester zurückgezogen bis zu seinem Tode (13 v. Chr.).

Sobald Octavianus auf diese Weise Herr der ganzen westlichen Hälfte des Reiches geworden war, traf er die nöthigen Vorbereitungen, um sich durch Besiegung des Antonius auch den Osten zu unterwerfen. Antonius selbst arbeitete ihm dabei in die Hände. Er opferte theils auf zwei Kriegszügen gegen die Parther seine Ehre und seine Truppen auf, theils schwelgte und prunkte er zu Alexandria als Sclave der Kleopatra. An asiatische Günstlinge, so wie an seine mit der Kleopatra erzeugten Kinder vertheilte er ganze Länder. Octavianus hatte unterdessen eine große Heeresmacht gesammelt. Es fehlte ihm nur noch ein guter Vorwand, um den entscheidenden Kampf mit Antonius zu beginnen. Als dieser aber den Sohn Cäsar's von der Kleopatra, Cäsarion, für den rechtmäßigen Sohn und Erben des Dictators erklärte, beim Senat auf die Bestätigung seiner willkürlichen asiatischen Verfügungen und Schenkungen antrug, und deutlich genug zu erkennen gab, daß er die römische Welt unter das Joch der ägyptischen Königin beugen wollte, war die Rücksicht des Senates noch so groß, daß man nicht ihm, sondern der Kleopatra den Krieg erklärte (32 v. Chr.). Anstatt seinem Gegner, der noch nicht ganz gerüstet war, zuvorzukommen, zögerte Antonius, ließ sich durch Schwelgereien in Samos aufhalten und vergeudete dann in Athen die kostbare Zeit mit Aufzügen und Festen zu Ehren der Kleopatra. Nach einigen kleineren Gefechten kam es zu einer entscheidenden Seeschlacht bei dem akarnanischen Vorgebirge Actium. Octavianus, oder vielmehr sein Feldherr M. Vipsanius Agrippa trug einen glänzenden Sieg davon (2. September 31 v. Chr.). Auch hier war wieder die Liebe zu Kleopatra eine Hauptveranlassung zum Verderben des Antonius. Kleopatra ergriff, als die Sache zum Nachtheil des Antonius auszugehen schien, mit allen ihren Schiffen die Flucht. In seinem Eifer, die ägyptische Königin einzuholen, verlor Antonius so sehr alle Besinnung, daß er weder für die Flotte, noch auch selbst für das auf der benachbarten Küste stehende kampflustige Landheer Verhaltungsbefehle zurückließ. Die Flotte ward hierauf völlig geschlagen, das Landheer wartete sieben Tage auf Antonius' Rückkehr und ergab sich dann dem Sieger.

Als Octavianus in Aegypten erschien, suchte sich Kleopatra dadurch zu retten, daß sie Antonius zum Selbstmorde trieb; sie ließ ihm in dieser Absicht melden, daß sie ihrem Leben ein Ende gemacht habe. Antonius durchbohrte sich bei dieser Nachricht mit dem Schwert, und ließ sich, als er erfuhr, daß dieselbe voreilig gewesen sei, sterbend zu Kleopatra bringen.

Er hauchte in ihren Armen sein Leben aus. Kleopatra hoffte auf Octavianus denselben Eindruck zu machen, den sie auf Cäsar und Antonius gemacht hatte, versah sich aber, als Octavianus nach seiner Ankunft in Alexandria ihr die Bitte einer persönlichen Zusammenkunft gewährte, für den entgegengesetzten Fall mit einem starken Gifte, das sie wahrscheinlich in einer Haarnadel verborgen hielt. Da sie bald erkannte, daß Octavianus die Absicht habe, seinen Triumph durch sie zu verherrlichen, so tödtete sie sich (30 v. Chr.). Aegypten ward eine römische Provinz.

---

174. Die Constituirung der Monarchie unter Augustus.

(Nach Karl Friedr. Hermann, Culturgeschichte der Griechen und Römer, herausgegeben von Karl Gustav Schmidt, und nach Hermann Schiller, Geschichte des römischen Kaiserreichs unter Nero, mit einem Schluß nach Wilh. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit.)

In so fern Octavianus' Alleinherrschaft noch immer nur eine factisch bestehende war, konnte er sie rechtlich nur unter den Formen der alten Republik ausüben. Aber das Bedürfniß nach der Monarchie, welches in allen Ständen vorherrschte, übertrug ihm willig so viel rechtliche Gewalt, als zur umfassenden und consequenten Durchführung derselben möglich und nöthig war. Abgesehen von einzelnen Ehrenrechten, die man an seine Person knüpfte, bekleidete er das Consulat eine Reihe von Jahren (31—23) hinter einander. Die Censur setzte ihn in den Stand, den Senat zu reinigen, indem er den senatorischen Census auf 100,000 Sesterzen bestimmte, und ganz nach seinen Absichten zusammenzusetzen, während er schon als Princeps Senatus immer einen wichtigen Einfluß auf die Abstimmungen desselben geübt hätte. Am entscheidendsten aber war das lebenslängliche Imperium, wie es schon Cäsar erblich gehabt hatte, wodurch er bereits im Jahre 29 den Oberbefehl über alle Provinzen des Reiches und wenigstens außerhalb des Weichbildes der Stadt das Recht über Leben und Tod erhielt, ebenso die Befugniß, über die Staatseinkünfte zu verfügen. Zwar erbot er sich wieder zur Niederlegung desselben (27), und übernahm es auch auf die Bitten des Senates fürs Erste nur auf den Zeitraum von 10 Jahren wieder; aber die Bereitwilligkeit, mit der er es sich immer wieder auf 5 oder 10 weitere Jahre verlängern ließ, machte es allerdings wahrscheinlich, daß er damit keineswegs die ernstliche Absicht eines Rücktrittes in den Privatstand verband, sondern daß er nur Cäsar's Schicksal fürchtete; wie er denn auch den Titel eines Dictators standhaft ausschlug.

Doch theilte er sich mit dem Senate in die Provinzen so, daß jener die minder bedeutenden und ruhigeren erhielt, welche von Proconsuln und

Quästoren verwaltet wurden; die wichtigeren dagegen, deren Statthalterschaften zugleich mit einem Armeecommando verbunden waren, behielt er sich selbst mit den legatis principis aus dem Senatorenstande zu besetzen vor, welchen dann zur Besorgung der kaiserlichen Einkünfte Procuratoren, die meistens kaiserliche Freigelassene waren, zur Seite standen.

In Rom selbst hatte Octavianus dagegen immer noch keine andere als eine temporäre Amtsgewalt. Der Name Augustus, den er im Jahre 27 bekam, war ursprünglich nur ein Beiname, wie Felix, Magnus u. dgl., und auch früher schon von Antonius geführt worden. Erst der Senatsbeschluß vom Jahre 24, der ihn über alle Gesetze erhaben (legibus solutum) erklärte und ihm ein Recht der Gesetzgebung verlieh, gab ihm eine Art von landesherrlichem Ansehen. Daran knüpfte sich denn (23) die rechtliche Stellung, die er durch den Verein der proconsularischen, nun auch innerhalb des Pomoeriums ihm beigelegten, und der tribunicischen Gewalt auf Lebenszeit erhielt, so daß er jetzt des beständigen Consulats nicht mehr bedurfte. Die tribunicische Gewalt aber gab ihm das Recht des Vortrages im Senate und namentlich Unverletzlichkeit der Person, weßhalb später Verbrechen gegen den Kaiser als Staatsverbrechen (crimen laesae majestatis) betrachtet wurden. Es war nur eine Consequenz der militärischen und proconsularischen Vollgewalt, daß er das Bestimmungsrecht über Krieg und Frieden besaß. Als sich dazu noch die praefectura morum mit allen Befugnissen der ehemaligen Censur gesellte und nach dem Tode des Lepidus (13) das oberste Pontificat, vereinigte er in seiner Person alle Gewalt, die von wesentlichem Einflusse auf den Staat sein konnte.

Daneben bestanden zwar die republikanischen Aemter alle fort, als staatsrechtliche Anerkennung der Theilung der Souverainetät zwischen Kaiser und Senat aber sie hatten gar keine Macht mehr und wurden nur gesucht, um sie bekleidet zu haben und mit den Insignien derselben prangen zu können. Daher riß auch schon jetzt die Sitte ein, die Consuln in einem und demselben Jahre zwei-, drei-, ja viermal wechseln zu lassen. Wie viele von den Beamten noch vom Volke in dessen rechtlich noch immer bestehenden Comitien gewählt wurden, läßt sich nicht mit vollständiger Sicherheit bestimmen; jedenfalls lag die eigentliche Ernennung in den Händen des Kaisers, der theilweise ein bindendes Vorschlagsrecht erhielt. Zum Behufe der Gesetzgebung umgab sich Augustus mit einem Staatsrathe, den er aus Senatoren und Magistraten zusammensetzte und dessen Beschlüsse gleiche Gültigkeit mit den Bestimmungen des Senates hatten. Der eigentliche Senat hatte wenig Einfluß mehr, wenn er auch noch immer als oberstes Regierungs-Collegium galt, Senats-Consulte erließ, Audienzen gab, seine eigene Gerichtsbarkeit hatte.

Aber neben dem Senat und den Comitien entstand ein dritter Factor, welcher thatsächlich bald mehr als die beiden anderen die höchste Macht im

Staate besitzen und darüber nach Gutdünken verfügen sollte, das Heer. Was Cäsar noch zu vermeiden vermocht hatte, das Prätorianerthum und den Soldaten-Despotismus, war schon unter Augustus kaum mehr möglich. Ein bevorzugtes Gardecorps tritt uns zuerst unter ihm entgegen, stehende Heere und Berufssoldaten werden zur Regel. Augustus gelang es freilich noch im Ganzen, die Garde nur zu seinem und Italiens Schutze zu erhalten, die Legionen wurden auf die Grenzgebiete zum Schirme des Reiches vertheilt und von den Sitzen der Civilisation fern gehalten. Wer konnte aber glauben, daß der Soldat, wenn er seine Macht kannte, sich stets nur zum Schutze des Reiches verwenden lassen, nie seine Waffen gegen dasselbe, gegen seine Bürger und gegen seinen Fürsten kehren werde? So wenig es möglich ist, Senatsregiment und absolute Monarchie zu vereinigen, eben so wenig konnte man die mit Hülfe des Militärs gegründete Herrschaft auf die Dauer vor der Beherrschung durch dasselbe bewahren.

Augustus' Verdienst ist es, Cäsar's Ideen für die Organisation des Weltreiches fruchtbringend gemacht zu haben. Was in der Hauptstadt für Besserung der sittlichen Verhältnisse mit gesetzlichen Mitteln so wie durch Handhabung einer ordentlichen Polizei geschehen, was Kunst und Wissenschaft, Gesundheit und Sicherheit fördern konnte, wurde von ihm unternommen. In Italien entstand Sicherheit der Person und des Eigenthums und damit Wiederaufblühen von Handel und Wandel. Mehr noch empfanden die Provinzen die Wohlthaten der neuen Ordnung; die schon von Cäsar eingeführten Verbesserungen und Erleichterungen wurden eine bleibende Thatsache. Recht und Gerichte traten für alle Klassen der Bevölkerung wieder ins Leben; die vorher ziemlich willkürlich vertheilten Lasten und Abgaben wurden jetzt nach gleichen Normen im ganzen Reiche geregelt; auf dem großartigen Werke der Katastrirung des Bodens baute sich der neue Reichscensus auf. Die Sorge des Regenten wachte über alle Unterthanen.

Was den äußeren Zustand des Reiches in der langen Regierungszeit des Augustus betrifft, so schloß dieser Kaiser zwar dreimal den Janustempel und scheint auch wirklich nicht die Absicht gehabt zu haben, neue Eroberungskriege zu führen. Je mehr es ihm aber auf der andern Seite um die Ruhe und die Sicherheit des Staates zu thun war, desto häufiger sah er sich zu Vertheidigungskriegen gegen die Barbaren genöthigt, welche theils im Innern des Reiches noch nicht vollständig besiegt waren, theils die Grenzen desselben unaufhörlich bedrohten. Der Krieg gegen die Germanen, der Roms Kräfte unter seiner Regierung besonders in Anspruch nahm, war ursprünglich durch den Einfall der Sigambrer und Usipeter veranlaßt, die im Jahre 16 über den Rhein gegangen waren und dem römischen Statthalter Lollius eine beträchtliche Schlappe beigebracht hatten. Freilich brachten die Feldzüge des Drusus (12–9) und mehr noch die des Domitius Ahenobarbus (6–2) und des Tiberius (2–6 n. Chr.), welche die

römischen Waffen siegreich bis an die Elbe trugen, auf den Gedanken, auch hier eine Provinz zu errichten, aber die **Niederlage des Varus** im **Teutoburger Walde** (9 nach Chr.) vereitelte diese Pläne gänzlich, und wenn Augustus nichts desto weniger durch Drusus' Sohn Germanicus den Krieg fortsetzen ließ, so geschah es mehr, nm die Scharte auszuwetzen, als um eine Eroberung zu machen, die der römischen Habsucht nicht der Mühe werth scheinen mußte. *)

Der geringe Zuwachs ves Reiches im Orient durch den Heimfall von Galatien und Judäa kostete keinen Schwertstreich; den anderen Königen jener Gegenden gegenüber begnügte sich Augustus mit dem Schutzrechte, das man ihm einräumte. Selbst das Partherreich war so schwach, daß es seine Thronstreitigkeiten zwischen Phraates und Tiridates von dem römischen Senate entscheiden ließ und die von Crassus erbeuteten Siegeszeichen ohne Widerstand zurückgab.

Für die bestehenden Provinzen sorgte Augustus auf's Nachdrücklichste; außer Africa und Sardinien war keine, die er nicht persönlich bereis'te; zahlreiche römische Colonieen sicherten nicht nur allenthalben die Herrschaft Roms, sondern verbreiteten auch römische Cultur unter den Provinzialen.

Von dem Weltmeer bis an den Euphrat, von der Donau und Nordsee bis zu den Wasserfällen des Nils waren alle Länder und Völker dem römischen Volke und seinem Kaiser unterthänig; wohl hat es größere Reiche gegeben und gibt es noch jetzt, aber eine schönere und reichere Herrschaft hat die Zeit nicht gesehen. **Ein** Gesetz, **ein** Recht, gleiche Grundsätze der Verwaltung herrschten von einem Ende zum andern, dasselbe Heerwesen, dieselbe Besteuerung, dieselben Verhältnisse von Stadt und Land waren in allen Theilen des Reiches, inmitten desselben aber lag die gebietende Hauptstadt, die Stadt ohne Gleichen. Zu Augustus' Zeiten barg Rom eine Bevölkerung von mehr als zwei Millionen Menschen, die Stadt strahlte von Gold und Marmor, sie leuchtete von Denkmalen menschlicher Kunst und Erfindungsgabe, wie sie die Welt zuvor nicht gekannt hatte und wie sie noch heute in ihrem Verfall als unerreichte Muster angestaunt werden. Alle Kraft und alle Fülle des weiten Gebiets sammelte sich hier, die unermeßlichen, mannichfaltigen Schätze des Weltalls strömten hier zusammen, und doch diente alles, was das Reich und die Stadt in sich hegte, zuletzt wieder nur dem Willen des **einen** Mannes, der, scheinbar ein Bürger unter Bürgern, vom palatinischen Hügel aus Rom und mit Rom fast die ganze damals bekannte Welt beherrschte.

---

*) Diese Kriege werden ausführlicher im zweiten Bande behandelt.

175. Tiberius.

(Nach F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk, bearbeitet von G. L. Kriegk, und Hermann Schiller, Geschichte des römischen Kaiserreichs unter Nero.)

In den ersten acht Jahren war Tiberius' Regierung in dem ihm durch Erbrecht ohne Widerspruch zugefallenen Reiche im Ganzen genommen milde und gerecht, weil die Furcht vor Germanicus ihn in gewissen Schranken hielt. Er mußte sich vor seinem Neffen besonders deßhalb fürchten, weil derselbe an der Spitze von acht Legionen stand, die ihm Augustus zur Bekriegung der Germanen anvertraut hatte, und die ihren tüchtigen Führer so sehr liebten, daß sie ihm bei der Nachricht von Augustus' Tode sogar die Herrschaft angeboten hatten. Germanicus hatte ihr Anerbieten zwar abgelehnt, Tiberius mußte sich aber um so mehr hüten, Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben, als Germanicus einen rühmlichen Krieg in Deutschland führte, und dadurch in der Achtung des Volkes und der Soldaten fortwährend stieg. Daher suchte Tiberius den Germanicus unter einem gewissen Vorwande von den Legionen in Deutschland zu entfernen. Erst im J. 17 n. Chr., als der dortige Krieg viel Geld und Menschen gekostet, aber außer der Ehre nicht den geringsten Vortheil gebracht hatte, glaubte Tiberius dies wagen zu dürfen. Er rief seinen Neffen nach Rom zurück, gewährte ihm einen glänzenden Triumph, und schickte ihn dann als Oberbefehlshaber nach dem Orient, wo er nach einem zweijährigen ruhmvollen Kriege mit den Grenzvölkern starb (an Gift?) 19 n. Chr.

Inzwischen bildete Tiberius die Verfassung des Reiches weiter aus. Er hielt, wie sein Vorgänger, die Volkssouverainetät der Form nach fest, aber er beschränkte die Wirksamkeit ihres Organs, der Volksversammlung, auf dasselbe Maß, welches der patricischen Curienversammlung in der Entwickelung des Freistaates zu Theil geworden war. In bestimmten Fällen wurden sie zusammen berufen, um Mittheilungen entgegen zu nehmen, welchen sie einfach ihre Zustimmung zu geben hatten. Das Wahlrecht wurde unter gewissen Beschränkungen dem Senate übertragen; der Volksversammlung blieb die Pflicht, die Präsentation von Kaiser und Senat durch Acclamation zu genehmigen. Die Gesetzgebung lebte zwar staatsrechtlich noch lange fort, kam aber nur in vereinzelten Fällen zur Anwendung durch die Concurrenz mit den kaiserlichen Edicten und Senatus-Consulten.

Durch eine musterhafte Finanzverwaltung und kluge auswärtige Politik erwarb sich Tiberius den Dank der Unterthanen; zahlreiche Inschriften bekunden uns seine Strenge in der Provinzialregierung, seine Wohlthätigkeit, seine Gerechtigkeit. Mit starker Hand stellte er vollends Ruhe und Sicherheit wieder her; Geschäfte aller Art blühten. Eben so kräftig und klug wie vergeblich rang er gegen die immer mächtiger hereinbrechende Sittenverderb-

niß. Und wenn sich der militärische Charakter der Herrschaft unter seiner Regierung durch Meutereien der in Rom vereinigten Garde und der Legionen, wie durch die Prätendentschaft seines Gardegenerals Sejanus kund gab, so zeigt dies nur die unvermeidlichen Nachtheile der Militärmonarchie.

Im J. 26 n. Chr. brachte Sejanus den Kaiser dazu, daß derselbe sich aus Rom entfernte und ihm auf diese Weise ganz freien Spielraum ließ. Nach anderen Nachrichten soll freilich Tiberius die Stadt aus freien Stücken verlassen haben, weil er seine niedrigen Lüste vor den Augen der Menge verbergen wollte; er begab sich nach der Insel Capri, die ihm durch ihren milden Winter und kühlen Sommer einen heitern Genuß darbot, und ihn durch die Unzugänglichkeit ihrer Küsten gegen jede Nachstellung zu sichern schien. Sejanus brachte es zuletzt dahin, daß er selbst der Kaiser, Tiberius aber nur der Beherrscher der Insel Capri zu sein schien. Schon fühlte jener sich so mächtig, daß er daran dachte, sich selbst zum Kaiser aufzuwerfen; schon fand man in den Tempeln, auf den öffentlichen Plätzen und in vielen Privathäusern seine Bildsäule neben denen der regierenden Familie aufgestellt, als Tiberius sich plötzlich von ihm wandte. Der Kaiser ward durch Sejanus' Bitte, eine kaiserliche Prinzessin heirathen zu dürfen, auf die eigentlichen Absichten desselben aufmerksam gemacht, oder die Wittwe seines Bruders Drusus warnte ihn durch ein Billet, welches sie ihm zustellen zu lassen wußte. Genug, Tiberius beschloß plötzlich, seinen bisherigen Vertrauten und allmächtigen Minister zu verderben. Bei der Ausführung dieses Beschlusses bot er seine ganze Verstellungskunst auf. Sein Schreiben an den Senat war so abgefaßt, daß zuerst eine fremde Sache, dann ein geringer Tadel gegen Sejanus und erst ganz am Ende der Befehl zu seiner Verhaftung ausgesprochen war. Seine Hinrichtung war zwar im Briefe des Kaisers aus Furcht vor einer Empörung der Garden nicht erwähnt worden, allein die Senatoren, welche Tiberius' Willen sehr wohl verstanden, ließen dessen ungeachtet Sejanus sogleich umbringen (31 n. Chr.).

Seit Sejanus Sturze beherrschten Mißtrauen und tiefe Verachtung der Menschen die Seele des Kaisers, und seine Regierung ward immer mehr bloß auf Furcht und Schrecken gegründet. Als er endlich im 78. Lebensjahre erkrankte und den Tod herannahen sah, suchte er seinen Zustand sorgfältig zu verbergen. Er stellte sich gesund und kräftig, hielt Jagden und reis'te in Campanien und am Gestade des Meeres umher, wie wenn er nach Rom zurückkehren wollte. Auf dieser Reise erkrankte er eines Tages ernstlich, und fiel in eine so tiefe Ohnmacht, daß man sie für Todesschlummer hielt. Die ganze Umgebung des Tiberius huldigte hierauf sogleich dem jugendlichen Gajus Cäsar Caligula, einem Sohne des Germanicus, welcher der unzertrennliche Begleiter seines Großoheims gewesen und von ihm durch Adoption zu seinem Nachfolger erklärt worden war. Kaum hatte der Hof den Caligula als Kaiser begrüßt, als plötzlich die Nachricht kam, Tiberius lebe noch. Diese

Nachricht verbreitete allgemeine Bestürzung. Caligula war verloren, wenn man nicht einen raschen Entschluß faßte; der Gardehauptmann Macro ließ den alten Mann schnell durch aufgelegte Polster ersticken.

---

176. Caligula.

(Nach H. Lehmann, Claudius und Nero und ihre Zeit, mit Zusätzen nach Eduard v. Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung.)

Volk und Heer, Hauptstadt und Provinzen blickten mit unverkennbarer Zuneigung auf den Sohn des geliebten Germanicus und Enkel des gefeierten Drusus, und Alle jauchzten dem jugendlichen Kaiser entgegen, der bereits einem Prätorianergeneral den Thron verdankte.

Rom hatte in Wahrheit während der ersten Monate Caligula's gerechten Grund zur Freude: er machte einen verfehlten Versuch, die Comitien wieder an der Souverainetät Theil nehmen zu lassen; seine Regierungsweise war so liberal, daß kaum eine Reaction ausbleiben konnte. Wiederholte Schilderhebungen der aristokratischen Opposition verbitterten ihn gegen den gesetzmäßigen Theilhaber der Regierung, den Senat. Auf der stolzen Höhe seiner Macht Alles zu seinen Füßen erblickend, erfaßte ihn der Schwindel, dem seine Jugend und seine Schwächen in gleichem Maße nicht zu widerstehen vermochten. Tiberius' reicher Schatz (148 Millionen Thaler) war in 9 Monaten verschwendet. Fortan traf Anklage, Verbannung und Tod einen Jeden, dessen Reichthum die Mühe der Verfolgung zu lohnen versprach, während der Kaiser die Menge durch Circusspiele und Schaustellungen von unerhörter Ausdehnung und Pracht ergötzte. Er mordete Senatoren und Ritter schaarenweise unter den elendesten Vorwänden, tastete das Vermögen der Privaten in frechster Weise an, raubte die Schätze Galliens fast offen: — mochte die Menge auch schweigend, selbst billigend zusehen, jeder Besitzende fürchtete für Leben und Gut. Zwar das im Jahre 39 wieder eingeführte Majestätsgesetz gebot Schweigen, aber mit Verachtung sahen alle Besserdenkenden auf den Fürsten, der durch öffentliches Auftreten im Circus und vertrauten Umgang mit Schauspielern und Wagenlenkern die Majestät des Thrones erniedrigte.

Trotz aller Verstimmung der Reichen und Vornehmen hätte dennoch Caligula's Herrschaft andauern können, wenn er nicht zuletzt den hauptstädtischen Pöbel und das Heer mit Unwillen über sein Treiben erfüllte. In neuer Geldnoth belegte der Fürst den Verkauf der Eßwaaren, die Processe, alle Gewerbe, ja, selbst den kümmerlichen Gewinn der Lastträger mit hohen Abgaben, und ließ, wie es scheint, zugleich den Gehalt der Münzen verschlechtern. Da rottete sich die Masse im Circus zusammen und gab

durch lautes Geschrei ihre Entrüstung zu erkennen; und wenn auch ein tobender Volkshaufe leicht durch Strenge zu zügeln oder durch neue Gnadenbezeugungen des Kaisers zu gewinnen war, so zeigte dieser Vorgang doch unverkennbar, daß die blinde Ergebenheit der Plebs urbana gegen ihren Herrn und Patron ein Ende erreicht hatte.

Weit bedenklicher war die Entfremdung der Soldaten. Durch reiche Geldgeschenke hatte Caligula sich bei seiner Thronbesteigung ihrer Treue versichert, und in den nächsten Jahren durch pomphafte Schaustellungen auf der von ihm über das Meer erbauten Brücke zwischen Bajä und Puteoli, wie am Strande des Oceans (wo er die Soldaten auf einmal die Waffen niederlegen und Muscheln sammeln hieß) und durch neue Spenden ihre Begeisterung für den Kriegsherrn neu zu beleben gesucht. Allein, selbst unter den Prätorianern, der getreuen Kaisergarde, rief Caligula endlich durch die ausgesucht kränkende Behandlung, welche er gegen angesehene Officiere dieser Truppe an den Tag legte, vielfache Verstimmung hervor. Eine Verschwörung, in welche angesehene Senatoren, die einflußreichsten Freigelassenen des Kaisers und hohe Officiere der Garde verwickelt waren, kam bei der Feier der Palatinischen Spiele zur Ausführung. Dieses Fest, von Livia zur Erinnerung an den Begründer der Monarchie gestiftet, wurde in einem Theater, das man zu dem Ende vor dem kaiserlichen Palaste aufschlug, 8 Tage gefeiert. Als Caligula gegen 2 Uhr Nachmittags das Theater verließ, um zu frühstücken, folgten ihm die Verschworenen in den Palast, trennten ihn von seinem Gefolge und drängten sich um ihn, zwei Gardeobersten stießen ihn nieder, nach ihm seine Gemahlin, des Kindes Hirnschale an der Wand zerschmetternd.

Was nach dem Falle des Fürsten geschehen solle, war den Verschworenen eben so wenig wie einst Cäsar's Mördern klar. Sie eilten in den Palast des Germanicus, theils um ihre eigene Person in Sicherheit zu bringen, theils um weitere Verabredungen zu treffen. Schon war Claudius' Name wiederholt von den Kriegern genannt, als einer von ihnen denselben auf dem Balcon eines abgelegenen Zimmers hinter einem Vorhange gewahrte. Mit Caligula zusammen hatte sich Claudius (Germanicus Bruder) aus dem Theater in den Palast begeben. Der Soldat zog ihn hervor und stellte ihn, während er ängstlich um sein Leben flehte, den Kameraden als neuen Kriegsherrn vor, dessen Name Germanicus auch der ihre sei. Lauter Beifall erfolgte, jubelnd hoben die Krieger den neuen Imperator in die Höhe, setzten ihn in eine Sänfte und trugen dieselbe auf den Schultern in die Caserne. Das Volk, welches die Straßen und Plätze in dichten Schaaren füllte, meinte Anfangs, Claudius sei der Wuth der Soldaten anheimgefallen und werde von ihnen zum Tode geführt, allein bald von der wahren Lage der Dinge unterrichtet, begrüßte es ihn mit lautem Jubel als Imperator. So folgte dem Neffen der Onkel, dem hirnverrückten Scheusale der gutmüthige Schwach-

kopf, wiewohl ein Enkel des Triumvirn M. Antonius, ein Großneffe des Augustus, ein Sohn des Drusus, ein Bruder des Germanicus!

177. Claudius.

(Nach Fr. Christoph Schlosser, universal-historische Uebersicht der Geschichte der alten Welt, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Claudius, der schon das 50. Jahr erreicht hatte, versprach nicht bloß den Garden, sondern dem ganzen Heere ein bedeutendes Geldgeschenk, wenn sie ihn auf den Thron bringen und darauf erhalten wollten. Das Beispiel war einmal gegeben und kein Kaiser bestieg seit Claudius den Thron, der nicht die öffentliche Schatzkammer durch eine höchst schädliche Verschwendung an die Soldaten erschöpfte. Da auch das Volk, an Spiele und Austheilungen gewöhnt und, noch von alter Ehrfurcht gegen Augustus und dessen Haus erfüllt, einen Monarchen verlangte, so mußte der Senat den Plan, die Republik herzustellen, aufgeben und den Kaiser, den die Soldaten ausgerufen hatten, anerkennen. Claudius nahm sich ganz des Augustus Politik zu seinem Vorbilde. Die Theilung der Gewalt zwischen Kaiser und Senat blieb in rechtlicher Anerkennung und Geltung; die Competenz des Senates wurde noch erhöht, der Einfluß auf das Collegium aber gewahrt, noch einmal lebte die Volksgesetzgebung auf. Wie Augustus erneuerte er das Patriciat, stets, wie jener, bedacht, durch gesetzliche Normen die kaiserliche Macht zu erweitern. An Sorge für Sittenpolizei und für gemeinnützige Unternehmungen (wie die Ablassung des Fuciner Sees), Theilnahme für Recht und Gericht hat ihn wohl kein Kaiser übertroffen. Die auswärtige Politik war kräftig und klug, die von ihm geführten Kriege zweckmäßig und nothwendig. Mauretanien, ein Vasallenstaat, ward in eine römische Provinz verwandelt, die Unterwerfung des durch innere Zwistigkeiten und Thronstreitigkeiten zerrütteten Britannien wieder aufgenommen. In Folge der Aufforderung eines vornehmen vertriebenen Briten (Vercius) besetzte A. Plautius, in dessen Heere sich auch Vespasian befand, die Gegend um die Themsemündung, Claudius selbst gewann einen Sieg, kehrte aber nach einem Aufenthalte von nur 16 Tagen nach Rom zurück und Plautius ward der erste Statthalter der jungen Provinz (Essex und Ostangeln), zu deren Behauptung Veteranencolonieen angelegt wurden. Sowohl der Kaiser selbst als der Thronerbe erhielten den Namen „Britannicus".

Während sich Claudius auf kurze Zeit aus der Hauptstadt entfernt hatte, feierte seine Gemahlin Messalina in Rom selbst ihre Vermählung mit einem jungen und reichen Spanier, Gaius Silius, von angesehener Familie, der damals designirter Consul war. Claudius würde von der Pracht, den

feierlichen Mahlzeiten und Festen nicht das Geringste erfahren haben, wenn nicht seine Freigelassenen Callistus, Narcissus und Pallas die Gelegenheit hätten benutzen wollen, um der sie bedrohenden Messalina entledigt zu werden. Durch künstlich erregten und vermehrten Schrecken erpreßte man von Claudius den Befehl zur Hinrichtung seiner Gemahlin und ihres Buhlen und ließ ihn vollziehen. Agrippina, die Tochter von Claudius' Bruder Germanicus, Caligula's Schwester, reich an Vorzügen des Körpers und des Geistes, drängte sich nun ihrem alternden Oheim auf; sie hatte aus ihrer Ehe mit Domitius Ahenobarbus einen Sohn; ihr unersättlicher Ehrgeiz strebte dahin, diesen Sohn (L. Domitius), den nachherigen Nero, an der Stelle des noch sehr jungen Britannicus zum Thronfolger zu machen, und Claudius' 13jährige Tochter Octavia mit ihm (dem 15jährigen) zu vermählen. Sie erreichte mit Hülfe des Freigelassenen Pallas ohne Mühe ihren Zweck. Seit der Vermählung der Octavia mit Nero (53) wuchs Agrippina's Stolz, ihr Sohn behandelte den Britannicus verächtlich, die Erziehung des Letztern ward vernachlässigt, während L. Annäus Seneca, der berühmteste Philosoph seiner Zeit, die Erziehung des jungen Domitius übernahm, und die Masse sich schon an den Gedanken gewöhnte, in dem trefflich erzogenen Sohne Agrippina's, dem Enkel des Germanicus, den künftigen Kaiser zu sehen. Die höheren Officiere der Garde, die theilweise noch durch Messalina's Gunst in ihre Stellen gekommen waren, oder bei denen man irgend eine Sympathie für die leiblichen Kinder des Claudius voraussetzen konnte, wurden unter irgend schicklichen Vorwänden entfernt und durch Agrippina's Creaturen ersetzt. Alles weibliche Gefühl hatte Messalina, alles menschliche Agrippina mit Füßen getreten. Des Reiches Entehrung durch ein lüsternes Weib folgte dessen Knechtung durch ein herrschsüchtiges. Der blödsinnige Regent konnte indessen heute oder morgen eben so gut zu Agrippina's Hinrichtung Befehl geben, als er ihn zur Hinrichtung der Messalina gegeben hatte; daher beschloß sie ihm auch darin zuvorzukommen, weil sie unter dem Namen ihres Sohnes freier und unumschränkter zu herrschen hoffte. Ein weibliches Ungeheuer, Locusta, war wegen Giftmischerei zum Tode verurtheilt worden; aber als ein nützliches Werkzeug der Regierung hatte man sie verschont und für Fälle aufgehoben, wo offenbare Gewalt zu brauchen nicht passend schien. Dieser Giftmischerin bediente sich jetzt Agrippina, um Claudius (durch Pilze) aus dem Wege zu räumen, und es ist nicht ganz ohne Grund, wenn einige Schriftsteller berichten, daß Nero um diese Schandthat gewußt habe.

178. Nero.

(Nach Hermann Schiller, Geschichte des römischen Kaiserreichs unter der Regierung des Nero, und H. Ruckgaber, Universalgeschichte, bearbeitet vom Herausgeber.)

Da nach der Erklärung der Astrologen nur die Mittagsstunde dem neuen Kaiser zum Regierungsantritte günstig war, so unterdrückte Agrippina jede Bekanntmachung des Todes des Claudius, bis alle Veranstaltungen zur Erhebung ihres Sohnes getroffen waren. Dann eilte er mit dem Gardebefehlshaber Burrus, der seine Stellung der Agrippina verdankte, und mit den höchsten Hofbeamten in die Caserne der Garde. Das Versprechen eines ähnlichen Geldgeschenkes, wie bei Claudius' Thronbesteigung, beschwichtigte alle Bedenken, falls überhaupt solche vorhanden waren. Als Imperator begrüßt, begab sich Nero ohne Aufenthalt in den Senat, welcher ihm alle Titel und Gewalten decretirte, die zur Sanctionirung der Thronbesteigung erforderlich schienen. Agrippina hatte ihr Ziel erreicht; aber bald mußte sie die bittere Erfahrung machen, daß es mindestens eben so schwer sei, die Herrschaft zu behaupten, als sie zu erringen; denn Seneca und Burrus verbanden sich, um die Zügel ihren Händen zu entreißen und selbst die Leitung der Regierung zu übernehmen. Sie verschmähten kein Mittel, den Sohn gegen die Mutter aufzureizen, und brachten ihm den Verdacht bei, seine Mutter bezwecke die Erhebung des Britannicus mit Hülfe der Soldaten. Da starb dieser gefürchtete Nebenbuhler, wie die Schriftsteller des Alterthums übereinstimmend berichten, auf Nero's Befehl vergiftet (55). Dieser stürzte sich im Umgange mit leichtfertigen Genossen immer mehr in den Taumel sinnlicher Genüsse, und eine zügellose Lust an Schauspielen aller Art und an den leidenschaftlichen Parteiungen im Theater überwog bald das Interesse für die Regierungsgeschäfte bei ihm.

Mit dem J. 58 änderte sich der bisher friedliche Charakter der Neronischen Regierung; die Conflicte nach Außen (namentlich mit Parthien wegen der Besetzung des Thrones von Armenien) und im Innern begleiten von nun an den Kaiser bis zu seinem Tode. Der größte Unstern für den Staat war Poppäa Sabina, die Gemahlin des römischen Ritters Rufus Crispinus. Dieses in allen Buhlkünsten bewanderte Weib verlockte den Lustgenossen Nero's, den nachmaligen Kaiser Otho, daß er sie nach erfolgter Scheidung von ihrem Manne heirathete, um durch ihn Einfluß auf den Kaiser und diesen selbst am Ende zum Gemahl zu gewinnen. Da sie aber diesen Zweck nicht zu erreichen hoffte, so lange Agrippina lebte, so setzte sie alle Mittel in Bewegung, bis sie Nero zu dem gräßlichen Verbrechen des Muttermordes brachte. Am Feste der Quinquatrien, welches Nero in Bajä feierte, führte er seine Mutter anscheinend voll kindlicher Ergebenheit auf

ein für sie geschmücktes Fahrzeug, welches so gebaut war, daß es mit einem Druck aus einander ging. Der Anschlag aber mißlang, Agrippina wurde gerettet und auf eine ihrer Villen am Lucrinersee gebracht. Dort ward sie von einigen rohen Seesoldaten niedergehauen. Von Gewissensbissen gefoltert, verließ Nero den Ort der gräßlichen That und sandte an den Senat ein Schreiben aus Seneca's Feder, worin er erzählte, daß seine Mutter gegen ihn einen Meuchelmord versucht, und weil dieser mißlungen, sich selbst getödtet habe. Der Senat beschloß, der officiellen Darstellung entsprechend, Dankfeste in allen Tempeln, und der gerettete Kaiser zog, von ganz Rom jubelnd begrüßt, wie im Triumph in die Stadt ein, und gab dort großartige Festspiele. Der Tod seiner Mutter befreite ihn von aller lästigen Aufsicht, so daß er von jetzt an sich der rücksichtslosesten Befriedigung seiner Liebhabereien hingab. Zu diesen gehörten das Wagenlenken und das Citherspiel mit Gesang. Man richtete den sogen. Circus des Gaius (Caligula) im Vaticanischen Thale her, und nur die Hofleute hatten vorläufig das Glück, die Leistungen ihres Herrn in der edlen Wagenkunst zu bewundern. Auch stiftete dieser das scenische Spiel der Juvenalia, wo er in eigenem Theater vor gewählten Zuhörern als Kitharöde auftrat und die angesehensten Männer und Frauen zwang, zu singen und zu tanzen. Als Dichter trug Nero ohne Kampf über alle Sänger den Sieg davon, weil keiner für würdig erfunden wurde, sich mit des Kaisers Virtuosität zu messen. Eben so wurde er bei den von ihm gestifteten Neronien, einem fünfjährigen Festspiel, welches musische, gymnastische und equestrische Spiele umfaßte, von einem ebenfalls auserwählten Publicum als Sieger in der Beredsamkeit ausgerufen, ohne daß er um den Preis gekämpft hatte; seine wiederholten Reden im Senate und wohl auch bei anderen Gelegenheiten schienen diesen Act höfischer Schmeichelei zu rechtfertigen. Burrus und Seneca boten zwar Alles auf, um den Fürsten vor Selbstentwürdigung zu bewahren, konnten es aber nur so weit bringen, daß er nicht in den öffentlichen Theatern auftrat. Als aber Burrus im Anfange des J. 62 an einer Halskrankheit starb und mit dem Tode desselben auch der Einfluß des alten Seneca durch die Intriguen der nach Alleinherrschaft strebenden Poppäa Sabina aufhörte, sanken alle Schranken für Nero, der nun zum vollendeten Wütherich heranreifte. Seiner edlen Gemahlin Octavia schickte er den Scheidebrief (wegen angeblicher Unfruchtbarkeit), um die Buhlerin Poppäa zu heirathen, welche nun durch die gemeinsten Verläumdungen den Sturz der geschiedenen Kaiserin herbeizuführen suchte. Wirklich brachte sie es dahin, daß Nero seine erste Gemahlin, die er nie geliebt hatte, nach Campanien verbannte und nach kurzer Zeit umbringen ließ. Während ganz Rom über den Tod der edlen, erst zwanzigjährigen Frau jammerte, beschloß der Senat für diesen Mord Dankgebete den Göttern. Bald trat Nero mit Männern und Frauen aus den vornehmsten Ständen öffentlich auf der Bühne (zuerst in Neapel) und als Wettrenner im Circus

Maximus auf, und gab, um das Volk an sich zu fesseln, demselben Schmausereien mit den schändlichsten Orgien und beispielloser Verschwendung.

Eine zweimalige, im Ganzen neuntägige Feuersbrunst, die in der Nacht vom 18. auf den 19. Juli des Jahres 64 in der Nähe des Circus ausgebrochen war, hatte von den vierzehn Quartieren Roms drei völlig in Asche gelegt, sieben größten Theils zerstört; nur das Capitol mit seinen Gebäudemassen ragte ganz unversehrt aus der Brandstätte hervor. Nero war bei Ausbruch des Brandes in Antium, betheiligte sich aber, sobald er nach Rom zurückgekommen, an den Löschversuchen und bot namentlich Alles auf, um seinen Palast (die domus transitoria zwischen Palatin und Esquilin) zu retten. Die Mitglieder der Pisonischen Verschwörung (s. S. 648) benutzten das Unglück für ihre Zwecke, indem sie den Kaiser bei dem niedern Theile der Bevölkerung, welcher ihm bis dahin völlig ergeben war, als Brandstifter verhaßt zu machen suchten. Der Brand gewinnt noch durch den Umstand ein besonderes Interesse, daß die Christen in die Beschuldigung der Brandstiftung verwickelt wurden. Die Masse suchte, wie immer bei großen Unglücksfällen, nach Urhebern, hier nach Brandstiftern. Da nun der Brand am Circus Maximus bei den theilweise von orientalischen Händlern (Juden und Christen) besetzten Buden ausgebrochen war, so mögen zuerst, auf allgemeinen Verdacht hin, einzelne Orientalen verhaftet und vielleicht durch die Folter zum Geständniß ihrer Schuld gezwungen worden sein. Die angewandten Strafen (Eingraben und Anzünden der Verbrecher) waren bei der durch die erfinderischen Todesarten des Amphitheaters abgestumpften Stadtbevölkerung weder neu noch ungewöhnlich. Eine allgemeine Verfolgung der Christen (auch außerhalb Rom) wird nur von späten Schriftstellern gemeldet, denen die Regierungen des Nero, Domitian und späterer Kaiser völlig in einander fließen. Auch die Nachricht des Eusebius von dem Tode der Apostel Petrus und Paulus bei dieser Verfolgung (29. Juni 67) entbehrt der weiteren historischen Beglaubigung.

Die Anordnungen des Kaisers zum Wiederaufbau der Stadt waren eben so zweckmäßig als großartig. Er ließ vor Allem einen festen Plan entwerfen mit breiteren Straßen, Beschränkung der Bauten auf eine gewisse Höhe, Anlage von Arkaden vor den Häusern zum Schutze gegen Regen und Sonnenhitze, Ausstattung der Häuser mit Wasserreservoirs aus den öffentlichen Leitungen (zum Schutze gegen Feuersgefahr), Anlage von Höfen im Innern der Häuser, um Luft und Licht den Zutritt zu gestatten. Dabei vergaß der Kaiser auch sich selbst nicht. Mit ganz besonderer Pracht stellte er seinen theilweise zerstörten Palast wieder her und schuf das sogenannte „goldene Haus", welches für jene Zeit als ein Wunder der Verschwendung erschien, während es den nächsten Zeitgenossen (Otho, Vitellius) schon nicht mehr genügte. Zu solchem Aufwande, insbesondere zur Ausschmückung der Hauptstadt durch Kunstschätze, mußten, nach alter Sitte, sowohl Italien als die Provinzen beitragen und selbst die Göttertempel wurden nicht geschont.

Das Hauptereigniß des nächsten Jahres (65) ist die Pisonische Verschwörung, deren Theilnehmer hauptsächlich Officiere der Garde waren, meist solche, die sich zurückgesetzt, gekränkt oder für vermeintliche Dienste (wie beim Morde der Agrippina) nicht hinlänglich belohnt glaubten und bei einem politischen Umschwung jedenfalls zu gewinnen hofften. Man beabsichtigte, den Kaiser bei den Circusspielen am Ceresfeste zu ermorden; aber der Plan wurde verrathen, Piso, das Haupt der Verschwörung, ließ sich in seiner Rathlosigkeit von den abgesandten Truppen ohne Widerstand tödten, es erfolgten nach summarischem Processe zahlreiche Hinrichtungen, auch Seneca erhielt den Befehl, zu sterben, und da Gift keine schnelle Wirkung that, ließ er sich die Adern öffnen, so daß er eines langsamen, qualvollen Todes starb. So maßlos die Strafen, so übertrieben waren die Belohnungen (der Garde) und die Beschlüsse von Dankbezeugungen gegen die Götter, welche bei dieser Gelegenheit von Kaiser und Senat ausgingen. In diesem Jahre starb auch Poppäa; das Gerücht wollte wissen, Nero habe sie im Jähzorne mit einem Fußtritte getroffen und eine zu frühe Niederkunft ihren Tod herbeigeführt (?).

Im J. 66 konnte Nero's auswärtige Politik sich des bedeutenden Erfolges rühmen, welchen die armenischen Kriege herbeigeführt hatten, den parthischen Prinzen Tiridates (Bruder des Partherkönigs Vologäses) in Rom mit dem Königreiche Armenien zu belehnen, der dafür seine neuerbaute armenische Hauptstadt „Neronia" benannte. Während so durch die Errichtung eines neuen Vasallenverhältnisses in Armenien ein gefährlicher Krieg beigelegt wurde, brach in den letzten Monaten dieses Jahres ein neuer Kampf in Syrien aus, dessen Beendigung weder Nero noch seine nächsten Nachfolger erleben sollten und der erst von den Flaviern bewältigt werden konnte, der Krieg gegen die Juden. Die Abneigung der Juden gegen die Fremdherrschaft, die religiöse Empfindlichkeit gegen das Heidenthum der Beherrscher, der schwere Steuerdruck und in Folge dessen die Entwerthung des Eigenthums, verbunden mit der Unsicherheit des Verkehrs durch das schon seit den Maccabäern in den Gebirgsgegenden einheimische Banditenthum — das Alles hatte in Palästina unerträgliche Zustände geschaffen. Der jüdischen Revolutionspartei gelang es, namentlich durch treulosen Bruch einer Capitulation der römischen Besatzung, die Römer aus Jerusalem und Judäa zu vertreiben, während gleichzeitig in den syrischen Städten eine gräuelvolle Judenverfolgung ausgebrochen war, die sich bis nach Alexandria ausdehnte, wo mehr als 60,000 Juden dem Fanatismus der Aegyptier und dem Schwerte der Legionen erlagen. Ein Versuch des römischen Statthalters in Syrien (Cestius Gallus), Jerusalem wieder zu erobern, mißlang, daher rief Nero denselben zurück und sandte einen der erprobtesten und tüchtigsten Officiere, den nachmaligen Kaiser Vespasian, welcher in Britannien seine Schule gemacht hatte, zur Führung des Krieges.

Um diese Zeit führte Nero einen schon früher gefaßten Entschluß aus,

indem er mit einer Schaar abgerichteter Claqueurs, den 5000 aus Rittern und Plebejern bestehenden „Augustani", nach Griechenland reis'te, um in jenem Lande der Kunst seine Kunst zu zeigen. In allen griechischen Städten, welche Kampfspiele hatten, rang er als Wettfahrer, Cither- und Schauspieler um Kränze, und trug natürlich immer den Sieg davon; er wurde unter dem stürmischen Applaus der „Augustaner" von den Griechen mit dem jubelnden Rufe begrüßt: „Nero, pythischer, olympischer All-Sieger!" Selbst das Unglaubliche wurde von ihm erreicht, innerhalb eines Jahres in den vier großen Nationalspielen (deren Zeit er abänderte) den Siegespreis zu erringen. Auch suchte er durch großartige Bauten seinen Namen in Hellas zu verewigen; die von ihm begonnene Durchstechung des Isthmus von Korinth ward jedoch nicht vollendet.

Im nächsten Jahre (67) warf die energische Kriegführung des Vespasian den Aufstand der Juden überall nieder, da ihr schlimmster Feind, die Uneinigkeit, den Römern ihre Aufgabe erleichterte; denn in Jerusalem wütheten die Parteikämpfe der Pharisäer und Sadducäer vernichtender als je vorher. Der Feldzug dieses Jahres schloß mit der Eroberung Galiläa's, und Vespasian benutzte die Waffenruhe während der Wintermonate, um die neue Organisation der wieder gewonnenen Gebiete durchzuführen und erst dann die Belagerung der Hauptstadt zu unternehmen, wenn es ihm gelungen wäre, den Aufstand im Lande überall niederzuwerfen und jene vollständig zu isoliren. Dieses Ziel erreichte er, unterstützt durch den Bürgerkrieg der Parteien, im nächsten Mai, denn mit der Eroberung Jericho's besaß er alles jüdische Land bis auf Jerusalem.

Während auf diese Weise der gefährliche Aufstand im Osten seinem Ende entgegenging, bereitete sich im Westen die Entscheidung vor, welche der Herrschaft der Julischen Familie ein Ende machte, der Aufstand des Vindex. Dieser romanisirte Provinziale pflanzte nicht etwa (wie man bisher geglaubt) aus sittlicher Entrüstung die Fahne der Empörung für Galba's Erhebung auf, sondern sein angeblich uneigennütziges Verfahren war (wie Sievers zeigt) nichts anderes, als ein thörichter Versuch, ein nationales Reich in Gallien zu begründen, wie nur zwei Jahre später Civilis dem Cerialis Unterstützung anbietet zur Begründung eines unabhängigen Reiches in Gallien. Als Vindex, Proprätor wahrscheinlich in Gallia Lugdunensis, erkannte, daß sein Unternehmen ohne Aussicht des Gelingens sei, wenn er nicht einen angesehenen römischen Namen finde, unter dessen Schutze er seine eigenen Pläne fördern könnte, trug er dem P. Sulpicius Galba, Statthalter von Hispania Tarraconensis, an, ihn als Candidaten für den Kaiserthron aufzustellen. Galba, der schon längere Zeit ein zweideutiges Spiel Nero gegenüber getrieben hatte, ging nach einigem Schwanken auf den Plan ein und erließ Aufforderungen an die übrigen Provinzen, sich seinem Unternehmen, das er als Nothwehr gegen Nero's Mordpläne darstellte, anzu-

schließen. Zwar erklärte sich Otho, der Statthalter Lusitaniens, für ihn, aber außerhalb Spaniens fand sein Beispiel keine Nachahmung. Inzwischen hatte auch der Aufstand des Vindex durch die germanischen Legionen am Rhein (unter Virginus Rufus) ein Ende gefunden.

Nero aber fand nicht sowohl durch fremde Thätigkeit und ein höheres Ansehen des Galba, als in Folge seiner eigenen Unschlüssigkeit und des Verraths seiner Umgebung seinen Untergang. Nach Suetonius und Dio Cassius schwankte er zwischen allen möglichen Entschlüssen: bald will er das Commando der Truppen gegen Galba selbst übernehmen, ernennt aber zwei Feldherren dafür, bald will er den Senat ermorden lassen (?), bald die Statthalter in den Provinzen; dann beabsichtigt er Rom zu verbrennen (?), nach Alexandria zu gehen und sich dort ein Reich zu gründen oder von seiner Kunst zu leben (?). Offenbar sind die meisten dieser Angaben nichts als Gerüchte, die in der Stadt circulirten, vielleicht von den Feinden Nero's und den Anhängern Galba's verbreitet, und die, wie es in solchen Zeiten zu geschehen pflegt, um so leichter geglaubt wurden, je unwahrscheinlicher sie waren. Nero, obgleich er von den Intriguen des Senates und des zweiten Gardepräfecten (Sabinus) gegen ihn nichts ahnete, hielt sich in Rom nicht mehr für sicher und nahm das Anerbieten eines der wenigen treuen Freigelassenen, des Phaon, an, sich auf dessen Villa zu begeben. Der nächtliche Ritt des Kaisers nach derselben ist von den Schriftstellern mit möglichster dramatischer Lebendigkeit ausgeschmückt worden, da fehlt weder Blitz noch Erdbeben u. s. w. Während der Senat auf die Nachricht von Nero's Flucht den nicht mehr furchtbaren Kaiser als Feind des Vaterlandes zum Tode verurtheilte „nach der Sitte der Vorfahren", und während Galba von der Bevölkerung ohne Widerspruch zum Kaiser ausgerufen wurde, bereitete sich Nero zum Tode. Er hatte eben von dem Beschlusse des Senates Kenntniß erhalten, und schon hörte man die Reiter, die ausgesandt waren, um auf den Geächteten zu fahnden, da entschloß er sich, seinen Feinden nicht den Triumph der Hinrichtung zu gönnen, und stieß sich, von einem Freigelassenen unterstützt, den Dolch in die Kehle (9. Juni 68). So starb, 30½ J. alt, der letzte männliche Nachkomme des Julischen Hauses.

---

179. Galba. Otho. Vitellius.

(Nach A. Imhof, T. Flavius Domitianus, bearbeitet vom Herausgeber.)

Nach dem Sturze des letzten Juliers sah das Reich in anderthalb Jahren vier Kaiser auf gewaltsamem Wege gestürzt oder erhoben. Der altersschwache Galba beging den Fehler, in dem Augenblicke mit einer

zwar mißbräuchlichen, aber bereits nothwendig gewordenen Geldspende zu kargen, wo durch den Aufruhr der germanischen Legionen die Grundpfeiler seines Thrones wankten, und wo es aller Schmiegsamkeit und Energie zugleich bedurft hätte, um dem vom Norden drohenden Uebel mit Erfolg begegnen zu können. Er fiel, während schon von verschiedener Seite zwei gleich ruchlose Hände nach dem ihm entsinkenden Diademe ausgestreckt waren.

Die nähere des Otho, des früheren Gemahls der Poppäa Sabina und des Genossen von Nero's Belustigungen, den Ehrgeiz und verzweifelte Verhältnisse zugleich anstachelten, erfaßte und behauptete es drei Monate lang, vom 15. Januar bis zum 16. April 69. Seine übergroße Nachsicht gegen die Zuchtlosigkeit der Truppen, denen er Thron und Reich verdankte, sollte ihm wenig helfen. Der von den Legionen am Rhein gewählte Imperator Vitellius sandte, während er selbst langsam nachrückte, zwei tüchtige Feldherren nach Italien vorauf, dem eifrig rüstenden Otho entgegen, der mit plötzlicher Energie sein bisheriges üppiges Leben aufgegeben hatte. Otho opferte, obschon Anfangs in mehreren Treffen glücklich, nach der durch die Schuld unerfahrener Feldherren verlorenen Schlacht bei Bedriacum (unweit Cremona), ohne Noth Herrschaft und Leben, denn noch war der Muth der Seinigen ungebrochen und die ihm treu ergebene Donau-Armee eilte bereits über Aquileja zu seiner Unterstützung herbei.

Träge zog unterdeß Vitellius, von unendlichem Troß gefolgt und alle Stationen seines Marsches durch Acte der Völlerei und Grausamkeiten bezeichnend, durch Gallien und Ober-Italien heran, und noch war er nicht in Rom angelangt, als sich von einer ganz andern Seite her die Vorboten einer neuen, ungeahnten Gefahr vernehmlich machten.

In Palästina war Vespasianus seit dem Winter 67—68 mit Glück beschäftigt gewesen, die empörten Juden zu unterwerfen, und sowohl seine persönliche Tapferkeit als auch sein einfaches und leutseliges Wesen hatten ihm eine außerordentliche Beliebtheit bei dem gemeinen Soldaten nicht bloß seines Heeres verschafft. Schnell schloß sich ihm der ganze Orient an, und als sein Unterfeldherr Mucianus nach dem Abendlande zog, erklärten sich auf seinem Wege auch die Truppen in Mösien, Pannonien und Dalmatien für Vespasian. Auf der Ebene zwischen Cremona und Bedriacum ward zum zweiten Male das Schicksal der Welt entschieden. Antonius Primus, ein rüstiger Parteigänger des Vespasian, der ihm auch die pannonischen Truppen zugewandt hatte, schlug das Heer der Vitellianer und erstürmte ihr Lager. Als Antonius gegen Rom heranzog und die ihm entgegengesandten Truppen größtentheils zu ihm übergingen, legte Vitellius, der inzwischen zu Rom der Ruhe und den Tafelgenüssen gefröhnt hatte, freiwillig die Herrschaft nieder, was bisher ohne Beispiel war.

180. Die drei Flavier: Vespasianus, Titus und Domitianus.

(Nach A. Imhof, T. Flavius Domitianus.)

a. Vespasianus.

Als Vespasianus noch im 60. Lebensjahre seine Hand nach der Krone ausstreckte, begriff er recht wohl, welche Aufgabe zu lösen ihm bevorstand. Er durchschaute den zerrütteten Zustand des Reiches, das gesunkene Ansehen des durch eine Reihe elender Fürsten befleckten und bereits zur Speculation gewordenen Thrones, endlich die überhand nehmende Willkür eines zügellosen Soldatenhaufens. Aber er fühlte Muth und Fähigkeit in sich, den Uebeln ein Ziel zu setzen.

Er sorgte für eine geordnete, parteilose Rechtspflege sowohl durch weise Gesetze, als auch durch strenges Ueberwachen des Richterstandes, brachte den übergreifenden Einfluß der Prätorianer und Soldaten in ihre Schranken zurück und hob das Ansehen und die Würde des Senates, indem er ihn von unwürdigen Mitgliedern säuberte und zu einem ernsteren, geeigneteren Wirkungskreise berief. Durch Unterstützung der Künste und Wissenschaften, durch großartige, viele Tausend Menschen alljährlich beschäftigende Bauten diente er dem wahren Interesse seines Volkes, ohne je zur Schmeichelei zu greifen. Er änderte als Kaiser fast nichts an der einfachen Lebensweise, die er als Privatmann zu führen gewohnt war; zu jeder Stunde des Tages gewährte er Jedermann freien Zutritt, wohnte und schlief ohne Wache, empfing und besuchte seine Freunde vor wie nachher, liebte ein freimüthiges Gespräch und treffenden Witz, und war so weit entfernt, sich durch Reden oder leichten Spott beleidigt zu fühlen, daß er nicht selten Gleiches mit Gleichem vergalt. Dabei war er trotz seiner hohen Jahre unablässig thätig. Wie wenig oder wie viel auch immer Wahres an den wunderlichen Mitteln gewesen sein mag, deren er sich zur Füllung seines Schatzes bediente, an dem Stellenhandel, der mit oder ohne sein Wissen betrieben wurde, und an den Aeußerungen, die seine Liebe zum Gelde charakterisiren, — nie artete dieselbe in Habsucht oder Geiz aus; schon um deßhalb nicht, weil er Alles dem Wohle des Reiches zu Gute kommen ließ und am wenigsten für sich bedurfte. Selbst das durch bedenkliche Mittel Erworbene verwandte er auf vortreffliche Weise. So ist Verpasianus' Erscheinung als Feldherr, Staatsmann und Fürst eine durchaus Achtung gebietende, würdevoll selbst im Tode, den er stehend erwartete, am 23. Juni des Jahres 79.

Seine Regierung war im Ganzen eine friedliche, denn der Aufstand der Bataver unter Civilis (s. Bd. II.) war bereits vor seiner Ankunft unterdrückt, und im ersten Jahre seiner Regierung (70) endete auch der im Jahre 66 ausgebrochene Krieg in Judäa mit der Zerstörung Jerusalems, die von den Römern selbst neben die Thaten des Mummius und

des jüngern Scipio gestellt wird. Die Hartnäckigkeit der Eingeschlossenen überstieg allen Glauben, die Lage der Stadt begünstigte sie, alle Anerbietungen des römischen Feldherrn Titus, des Sohnes Vespasian's, wurden verworfen, und er mußte eine Mauer nach der andern bestürmen und endlich sogar die verschiedenen Räume des Tempels einzeln erobern. Gern hätte Titus wenigstens den Tempel erhalten, ein Soldat schleuderte aber einen Feuerbrand hinein, und die Rettung desselben ward im Getümmel unmöglich. Auch nach der Eroberung und der Verbrennung des Tempels vertheidigten die Juden zuerst noch die sogenannte untere Stadt, und als endlich auch diese erobert und durch Feuer verwüstet war, die obere und die Burgen. Zuletzt wurden auch diese erstürmt. Flavius Josephus behauptet, in diesen fünf Jahren des Aufstandes hätten 1,100,000 Juden das Leben verloren, 97,000 seien gefangen weggeführt worden. Das Schicksal der in Jerusalem Eingeschlossenen war über alle Begriffe traurig; 11,000 starben gleich nach der Eroberung entweder freiwillig des Hungertodes oder die Römer ließen sie durch Mangel umkommen. Nur 700 Männer von denen, die älter als 17 Jahre waren, wurden für Titus' Triumphzug aufbewahrt, die anderen wurden in harten Fesseln in die ägyptischen Steingruben geschickt oder zum Gefecht auf Leben und Tod unter einander, mit anderen Gladiatoren oder mit wilden Thieren aufbehalten. Jünglinge unter 17 Jahren wurden verkauft, und die Stadt wie die Reste der Tempelräume dem Boden gleich gemacht. Darauf konnte der Janustempel geschlossen werden.

b. Titus.

Nach Vespasianus' Tode bestieg sein älterer Sohn Titus im 38. Lebensjahre den Thron. Seine vortrefflichen natürlichen Anlagen hatten sich früh entwickelt, und nicht nur in den Sprachen, in der Poesie und Musik leistete er Vorzügliches, sondern auch fast in allen körperlichen Fertigkeiten. Sein Aeußeres war eben so anziehend als würdevoll. Nachdem er mit der Eroberung Jerusalems den Krieg gegen die Juden beendigt hatte, hielt er mit seinem Vater gemeinschaftlich einen der glänzendsten Triumphe, welche die Stadt Rom je gesehen hatte. Zum Imperator und Mitregenten Vespasianus' ernannt, widmete sich Titus eifrig den Regierungsgeschäften.

Als Kaiser führte er die von seinem Vater begonnenen Bauten zu Ende, unternahm neue und war in Largitionen und der Ausrichtung glänzender Spiele nahezu verschwenderisch. Jenen herrlichen Beinamen (amor et deliciae generis humani), mit welchem nie wieder ein Herrscher, weder vor noch nach ihm von seinen Zeitgenossen geschmückt worden ist, verdankt er sicher zum großen Theil der schlaffen Milde, welche sich in seinem Verhalten dem Senate gegenüber ausspricht. Seine Regierung verlief, von den glücklichen Kriegen in Britannien abgesehen, ganz ruhig und ist nur durch die großen Unglücksfälle merkwürdig geblieben, welche Italien damals heimsuchten. Im J.

79 verschüttete ein furchtbarer Ausbruch des Vesuvs drei blühende Städte, Pompeji, Herculaneum und Stabiä, und während Titus helfend und lindernd auf dem Schauplatze der Noth weilte, wüthete eine Feuersbrunst drei Tage lang in Rom (im J. 80) und eine schwere Epidemie raffte Tausende hin. Titus that, was in seinen Kräften stand, um diese harten Schicksalsschläge weniger fühlbar zu machen, starb aber schon am 13. September 81, tief und aufrichtig von Allen betrauert.

c. Domitianus.

Durch den unerwarteten Tod seines Bruders ward **Domitianus**, noch nicht 30 Jahre alt, von den Prätorianern als Kaiser begrüßt, und bereits so fest war das Ansehen der Flavier begründet, daß sich von keiner Seite Widerspruch oder Auflehnung gegen seinen Regierungsantritt bemerklich machte. Seine ersten Regentenhandlungen beweisen, daß sein, wie bei allen Flaviern, ursprünglich gewiß nicht böser Charakter noch nicht völlig verderbt war, und mit Recht kann Sueton sagen: seine Tugenden und Laster hielten sich anfänglich das Gleichgewicht. Von Natur war er weder habsüchtig noch grausam, erst durch Mangel und Furcht ward er Beides und gelangte stufenweise zu der tigerartigen Raub- und Blutgier der letzten Jahre.

Als Domitianus den Thron bestieg, fand er die römischen Waffen nur in **Britannien** thätig, die übrigen Provinzen des weiten Reiches, namentlich der Orient, waren in tiefem Frieden. Im J. 84 rückte Agricola, verstärkt durch Hülfstruppen aus den bereits unterworfenen Landestheilen Britanniens, in das Hochland ein, wo sich unterdeß weit über 30,000 Caledonier gesammelt hatten und vor Begierde brannten, die im vorigen Jahre erlittene Schmach abzuwaschen und die gehaßten Unterdrücker zu vernichten. Aber die Taktik des römischen Feldherrn und die größere Zweckmäßigkeit der römischen Bewaffnung siegte über die vor Grimm und Jammer fast wahnsinnigen Caledonier, und nur die Nacht setzte der Flucht und Verfolgung ein Ziel. Agricola's Absicht, nicht nur ganz Schottland zu unterjochen, sondern auch das für den Verkehr günstig gelegene Irland dem Reiche zu gewinnen, wozu ihm das Hülfegesuch eines vertriebenen irischen Häuptlings die Veranlassung geben konnte, kam durch die Eifersucht des durch die Siegesnachrichten argwöhnisch gemachten Domitianus nicht zur Ausführung.

Dieser, um Thron und Leben besorgt, wünschte auch durch eigene kriegerische Erfolge die Augen der Menge auf sich zu ziehen und einem ruhmbedeckten Privatmanne nicht nachzustehen. Da nun die **Chatten**, die mächtigste mittelrheinische Völkerschaft, von Zeit zu Zeit Streifzüge in das den Römern unterworfene Gebiet auf dem linken Ufer unternahmen, so bot wahrscheinlich ein solcher Beutezug den gewünschten Anlaß zum Kriege. Domitianus rückte im Frühjahre 84 von Gallien aus, bei Mainz den Rhein überschreitend,

mit einem Heere in das Gebiet der Chatten; doch scheint es, daß er ohne Aussicht auf schnelle und große Erfolge das unwirthliche deutsche Ufer eben so plötzlich wieder verließ, als er es betreten hatte, nachdem er durch seine Soldaten alles ihm erreichbare feindliche Besitzthum gründlich hatte verwüsten lassen.*) Dennoch sandte er prunkende Siegesberichte nach Rom und ließ sich vom Senate den Triumph decretiren. Da es an der erforderlichen Menge gefangener Feinde gebrach, so mußten zusammengekaufte Sclaven im Chattencostüm aushelfen. Zugleich fügte er den Ehrentitel „Germanicus" seinem Namen bei.

Zwei Jahre später (86) überschritten die Dacier unter ihrem Könige Decebalus auf eine nicht näher bekannte Veranlassung die Donau und verheerten die Niederungen des nördlichen Mösiens, wo der römische Statthalter Schlacht und Leben gegen sie verlor. Domitianus zog selbst nach Mösien, hielt sich aber in der Nähe des Kriegsschauplatzes; der Oberst seiner Leibwache (Fuscus) trieb die Feinde in ihr Land zurück, aber als er den Strom überschritt und sich in unbekannte Gegenden locken ließ, fiel er selbst in einer zweiten Schlacht, sein Heer wurde fast vollständig aufgerieben und das römische Lager genommen und geplündert. Zwar gelang es dem Tertius Julianus bei einem erneuerten Angriffe, die Dacier in ihren Bergen (dem siebenbürgischen Hochlande) zu besiegen, aber gleichzeitig erlitt Domitianus selbst von den mit den Daciern verbündeten Markomannen und Quaden eine solche Niederlage, daß er die schleunigste Flucht ergriff und in dem dem Decebalus angebotenen Frieden sich zur Zahlung einer bedeutenden Geldsumme und eines jährlichen Tributes verpflichtete, der durch Verschärfung und Erweiterung seines Erpressungs- und Plünderungssystems aufgebracht wurde. Nichtsdestoweniger hielt er (91) in Rom einen prunkvollen Triumph mit Waffen und Geräthen, die zum Theil den Bundesgenossen abgenommen waren. Seine Eitelkeit erschöpfte sich in allen möglichen Siegesverherrlichungen: Ehrenpforten, Triumphbogen, Bildsäulen; Fuß-, Reiter- und Seegefechte wechselten im Circus unaufhörlich ab, er selbst oder seine Schmeichler legten ihm auch noch den Namen „Dacicus" bei.

Als Domitianus seine nächste Umgebung, seine Thürhüter und Leibwächter, mit Mißtrauen und Willkür behandelte, bildete sich eine Palast-

---

*) Alles, was man noch an diesen Kriegszug knüpfen will, wie die theilweise Erbauung des Pfahlgrabens und die Vereinigung der sogenannten agri decumates und Schwabens mit dem römischen Reiche, ist unsicher und bleibt bloße Hypothese. Denn noch im Jahre 93 konnten es die im jetzigen südlichen Baden wohnenden Völker wagen, einen abgefallenen Statthalter des obern Germaniens mit Truppenmacht über den Strom hin unterstützen zu wollen, eine Thatsache, die unmöglich gewesen sein würde, falls Schwaben und die Schwarzwaldgegenden römische Provinz waren und römische Truppen hatten.

Verschwörung von Hausdienern und Freigelassenen, um welche auch die verbannte Kaiserin Domitia gewußt zu haben scheint. Deren Haushofmeister (Stephanus) überreichte dem durch beängstigende Träume gequälten Kaiser eine Schrift, welche die Enthüllung einer gefährlichen Verschwörung enthielt, und stieß ihm während der Durchsicht des Blattes den schnell gezückten Dolch in die Seite. Auf die Nachricht von der Ermordung des Kaisers überbot sich der Senat ebenso in Aeußerungen des Hasses und der Freude, als früher in Schmeicheleien und Ehrenbezeugungen: nach einem förmlichen Beschlusse desselben ward Domitianus' Name in allen öffentlichen Inschriften ausgemerzt, seine Bildsäulen zertrümmert, ja, sein ganzes Andenken vertilgt, weßhalb von der Regierung keines Kaisers der zwei ersten Jahrhunderte so wenig Monumente existiren, als von Domitianus.

---

181. Die glücklichste Periode des römischen Reiches.

(Nach Max Büdinger, Untersuchungen zur römischen Kaisergeschichte, und Ferd. Gregorovius, Geschichte des Kaisers Hadrian, bearbeitet vom Herausgeber.)

a. Nerva.

Nerva war ein Mann von friedlichem Charakter, aber ohne Energie; er wollte sich durch Milde auszeichnen, durch weise Mäßigung und möglichste Schonung der Standesinteressen Zutrauen gewinnen. Bei der Verwirrung, die er in den Finanzen vorfand, war er nicht in der Lage, dem Beispiele seines Vorgängers in der Freigebigkeit gegen die Soldaten folgen zu können. Ein Jahr nach seiner Erhebung brach die Unzufriedenheit im Heere aus. Die Prätorianer belagerten den kaiserlichen Palast und verlangten mit wildem Geschrei die Hinrichtung der Mörder Domitian's, welcher durch Erhöhung des Soldes und prunkvolle Triumphzüge der Liebling der Soldaten gewesen war. Nerva weigerte sich mit Entschiedenheit, diejenigen zu bestrafen, denen er seine Herrschaft verdankte. Da wurden die Schuldigen hervorgeschleppt und vor seinen Augen mit roher Wuth niedergemacht. So ohnmächtig war Nerva in diesem Augenblicke, daß er sich herbeiließ, den Prätorianern für diese That öffentlich zu danken. In dieser Noth suchte er einen sichern Rückhalt durch Adoption des nach seiner Ansicht tüchtigsten Staatsbürgers, des Legaten von Ober-Germanien, M. Ulpius Trajanus. Drei Monate später (27. Januar 98) starb er; „er sollte nach jener unsterblichen That keine sterbliche mehr begehen."

b. Trajanus.

Trajanus entstammte einer spanischen Familie von italischer Herkunft. Sein gleichnamiger Vater zeichnete sich im jüdischen Kriege als Legat der

10. Legion aus. Der Sohn, 53 zu Italica in der Provinz Bätica geboren, diente erst im Orient, mit seinem Vater, später im germanischen Heere am Rhein. Dadurch gewann er frühzeitig die ausgedehntesten Localkenntnisse, und das Lagerleben unter den verschiedenen Himmelsstrichen härtete seinen Körper gegen klimatische Einflüsse bis zur Unempfindlichkeit ab. Wahrscheinlich im J. 97 übertrug ihm Nerva die Verwaltung von Ober-Germanien, damals das wichtigste Commando des römischen Reiches in Europa, weil die wiederholten Empörungen der römischen Legionen am Rhein von den Germanen jenseit des Rheines unterstützt wurden, weßhalb Trajan zuerst als Legat, dann als Kaiser, hier zwischen Donau und Rhein eine weit vorgeschobene Befestigungslinie anlegte, welche einerseits das schon unter Domitian gewonnene Decumatenland deckte und andererseits für die cisrhenanischen Gebiete eine zweite Schutzwehr gegen die Germanen bildete.

Er befand sich in Köln, als er durch seinen Vetter Hadrian die Kunde vom Tode Nerva's erhielt. Erst nach vollständiger Sicherung der germanischen Grenze durch Anlage von Festungswerken im Taunus, durch Gründung von Baden-Baden und von Colonia Trajana (Xanten) am Niederrhein kam er (99) nach Rom. Der derbe Soldat wußte seine Herrschaft zu befestigen durch freundliche Zuvorkommenheit gegen den Senat, dem er durch völlige Freiheit in den Verhandlungen seine alte Würde zurückgab, wogegen er vom Senate den Ehrennamen „Vater des Vaterlandes" und zwei Jahre später den Beinamen „Optimus" erhielt. Die Soldaten wußte er, wie Julius Cäsar, für seine Person einzunehmen, indem er mit ihnen Hunger und Durst ertrug und sich, gleich einem gemeinen Krieger, allen Mühen des Dienstes unterzog; väterlich sorgend für seine Untergebenen, war er stets der Letzte, der sich zur Ruhe legte. So erzeugte sich im Heer eine Begeisterung für den Kaiser, welche in Verbindung mit der strengen Zucht, die er herstellte, nicht wenig zu den Erfolgen seiner spätern Kriege beigetragen hat. Das Volk gewann er durch Spenden („Congiarien") und Spiele und hatte eine ausnehmende Freude an der Befriedigung der Massen. Kaum ist ein Kaiser leutseliger und zugänglicher gewesen. Wie sein Palast Jedermann offen stand, Jedermann ihn anreden und begleiten durfte, wenn er sich öffentlich zeigte, so liebte er auch, unangemeldet und ohne Begleitung in Privathäuser einzutreten. Nicht nur die Masse des Volkes verehrte ihn wie einen Abgott, sondern auch die einsichtigsten Männer jubelten ihm zu und erkannten in ihm den Träger einer glücklichen Zeit.

Die beiden Kriege gegen die Dacier (im J. 101 und 105). Nachdem Trajan in seinen ersten Regierungsjahren durch eine treffliche administrative und legislatorische Thätigkeit das Reich nach innen consolidirt hatte, konnte er seine ganze Kraft auf die Besiegung eines Feindes verwenden, der schon seit mehreren Menschenaltern die Provinzen an der untern Donau beunruhigt und in jüngster Zeit auf's Neue eine drohende Haltung angenommen hatte. Nach der Regulirung der politischen Beziehungen zu Germa-

nien, erkannte er die Nothwendigkeit, auch hier dem unsichern Zustande ein Ende zu machen. Er ging im J. 101 mit 5 Legionen und zahlreichen Hülfstruppen der Germanen und Sarmaten über die Donau unterhalb des Einflusses der Morawa, aber erst im Frühjahre 102 brachte er nicht ohne großen eigenen Verlust den Daciern eine blutige Niederlage bei, drang nach einer Reihe von Gefechten durch den eisernen Thorpaß gegen die dacische Königsstadt (Sarmizegethusa) vor, in deren Nähe er eine letzte Schlacht gewann. König Decebalus (s. S. 655) mußte dem Sieger sein Kriegsmaterial übergeben, die Festungen schleifen, das von den Römern in Besitz genommene Land räumen, und das übrige Dacien ward ein abhängiges Königreich, in welchem römische Besatzungen zurückblieben. Trajan feierte nach seiner Rückkehr den ersten Dacischen Triumph und erhielt vom Senat den Beinamen „Dacicus".

Bald vernahm man in Rom, daß Decebalus mit Verletzung des eben geschlossenen Friedens mit benachbarten Völkerschaften in Verbindung trete und sogar den Jazygen (zwischen Donau und Theiß), die zu den Römern in freundschaftlichem Verhältnisse standen, einen Theil ihres Gebietes entrissen habe. Daher zog Trajan, wahrscheinlich im Spätherbste 104, abermals an die Donau, über welche er unterhalb der Stromschnellen von Orsowa (bei Thurn—Severin) eine stehende Brücke hatte bauen lassen, überwinterte in Mösien, fand aber beim Eindringen in das feindliche Land (105) weit größere Schwierigkeiten, als im ersten Kriege, indem die Dacier die Eingänge in ihre Thäler mit mächtigen Verschanzungen abgesperrt hatten; doch die Römer stritten ihrerseits mit wahrem Heldenmuthe, bis sich ein Stamm der Dacier nach dem andern unterwarf. Decebalus, als er sich auf dem Schlachtfelde von römischen Reitern umringt sah, zog den Tod einer schimpflichen Gefangenschaft vor und durchbohrte sich mit seinem Schwerte. Sein Kopf wurde nach Rom gebracht und als blutiges Siegeszeichen beim folgenden Triumphe aufgeführt. Mit seinem Untergange war die Kraft des Widerstandes gebrochen, Dacien ward eine kaiserliche Provinz und durch römische Colonisten bevölkert, während viele der bisherigen Einwohner mit ihrer Habe auswanderten. So verschwanden einheimische Sprache und Sitte. Der Triumph nach dem zweiten dacischen Kriege gehörte zu den glänzendsten, die Rom je gesehen hatte. Gesandtschaften aus allen Gegenden der Welt, selbst aus Indien, erschienen zur Beglückwünschung in Rom. Trajan gab 123 Tage nach einander Schauspiele, 10,000 Gladiatoren traten auf und gegen 10,000 zahme und wilde Thiere wurden getödtet. Die noch erhaltene Trajanssäule veranschaulicht auf Reliefs die Vorgänge des Krieges, wahrscheinlich auf Grund schriftlicher Aufzeichnungen, aber mit entschiedener Parteilichkeit für die Römer, auf deren Seite man nicht einen einzigen Soldaten fallen sieht!

Während Trajan die Grenzen des römischen Reiches über die Donau

hinaus erweiterte, wurde auch das idumäische Arabien (östlich von Palästina) durch den Statthalter von Syrien (Corn. Palma) unterworfen und seitdem gab es eine römische Provinz Arabia mit den reichen Städten Bostra und Petra, die sowohl für den syrischen Verkehr als für die Handelsverbindungen mit Indien über das Rothe Meer von großer Bedeutung waren.

Nach der ersten Kriegsepoche in der Regierung Trajan's folgt eine friedliche Glanzzeit, in welcher er seine ganze Kraft der Verwaltung des Reiches und großartigen Bauten in Rom und den Provinzen zuwandte. Innerhalb weniger Jahre entstand eine Reihe von Werken, die noch in ihren Trümmern den Glanz jener Epoche ahnen lassen: Landstraßen, Seehäfen, Wasserleitungen, Canäle, ein neues Forum (forum Traiani), das an Pracht und Ausdehnung alle früheren übertraf, denn es bestand aus 7 Hauptheilen: dem Triumphbogen, der den Eingang bildete, der Area oder dem Forum im engern Sinne mit der Reiterstatue Trajan's in der Mitte und von einer Säulenhalle umgeben, der fünfschiffigen Basilica Ulpia mit Quadrigen aus der dacischen Beute, der Trajanssäule, den beiden Ulpischen Bibliotheken und einem Tempel, durch welchen die Anlage im Hintergrunde, jedoch erst unter Hadrian, ihren Abschluß fand.

Die Kriege im Orient, 113—116. Noch in hohem Alter unternahm Trajan, um auch die Grenze im Orient definitiv festzustellen und eben so zu sichern, wie die am Rhein und an der Donau, einen Feldzug gegen die Parther, mit der Absicht Armenien, das schon so oft der Gegenstand des Streites zwischen den Römern und Parthern gewesen war, und wo möglich auch die unteren Euphrat- und Tigrisländer in römische Provinzen zu verwandeln. Im Herbste 113 verließ er in Begleitung seines Vetters Hadrian Italien, landete in Seleucia und erschien im Frühjahre 114 in Armenien. Der von dem Partherkönige Kosroes eingesetzte armenische König, von seinem Oheim Kosroes im Stiche gelassen, erschien mit seinem Gefolge im römischen Lager und legte sein Diadem Trajan zu Füßen, dessen Rückgabe erwartend. Als er sich enttäuscht sah und bei der Abführung aus dem Lager einen Tumult erregte, war Trajan hart genug, ihn hinrichten zu lassen. Armenien ward in den nächsten 3—4 Jahren von einem römischen Legaten verwaltet. Darauf wurde Mesopotamien unterworfen und in eine römische Provinz verwandelt, Trajan erhielt den Ehrennamen „Parthicus" und zog im Frühjahre 116 über den Tigris, unterwarf Adiabene, nahm die parthische Residenz Ktesiphon ein und Assyrien ward für kurze Zeit ebenfalls römische Provinz. Ohne die neuen Eroberungen so gründlich zu sichern, wie 10 Jahre früher die dacische, fuhr der siegestrunkene Kaiser mit einer glänzend ausgerüsteten Flotte auf dem Tigris zum persischen Meerbusen, und indem er sich an die Züge Alexander's des Großen erinnerte, rief er aus: „Auch nach Indien wollte ich, wäre ich noch jünger!" Inzwischen brach in seinem Rücken ein Aufstand in Armenien und Mesopotamien aus, der

zwar durch seine Legaten bewältigt wurde, aber der nationale Widerstand der Unterworfenen war damit nicht gebrochen, und während des Rückzuges Trajan's nach Italien (117) brach ein äußerst gefährlicher Aufstand der Juden aus, der sich von Mesopotamien über Judäa und Cypern bis nach Aegypten und Cyrene verbreitete und mit entsetzlichen Gräueln verbunden war. Noch einmal wollte Trajan persönlich an der Spitze eines Heeres nach Mesopotamien ziehen, um den Ruf eines unüberwindlichen Kaisers, den er sich schon im Anfange seiner Regierung erworben hatte, vor seinem Einzuge in Rom zu rechtfertigen. Aber der Tod (in Folge einer Unterleibsentzündung) überraschte ihn in Cilicien, ohne daß er eine Verfügung über seinen Nachfolger getroffen hatte. Sein Vetter Hadrian folgte ihm auf Grund eines von der kaiserlichen Wittwe (Plotina) untergeschobenen Documentes der Adoption.

c. Hadrianus.

Hadrian ordnete zunächst die Verhältnisse im Orient, indem er die von Trajan dort eroberten Provinzen als solche aufgab, ohne deswegen den Hoheitsrechten über einzelne jener Länder zu entsagen. Nach seiner Ankunft in Rom bot ihm der Senat den parthischen Triumph an, der eigentlich Trajan zukam. Er lehnte diese Ehre für sich ab und führte das Bild Trajan's im Triumphwagen auf das Capitol, „damit der beste Kaiser auch nach seinem Tode die Ehre eines gebührenden Triumphes nicht entbehre".

Hadrian war Philosoph, Musiker, Dichter, Maler, Bildhauer, Astrolog, Arzt, und besaß bei dem ungeheuersten Gedächtniß eine Beweglichkeit des Geistes, die es ihm stets möglich machte, die verschiedenartigsten Materien zu durchforschen und zu verarbeiten, ohne daß seine großartige staatliche Thätigkeit irgend beschränkt wurde. Dabei hatte er, gleich vielen anderen Fürsten, die Schwäche, sich da für den Meister zu halten, wo er nichts weiter als ein ausgezeichneter Dilettant war. Er konnte keinen Widerspruch ertragen, und wenn er sich übertroffen oder beschämt sah, so opferte er selbst das Große und Schöne, wofür er das lebhafteste Gefühl in sich trug, seiner kleinlichen Eigenliebe. Er verweilte selten in der Hauptstadt und brachte den größten Theil seiner Regierung auf Reisen zu. Für die Provinzen war die öftere Anwesenheit des Kaisers um so wohlthätiger, als Hadrian die Heere und ihre Befehlshaber wie die Statthalter und Finanzbeamten sorgfältig und scharf beobachtete, und seinen Ruhm vorzüglich darin suchte, daß er überall Denkmäler errichtete und die vornehmsten Städte des Reiches verschönerte durch Wasserleitungen, Brücken, Bibliothekgebäude und Tempel; Athen erfreute sich dieser Gunst vor allen anderen Städten. Das berühmteste seiner vielen Gebäude war sein Grabmal, die sogenannte Hadrians-Burg zu Rom, die jetzt den Namen Castel Sant Angelo führt, mehr einer

Festung als einem Grabmal ähnlich, welche auch bis in die neueste Zeit als Festung diente.

Die vortrefflichste Seite seiner Regierung war die Rechtspflege. Die Sammlung der von den Prätoren der republikanischen Zeit jährlich erlassenen Edicte (edictum perpetuum), welche er durch Salvius Julianus, den ersten Juristen seiner Zeit, verfertigen ließ, und dann als gesetzliche Richtschnur bei der Justizverwaltung bekannt machte, ist gewisser Maßen das älteste Gesetzbuch der Römer.

Er strebte weder nach Kriegsruhm, noch verfiel er in Trajan's Fehler, die Grenzen des Reiches zu erweitern. Vielmehr gab er in Britannien das ganze Land bis zum Flusse Eden in Cumberland und bis zum Tyne in Northumberland den Scoten und Caledoniern preis. Auch ließ er einen neuen Grenzwall zwischen den Mündungen der genannten beiden Flüsse aufführen.

Dagegen zog ihm das Streben, seinen Namen durch Städte-Gründungen zu verewigen, einen bedenklichen Krieg im Innern zu, als er gegen das Ende seiner Regierung römische Colonisten nach Jerusalem schickte, in der Nähe des zerstörten Heiligthums der Juden dem capitolinischen Jupiter einen Tempel erbauen ließ und der Stadt den neuen Namen „Aelia Capitolina" ertheilte (133). Die Einwohner von Jerusalem mußten es geschehen lassen, daß ihre heiligste Stätte durch Götzendienst entweiht, ihre Hauptstadt mit Heiden bevölkert und ihres alten heiligen Namens beraubt ward. Ein solcher Gräuel erbitterte die Juden aufs höchste, sie strömten aus allen Gegenden nach Palästina zusammen und schlossen sich daselbst an Barkocheba an, der sich für den Messias erklärt hatte und seine Landsleute zum furchtbarsten Widerstande gegen die Römer begeisterte, weßhalb Hadrian den Julius Severus, den tüchtigsten seiner Generale, mit der Führung des jüdischen Krieges beauftragte. Auch dieser vermochte erst im dritten Jahre des Krieges und nach den größten Anstrengungen die Empörten wieder zu unterwerfen (135). Die Zahl der Juden, welche in diesen drei Jahren durch das Schwert vernichtet wurden, soll 580,000 betragen haben; sehr viele kamen außerdem durch Hunger, Feuer und Krankheiten ums Leben, Palästina ward gänzlich verwüstet und Jerusalem von Neuem zerstört; Hadrian ließ es wieder aufbauen, verbot aber allen Juden bei Todesstrafe, den Fuß in die Stadt zu setzen. Die neue Stadt erhielt zwar den Namen Aelia Capitolina, der zugleich an Hadrian's Geschlecht und an den römischen Götzendienst erinnerte; doch ward der alte Name bald wieder der allein gebräuchliche.

Als Hadrian in eine unheilbare Krankheit verfiel, ernannte er, selbst kinderlos, den Aelius Verus zu seinem Nachfolger, und da dieser noch vor ihm selbst starb, den bereits 52jährigen Antoninus, der allmählich sich den Beinamen Pius erwarb, den Oheim seines Lieblings Marcus Aurelius. Doch sicherte er seinen beiden Lieblingen, dem gleichnamigen Sohne des Verus

und dem Marcus Aurelius, für ihr reiferes Alter die Regierung, indem er sie dem Antoninus als Adoptivsöhne anvertraute.

d. Antoninus Pius.

Antoninus war, wie sein Adoptivvater, mehr auf Erhaltung als auf Erweiterung des Reiches bedacht; daher sind die Kriege, welche unter ihm geführt worden, defensiver Natur: Abwehr der Einfälle benachbarter Völker, Unterdrückung von Aufständen in den Provinzen. Die letzten 15 Jahre seiner Regierung genoß das Reich eines ununterbrochenen äußern und innern Friedens. Wie Hadrian, sorgte Antoninus für Armenanstalten, unterstützte Wissenschaften und Schulen mit freigebiger Hand, gab den Hauptlehrern der Redekunst und Weltweisheit Gehalte und ehrenvolle Auszeichnungen und ließ diejenigen Richter, die sich als tüchtige und rechtliche Männer bewährt hatten, gegen den seitherigen römischen Gebrauch lebenslänglich in ihren Richterstellen.

e. Marcus Aurelius.

Die beiden Männer, welche Antoninus Pius auf Hadrian's Begehren an Kindesstatt hatte annehmen müssen, Marcus Aurelius Antoninus Philosophus und Lucius Verus, regierten nach seinem Tode gemeinschaftlich, beide als Augusti, und dies war die erste Doppelregierung in der Kaiserzeit. Während derselben hatte das Reich abermals seine Grenzen gegen feindliche Einfälle zu vertheidigen: am Rhein und an der Donau gegen die Germanen und am Euphrat gegen die Parther. Mit dem parthischen Kriege hatte Marcus Aurelius seinen Mitregenten L. Verus beauftragt, um ihn durch Aussicht auf Ruhm zu einem bessern Leben anzuspornen. Dieser aber überließ die Mühe und den Ruhm des Krieges seinen Unterfeldherren, die denselben auch nicht ohne Vortheile beendeten, während Verus selbst in dem üppigen Syrien noch ausschweifender ward, als vorher. Den 13jährigen Markomannen-Krieg führte Marcus Aurelius selbst. Das Nähere siehe im 2. Bande.

---

182. Der Verfall des römischen Reiches unter der Herrschaft der Prätorianer.

(Nach Jacob Burckhardt, die Zeit Constantin's des Großen, und nach Anderen bearbeitet vom Herausgeber.)

Mit Commodus, dem kaum 19jährigen Sohne und Nachfolger des Marcus Aurelius, fiel Rom aufs Neue der Militärherrschaft anheim. Da der junge, schwache Kaiser sich nur auf seine Garde verlassen zu können glaubte,

so wurde der Hauptmann dieser Garde wieder, was er unter Tiberius und Claudius gewesen war, und die Geschichte der Gardepräfecten wieder die Geschichte der Regierung. Doch nahm die Militärregierung jetzt einen ganz andern Charakter an, als früher. Commodus hatte nämlich in dem mit den Markomannen abgeschlossenen Frieden zur Bedingung gemacht, daß eine Anzahl Quaden und Markomannen in den römischen Legionen Dienste nehmen sollten, und später wurde sogar ein jährliches Contingent festgestellt. Dadurch füllten die römischen Heere sich immer mehr mit Barbaren, während die Bürger des Reiches es bequemer fanden, den beschwerlichen Dienst an den Grenzen bezahlten Fremdlingen zu überlassen, denen das Wohl des Reiches gleichgültig war. Zu Rom ließ der eben so feige als grausame Kaiser sich von dem stets in Lebensgefahr schwebenden Senat als Gladiator oder als Hercules (dem Keule und Löwenhaut vorangetragen wurden) im Amphitheater bewundern. Die Verschwendung für Spiele und unsinnige Geschenke an das Volk erschöpfte die öffentlichen Cassen und die Privatcassen des Kaisers, so daß alle Confiscationen nicht hinreichten, die Lücken zu füllen und er allerlei Beschuldigungen gegen Männer und Weiber erfand, um sich die drohenden Strafen durch Geld abkaufen zu lassen. Seine Vertrauten wußten ihr eigenes, täglich bedrohtes Leben nur durch eine Verschwörung zu retten, als deren Opfer er fiel (193).

Von den Mördern des Commodus wurde ein tüchtiger Mann, der Stadtpräfect Pertinax, wie zur Rechtfertigung ihrer That vorgeschoben, den zuerst die Soldaten gegen das übliche Geldgeschenk, dann der Senat anerkannte. Allein die Prätorianer fanden ihren Vortheil bei kurzen Regierungen, weil sich das Geschenk an ihr Lager jedes Mal wiederholte. So erneuerte sich denn, wie nach Nero's Tode, das Schauspiel von Kaiserregierungen, die nur nach Monaten zählten. Pertinax fand, wegen seines Eifers in Herstellung einer strengern Kriegszucht, schon nach drei Monaten den Tod. Und nun erfolgte im Lager zu Rom die unerhörte Vergantung der Kaiserwürde; es fand sich ein reicher Thor, Didius Julianus, der um etwa 1500 Thaler für jeden einzelnen Soldaten auf einige Wochen Schwelgerei und Todesangst erkaufte. Dies war aber auch die letzte und höchste Spitze prätorianischen Uebermuthes. Denn, wie zur Zeit des Vitellius, hatten die Heere in den Provinzen ihre Anführer zu Kaisern ausgerufen, die Legionen in Illyricum den Septimius Severus, der Rom zuerst erreichte und sich dadurch den Thron sicherte. Der rathlose Julianus versuchte Anfangs die Aussendung von Mördern, dann wollte er, weil er das Reich um sein gutes Geld gekauft hatte, die Sache wie einen Rechtshandel gegen Severus durchführen, zuletzt erklärte er ihn zum Mitregenten; doch verlassen und verhöhnt, ward er auf Veranstaltung des Senates hingerichtet. Severus organisirte an die Stelle der aufgelös'ten und verbannten Prätorianer eine neue viermal stärkere Garde aus den tüchtigsten Kriegern aller Grenzprovinzen. Mit einer

solchen stets disponiblen Leibgarde konnte man fortan auch den Provinzialheeren gegenübertreten; mit ihr konnte man, wie später geschah, im Reiche herumreisen und überall morden und plündern. Die Feldzüge des Severus nach Parthien und Arabien sind als die letzten, wenn auch wenig bedeutenden Erweiterungen des römischen Reichs anzusehen, ein Theil von Arabien und die Provinz Adiabene jenseit des Tigris wurden genommen. Ein Einfall der Caledonier ins römische Britannien veranlaßte ihn zu dem Plane, die ganze Insel zu unterwerfen, doch ehe er ihn ausführte, starb er zu Eboracum (York).

Das Haus des Septimius Severus.*)

Caracalla, der seinem Vater beharrlich und offen nach dem Leben getrachtet hatte, ließ seinen Bruder *Geta*, mit dem er die Regierung theilen sollte, in den Armen seiner Mutter ermorden und gewann die Prätorianer durch die ausschweifendsten Versprechungen. Zu deren Erfüllung bedurfte er ungeheurer Confiscationen und tödtete daher 20,000 Menschen als Anhänger Geta's. Um für seine Verschwendungen Geld zu erpressen, machte er mit seinem Heere einen Feldzug durch das eigene, völlig ruhige Reich, während er die Angriffe der Nachbarn abkaufte. Selbst die Ertheilung des Bürgerrechtes an alle freigeborenen Einwohner der Provinzen hatte keinen andern Zweck, als sie zu den Abgaben für Erbschaften heranzuziehen, die nur auf den Bürgern hafteten. Nach seiner Ermordung durch den Gardepräfecten *Macrinus* erhob die übermächtige Armee diesen auf den Thron, ohne zu wissen, daß er den Mord des geliebten Caracalla angestiftet. Die ersten strengen Schritte zur Zügelung des Heeres brachten ihm jedoch den Untergang. Zwei junge Syrier, Seitenverwandte der Antonine und des Severus, bestiegen nach einander den Thron; es waren die ungleichen Vettern *Heliogabalus* und *Alexander Severus*, nebst ihren Müttern und ihrer gemeinsamen Großmutter. Während der erstere, ein 14jähriger Knabe, allen römischen Formen den Krieg erklärte, seine Mutter und Großmutter in den Senat einführte, Tänzern, Wettrennern und Barbieren die höchsten Stellen einräumte, asiatischen Hofhalt und Götzenpomp in Rom nachahmte, so daß selbst die Soldaten sich ihrer Wahl schämten, ihn erschlugen und den verstümmelten Körper durch die Straßen Roms in die Tiber schleppten, bewies sein Vetter *Alexander Severus* eine solche Hochachtung gegen den Senat, wie sie seit M. Aurelius unerhört war; ein Senatsausschuß und

---

*) *Septimius Severus*,
Gemahlin Julia Domnna, deren Schwester: Julia Mäsa

Caracalla *Geta*. Soämias Mammäa
| |
Heliogabalus *Alexander Severus*.

ein engerer Staatsrath von 16 Männern, darunter die ersten Rechtsgelehrten (Ulpianus u. a.), nahmen Theil an der Regierung, deren Geschäfte seine Mutter Mammäa leitete. Doch Alexander sollte, wie sein Vorbild M. Aurelius, von besonderem Unglücke heimgesucht werden. An der Ostgrenze des Reiches ging aus dem erschlafften Partherreiche ein neues kriegerisches Perserreich hervor, das der Sassaniden, welches er nur mit zweifelhaftem Erfolge bekämpfte. An der Rheingrenze geriethen die Germanen in drohende Bewegung, und auf dem Feldzuge an den Rhein ermordeten unweit Mainz die Soldaten ihn und seine Mutter.

Sein vermuthlicher Mörder Maximinus bestieg den Thron, ein thracischer Hirt, Barbar (Gothe) der Abstammung wie der Bildung nach, aber dafür achthalb Fuß hoch und riesenstark, erhoben von einer Armee, die ebenfalls aus lauter Barbaren von der Ostgrenze bestand. Seine Herrschaft war auf planmäßige Vernichtung des römischen Wesens gerichtet, seine Wuth gegen Alles, was vornehm und gebildet war, namentlich gegen den Senat, von dem er sich verachtet glaubte. Er kam gar nicht nach dem verhaßten Rom, sondern regierte das römische Reich von seinen Lagern am Rhein und der Donau aus. Noch einmal ermannte sich der vielverkannte Senat zu kräftigem, entschiedenem Benehmen. Auf die Nachricht von der Erhebung zweier angesehener Römer, Gordianus, Vater und Sohn, erklärte er sich gegen Maximinus, und nachdem jene beiden durch einen Vorkämpfer des Maximinus gestürzt waren, proclamirte er zwei Kaiser aus seiner Mitte (Pupienus und Balbinus); aber die Garden, mißvergnügt über die reine Senatswahl, setzten die Hinzufügung eines dritten Kaisers, Gordianus III., durch. Als Maximinus nun gegen Italien rückte, erschlug sein darbendes Barbarenheer ihn und bei der Ankunft in Rom auch die beiden Senatskaiser.

Dem jungen Gordianus III. drängte sich auf dem Rückwege von einem siegreichen Feldzuge gegen die Perser der sog. Araber (vielmehr Syrier) Philippus zunächst als Mitregent auf, und wiegelte die Soldaten gegen ihn auf, die den Kaiser ermordeten. Während Philippus in Rom das tausendjährige Säcularfest der Stadt feierte (247), brachen die Barbaren von mehreren Seiten ins Reich ein, namentlich die Gothen in Mösien, wo die Legionen den tapfern Decius erhoben. Dieser besiegte den Philippus in einer Schlacht, fiel aber selbst durch die Verrätherei seines Feldherrn Gallus im Kampfe gegen die Gothen. Als Gallus die Gothen mit Tribut abkaufte, versprach der Mauretanier Aemilianus seinen Soldaten jenen Tribut, wenn sie die Gothen besiegten; sie siegten wirklich und erhoben ihn zum Kaiser; Gallus, der gegen ihn zog, ward von seinen eigenen Truppen ermordet; aber einer seiner Generale, Valerianus, gewann auf eine unbekannte Weise das Heer des siegreichen Aemilianus, welches seinen Kaiser tödtete. Valerianus gerieth durch persische Treulosigkeit in die Gefangenschaft des Sassaniden Sapor, in

welcher er starb. Sein schwacher Sohn Gallienus schwelgte in Rom, während die Barbaren im Norden und Osten immer kühnere Angriffe auf das Reich machten. Die bedrohten Grenzländer mußten sich selbst schützen, und theils das Volk, theils die Legionen riefen tüchtige Anführer zu Kaisern aus, insbesondere wiederholte sich in Gallien das Schauspiel des Kampfes um die Kaiserwürde im Kleinen, da hier eine ganze Reihe von Usurpatoren auftrat, von denen sich zuletzt Tetricus behauptete. Der tüchtigste von den 19 Gegenkaisern gegen Gallienus, die man sonderbarer Weise die dreißig Tyrannen genannt hat, war Odenathus in Palmyra (261—267), der von Gallienus als Kaiser des Orients erkannt wurde und die Herrschaft seiner heldenmüthigen Gemahlin Zenobia wie ein Erbtheil hinterließ. Als endlich Gallienus einem in Illyricum aufgestandenen Thronprätendenten entgegen zog, fiel er bei der Belagerung von Mailand als Opfer einer Verschwörung mehrerer Feldherren, deren Seele Aurelianus gewesen sein soll. Doch erntete zunächst Claudius II. die Früchte der blutigen That, allein nach einem glücklichen Feldzuge gegen die Gothen (daher „Gothicus") starb er an der Pest, und es folgte nun

Aurelianus. Mit weiser Mäßigung wandte er einen neuen Einfall der Gothen dadurch ab, daß er ihnen die schwer zu behauptende Provinz jenseit der Donau, Dacien, überließ, deren römische Einwohner im nördlichen Mösien (Dacia Aureliana) angesiedelt wurden. Auch schlug er die bis Umbrien vorgedrungenen Alemannen tief in ihr Land zurück, sicherte aber dennoch Rom gegen plötzliche Ueberfälle durch eine neue Stadtmauer. Nachdem er seine Herrschaft im Westen, wo sich nur noch Tetricus in Gallien behauptete, für hinlänglich erstarkt hielt, zog er (272) nach Asien, um durch Zerstörung des Palmyrenischen Reiches auch den Osten wieder zu gewinnen. Zenobia, die ihre Zeit zwischen dem Studium der Wissenschäften und dem Vergnügen der Jagd theilte, an Schönheit mit Kleopatra wetteiferte, an Tugend sie weit übertraf, hatte theils durch Gewalt, theils durch schlaue Unterhandlungen das Reich ihres Gemahls über Klein-Asien bis nach Bithynien ausgedehnt, doch ging dieser Zuwachs, als Aurelian in Klein-Asien erschien, rasch verloren. Nach zwei Niederlagen, bei Antiochia und bei Emesa am Rande der Wüste, flüchtete sie in ihre Hauptstadt, die, rings von der Wüste umgeben, bald den äußersten Mangel an Lebensmitteln empfand. Zenobia verließ in dunkler Nacht auf einem Dromedar die Stadt, um persönlich die Hülfe des persischen Königs zu begehren und mit dieser eine dritte Schlacht zu versuchen. Doch ihre Flucht ward dem Aurelian verrathen, und sie selbst am Euphrat gefangen genommen, worauf die Stadt capitulirte, Anfangs mit Schonung behandelt, aber nach der späteren Ermordung der römischen Besatzung der Zerstörung preisgegeben wurde. Ueber das Ende der Zenobia lauten die Nachrichten sehr verschieden: nach Einigen starb sie auf dem Wege nach Europa entweder an einer Krankheit, oder sie befreite sich, wie Kleopatra,

durch freiwilligen Tod von der Schande, im Triumphe aufgeführt zu werden; nach Vopiscus, dem steten Lobredner des Kaisers, erlitt sie diese Demüthigung. Aus dem fernen Osten zog Aurelian nach Gallien, wo Tetricus am Anfange der Schlacht (bei Châlons sur Marne) zu ihm überging, wofür er mit allen erdenklichen Ehren überhäuft wurde. So hatte Aurelian noch einmal die Einheit des Reiches hergestellt und sich den glänzenden Beinamen eines restitutor orbis erworben. Auf einem Feldzuge gegen die Perser wurde er durch Verschworene aus seiner nächsten Umgebung (auf Anstiften seines wegen Betrügereien compromittirten Geheimschreibers) unweit Byzantium ermordet.

Zum letzten Male machte der Senat sein altes Recht der Imperatorenwahl geltend und erhob den 75jährigen Senator Tacitus, einen Nachkommen des berühmten Geschichtschreibers, der im Orient mit Glück gegen Gothen und Alanen kämpfte, aber schon nach 6 Monaten durch eine Faction von Officieren in Pontus ermordet wurde. Sein Bruder Florianus beging die Unvorsichtigkeit, sich ohne Zuthun weder des Senates noch des Heeres zum Nachfolger aufzuwerfen, gleich als wäre das Reich erblich. Nach einigen Wochen tödteten die Soldaten auch ihn.

Inzwischen war schon durch reine Soldatenwahl der gewaltige Probus auf den Thron erhoben worden, ein Landsmann Aurelian's. Den Soldaten hatte er gleich bei seiner Wahl gesagt, sie würden in ihm keinen Schmeichler finden, und er hielt Wort. Unter harter Disciplin führte er sie zu jenen ungeheuren Siegen über Alemannen, Burgunden, Vandalen und Franken, welche Gallien von den Germanen säuberten und 400,000 Barbaren das Leben kosteten. Doch die Grundbedingung der Sicherheit Roms, die Unterwerfung ganz Germaniens, blieb trotz der klaren Einsicht des Probus unerfüllt. Der edle Fürst, den man für einen ausschließlichen Soldatenkaiser halten sollte, hegte ein Ideal ganz anderer Art, nämlich, daß nach gänzlicher Besiegung oder Schwächung der barbarischen Völker der römische Staat keiner Soldaten mehr bedürfen, daß ein Zeitalter des Friedens beginnen sollte, in welchem der Senat wieder zu seiner alten Autorität gelangen und sein altes Recht der Kaiserwahl ausüben werde, welches die Armee usurpirt hatte. Solche Aeußerungen drangen bis zu den Soldaten, die schon unwillig darüber waren, daß der Kaiser sie außerhalb des Krieges auch zu friedlichen und nützlichen Beschäftigungen: zur Austrocknung von Sümpfen, zur Anlage von Straßen, Canälen, Weinbergen anhielt. In seiner Heimat, beim Canalbau von Sirmium, tödteten sie ihn. So erlag er nach nur fünfjähriger Regierung, einer der besten Herrscher, dem damals gewöhnlichen Schicksal der Imperatoren. Er hatte zuerst den militärisch und volkswirthschaftlich gleich fruchtbaren Gedanken, mit Germanen das Heer zu verstärken und die Provinzen zu colonisiren, zum Princip gemacht und in großem Umfange durchgeführt.

Kaum war der schon bejahrte Gardepräfect des ermordeten Kaisers, der Illyrier Carus, mit dem Purpur bekleidet, als er seinen ältern Sohn, den Wüstling Carinus, zum Mitregenten ernannte und mit seinem jüngern, bessern Sohne, Numerianus, zur Vollendung des sarmatischen Krieges und zur Wiederaufnahme des persischen Krieges aufbrach. Er selbst besiegte die plötzlich eingebrochenen Jazygen, ein räuberisches Reitervolk sarmatischen Stammes (zwischen Donau und Theiß), welches Italien anzufallen drohte; 16,500 Jazygen sollen auf diesem Feldzuge geblieben, 20,000 gefangen worden sein. Darauf brach Carus gegen die Perser auf, bemeisterte sich Mesopotamiens mit der persischen Hauptstadt Ktesiphon und verdiente sich von der Armee den Namen des „Persikers". Plötzlich erkrankte er und starb während eines Gewitters; man behauptete bald, der Blitz habe ihn erschlagen, bald, er sei der Krankheit erlegen. Sein Sohn, der Cäsar Numerianus, den Carus auf den persischen Feldzug mitgenommen hatte, ward von den Soldaten ohne Weiteres als Augustus betrachtet, aber bald von dem Gardepräfecten (Aper), seinem Schwiegervater, ermordet; doch vergebens suchte dieser auf die Armee einzuwirken, daß sie ihn selbst zum Kaiser ausrufe. Vielmehr erhob das Heer den längst bewährten Feldherrn Diocletian, der sofort den Mord des beliebten Numerianus rächte, indem er den Gardepräfecten Aper durchbohrte und so die Prophezeiung eines druidischen Weibes in Gallien erfüllte, er werde Kaiser werden, wenn er einen Eber (aper) getödtet habe. Aber noch war des Carus ältester Sohn, der jetzige Augustus Carinus, zu überwältigen, und ein halbjähriger Krieg (an der untern Donau) um die Weltherrschaft zerriß von Neuem das Reich, bis die Mörderhand eines Tribunen, welcher die Entehrung seiner Frau an dem wüsten Carinus rächte, dem Diocletian den unangefochtenen Besitz des Reiches verschaffte.

---

183. Diocletianus.

(Nach Jac. Burckhardt, die Zeit Constantin's des Großen, Otto Hunziker, zur Regierung und Christenverfolgung des Kaisers Diocletianus und seiner Nachfolger, und Heinrich Richter, das weströmische Reich, bearbeitet vom Herausgeber.)

Diocletian, der „Zeusberühmte" (so nach seiner Heimat, dem kleinen Dioclea, benannt), ein Illyrier, wie seine Vorgänger und die meisten seiner bedeutenderen Nachfolger, war von niedriger Herkunft, angeblich sogar ein freigelassener Sclave. Durch Gaben des Verstandes noch mehr als durch einen ungestümen Heroismus ausgezeichnet, rang er sich zum Statthalter von Moesien, zum Obersten der kaiserlichen Leibtrabanten, endlich zum Kaiser empor. Sorgfältige Berechnung eines jeden seiner Schritte und eine kluge

Scheu, sich in weitaussehende Dinge einzulassen, verband sich in ihm mit einer seltenen Energie, den einmal gefaßten Entschluß durchzuführen.

Die Erfahrung des letzten Jahrzehnts hatte gezeigt, daß auch die tüchtigsten Regenten, die Retter des Reiches, dem verrätherischen Mord und dem Soldatenaufruhr unterliegen mußten. Auf die Länge wäre unausbleiblich ein Zustand, wie zur Zeit des Gallienus und der dreißig Tyrannen, wieder eingetreten, wozu es im Jahre 285 schon allen Anschein hatte, und das Reich wäre von Neuem in Stücke gegangen, vielleicht auf immer. Diocletian ergriff das wahre Gegenmittel; er umgab sich mit Nachfolgern und Mitregenten. Er trat zuerst einen Theil der Regierungssorgen an seinen alten Waffengefährten, den illyrischen Bauernsohn Maximianus, ab; sobald der Westen durch denselben einigermaßen beruhigt war, ließ er ihn in Italien seinen ständigen Sitz nehmen und einen eigenen Hof halten, während er selber sich den Osten als sein Regierungsgebiet und Nicomedien als Residenz erwählt hatte; den Schutz der Grenze vertraute er zwei Unterkaisern (Cäsaren) an, dem Galerius und Constantius Chlorus. Die Cäsaren hatten die bestimmte Aussicht, nach einer festgesetzten Anzahl von Jahren an die Stelle der zurücktretenden Oberkaiser (Augusti) erhoben zu werden; jede Erblichkeit in der Familie eines Augustus war ausgeschlossen, und auch die Cäsaren durften nur durch Adoption und Verschwägerung denselben angehören. So verschwand mit der Möglichkeit, durch einen Handstreich gegen die Person des Kaisers sich auf den Thron zu schwingen, nothwendig auch die Lust zu solchen Handstreichen. Denn wenn bloß einer der Kaiser oder Cäsaren fiel, wenn es nicht gelang, an einem Tage die zwei oder vier Herrscher in Nicomedien, Sirmium, Mailand und Trier zugleich zu ermorden, so gab es für die vereinzelte Gewaltthat unfehlbar einen oder mehrere Rächer; alle Guten wußten sofort, an wen sie sich anzuschließen hatten und brauchten sich nicht mehr der ersten besten Soldatenwahl in die Arme zu werfen. Der zweite große Vorzug von Diocletianus' Maßregel war die Theilung der Reichsarbeit, die nun nach festen gemeinsamen Plänen unternommen und durchgeführt werden konnte.

Auf dem nämlichen Grundgedanken, nicht auf persönlichen Motiven, beruht auch eine zweite, die Verhältnisse umgestaltende Maßregel Diocletian's. Er ließ die letzten Reste republikanischer Formen fallen, umgab die geheiligte Person der Oberkaiser mit orientalischem Ceremoniell und führte die Proskynesis ein. Dieselbe religiöse Scheu, die er von den Unterthanen für die Gottheit der Augusti forderte, wußte er auch seinen Regierungsgenossen gegen seine eigene Person einzuflößen. Es bot sich der Welt das unerhörte Schauspiel einer Vierherrschaft dar, in der sein überlegener Wille an den drei übrigen Fürsten die willfährigsten und treuesten Vollstrecker fand, ohne daß während seiner langen Regierungszeit die geringste Spur von Widersetzlichkeit oder auch nur von Eifersucht in ihrem Benehmen zum Ausdruck kam. So erfreute sich das Reich einer glücklichen Sicherheit, wie es sie lange nicht gekannt hatte.

Perserkrieg des Galerius. Während der Oberkaiser Diocletian auszog, um das seit langer Zeit empörte Aegypten zu unterwerfen, vertraute er seinem Cäsar Galerius den Kampf gegen die Perser an. Allein zwei unentschiedene Schlachten und eine dritte, welche Galerius durch allzukühnes Vordringen verlor, düngte noch einmal die wüste Ebene zwischen Carrhä und dem Euphrat, wo einst Crassus zehn Legionen zum Tode geführt, mit römischem Blut. Diocletian, der inzwischen Aegypten unterworfen hatte, begegnete auf seiner Rückkehr in Syrien dem geschlagenen Cäsar; er ließ ihn im Purpurmantel, wie er war, eine Miglie neben seinem Wagen herlaufen, Angesichts der Soldaten und des Hofes. Mehr als irgend etwas bezeichnet dieser Zug den wahren Ton der Diocletianischen Herrschaft. Denn die Ergebenheit des Galerius wird dadurch nicht im Geringsten erschüttert; sein einziges Verlangen ist die Erlaubniß, die Schmach durch Siege auslöschen zu dürfen. Nun müssen statt der weniger tauglichen Asiaten die unbesiegbaren Illyrier ausrücken, nebst einer Hülfsschaar geworbener Gothen. Diesmal wandte sich Galerius jenseit des Euphrat in das bergige Armenien, wo die meist aus Reitern bestehenden persischen Heere ihm viel weniger furchtbar sein konnten, als beim Kampf in der Ebene. Er selbst kundschaftete bloß mit zwei Begleitern das persische Lager aus und überfiel es dann plötzlich. Nach einem allgemeinen Gemetzel floh König Narses verwundet nach Medien und ging einen Vertrag ein, in welchem er fünf Provinzen, nämlich das Kurdenland und das ganze obere Tigrisgebiet bis an den Wansee abtrat. Damit war vor das römische Schutzreich Armenien gleichsam ein Wall hingebaut. Auch der König von Iberien sollte fortan Vasall der Römer sein und eine Vorwacht gegen die Barbaren jenseits des Kaukasus abgeben. Die ganze Grenze wurde nun mit Festungen und Garnisonen versehen. Es folgte eine Zeit der Ruhe für Vorder-Asien, welche fast 40 Jahre, bis gegen das Lebensende Constantin's hin, dauerte. Diocletian feierte mit Maximian im J. 302 den ihm schon vor 15 Jahren vom Senate decretirten Triumph in Rom, gleichsam als den feierlichen Abschluß der den Kämpfen um Consolidirung des Reiches gewidmeten Aera seiner Regierung. Die siegreichen Kaiser ahnten wohl nicht, daß sie mit diesen großen Erfolgen auch wesentlich der ruhigen Verbreitung des verhaßten Christenthums die Wege geebnet hatten.

Die Christen waren von geringen Anfängen allmählich zu einer Macht im Reiche herangewachsen; das Unglück des Staates in der Zeit von Gallienus bis Diocletian und die Noth des Volkes mehrte die Anhänger des Christenthums, die unter Diocletian auch schon am kaiserlichen Hofe nicht fehlten. Da aber im römischen Reiche die religiösen Culte im engsten Verbande mit den staatlichen Einrichtungen standen, so mußte dem Diocletian die alte heidnische Religion als einer der mächtigsten Hebel zur Wiederherstellung des Staates sich darbieten und das Christenthum ihm als unverein-

bar mit seiner (auf orientalische Formen und bureaukratische Gliederung der Verwaltung gegründeten) Staatsordnung erscheinen. So führte die Consequenz seiner Reorganisation zu einer umfassenden und allgemeinen Christenverfolgung, welche, gleichsam als Abschluß seines Werkes, das letzte mächtigste Hinderniß eines geordneten römischen Staatsorganismus beseitigen sollte. Ein kaiserliches Edict vom 24. Februar 303 befahl, daß die Christen ihrer bürgerlichen Rechte und Ehren verlustig (ἄτιμοι) sein, ihre Bücher verbrannt und ihre Kirchen zerstört werden sollten. Dem ersten Edicte folgten noch andere geschärftere, hervorgerufen durch den Widerstand der Christen gegen die Ausführung des ersten. Dadurch aber gelang es keineswegs, die Vernichtung des Christenthums zu Ende zu führen, vielmehr hat der Widerstand der Christen gerade am meisten dazu mitgewirkt, das Diocletianische Staatsgebäude später aus den Fugen zu reißen.

Am 1. Mai 305 trat ein politisches Ereigniß ohne Beispiel in der römischen Geschichte ein. Diocletian stieg zu Nicomedien freiwillig von der Höhe herab, auf die er den römischen Kaiserthron gestellt hatte und bewog zugleich den herrschsüchtigen Augustus Maximian Herculius, an demselben Tage zu Mailand ein Gleiches zu thun. Nach dem Thronfolgesystem, welches Diocletian ausgesonnen, nahm der Cäsar Galerius für den Orient, der Cäsar Constantius Chlorus für den Occident das Augustendiadem und Jeder von ihnen ernannte wieder einen Cäsar, der ebenfalls nach einer bestimmten Frist seinem abdankenden Augustus auf dem Throne nachrücken sollte.

184. Constantin der Große.

(Nach Heinrich Richter, das weströmische Reich, bearbeitet vom Herausgeber.)

Als im J. 306 der Augustus Constantius Chlorus (der Blasse) auf einem Feldzuge gegen die Caledonier zu Eboracum (York) starb, kehrte die frühere Willkür der Soldaten wieder; von der Hoffnung auf reiche Geschenke angelockt, riefen sie des Constantius ältesten Sohn, Constantin, einen bereits erprobten kühnen Feldherrn, zum Nachfolger seines Vaters aus. Diese Usurpation war der Anstoß zu allgemeinen Anmaßungen und Verwirrungen. Maxentius, der unächte oder untergeschobene Sohn des abgedankten Augustus Maximian Herculius, trat in Rom als Augustus auf und fand in dieser von Diocletian und seinen Mitherrschern zurückgesetzten, unzufriedenen Stadt ausreichenden Anhang. Der alte Maximian konnte es nicht ertragen, geherrscht zu haben, nahm wieder den Purpur und wanderte ruhelos im Reiche umher, um zu sehen, wo er noch einmal Boden fassen möchte. Galerius, der jetzige alleinige Oberkaiser, ernannte Cäsaren und Auguste,

jenen Usurpatoren gegenüber, die er theils anerkannte, theils verwarf. Endlich wollte Niemand mehr Cäsar, jeder Augustus sein. Im J. 308 gab es sieben Auguste, Jeder hatte sein Reichsgebiet, das er eifersüchtig gegen den verhaßten Nachbar abschloß, Jeder war des Andern offener Feind oder nur sein Verbündeter gegen einen Dritten, bis er ihn selbst zu gelegener Zeit würde stürzen können. Alle Intriguen, alle Laster und Verbrechen wurden entfesselt. Haß zwischen Vater und Sohn, Mord der nächsten Verwandten, Selbstmord aus Verzweiflung, Kämpfe, Abfall der Heere, Ruin der Provinzen, Verfolgung der Christen, — das war der Inhalt dieser Jahre, wo die Zeit der dreißig Tyrannen zurückgekehrt, das Reich aus den Fugen zu geben schien. Als 311 Galerius, der Ober-Kaiser des Ostens, an einer ekelhaften Krankheit starb, folgte ihm Maximinus in Asien, ein Mann, der zu bereuen pflegte, was er im Trunke gethan, und deßhalb verbot, seine Befehle zu vollziehen, bis er nüchtern geworden sei, nach christlichem Urtheile der gottloseste Mensch, den es je gegeben. Ueber Griechenland und die illyrischen Provinzen herrschte der Augustus Licinius, ein kluger und erfahrener Feldherr und einstweilen ein Regent von toleranten Grundsätzen.

Im J. 312 vereinigten sich die beiden christenfreundlichen Auguste, Constantin und Licinius, um ihren Nachbar Maxentius (in ihrer Mitte) zu vernichten. Nach mehreren Schlachten erfolgte die Entscheidung vor Rom, beim sogenannten rothen Felsen. Constantin wußte durch die Erzählung von einer himmlischen Vision seine Soldaten siegesgewiß zu machen und die Einreihung des Labarums, eines neuen Feldzeichens mit christlichen Emblemen, unter die römischen Adler entflammte den Muth der gewiß zahlreichen Christen im Heere gegen die weit überlegenen Schaaren des heidnischen Tyrannen. Maxentius ertrank in der Tiber, sein Haupt ward, auf eine Lanze gesteckt, durch die Straßen Roms getragen. Jubelnd begrüßten Heiden und Christen Constantin als ihren Erretter, als er an der Spitze seiner Germanen und gallischen Legionen in Rom einzog. Ihm gehörte jetzt das Reich bis an die illyrischen Grenzen und seitdem (312) hatte er nur noch zwei Mitregenten, Maximinus und Licinius.

Im Winter 313 kam Licinius zu seinem mächtigen Freunde Constantin nach Mailand und heirathete dessen Schwester. Beide Schwäger vereinigten sich zu dem berühmten Edict der Glaubensfreiheit, wodurch die Staatsreligion aufgehoben und das Christenthum von einer abwechselnd geduldeten und verfolgten Religion zu einer vollkommen gleich berechtigten erhoben wurde.

Von Mailand ging Constantin nach Gallien, um, wie schon einmal in den ersten Jahren seiner Regierung, die Franken, das furchtbarste der germanischen Völker, zu bekämpfen. Licinius eilte nach Osten, weil Maximinus in die Länder des abwesenden Nachbarn eingefallen war. In der Schlacht unweit Adrianopel ging ein Theil der Truppen des Maximinus zu Licinius

über, der andere wurde zersprengt und niedergemacht, Maximinus selbst floh in größter Eile und wagte erst in Cappadocien wieder als Herrscher aufzutreten, doch bei dem Herannahen des Heeres und der Flotte des Licinius erkrankte er, und die Art der schrecklichen Qualen, unter denen er endlich den Geist aufgab, spricht dafür, daß er Gift genommen oder erhalten habe. Nach seinem Einzuge in Nicomedien veröffentlichte Licinius das mailändische Edict der Glaubensfreiheit, welches jetzt im ganzen Reiche vom Atlantischen Ocean bis zum Euphrat galt.

Constantin und Licinius, 313—324.

Kaum waren die beiden verschwägerten Augusti allein als Herrscher übrig geblieben, als sie auch schon in Fehde geriethen. Constantin eröffnete den Krieg (314) mit einem raschen Einfalle in die illyrischen Provinzen, und nach einem Siege in Pannonien rückte er in Thracien ein, mußte jedoch nach einem zweiten, unentschiedenen Kampfe die Ungeduld seines Ehrgeizes zügeln und sich mit Abtretung der europäischen Provinzen des Licinius außer Thracien begnügen. Neun Jahre dauerte der ungewisse Friede zwischen den beiden kaiserlichen Schwägern. Constantin hatte einen Krieg gegen die Sarmaten und Gothen geführt, sich mit der Organisation seines Reiches, namentlich der beiden zuletzt eroberten, arg zerrütteten Theile beschäftigt und durch fernere Begünstigung der Christen seine Herrschaft befestigt, während Licinius durch sein tyrannisches Verfahren seinem Gegner enthusiastische und einflußreiche Freunde verschaffte. Endlich führte Constantin den Bruch herbei, indem er gothische Schaaren, die in das thracische Gebiet des Licinius eingefallen waren, unaufgefordert zurücktrieb. Als Licinius sich über diesen Eingriff in seine Hoheitsrechte beschwerte, hatte Constantin den erwünschten Grund, sich für seine guten Absichten mit beleidigendem Undank belohnt zu fühlen und in Thracien einzurücken. Bei Adrianopel ward (im Juli 323) über das Schicksal des Christenthums und der Welt entschieden: Licinius erlitt, trotz seiner trefflich geleiteten Operationen, eine schwere Niederlage, floh in bestürzter Eile nach Byzanz, und als diese Stadt von Constantin's Sohne Crispus mit einer Flotte belagert wurde, nach Asien hinüber, wo er bei Chalcedon abermals geschlagen wurde und sich nach Nicomedien warf. Seine Gemahlin Constantia begab sich von hier in das Lager ihres gewaltigen Bruders und empfing dessen feierliche Schwüre, gnädig des besiegten Augustus zu schonen; er ward als Privatmann nach Thessalonice verwiesen und dort im nächsten Jahre erwürgt.

Constantin Alleinherrscher, 324—337.

Kaum war Constantin am lebenslänglich verfolgten Ziele angelangt, als er das Errungene durch Ermordung der nächsten Verwandten zu sichern für nothwendig erachtete. Neid und Besorgniß über die Popularität seines

Sohnes Crispus beim Heere und Volke benutzte vermuthlich seine Gemahlin Fausta, um durch Verläumdung ihres Stiefsohnes diesen zu beseitigen und ihren eigenen drei Söhnen die Erbschaft des Reiches zuzuwenden. Der zornige Kaiser ließ seinen liebenswürdigen Sohn umbringen und beraubte die Welt eines vortrefflichen Herrschers. Dann erkannte er seine Verblendung, und seine Reue zeigte sich darin, daß er die Augusta Fausta im Bade ersticken ließ.

Dreizehn Jahre regierte Constantin als Alleinherrscher die Welt, die gebändigt zu seinen Füßen lag. Kein Aufstand, kein Usurpator wagte es, gegen ihn aufzutreten, und auch die auswärtigen Feinde hielten sich ehrfurchtsvoll still; nur die Gothen versuchten, als er ihnen die gewohnten Geldzahlungen versagte, einen Krieg (331—332), gingen aber zuletzt ein Bündniß mit Rom ein und stellten als Föderirte freudig Hülfstruppen. So konnte er denn ungestört das friedliche Werk Diocletian's, die Reorganisation des Reiches, wieder aufnehmen und in einer Weise durchführen, daß die neue Gestalt der Welt mit den Formen des orientalischen Despotismus lange als sein Werk allein angesehen wurde. Er ging auf Deocletian's Gedanken ein, an der Propontis eine neue Hauptstadt für das aufgegebene Rom zu gründen und wählte (statt des von Diocletian ausersehenen Nicomedien) den geeignetsten und sichersten Flecken der Erde zu der Stadt, in deren Namen er noch heute fortlebt. Dagegen war in Bezug auf die christliche Kirche sein Verfahren dem des Diocletian entgegengesetzt. Zwar scheint die vielverbreitete Meinung, er habe das Christenthum zur Staatsreligion erhoben, nicht haltbar, was auch mit etwa 5—6 Millionen Christen gegen etwa 45 Millionen Heiden kaum möglich gewesen wäre, aber es herrschte officiell vollkommene Gleichberechtigung der heidnischen und christlichen Religion unter Constantin I.

Wenn Constantin bei den innerhalb der christlichen Kirche ausbrechenden Streitigkeiten es gern vermied, Partei zu ergreifen, damit nicht ein Theil des Clerus und der Laien ihn verfluche, wenn der andere ihn segnete, so konnte er doch nicht neutral bleiben, als bald nach dem Anfange seiner Alleinherrschaft im Orient ein großer dogmatischer Kampf ausgebrochen war, veranlaßt durch die Absetzung des Presbyters Arius in Alexandria, welcher beschuldigt war, er läugne die Consubstantiabilität Gottes und Christi, er fasse Christum als nicht von Ewigkeit geboren, als einen Gott Vater untergeordneten Gott. Arius fand durch seine Schriften viele Freunde, und der Streit dehnte sich in einigen Jahren über den ganzen Orient aus. Constantin, als er Alleinherrscher geworden war, suchte den Frieden herzustellen und, da seine Ermahnungen nichts halfen, vielmehr blutige Parteikämpfe ausbrachen, so versammelte er im Juni 325 das ökumenische Concil zu Nicäa im kaiserlichen Palaste. Fast nur orientalische Bischöfe (im Ganzen 318) waren erschienen. Unter dem Einflusse Constantin's, der hauptsächlich der Kirche

und dem Staate den Frieden wieder geben wollte, wurde die Lehre des Arius verworfen und das unergründliche Geheimniß der gleichen Ewigkeit von Vater und Sohn durch das Wort ὁμοούσιος (consubstantialis, wesensgleich) im Symbolum ausgedrückt. Doch gewann der Arianismus immer mehr Boden und eine Synode zu Tyrus (335) entsetzte den Hauptgegner des Arius, den jungen Bischof Athanasius von Alexandrien, seines Amtes, worauf er vom Kaiser in ein mildes Exil nach Trier, der kaiserlichen Residenz in Gallien, gesandt wurde. Der fast 80jährige Arius sollte unter großen Feierlichkeiten in Constantinopel wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden, starb aber am Vorabend oder am Morgen des festlichen Tages unter so plötzlichen und so furchtbaren Convulsionen, daß der Verdacht der Vergiftung nahe lag.

Bald nach dem jähen, höchst verdächtigen Hinscheiden des Arius fühlte auch Constantin sein Ende nahen, während er sich mit großen Rüstungen zu einem Perserkriege beschäftigte. Er hatte seine drei Söhne und zwei seiner Neffen*) zu Reichserben ausersehen und bereits in ihre künftigen Gebiete abgesandt. Erst unmittelbar vor seinem Tode empfing er die Taufe von dem arianischen Bischofe von Nicomedien, in dessen Armen er bald nachher verschied. Wenn Genie, militairische und organisatorische Gaben ersten Ranges, epochemachende Verdienste um die Menschheit den ihm beigelegten Namen „der Große" zu rechtfertigen scheinen, so wird man doch nicht läugnen können, daß Constantin's Charakter unter dem Einflusse der begierig eingesogenen Schmeicheleien des Hofes in Constantinopel immer unerfreulicher geworden war, daß die großen Züge, welche seinem Wesen einen theils scheinbaren, theils wirklichen Adel verliehen hatten, in der neuen Residenz zusammengeschrumpft oder verzerrt waren.

---

*) **Constantius Chlorus**, † 306, Gem. 1. Helena. 2. Theodora.

- Constantin I. d. Gr. Gem. 1. Minervina, 2. Fausta.
  - Crispus, † 326.
- Constantia, Gem. Licinius.
  - Licinius, † 326.
- Julius,
  - Gallus, † 354.
  - **Julianus**, † 363.
- Dalmatius'.
  - Dalmatius, † 337.
  - Hannibalian † 338.

Söhne Constantins I. (2. Ehe):
- Constantin II., † 340.
- **Constantius II.**, † 361
  - Constantia Postuma Gem. Kaiser Gratianus.
- Constans, † 350
- Helena, Gem. Julianus.

185. Die Nachfolger Constantin's bis zur Theilung des Reiches.

(Nach Heinrich Richter, das weströmische Reich, bearbeitet vom Herausgeber.)

Sobald Constantin I. die Augen geschlossen hatte, erklärte sich das Heer, besonders die Leibgarden, für die Thronfolge der (abwesenden) Söhne des geliebten Todten, um den sie in ausschweifender Weise getrauert hatten. Constantius, ein zwanzigjähriger Jüngling, der nach Constantinopel geeilt war, ließ dort fast alle männlichen Verwandten in demselben Blutbade umkommen; auch die unbequemen Vettern, der Cäsar Dalmatius und Hannibalianus, der König von Pontus und Armenien, wurden entweder durch freundliche Versprechungen nach Constantinopel gelockt oder in ihren eigenen Reichstheilen von den Soldaten niedergemacht. Nur zwei kleine Prinzen, der etwa zwölfjährige Gallus und der sechsjährige Julian, wurden als für jetzt ungefährlich von der übersättigten Blutgier verschont. Ueber den Leichen ihrer nächsten Verwandten wurden die drei jungen Cäsaren zu Augusten ausgerufen.

Schon nach 2 Jahren brach der Bruderkrieg aus, indem Constantin II. plötzlich aus Gallien in die Provinzen seines jüngsten Bruders Constans einfiel; er wurde bei Aquileja geschlagen und niedergestoßen (340), worauf Constans Besitz von den Ländern seines ältesten Bruders (Italien und Africa) nahm. Dieser unverhoffte Erfolg und einige nicht eben unrühmliche Kämpfe mit den Franken erhoben das Selbstgefühl des jungen Constans, so daß er bald in eine Willkürherrschaft verfiel, welche die Entrüstung der Soldaten und Officiere wie den Haß aller ihm untergebenen Völker erregte. Von der allgemeinen Mißstimmung ermuthigt, ließ sich in Gallien Magnentius, der Oberbefehlshaber zweier auserlesener Legionen, von Herkunft ein Germane, zum Kaiser ausrufen. Constans floh nach Spanien und ward in einem Tempel niedergestoßen (350). Magnentius, der nun die abendländischen Provinzen besaß, verfiel dem Loose fast aller Thronräuber, ein drückendes und mißtrauisches Regiment führen zu müssen; dem römischen Heere nicht trauend, zog er große Schaaren germanischer Söldner in seinen Dienst. Mit einem solchen, mindestens zur Hälfte germanischen Heere brach Magnentius gegen Constantius auf, unterlag aber, vorzugsweise durch den Abfall des Franken Silvanus, des Anführers der Gardereiterei, in der äußerst blutigen Schlacht bei Mursa (heute Essegg) an der Drau, wo der größere Verlust des Siegers beweist, wie tapfer die Germanen gefochten haben. Noch zwei Jahre behauptete sich Magnentius im Abendlande bei zunehmendem Abfall von dem „Barbaren", bis er endlich, von allen Seiten verrathen und umdrängt, seiner Auslieferung an die Gegner durch Selbstmord zuvorkam (353).

Kaum war Constantius Alleinherrscher, so begann er eine

grausame Verfolgung der wirklichen oder angeblichen Anhänger des Magnentius, während zugleich sein Vetter Gallus (s. die Stammtafel S. 675), als Cäsar im Orient eine Schreckensherrschaft führte. Da Constantius Aufstände im Orient oder die Usurpation seines Vetters befürchtete, so lockte er ihn unter schmeichelhaften Vorwänden nach Pola, wo er ihn aus dem Wege räumte, und nur durch seine junge Gemahlin ließ er sich abhalten, auch den letzten Sprößling des einst so blühenden Constantinischen Hauses, den gelehrten Julianus, zu tödten. Doch erhielt dieser eine Erziehung, welche ganz dem kleinlichen und argwöhnischen Charakter Constantius' entsprach. Um dessen Argwohn nicht zu erregen, mußte Julian äußerlich das eifrigste Christenthum erheucheln, während er im Geheimen sich den phantastischen Lehren der Neuplatoniker hingab, deren Hauptvertreter (Maximus) dem jungen Prinzen prophezeite, er sei zum Throne bestimmt und geboren, um die Altäre der olympischen Götter wieder aufzurichten.

Im J. 355 schickte Constantius seinen Vetter als Cäsar nach Gallien, wo die Alemannen immer wilder und ungestörter haus'ten. Hier entwickelte Julian eminente Feldherrngaben: er schlug in einer großen Schlacht bei Argentoratum (Straßburg) 357 die Alemannen und drang dreimal (357—359) über den Rhein in die alemannischen Gaue. Diese Erfolge erregten bei Constantius um so mehr die Besorgniß vor einer Usurpation, als er selbst im Kriege gegen die germanischen Quaden und die sarmatischen Jazygen nur sehr mäßige, im Perserkriege bisher keine Lorbeeren errungen hatte. Da Constantius Verstärkungen gegen die Perser nöthig hatte, so glaubte er einen schicklichen Vorwand für die Schwächung des Cäsars gefunden zu haben, wenn er ihm seine besten Truppen, die celtischen und germanischen Hülfsvölker, entzog. Diese aber weigerten sich, nach dem Euphrat zu ziehen, da sie vertragmäßig nicht außerhalb der Grenzen Galliens verwandt werden konnten, und riefen zu Paris den Cäsar Julianus zum Augustus aus. Vergebens bat Julian seinen Vetter um Bestätigung des Kaisertitels und wollte sich mit dem Besitze von Gallien begnügen; Constantius schloß schnell mit den Persern Frieden, um gegen seinen Vetter zu ziehen, starb aber unterwegs in Cilicien (361) an einem Fieber, welches die Aufregung tödtlich gemacht hatte. So war Julian ohne Blutvergießen Alleinherrscher geworden.

Julianus („Apostata"), 361—363.

Julian begann seine Regierung mit einer Herstellung des untergehenden Heidenthums, indem er gebot, überall die geschlossenen Tempel zu öffnen, die verfallenen zu restauriren, die zerstörten neu zu erbauen und die Opfer nach den alten Riten zu feiern. Zugleich mit seiner Erklärung für die alten Götter proclamirte er eine vollkommene Freiheit aller Glaubensrichtungen, Secten und Culte, eine überaus fein berechnete Maßregel, um das Christenthum zu schwächen; denn sofort begann wieder der Kampf

zwischen den Homousianern und Homöusianern (Arianern) im Orient wie im Occident. Vor Allem beabsichtigte Julian eine Reform des Heidenthums, als sicheres Mittel zur Vernichtung des Christenthums. Wie aber die Neuplatoniker das Beste, was sie besaßen, den christlichen Ideen entnommen hatten, so wollte auch Julian eine der christlichen nachgebildete Hierarchie einrichten, fand aber für diese Entwürfe und Bemühungen bei seiner eigenen Partei wenig Eifer. Dagegen vereinigten sich in dem unauslöschlichen Haß gegen den „Apostaten" alle Christen, mit Hintansetzung ihrer Sectenkämpfe, und es drohte ein allgemeiner Bürger- und Religionskrieg auszubrechen.

Vor diesem äußersten Unglücke wurde das Reich durch den Perserkrieg bewahrt. Julian wollte, wie Alexander der Große, das persische Reich vernichten, und glaubte dadurch das zerfallene römische wieder herzustellen. Zahlreiche gothische Hülfstruppen vermehrten die Stärke der römischen Legionen, mit denen er im Frühjahre 363 von Antiochia aufbrach und nach einem kühnen Uebergange über den Tigris in das Innere Persiens vorrückte. Die Kriegführung der immer zurückweichenden Perser und der Haß der assyrischen Einwohner, welche ihre Vorräthe uud Aecker mit eigener Hand verwüsteten, nöthigten das siegreich vorgedrungene römische Heer schon nach zwei Wochen zum Rückzuge in nordwestlicher Richtung. Unsägliche Leiden begannen: verschmachtend in Durst, Hunger und Anstrengungen ohne Gleichen, wankten die römischen Legionäre hin, und die Germanen, an rauhes Klima gewöhnt, erlagen noch schneller den senkrechten Strahlen der Junisonne. Julian hielt den Muth und das Vertrauen der Soldaten dadurch aufrecht, daß er alle Leiden und Strapazen mit seinen Treuen theilte und sich selbst noch größeren Entbehrungen unterzog, als sie. Beinahe hatte das römische Heer den Tigris wieder erreicht, als es plötzlich von allen Seiten angegriffen wurde; Julian, der in das wildeste Gewühl der Schlacht stürzte, ward von einem Pfeile in die Leber getroffen und verschied (32 J. alt) in seinem Zelte, nachdem er noch die tröstende Nachricht vernommen, daß Römer und Germanen seinen Tod an den bereits siegenden Persern durch eine blutige Niederlage gerächt hätten.

Die Bestürzung der Heiden war so groß wie der Jubel der Christen, als die Kunde vom Tode Julian's durch die Provinzen flog; seine Einrichtungen, mit denen er das Reich wiederherzustellen und zu beglücken gemeint hatte, verschwanden schnell und spurlos. Die Wahl der Officiere fiel auf den christlichen Officier Jovianus mehr wegen der Verdienste seines Vaters, der die berühmte Legion der Jovianer mit Auszeichnung commandirt hatte, als wegen seiner eigenen, wiewohl liebenswürdigen Eigenschaften.

Jovianus, 363—364.

Während Jovianus den Rückzug bis zum Tigris fortsetzte, erschienen Boten vom Perserkönige Sapor, um Frieden anzubieten, unter der schmachvollen Bedingung, daß die 5 Provinzen jenseit des Tigris, welche Galerius

erobert hatte, nebst dem größten Theile des römischen Mesopotamiens abgetreten werden sollten. Noch war das Heer bereit, um solchen Preis den Kampf zu erneuern; doch Jovianus fürchtete das alte römische Uebel: Usurpationen, und um seinen Thron zu sichern, schloß er diesen erniedrigenden Frieden ab. Nie haben die Römer ihm die Schande jener Abtretungen verzeihen können, noch Jahrhunderte später wurde sein Name mit Verachtung genannt. Auf dem aus Furcht vor Usurpationen beschleunigten Rückzuge fand man den Kaiser eines Morgens todt im Bette, und in Nicäa fiel die Wahl seines Nachfolgers auf den Tribunen Valentinian.

Valentinian I., 364—375.

Dem Verlangen der Soldaten entsprechend, ernannte Valentinian sofort einen Mitregenten, und zwar in der Person seines Bruders Valens, dem er die orientalische Präfectur mit der Hauptstadt Constantinopel zur directen Verwaltung übergab, während er sich die drei Präfecturen des Abendlandes vorbehielt. Diese Reichstheilung zu Sirmium (Juli 364) ist die entscheidende gewesen. Von jetzt an hören Orient und Occident nicht mehr auf, ihre eigenen Imperatoren zu besitzen, und in Constantinopel und Mailand (oder Trier) ihr besonderes Centrum zu erblicken. Das Gefühl des Unterschiedes zwischen den griechisch und lateinisch redenden Ländern beginnt allmählich stärker zu werden, als das der Einheit. Auch der religiöse oder confessionelle Gegensatz beförderte die Entfremdung des überwiegend arianischen Morgenlandes von dem an dem nicäischen Symbolum festhaltenden Abendlande, und dieser Umstand mag dem weit schauenden Valentinian ein Grund mehr gewesen sein, seinen arianisch denkenden Bruder Valens dem Orient als Augustus zu geben.

---

186. Die Auflösung des abendländischen Reiches.

(Nach Wilh. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, mit einem Zusatze vom Herausgeber.)

Die Zerstörung der römischen Herrschaft im Abendlande ist die größte und folgenreichste That der Deutschen in der Geschichte, die einzige zugleich, an der fast alle Stämme ihren Antheil haben; aber nicht einem planmäßigen und mit Bewußtsein geleiteten Angriff, nicht der vereinten Kraft und dem gemeinsamen Entschluß der Deutschen erlag Rom, sondern einer höhern Macht, der die Menschen unbewußt dienten.

Als im J. 374 zahllose Schwärme der Hunnen, eines mongolischen Volksstammes, der in Europa eingebrochen war, über den Don gingen, hielt das gothische Reich, innerlich und äußerlich wenig befestigt, wie es noch war

dem gewaltigen Stoß jener kriegerischen, nomadisirenden Horden nicht lange Stand. Nach einigen Kämpfen beugten sich die Ostgothen und die meisten ihnen unterworfenen Stämme den Mongolen; die Westgothen dagegen verließen ihre Sitze, gingen über die Donau und fanden Aufnahme im römischen Reiche; 200,000 streitbare Männer wurden mit ihren Weibern und Kindern vom Kaiser Valens in den Gegenden zwischen der untern Donau und dem Hellespont angesiedelt, nachdem ein Vertrag mit ihnen abgeschlossen war, an den die römischen Beamten sich indessen wenig banden. Die Gothen, nicht wie freie Männer, sondern wie elende Knechte von diesen Beamten behandelt, griffen zu den Waffen, begannen ihre alten Raubzüge wieder und vernichteten bei Adrianopel das Heer des Kaisers (378). Er selbst wurde nach der Schlacht nicht mehr gesehen, und Theodosius übernahm die Herrschaft über das morgenländische Reich; diesem gelang es, mit den Gothen, wie mit den Hunnen, die jene im Kampfe gegen Constantinopel unterstützt hatten, Verträge zu schließen, nach denen nicht nur das ganze Land zwischen der Donau und dem Hämus, sondern überdies große Länderstrecken in Thracien und Klein-Asien den gothischen Eindringlingen eingeräumt wurden. Bald fingen die Gothen an, auf den Hof des Kaisers selbst den mächtigsten Einfluß zu üben; Gothen waren die vertrautesten Genossen des Kaisers, und Stilicho, ein Vandale, dessen erster Minister, dem er seine eigene Nichte vermählte.

Theodosius starb, nachdem er zuvor das Reich zwischen seine Söhne Arcadius und Honorius getheilt hatte. Denn schon schien es unmöglich, die Einheit festzuhalten, nachdem in Sprache, Sitte und Religion sich ein durchgreifender Unterschied zwischen den griechischen und lateinischen Ländern ausgebildet hatte; auch machten die Angriffe auf die Grenzen des Reiches im Osten und Westen eine festgeordnete Theilung der Kräfte des Reiches nöthig. Arcadius erhielt das Morgenland, das man für den bessern und gesichertern Antheil hielt, Honorius, der noch im Knabenalter stand, das Abendland, das der Vandale Stilicho für ihn verwalten sollte.

Durch Arcadius in ihrem Rechte verletzt, griffen alsbald die Westgothen von Neuem zu den Waffen und erhoben einen Jüngling, Alarich, der sich als der unternehmendste Geist und der tapferste Streiter unter ihnen hervorgethan hatte, als König auf den Schild. Er wurde von Arcadius zum Befehlshaber der römischen Truppen im östlichen Illyrien ernannt und damit die Grenzprovinz gegen das Abendland in seine Hand gegeben. Man hoffte hierdurch in Constantinopel sowohl für sich selbst Ruhe zu gewinnen, wie zugleich den Ungestüm des jungen Kriegsfürsten gegen das Abendland zu richten, das man geflissentlich von allen Seiten in Bedrängniß versetzte. Der Aufforderung seines Kaisers gehorchend, fiel Alarich in Italien ein, die Schlacht bei Pollentia, die zum Aerger der Christenheit am Ostertage des Jahres 403 geschlagen wurde, blieb unentschieden in ihrem Erfolge; Stilicho

schloß aber einen Vertrag, in dem Alarich außer reichlichen Jahrgeldern auch über die Truppen im westlichen Illyricum, das zum Westreiche gehörte, den Oberbefehl erhielt. Wie Constantinopel ihn gegen Rom, so wollte Rom ihn jetzt gegen Constantinopel benutzen. Auf den Grenzen beider Reiche im Dienste beider stand dieser germanische Jüngling und wog in seinem Geiste die Geschicke derselben ab. Das Reich mußte fallen, das seinen Zorn erregte und sein Schwert der Scheide entlockte.

Noch bändigte Alarich seinen kühnen Muth, da stürmten zügel- und regellose Massen germanischer und gallischer Stämme, durch das Drängen, Treiben und Zusammenstoßen aller Völker Mittel-Europa's, das der hunnische Sturm verursachte, in wilde Bewegung versetzt, von den Rheinquellen wie von den Donauufern her über die Alpen (405). Radagais, ein Gothe, war ihr Anführer. Vornehmlich mit Hülfe von Gothen und Hunnen, die Stilicho in Sold genommen hatte, siegte er über Radagais und zerstreute dessen Schaaren, der Hunger wüthete in der ungezügelten Volksmasse, der größte Theil des Heeres fand in Italien den Tod, und nur spärliche Reste desselben kamen über die Alpen zurück. Radagais selbst gerieth in Gefangenschaft und erlitt hier den Tod.

Um in dieser Noth Italien zu schützen, hatte Stilicho die römischen Legionen aus Britannien und Gallien gerufen und damit die westlichen Länder den von allen Seiten vordringenden deutschen Stämmen preisgegeben. Sofort überschwemmten Vandalen, Alanen, Alemannen, Burgunder und Franken Gallien, um sich neue Wohnsitze auf römischem Boden zu wählen. Die Sueven, Alanen und Vandalen zogen über die Pyrenäen nach Spanien. Die bedeutendsten Provinzen des Abendlandes gingen dem Reiche verloren. Der Haß Roms wegen dieser großen Verluste traf gerade den Mann, der dem gänzlichen Untergange noch vorgebeugt hatte. Mit empörendem Undank klagte man Stilicho des Verraths an, mit Fassung ertrug er den Tod; die fremden Hülfsvölker, die er zum Schutze des Reiches herbeigerufen hatte, meist germanische Krieger, wurden niedergemetzelt oder retteten sich durch eilige Flucht zu Alarich, der in der letzten Zeit mit Stilicho in vertrauteren Verhältnissen gestanden hatte. Alarich's Zorn war erregt, sein Entschluß gefaßt, gegen Rom zückte er sein Schwert, um das vergossene Blut der Germanen zu rächen.

Mit einem wohlgerüsteten Heere rückte Alarich gegen Rom und belagerte die Stadt. Obwohl sie damals noch über eine Million Menschen enthielt, vermochte sie doch nichts Anderes, als mit ungeheuren Summen den Abzug der Germanen zu erkaufen. Schon im folgenden Jahre stand Alarich abermals vor den Thoren der Stadt und ließ nicht eher ab, als bis man dem elenden Honorius das Diadem genommen und Attalus, ein Geschöpf seiner Gnade, auf den kaiserlichen Thron gesetzt hatte, den er selbst, der Gothe, verschmähte. Als Attalus seinen Erwartungen nicht entsprach, schickte Alarich

Purpur und Diadem als Gnadengabe an Honorius zurück, rückte aber nichtsdestoweniger abermals vor Rom und erstürmte die Stadt am 24. August 410.

Wohl hatte Alarich einst den feigen Römern, als sie aus Besorgniß für ihr Gold verzweifelnd fragten, was er ihnen denn lassen wolle, die höhnende Antwort gegeben: „das Leben"; aber doch zeigte er sich hochherzig und mild im Siege. Ein Theil der Stadt ging beim Sturme freilich in Flammen auf, aber nach der Einnahme wehrte Alarich allen Gewaltthaten und schonte, obwohl Arianer, doch die Kirchen der Andersgläubigen. Schon nach wenigen Tagen verließ er die Stadt und zog nach Unter-Italien, um nach Sicilien und Africa überzusetzen und auch diese Länder seinem Schwerte zu unterwerfen. Aber der Tod ereilte ihn unvermuthet. Er starb, erst 34 Jahre alt, und die Gothen wählten ihrem großen Fürsten, dem Besieger Roms, in dem Bett des Busento das Heldengrab. Durch die Wahl des Kriegsvolks wurde der tapfere Schwager Alarich's, Athaulf, zum Könige erhoben. Dieser zog nach Gallien, das größtentheils in den Händen der Germanen war und wo die letzten Reste römischer Herrschaft rebellische Anführer an sich gerissen hatten und den kaiserlichen Namen mißbrauchten. Athaulf siegte über die Empörer und unterwarf einen Theil Galliens wieder dem Gebote des Kaisers. Als er dann mit seinem Volke über die Pyrenäen zog, um das spanische Land seinen Gothen zu unterwerfen, fiel er zu Barcelona durch Mörderhand.

Nach Athaulf's Tode setzten die westgothischen Könige die Eroberungen jenseit der Pyrenäen fort, erst für den Kaiser, der ihnen dafür das südlichste Gallien abtrat, dann im Kriege gegen den Kaiser. Allmählich gewannen sie fast das ganze spanische Land; die Herrschaft der Sueven wurde auf Gallicien beschränkt; die Vandalen gingen nach Africa, gründeten auf der Stelle des alten Carthago eine Kriegsherrschaft und machten als Seeräuber sich geraume Zeit allen Völkern an diesem Meere furchtbar; die Alanen unterwarfen sich diesseit und jenseit der Pyrenäen den Westgothen.

Denn auch auf der Nordseite des Gebirges, wo die gothische Hauptstadt Toulouse lag, hatte sich indessen weiter und weiter die Macht der Westgothen ausgebreitet, und alle Versuche der Römer, die Herrschaft in Gallien zu behaupten, zeigten sich als vergeblich. Zum letzten Male brachte hier den römischen Namen zu Anerkennung und Ehre der treffliche Aëtius, der, als nach Honorius' Tode Valentinian III. im Kindesalter auf den Thron erhoben wurde, für den kaiserlichen Knaben die Regierung führte. Gab es noch irgend einen Mann, Roms gesunkene Macht wieder aufzurichten, so war sicherlich er es. Und in der That schlug er die Westgothen, Franken, Alemannen und Burgunder nach einander und stellte die aufgelöste Ordnung in den Provinzen wieder her. Aber dem römischen Reiche blieb von dem gallischen Lande nichts, als die Striche zwischen der Loire, Somme und Maas, auf beiden Seiten der Seine.

Während die Germanen überall siegreich in Gallien vordrangen, begannen auch bereits in Britannien ihre Eroberungen. Von dem Schutz der römischen Legionen verlassen, waren die Briten, die längst die Führung der Waffen verlernt hatten, von den Picten vom Norden her bedrängt, von den Scoten vom Westen, von sächsischen Seeräubern im Osten angegriffen, in der hülflosesten Lage. Vergeblich wandten sie sich um Beistand an Aëtius. Von diesem zurückgewiesen, boten sie endlich sächsischen Häuptlingen Land und Sold. So wurden die Picten besiegt, aber sofort verstärkten sich auch die siegreichen Sachsen durch nachziehende Schaaren ihres Volkes und der Angeln, eines im jetzigen Jütland damals weit verbreiteten deutschen Stammes, griffen dann die Briten an und gründeten das Königreich Kent, von dem sie ihre Macht weiter und weiter über die Insel verbreiteten.

Römer und Gothen, Franken und Burgunder kämpften noch um den Besitz Galliens, da führte der Hunne Attila sein ganzes gewaltiges Heer (700,000 M.?) 451 über den Rhein und drang bis in das Herz des Landes, bis an die Loire, in glücklichen Kämpfen vor. Orleans hielt ihm für den Augenblick Stand, und dem Aëtius gelang es, in der dringenden Gefahr die von den Hunnen bedrohten germanischen Stämme in Gallien mit den Römern zu vereinigen. So wurde Orleans entsetzt und Attila wandte sich schon zum Rückzug. Das vereinte Heer der Römer, Westgothen und salischen Franken folgte ihm nach, und auf den weiten Catalaunischen Ebenen, zwischen Troyes und Châlons, kam es zu einer jener mörderischen Schlachten, die auf Jahrhunderte hin über die Schicksale der Menschen entscheiden. Attila, besonders durch die Westgothen bedrängt, siegte nicht: da schwand sein Glück mit seinem Schlachtenruhm. Er ging über den Rhein zurück und nahm im folgenden Jahre seinen Weg gegen Italien und Rom. Ungehindert überstieg er die Alpen und drang bis zum Adriatischen Meere vor. Aquileja und andere volkreiche Städte an dieser Küste wurden zerstört, zitternd flüchteten sich die Bewohner auf die nahe gelegenen Inseln, wo nun erst Venedig, jene Inselstadt eigenster Art, ihren Ursprung gewann. Das ganze nördliche Italien fiel in die Hände der Hunnen, aber gegen Rom zog Attila nicht; obschon nicht die Heere des Kaisers die Stadt retteten, sondern die Bitten und Vorstellungen des Papstes Leo, der sich in das Lager der Feinde begeben hatte. Als Attila sich zum zweiten Male nach Italien wandte, raffte ein plötzlicher Tod ihn dahin. Schnell wie sie entstanden war, endigte seine Herrschaft: die unterworfenen germanischen und slavischen Stämme machten sich frei, und die Hunnen kehrten bald in jene Steppen Asiens zurück, aus denen sie gekommen waren.

Aëtius fiel durch Mord und Kaiser Valentinian war sein Mörder; Aëtius fand seinen Rächer und auch Valentinian endete bald durch Mörderhand. Italien war ohne Schutz; die Vandalen, die mit ihrer Flotte das Mittelmeer beherrschten, plünderten die Küsten, drangen unter ihrem Könige

Geiserich gegen Rom vor und eroberten abermals die Stadt, die schonungsloser als einst von den Gothen behandelt wurde. Eine kaiserliche Macht gab es nicht mehr, die Männer, die in schnellem Wechsel mit dem kaiserlichen Namen bekleidet wurden, waren entweder ohnmächtige Werkzeuge in der Hand der Westgothen- und der Burgunderkönige, oder sie wurden vom Hofe zu Constantinopel, oder endlich von dem Willen jener barbarischen Kriegsschaaren geleitet, die in Italien standen.

Eine wahrhafte Macht erhob sich in diesem Lande erst wieder, als die Heruler, Rugier, Gothen, Thüringer und andere Deutsche, die im römischen Solde dienten, Odoaker, einen ihrer Genossen, der als gemeiner Kriegsmann nach Italien gekommen war, zu ihrem Könige erhoben, um unter ihm eine feste Herrschaft sich hier zu begründen. Der letzte römische Kaiser vereinigte zufällig in seinem Namen die der beiden großen Stifter der Stadt und der Monarchie, er führte und entweihte die Namen Romulus und Augustus, welchen letztern die Zeitgenossen verächtlich in Augustulus verwandelten. Odoaker schonte das Leben des harmlosen Jünglings, setzte ihm eine Pension von 6000 Goldstücken aus und wies ihm das Lustschloß des Lucullus in Campanien zum Aufenthalte an.

Pütz, Wilhelm, 1806-1877

Historische Darstellungen und Charakteristiken Für Schule u. Haus

Bd.: 1

Köln 1873